

World of Cosmos



WORLD OF COSMOS 124

Das fantastische Fanzine

→ www.world-of-cosmos.de ←

WOC124 - DAS VORWORT	3
Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser	4
Dreck von Uwe	9
Anime Previews für das Herbstquartal 2025	19
Autorenfrust von Seejay, eine Gestaltgewordene Poesie zur Schreibblockade	22
SF-Quiz eigentlich für den Phantastik-Stammtisch Braunschweig, jetzt exklusiv für uns von Uwe ..	23
Uwe rezensiert: Von Zeit zu Zeit (OT: Time and Again) von Jack Finney.....	26
Uwe rezensiert: Doktor Maxwells chaotischer Zeitkompass (OT: A Symphony of Echoes. (The Chronicles of St. Mary's Book 2)) Von Jodi Taylor	29
Uwe rezensiert: Verschwunden Was geschah wirklich mit Flug MH370? (OT: The Disappearing Act – The Impossible Case of MH370) Von Florence de Changy	32
Uwe rezensiert: Der Sturm aus dem Nichts (OT: The Wind from Nowhere) Von James Graham	42
Uwe rezensiert: Der illustrierte Mann (OT: The Illustrated Man) Von Ray Bradbury	45
Uwe rezensiert: Auf dem Zeitstrom (OT: The fabulous riverboat) Von Philip José Farmer	49
Der letzte Zeitsplitter	51
8. Wieder im 21. Jahrhundert	51
9. Morgens	60
10. Abends	66
11. Am nächsten Abend	73
12. Gleichzeitig	76
Voller Dampf für Kakanien – ein Steampunkabenteuer von Senex	79
Anime Evolution: Spiegel	297
Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin	336
Vader & Ich / Kapitel 39 - 41	429
DIE TODESSCHWADRON: The Death Watch, Teil I	429
DIE TODESSCHWADRON: The Death Watch, Teil II	435
DIE TODESSCHWADRON: Revans Rückkehr	442
Verderben auf Tuwihry1 - Teil 3	449
Impressum.....	483

WOC124 - DAS VORWORT

Und wieder ist ein Vierteljahr vergangen. World of Cosmos 124 steht an, das dritte Fanzine unter meiner Regie.

Vorweg eines: Es ist genug Stoff für ein WoC vorhanden, keine Sorge. Ich habe zwar nicht alles fertig gekriegt, was ich für mich selbst geplant habe, aber dank Seejay, Senex, Uwe und Rosalinda ist doch wieder ein dickes Exemplar entstanden, in dem für jeden etwas dabei sein sollte.

Damit ist der Einsendeschluss für dieses World of Cosmos zwar abgeschlossen, aber seit der letzten Ausgabe gilt ja das Prinzip, dass Ihr etwas nachreichen könnt, was dann auch in der PDF geupdated wird. So wie meine Fanfiction zu Malakais eigenem Werk im letzten World of Cosmos.

Besonders hinweisen möchte ich diesmal auf die Arbeitsleistung von Uwe. Klar, die Rezensionen fertigt er nicht fürs WoC an, sondern er hat wohl einen Fundus. Aber diesmal steuert er überdies auch noch einen Quiz bei, dessen Lösung dann zu Weihnachten präsentiert wird.

Wenn Ihr dies liest, bin ich gerade dabei, die Beiträge zu gestalten und hochzuladen und zwei von meinen zu tippen – beziehungsweise werde ich das tun, wenn dieses Vorwort fertig ist. Nämlich den Anime-Preview und den Leserbrief. Und damit sind wir auch schon beim Stichwort. Es wird diesmal nur einen Leserbrief geben. Zwar können wir alle direkt unter den Beiträgen kommentieren, und dies wird auch sehr eifrig von unseren aktiven Mitgliedern getan. Aber ich vermisse einfach die Letters of Communication der üblichen Verdächtigen wie Malakai, Göttrik und Vroni. Auch der Besuch von Torben Hamiller Kneesch war nur eine Stippvisite, was ich schade finde.

Und wenn wir schon über Veteranen reden: Hat jemand etwas von Harun gehört? Der schweigt jetzt schon mehrere Jahre im Fandom. Nicht ungewöhnlich für ihn, aber langsam macht man sich doch Sorgen.

Nichtsdestotrotz stürze ich mich gleich auf die Texte für das aktuelle WoC. Übrigens wird es eine Werbeseite geben, da im August der zweite Teil meiner Buchreihe Der Schachtürke herausgekommen ist, diesmal Gardez in Bombay.

Und wenn ich Euch alle hier mal beisammen habe: Das nächste digitale WoC soll am 24. auf dem virtuellen Gabentisch liegen. Deshalb setze ich den Einsendeschluss auf den 11.12.2025 fest. Natürlich gibt es wieder eine Karenz für angemeldete, aber noch nicht fertige Beiträge. Aber die Nachzügler müssen sich diesmal sputen. Soll hinterher keiner sagen, ich hätte das zu spät erwähnt.

Viel Spaß am neuen WoC.

Mit den besten Grüßen

Alexander Kaiser

Leserbrief von Alexander „Tiff“ Kaiser

Grüße, Schwarzlochgalaktiker.

Und da sind wir also bei WoC 124. Die nächste Ausgabe, die zum Heiligabend geplant ist, wird bereits die 125 sein. Da wir ja mittlerweile digital sind, gibt es keinerlei Limit für die Einsendungen. Moment, wartet mal, ich rede kurz mit dem Chefredakteur. Redachs? Kann ich das so sagen? Kein Limit? Ja? Ja? Wieso? Ach, echt? Okay. OKAY.

Also der Chefredakteur sagt, dass es tatsächlich kein Limit gibt, aber sollte es doch sehr viel sein kann es sein, dass er Rücksprache mit dem Autoren oder der Autorin hält, um und ob etwas ins nächste WoC geschoben wird/werden kann. Aber er rechnet nicht wirklich damit. Na, das sind doch halbwegs gute Neuigkeiten. Danke, Redachs.

Aber kommen wir zu Wichtigerem. Kommen wir zu mir. Einige von Euch haben im August vermutlich das aktuelle Rätsel der Galaxien vermisst. Ja, sorry, das liegt daran, dass ich es noch nicht geschrieben habe. Ich fand irgendwie in der ganzen Zeit bis einschließlich heute keine Gelegenheit, mich hinzusetzen und einfach loszulegen. Ich hoffe, das wird besser.

Es liegt übrigens nicht an der Zeit. Sonst müsste ich einfach nur bis nächste Woche warten, da habe ich Urlaub. Es kommen sehr viele verschiedene Gründe zusammen. Nur eines ist gewiss: Richtiger Leerlauf, so was wie Schreibblockade, ist es nicht, denn irgendwas schreibe ich ja immer. So habe ich übrigens gerade [die erste Folge einer alternativen Welt](#) auf Fanfiktion.de eingestellt, die auf meiner Fantasy-story [Magica Academia Trualentis](#) basiert, aber grundsätzlich andere Wege geht. Etwas andere Wege. So wurde Arden Darcon, der Held der Geschichte, einerseits nicht als künftiger Herzog des Landes Darcon geboren, andererseits wurde er als Kind nicht vergiftet, wodurch seine Magie niemals gestört wurde und er sein volles Potential schon in jungen Jahren entfalten konnte. Auch ist er kein Bürger von Trualentis, sondern Parkoler und kommt als Gastschüler an die Academia. Ich will mit dem alternativen Universum die Schule selbst intensiver betrachten und mich auch mehr in Hardonar herumtreiben. Dinge, die ich bei der ursprünglichen Story doch sehr vernachlässigt habe. Mal sehen, wohin der Plot mich diesmal ziehen wird, oder ob ich tatsächlich dazu komme, zu schreiben, was ich schreiben will.

Das Fazit bleibt allerdings: Das neue RdG ist noch nicht mal angefangen. Vielleicht schaffe ich es als Weihnachtsgeschenk, oder als verfrühtes Nikolauspräsent. Schauenmermal. Bis dahin alle eifrig meine neue Story lesen, bitte.

Kommen wir aber zu den Leserbriefen. Genauer gesagt nicht zu meinem, sondern zu dem von Göttrik. Was mich übrigens zu der traurigen Tatsache bringt, dass dieser Leserbrief, den Ihr gerade durchlest, der einzige Leserbrief im ganzen WoC ist. Alle anderen üblichen Verdächtigen haben abgesagt, einige stellen diesmal auch nicht einmal Material zur Verfügung. Die „Neuen“ dominieren klar diese Ausgabe, was ja grundsätzlich nicht schlecht ist. Aber the more the merrier, daher bitte ich die „Alten“ und die „Neuen“ und die „ganz Neuen“, die bisher gar nicht veröffentlicht haben, aber gerne wollen, für die Weihnachtsausgabe zumindest ein bisschen einzusenden. Ob das ein Letter of Communication ist, eine Rezi, eine Frage, Zeichnungen oder Grafiken (gerne auch in Einzahl), Stories oder ganze Romane sind, ist hier nicht die Frage. Die Redaktion nimmt alles, wie Ihr weiter oben lesen könntet.

Aber zurück zu Göttriks Brief.

Ja, Göttrik, ich habe die zweite Carch-Folge gelesen, als ich sie hochgeladen habe. Da fällt mir auf, dass ich Folge eins eben NICHT gelesen, nur hochgeladen habe. Deshalb fand ich wohl dieses und jenes für etwas sehr blutig, weil mir der Kontext der ersten Geschichte fehlte. Doch grundsätzlich, trotz des nicht vorhandenen Blut auf dem Boden des Bildschirms, habe ich gut reingefunden und verstand jederzeit, worum es eigentlich ging. Und das ist doch schon mal ein Kompliment für den Autor.

Des weiteren beziehst Du Dich, Göttrik, auf eine meiner Vorstellungen bei den Anime. Danke für den Hinweis des Spin-Offs. Während ich mit der Originalwelt fremdle, weil der Anime behauptet, bei Folge 12 wären 45 Jahre vergangen und die Leute sind einfach langlebig und ewig jung, ist der Hinweis auf die protegierte Testpilotin und ihren Spinoff doch eine schöne Sache. Ich werde zu beiden mal die Mangas suchen und den Spinoff auf die Kaufliste setzen.

Danke auch für Deine indirekte Autorenavorstellung. Das hättest Du durchaus als eigenen Artikel und etwas ausführlicher schreiben können.

Was Deinen Dank an die „Neuen“ angeht, kann ich Dir eines versichern: Egal für wie unqualifiziert hältst, ihre Stories zu bewerten, darum geht es nicht. Du darfst natürlich bewerten, rezensieren, analysieren, was immer Du möchtest. Aber im Prinzip reicht es vollkommen, Deine Meinung kundzutun, wie Du es im Leserbrief getan hast. Gerne auch in der Kommentarsektion der Geschichten selbst.

So in etwa wie Dein Kommentar zu Senex' Arztbesuchsbericht. Genau das wollte ich im Anschluss sehen. Reflektion, eigene Meinung und Einordnung. Danke dafür.

Dann fragst Du noch, ob für das 30jährige Jubiläum etwas geplant ist. Ja. Zum Beispiel dass unsere Protagonisten gegen ein Konglomerat aus Protosuperintelligenzen kämpfen müssen, die erst selbst Superintelligenzen werden wollen, um dann zu einer Super-Superintelligenz zu verschmelzen, die den gesamten Virgo-Cluster als Materiequelle verschlingen will, um dann als Super-Kosmokrat wiederzuerstehen. Um dieses Ziel zu erreichen, sind sie bereit und vielleicht auch in der Lage, DORIFER und damit die künftige Realität zu manipulieren.

Ach, Du meinst Gewinnspiele oder etwas in der Art? Nein, da habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.

Aber das ist eine gute Gelegenheit, um zu testen, ob das hier überhaupt jemand liest: Was meint Ihr, liebe World of Cosmos-Leser und -Mitarbeiter? Sollte es für dreißig Jahre Rätsel der Galaxien etwas Besonderes geben, und wenn ja, was schwebt Euch vor? Ein Special, in dem jeder, der möchte, eine FF zur Serie schreibt? Eine Verlosung, ein Preisaufschreiben, eine Enzyklopädie, eine Witzesammlung? Was garantiert nicht passieren wird, ist, dass alle Autoren, die je etwas geschrieben haben, etwas verfassen. Da haben Zeit und Raum uns zu sehr auseinander dividiert, fürchte ich. Ich bin für andere Vorschläge aber offen.

Kommen wir zu den Stories, die ich nicht alle gelesen habe.

Zuerst *Die Mahnung* von Uwe.

Eine Star Trek Classic-Geschichte über einen Zwischenfall. Soweit, so verständlich, mit Auftritten von Kirk, Spock, Pille, Scotty, Sulu und Chapel. Mit leichter Hand geschrieben, ein verständlicher Plot mit einer verständlichen Auflösung war das Lesen die Zeit wirklich wert, auch wenn im Nachhinein mein Gefühl mir sagt, dass sie nicht ganz so Star Trekig war, wie die Classic-Geschichten einst erzählt wurden. Positiv erwähnen möchte ich natürlich, dass alle Red Shirts überlebt haben. Negativ, dass Uwe eine Wissenschaftlerin einführt und diese danach nicht weiter benutzt, geschweige den Red Shirt, der einen Namen ganz zu Anfang bekommt, eine brenzlige Situation überlebt und durchaus Teil der zweiten Truppe sein könnte, die auf den Planeten zurückkehrt.

Einen großen Fehler hast Du allerdings gemacht, Uwe. Achtzig Parsek, das sind rund 240 Lichtjahre, und Warp 1 ist Lichtgeschwindigkeit. Du hättest die ENTERPRISE also ruhig etwas schneller fliegen lassen sollen, denn ansonsten war sie 240 Jahre unterwegs, um den Planeten Genesis zu erreichen, und das erscheint mir etwas lang.
Ansonsten solide.

Dann Zeitsplitter von Seejay.

Ich muss zugeben, die Story fasziniert. Ich finde es etwas bedenklich, dass ich den Rest noch nicht gelesen habe, obwohl sie flüssig geschrieben und teils humorig umgesetzt ist. Wollte ich mir das Vergnügen echt für das nächste Quartal aufheben? Egal. Jetzt beim Hochladen werde ich mich dem widmen.

Seejay, Du hast eine schlüssige und interessante Geschichte erschaffen, die mindestens so viele Fragen aufwirft, wie sie beantwortet. Zeitreisenthematiken sind auch meins, also hatte ich viel Vergnügen.

Der einzige „Fehler“, den ich der Story ankreide, den habe ich Dir ja schon geschrieben. Für die Plotentwicklung war der Tod der jungen Frau durch Verhungern sicher wichtig, beziehungsweise ihrer Erkenntnis, dass sie dieses Schicksal, das sie für so wichtig ansah, nicht antreten konnte. Was ihren Tod verursachte. Nun. Wie wichtig es für den Plot tatsächlich war, wird sich hoffentlich noch zeigen. Meine Lösung wäre gewesen, sie erst mal davon zu überzeugen, dass sie tatsächlich verhungert und nun bei den Göttern war. Es wäre durchaus interessant gewesen dabei zuzuschauen, ob und wie sie sich adaptiert.

Ansonsten bin ich zufrieden, dass es in diesem WoC und in den nächsten beiden mit Deiner Story weitergeht, Seejay.

Im weiten Feld des Lichts von Malakai.

Ja, meine Meinung zu Deinem Masaria-Spinoff kennst Du ja schon. Ich habe sogar eine Fanfic dazu geschrieben, weil ich das Ergebnis für zu düster gehalten habe. Doch, doch, flüssig geschrieben, liest sich leicht und interessant, und das Thema der Urbanisierung des Planeten ist eines, das mich auch interessiert hätte. Nur das Ende passte mir eben nicht. Es wirkte so, als wäre keiner auf einen Ernstfall vorbereitet, während eines interstellaren Krieges. Und das war mir dann doch zu unwahrscheinlich. Aber ansonsten, ruhig mehr davon. Außerdem schuldest Du mir ja noch das Finale Deiner Agentengeschichte rund um den Masaria-Komplex. Glaube bloß nicht, dass Du da davon kommen wirst, Marc.

Rhodans Tochter von Senex.

Hach, golden Memories, da noch mal einzutauchen und einige Sachen zu lesen, die mir damals schon gefallen haben, als die Story auf Fanfiction.de diesen Punkt erreicht hat. Ich amüsiere mich köstlich, und wie immer flott erzählt und in sich schlüssig, was nicht unbedingt von jeder Fanfic zu erwarten ist.

Vader&Ich von Rosalinda Kilian.

Auch hier: Golden Memories. Diese Geschichte kenne ich ja auch von Fanfiction.de, und ich bin sehr froh über Deine Erlaubnis, Rosalinda, sie im WoC veröffentlichen zu dürfen. Sie macht dann ja auch einiges her und löst Reaktionen aus. Und das hat sie auch zweifellos verdient. Witzig, teilweise düster, immer spannend, immer wieder gern gelesen. ^^b

Voller Dampf für Kakanien von Senex.

Ja, auch hier, eine der besten Geschichten, die ich die letzten Jahre lesen durfte. Reinschnuppern ist immer nice. Und da ich jetzt gelernt habe, wie man Bilder implementiert, ist die Story jetzt nicht

nur ein Lesevergnügen, sondern auch ein optisches. Da fällt mir ein, mir fehlen noch die beiden aktuellen Kapitel. Da lese ich mich jetzt so nach und nach ran.

Rätsel um den alten Bekannten von Göttrik.

Ich fasse die Geschichte mal zusammen: SENECA wird misstraut. An Bord der SOL. Von Atlan selbst. Starker Tobac aus Deiner Feder, Göttrik. Deine zweite Cäpt'n Carch-Geschichte geht direkt in die Vollen und tangiert sogar Douc Langur und die Kosmokraten selbst? Mit Kleinigkeiten gibst Du Dich hier nicht ab, das merkt man schnell. Trotzdem schön erzählt, und man hat ein Bild vor dem geistigen Auge. Gerne mehr.

Die Sache mit der Mumie von Uwe.

Tja, hätte ich besser mal den Titel im Kopf behalten, als ich die Geschichte gelesen habe. Dann hätte ich beim ersten „Anblick“ der Mumien wissen können, welche zentrale Rolle sie spielen würden. Uwe, Du erzählst hier lockerflockig aus Sicht des Agenten eine interstellare Kriminalgeschichte. Ich gebe zu, für einen Moment war ich versucht zu glauben, der Tassyloorer würde aktiv in die Geschichte eingreifen und einen hochrangigen Nazi spielen, um den Vorteil der Leibwächter zu nutzen. Aber dann ging es doch ganz anders weiter.

Was mich jetzt aber interessiert, ist folgendes: Welche Mumie war es denn, und in welchem Museum welcher Großstadt war sie aufbewahrt?

Tuwihry1 von Uwe.

Ich gebe zu, hier habe ich nicht mitgelesen. Zu wenig Zeit, zu viele Aufgaben, zu großes Universum, zu wenig Geduld. ^^° Mea culpa.

Kommen wir zum einzigen Sachartikel im letzten WoC.

Umweltangepasste – ein Blick aufs Thema von Senex.

Ich habe den Artikel gerne gelesen und kann Dir im Fazit durchaus zustimmen. Waren die Überschweren und die „eigenen“ Überschweren in Form der Epsaler noch eine relativ logische Entwicklung, und mag man über Imarter mit der Tonnenbrust oder Oxtorner, die massiv genetisch manipuliert wurden, um Oxtorne überleben zu können denken, was man möchte, so sind Ertruser nur aus einem einzigen Grund entstanden. Handgranaten-Herbert wollte eine Soldatenrasse erschaffen, sonst wären die Ertruser auch gedrungene Gestalten geworden, und keine sehr großen Humanoiden mit „üblichen“ Proportionen. Auch die Problematik ihrer Figuren unter den Bedingungen ihrer Hochschwerkraftwelt hast Du gut rausgearbeitet. Kurz und bündig: Ertruser sind noch unmöglicher als Oxtorner, aber es gibt sie trotzdem. Darum denke ich, dass die Genetiker ihnen ein ähnliches Organ mitgegeben haben, welches die Giraffen besitzen: Es regelt für sie die Blutversorgung des Gehirns in verschiedenen Haltungen ihrer Körper, sodass sie stehend nicht verblöden, und liegend nicht die Adern im Kopf platzen, geschweige denn über Kopf. Das zumindest ist doch ein plausibler Ansatz, und die Genetiker mussten auch nicht bei Null anfangen, wegen den erwähnten Giraffen.

Gerne mehr Artikel wie dieser und die Raumanzüge. Spaß scheinen sie Dir ja zu machen.

Die Rezensionen überspringe ich jetzt, aber ich weiß, dass Uwe für sie Zuspruch bekommt, was ich gut finde. Ich lese auch hier nicht alles, das WoC ist einfach viel größer im digitalen Zustand als im gedruckten, und ich fange meinem Charakter entsprechend immer sehr spät an. Manchmal ist das nachteilig, weil ich dann auch Texte noch mal lesen muss, die ich eigentlich beim Erscheinen des WoC studiert habe. Nun. Das ist der Preis der Freiheit.

Deshalb finde ich jetzt hier ein Ende und beende diesen Leserbrief mit einem herzlichen:

Hitzestau und Ladehemmungen,

Tiff

Dreck von Uwe

(Moderatorenstimme, salbungsvoll, sonor):

Meine lieben Zuhörerinnen, Zuhörer, Drittgeschlechter und Multiformen!

Wie jede Stellarwoche soll es auch heute in der beliebten Sendung „Weltraumreisende berichten von ihren Urlaubserlebnissen“, Folge 2209, um die unendlichen Weiten der Galaxis gehen, in denen Angehörige der zahllosen Föderationsspezies mit ihren Familien seltsame neue Welten erkunden und bisweilen sehr kurzweilige und amüsante Abenteuer erleben. Höchst selten geworden sind in unseren heutigen Tagen der Vollproviand-Erlebnisurlaube jene schrecklichen und verstörenden Ereignisse von Erstkontakten, die auf manchmal sehr schmerzhaft Weise aus dem prickelnden Abenteuer direkt in eine Rehaklinik führten. Wir wissen aus historischen Berichten, nicht nur solchen von ausgesprochenen Forschern und Abenteurern, sondern auch von Alltagstouristen wie du und ich, dass das in manchem entlegenen Winkel der Sterninsel immer wieder mal vorkam.

Doch, wie gesagt, solche Tage liegen heute weit hinter uns. Die meisten Sternsysteme können als gründlich zivilisiert angesehen werden, und die Reiseagenturen schicken die unternehmungslustigen Touristen überhaupt nicht erst in Regionen, die weniger als einen Full-Komfort-Urlaub zulassen ...

(Hintergrundgeräusche, Unruhe im Studio)

(Moderatorenstimme):

Ja, mein lieber Gast, Sie sind gleich an der Reihe, ich bitte noch um einen Moment Geduld. Jede Moderation soll doch die Zuhörerinnen, Zuhörer, Drittgeschlechter und Multiformen auf angemessene Weise auf das Kommende vorbereiten ... und nein, das ist natürlich keinerlei wertender Kommentar, sondern einfach nur die Standardfloskel, die wir Moderatoren von Spiralarm I-Interstellar-News eben so mit der Muttermilch oder einem entsprechenden Äquivalent aufgesogen haben.

Wo war ich eben doch gleich ...?

Ah ja, heutzutage sind die vertrauten Reiseagenturen in der Lage, jedem erlebnishungrigen Gast, der über entsprechend monetäre Reserven verfügt, ein Portfolio potenziell interessanter Urlaubsziele zu bieten. Nicht immer handelt es sich dabei um die allseits bekannten – und wegen ihrer Risiken auch ein wenig anrühigen – Casinoplaneten, wo man schon mal leicht Hab und Gut und Lebensjahrzehnte verspielen kann. Auch wenn natürlich jederzeit eine vorab geschlossene Haftpflichtversicherung bei einem seriösen Reisebüro davor schützt, eventuell lebenslanger Sklaverei oder Sippenhaft anheim zu fallen. Solche Fälle sind wirklich außerordentlich selten geworden, glücklicherweise.

Nein, wir leben wirklich in sehr sicheren Zeiten. Und das gilt im übrigen für jede Spezies, die Urlaub in den unendlichen Weiten der Galaxis machen möchte, fremde neue Welten erkunden will und neue Lebensformen ... denn selbst in unseren heutigen Zeiten gibt es selbstverständlich noch sehr viele Welten dort draußen zu entdecken, auf denen man aufregende Zeiten mitmachen kann. Die

meisten Kataloge der Reiseagenturen werden schon seit Jahrhunderten gründlich von Testern geprüft, ehe Reiseziele überhaupt in das gängige Portfolio aufgenommen werden dürfen.

Heißt das aber im Umkehrschluss, liebe Zuhörerinnen, Zuhörer, Drittgeschlechter und Multiformen, dass es nicht immer noch so etwas wie einen Faktor des Unvorhersagbaren, des Zufälligen geben könnte? Nein, das bedeutet es natürlich nicht. Denn wie unsere kosmischen Philosophen immer so treffend sagen: Das Leben findet einen Weg, und die Schängelwege der Evolution bringen bisweilen unerwartete Blüten, Kreuzungsfrüchte und Zwitter hervor, sodass wir immer mit dem Verblüffenden rechnen müssen, selbst wenn alles so gut geplant und kalkuliert erscheinen mag ...

(Fremde Stimme): Sach mal, kann ick jetzt endlich wat dazu sagen?

(Gerangel)

(Moderatorenstimme):

Ich bitte um Entschuldigung, wertes Publikum ... am besten kürze ich die Einleitung ein wenig ab und komme zum heutigen Gast ... ah, noch eine kurze Einführung, damit ich Ihre Erlebnisse in den richtigen Kontext bringen kann ...

(Unklares Hintergrundgebrummel, das sich wie „Na also schön, wenn es denn unbedingt sein muss ... denk dran, Kerl, ick hab nich endlos Zeit ...“ anhört. **Da das nicht den gültigen Höflichkeitsfloskeln für Radiointerviews entspricht, muss es sich hierbei natürlich um eine zufällige Ähnlichkeit mit technischen Hintergrundgeräuschen handeln, die nur unabsichtlich so klingen. Anmerkung der technischen KI zur Einhaltung der Rechtsrichtlinien des Senders.**)

(Moderatorenstimme):

Ich erwähnte bereits die genetische Vielfalt unseres heutigen Zuhörerkreises und freue mich zu bemerken, dass wir unser Programm inzwischen auf mehr als elftausend Welten ausgedehnt haben, wo vierhundertdrei Spezies mit diversen Wahrnehmungskanälen unseren Sendungen folgen. Ähnlich heterogen sind, verständlicherweise, auch die Raumreisenden, die von den Reiseagenturen zu unterschiedlichsten Zielen in unserer Heimatgalaxis vermittelt werden.

Ob man Tiefseetauchen möchte mit den Riesenrochen von Myra-6, Eisringsurfen in den Ringsystemen der Westside der Galaxis, exotische Wüstenabenteuer erleben möchte oder einfach nur mit der Familie einen entspannten Urlaub auf einer bemerkenswert isolierten Insularwelt einer nicht angeschlossenen Spezies mitmachen will ... ich übertreibe sicherlich nicht, wenn ich sage, dass für jeden Geschmack etwas dabei ist.

Dennoch kommt es immer mal wieder vor, dass es ... nun ... also, dass gewisse Missgeschicke passieren und man nicht wirklich das vorfindet, was man sich erhofft hat. Von einem solchen Fall handelt unser heutiges Interview, das ich mit Multiform Maskulin Dendralon X führen darf ... ich darf Sie doch mit „Werter Gast“ ansprechen?

(Multiform Maskulin Dendralon X, knurrig, dunkel-maskulin, mit breiter Slangausprache):

Jau, kannste machen, Moderator. Ick sach dir aber jleich, dass ick nicht jewusst habe, wie schwafelig lang und XXXlangweilig deine Einleitung sein würde. Hätte ick jewusst, wie XXXöde und

XXXnervig diese XXX-Einleitung is, dann hätte ick diesem XXX-Interview bestimmt nicht zujestimmt ...

(Anmerkung der technischen KI zur Einhaltung der Rechtsrichtlinien des Senders: Gewisse Kraftausdrücke können wir gemäß den Senderichtlinien den Zuhörern nicht zumuten und müssen deshalb gewisse Töne überblenden, selbst auf die Gefahr hin, den semantischen Kontext des Redebeitrags dadurch signifikant zu verringern. Wir bitten um Ihr Verständnis.)

(Moderatorenstimme, etwas nervös):

Dürfte ich noch ein paar Worte zu Ihrer Spezies anbringen? Ich versichere, dass sowohl Sie als auch Ihre Familie wie auch jede andere Spezies, deren Vertreter bei uns im Sender zu Wort kamen, höchste Wertschätzung genießen. Für Ihre Spezies gilt das vermutlich noch in ganz besonderem Maße, werter Gast.

(Multiform Maskulin Dendralon X, etwas mürrisch und misstrauisch): Wie meinst du denn? Meine Familie und ick haben schon ziemlich was durchgemacht auf diesem XXXplaneten, zu denen uns dieses verXXXte Reisebüro geschickt hat. Da kann ick keine XXXanspielungen mehr vertragen!

(Moderatorenstimme, vorsichtig):

Nein, ich kann Ihnen vollkommen versichern, werter Gast, dass es sich lediglich um eine freundlich-positive Einleitung bezüglich Ihrer Spezieszuordnung handelt ... wir legen großen Wert im Sender auf allgemein freundliche Behandlung aller Spezies und achten sehr darauf, keinerlei Diskriminierung zuzulassen. Unsere technischen KI sind diesbezüglich äußerst gut autonom-generiert und diszipliniert, sie werden jederlei diskriminierende Bemerkung im Nu aus dem Sendeprotokoll entfernen bzw. anderweitig unkenntlich machen.

*Nun gut ... also, unser heutiger Gesprächspartner, der wertere Gast, der mit vollen Namen Multiform Maskulin Dendralon X heißt und auf dem Sphärenorbital Himmelsglück im Sternsystem Anatalon-cc-5 mit seiner Familie und weitläufigen Sippe lebt, entstammt der ehrenwerten Spezies der **Wandler**. Aktuell hat sich unser wertere Gast die Ehre gegeben, eine quasi-humanoide Gestalt anzunehmen und sich damit meiner statischen Erscheinungsform angeglichen. Dafür danke ich recht herzlich.*

Sie kennen alle Wandler, meine lieben Zuhörerinnen, Zuhörer, Drittgeschlechter und Multiformen. Wandler sind beeindruckende und äußerst anpassungsfähige Lebewesen, die aus unserer galaktischen Gesellschaft nicht mehr wegzudenken sind. Gerade aufgrund ihres multikompatiblen, fluiden Organismus haben sie sich in alle Branchen der galaktischen Technosphäre ausgebreitet, die man sich nur vorstellen kann. Zumeist merkt man gar nicht, dass man es mit einem Wandler zu tun hat, weil Wandler – wie ihr Name es ja verrät – imstande sind, sich allen Umständen und Umwelten wunderbar anzupassen.

Die Reisebüros LIEBEN Wandler, kann man wohl sagen, sie gelten als die Zielgruppe, die am leichtesten zufrieden zu stellen ist und die gerade wegen ihrer umfassenden Anpassungsfähigkeit zugleich auch als die Reisegruppe gilt, die am wenigsten Anlass zu irgendwelchen Reklamationen bietet. Üblicherweise bedeutet das, dass sich Wandler-Urlaubsreisende selbst für den recht unwahrscheinlichen Fall, dass das Reiseziel nicht ganz dem entsprechen sollte, was sie sich

erwünscht haben, qua ihrer biochemischen Variationsfähigkeit an gewisse Einschränkungen am Zielort anzupassen imstande sind. Und am Ende – so sagt es uns die Reiseagenturwerbung immer wieder, gerade für diese Spezies – haben wir das, was der Slogan immer sagt: Ideale Reisezielplanung – perfekter Urlaub, absolutes Vergnügen.

Mein heutiger Gast hat indes zu berichten, dass ihm selbst und seiner Familie bei dem letzten Urlaub etwas widerfuhr, was diesen Slogan doch etwas schönfärberisch wirken lässt ... und damit sich solche Ereignisse besser nicht wiederholen, möchte ich Sie gern bitten, werter Gast, uns doch zu erzählen, was Ihnen widerfahren ist ...

(Multiform Maskulin Dendralon X, ein wenig überrumpelt):

Also ... äh ... ick bin jetzt auf Sendung, wa? Na ja, jut, also ... wo fang ick denn ma an? Das is jar nich so einfach, sag ick mal. Vielleicht wäre es janz jut jewesen, wenn ick meine Familie mitjbracht hätte. Wissen Sie, die haben ja auch das durchgemacht, wat ick durchjemacht habe ... und es wäre vielleicht auch ne jute Idee, denen ihre Erlebnisse mit zu berichten, nur so für alle Fälle ... für ergänzende Informationen, mein ich ja nur ...

(Moderatorenstimme, resolut, strukturierend):

Wertes Gast, ich glaube, das ist gar nicht unbedingt erforderlich. Wir haben schließlich nur eine begrenzte Spanne an Zeit, und Sie sind der Gast. Aber ich gehe das mit Ihnen gern Schritt für Schritt durch. Was haben Sie denn bei dem Reisebüro, das wir hier aus Vertraulichkeitsgründen mit Namen nicht nennen dürfen, konkret als Reise gebucht?

(Multiform Maskulin Dendralon X, raschelt mit Papier):

Ach so ... so meinen Sie dat? Na, also, wir haben eine All-inclusive-Reise gebucht, vier Wochen auf einer abjelejenen exotischen Welt. Wissen Sie, wir wollten mal ein wenig wech von diesen total überteuerten Angeboten der Agentur XXX, die uns diese XXXteuren Luxusurlaube auf XXX oder XXX andienen wollte. Ick versteh die natürlich total, da machen die einen netten Schnitt mit den Provisionen, dat is doch klar. Aber meine Süße meinte, nee, diesen XXX brauchen wirklich nich, dat is doch viel zu XXXübertrieben. Machen wir es den Fritzen von der Agentur XXX ma leichter und nehmen wat, wat nicht so überlaufen is. Kann man doch verstehen, oder?

(Moderatorenstimme, verständnisvoll):

Selbstverständlich, werter Gast. Wer möchte schon unbedingt überlaufene Locations buchen, wo die Animateure meist nur das Standardprogramm abspulen, die Drinks zu teuer sind und die Schlafgelegenheiten wahlweise zu hart oder zu weich ...

(Multiform Maskulin Dendralon X, raschelt wieder mit Papier):

Dat is genau, wat meine Süße jesagt hat. Ja, die Kleinen wollten natürlich schon zu den Partyburgen auf XXX oder XXX, aber als wir sagen, wir hätten da wat Besseres im Visier, da waren se still und lauschten erst ma. Und dat klang ja auch wirklich jut, ick hab dat mal hier im Ausdruck. Da schrieb uns also die Agentur XXX: „Ein ruhiger, abgelegener Planet der Kategorie 8, Raumfahrt noch in der systemischen Entwicklung, kein Hyperraumempfang, von der Überwachungsbehörde kontrolliert,

Störungen ausgeschlossen. Wird von der Agentur XXX für Kurzurlaube empfohlen. Zivilisatorischer Standard der Stufe Y, keine Gefahrenpotenziale bekannt.“

(Moderatorenstimme):

Das klingt doch schon mal interessant. Da hatten Sie sicherlich nicht viel Konkurrenz durch Parallelbuchungen zu befürchten, oder? Auch wenn Standard der Stufe Y nicht eben für allzu viel Komfort spricht ...

(Multiform Maskulin Dendralon X, abwiegelnd):

Ach, dat fand ick jar nich so schlimm, muss ick sagen. Wir sind Wandler, haben Sie ja selbst jesacht, wir passen uns an alles an ... na, habe ick jedenfalls bis zu diesem Urlaub jedacht. Aber dieser XXXplanet hat mir doch sehr an allem zweifeln lassen. Dat war echt ein richtijer XXXurlaub, sagen die Kleinen und meine Süße auch. Können von Jlück sagen, dass se uns nich alle umgebracht haben, diese XXX auf diesem XXXplanet ...

(Anmerkung der technischen KI zur Einhaltung der Rechtsrichtlinien des Senders: Dem Moderator wurde durch einen non-akustischen Signalton übermittelt, dass die Sprechweise des werten Gastes moralische und ethnisch bedenkliche Wertungen enthält, die mit den Senderichtlinien nicht vereinbar sind. Sie werden darum ebenfalls aus der Rede entfernt, selbst auf die Gefahr hin, dadurch die Wortbeiträge kontextuell zu beeinträchtigen. Wir bitten um Ihr Verständnis.)

(Moderatorenstimme, ein wenig nervös wegen der semantischen Zurechtweisung durch die KI):

Ich denke, werter Gast, Sie könnten uns nun ein wenig über das Reiseziel aufklären. Vielleicht in etwas ruhigeren Formulierungen?

(Multiform Maskulin Dendralon X, verdrossen und etwas ungehalten):

He, Kerl, ick denke, du willst, dass ick hier von meinem XXXurlaub berichte, der auf so bescheuerte Weise schief jejangen is! Also halt dich mal ein bisschen zurück, ja? Ick meine, alles fing ja wohl schon damit an, dat meine Süße sagte: Ick jlaube, dat is nich unser System hier ... schau dir doch nur mal den Namen an ...

(Moderatorenstimme, verwirrt):

Namen? Wie ist das jetzt genau gemeint?

(Multiform Maskulin Dendralon X, genervt):

Na, ick meine den Namen von diesem XXXloch, auf das uns diese XXXagentur verklappt hatte ... sie haben dem Planeten natürlich so einen netten kleinen Namen jegeben, der jut in den ihren Prospekten aussehen tat, nich wahr? Aber als wir dann mal da unten waren, schön diskret jelandet, damit keiner der Einheimischen mitbekam, dat wir da waren – also, dat fühlte sich so ein bisschen an wie in dieser Ajenten-Undercover-Serie XXX auf dem Abenteuerfilmkanal XXX ...

(Anmerkung der technischen KI zur Einhaltung der Rechtsrichtlinien des Senders: Die Richtlinien des Senders untersagen es leider, Werbung für Konkurrenzprodukte anderer Anbieter mit Namen zu nennen, dies könnte von den Markt-KI als Wettbewerbsverzerrung zugunsten der

Genannten eingestuft und sanktioniert werden. Wir müssen darum in jedem einzelnen Fall die genannten Markennamen und Produkte sowie Anbieterfirmen unkenntlich machen. Wir bitten um Ihr Verständnis.)

(Multiform Maskulin Dendralon X, redet sich warm):

...also ja, genau so hat sich dat anefühlt. Keine Trivid-Kontakte mehr, Ausschluss aus dem alljemeinen Informations-Network ... ja, die Kleinen haben jejault, weil se auf einmal ihre Lieblingsspiele nicht mehr XXX konnten. Und natürlich auch, weil se im Urlaub nich mehr mit ihren Freunden auf dem Sphärenorbital Himmelsjlück schwatzen konnten über all dat, wat se erleben ... kann ick alles jut verstehen. Aber dat war nu mal Urlaub, nich wahr? Da muss man manchmal eine Weile auf Highclass-Unterhaltung verzichten ... fanden se nich so prickelnd, aber dafür hatten wir ja Abenteuer pur, nich wahr?

Aber als wir uns dann vernünftig jewardelt hatten, um nich weiter aufzufallen, da wurde uns schon recht bald ziemlich anders, und ick bejann tatsächlich meiner Süßen Jlauben zu schenken, dat man uns vonne Agentur XXX übel verschaukelt hatte, um nicht zu sagen, verXXX!

(Moderatorenstimme, immer noch etwas verwirrt):

Ich fürchte, ich verstehe immer noch nicht recht, warum ...?

(Multiform Maskulin Dendralon X, etwas genervt):

Mann, Kerl, nu hör mir doch mal jescheit zu ... ick sachte doch, meine Süße kam sich verladen vor. Und als wir nu in dieser Bar den Jesprächen im Fernsehkanal – so nennen sie dat Hauptmedium da auf diesem Planeten – lauschten, um so ein bisschen Lokalkolorit mitzubekommen, unsere Simulatanübersetzer waren natürlich ständig auf Sendung, is ja klar, denn den Dialekt von diesen XXXmaten versteht ja sowieso kein XXX ... also, da nennen sie doch tatsächlich mal so innem Nebensatz den Namen ihres Planeten.

(Moderatorenstimme, immer noch verwirrt):

Ja, und ...?

(Multiform Maskulin Dendralon X, mehr genervt):

Ick denke, wenn man seinen Planeten so nennt, wie die ihn da ständig nennen, dann kann da ja nix Jescheites draus werden ... also, sie nennen ihre Heimat „Dreck“. Der Translator brachte auch „Schmutz“ oder „Schlamm“ als Erklärung an, aber dat konnte ick wirklich nich so recht jlauben ... also, am Anfang nich. Aber dabei blieb es ja nich.

Je mehr wir uns da umsahen, desto verrückter wurde dat alles. Ick denke, dat is ein Ziel, vor dem man die Leute unbedingt warnen muss! Dat is ein echter XXXplanet, da wirste bescheuert ... warum, willst du wissen? Kann ick dir sachen, und meine Kinder und meine Süße könnten dir da Jeschichten erzählen ... dat glaubt uns echt kein XXX! Aber wirklich, dat glaubt kein XXX! Keine XXX jlaubt einem das, wat wir da erlebt haben!

Der Name des Planeten klang schon mal ziemlich verrückt, aber die Bewohner, die sind nun echt total XXX, wirklich, vollkommen überjeXXX. Wir sind ja auf unserem Sphärenorbital Himmelsjlück

schon sehr harmonisch eingestellt, vollkommen mit kybernetischer Selbstbestimmung, Roboterrechten, Antidiskriminierungsausschüssen, volljuristischer Anerkennung unterschiedlichster Spezies und einem einheitlichen Gesamtrejierungsapparat, der auf statische Dauer eingestellt ist. Ist wirklich was Feines ... wie fein so was ist, das habe ich erst auf diesem Planeten namens *Dreck* begriffen, wo das alles völlig anders lief.

Die Leute sind so XXX, da muss man sich echt an den Kopf fassen. Stell dir das nur mal vor: Diese Kerle haben keine planetare Regierung. Es gibt zig Kontinente, aber da gibt es nicht mal eine Kontinentalregierung. Die ganze Welt ist zersplittert in unzählige kleine und kleinste Ländereien, die brabbeln alle unterschiedliche Sprachen. Übersetzer sind unbekannt, stattdessen werden Leute jahrelang ausgebildet, um von einer Sprache in die nächste zu übersetzen ...

Nein, das hat mich nicht wirklich bekümmert, da sollen die mal schön selbst mit klarkommen. Aber die Verrücktheiten hörten damit nicht auf.

Einheitliche Planetenwährung ... kannst du vergessen. Da gibt es sogar so bescheuerte Typen, die aus großen Wirtschaftsräumen wieder austreten und sagen: Ach nee, wir auf unserer kleinen Insel, die sich selbst versorgen kann, wir kapseln uns mal ein und betreiben munter Bauchspiegelung und denken, das sei jetzt der große Wurf ... während die heimische Wirtschaft den Bach runterjagt und die XXX in der jeweiligen Regierung das auch noch für völlig normal halten ...

(Moderatorenstimme, vorsichtig bremsend):

In der Tat, das klingt jetzt nicht eben fortschrittlich, wenn Sie mir diesen Einwurf gestatten, werter Gast ...

(Multiform Maskulin Dendralon X, schwadroniert weiter):

...aber das sind so Eigenheiten, mit denen hätten wir vielleicht noch leben können. Wir sind ja Wandler, nicht? Und als solche DIE anpassungsfähigste Spezies in der intelligenten Jalaxis. Dass wir in eine solche Region derartig XXXjahre XXXbacken geraten wären, hätten wir nicht für möglich gehalten.

Echt, XXX auf allen Ebenen: Statische Regierung – kannst du vergessen, darauf leben die einen XXXdreck, aber wirklich. Die finden das pfiffig, alle 4-7 Jahre neue Regierungsmitglieder zu ernennen, die häufig von dem Ressort, in dem sie dann Entscheidungen treffen sollen, null Ahnung haben. Meistens halten die eh nicht so lange durch. Also ist es kein Wunder, dass die nie auf den elementarsten hyperdimensionalen Gedanken kommen. Bis vor 100 Jahren oder so glaubten die sogar noch, das Zentrum des Universums zu sein, und außerhalb ihres heiligen Planeten *Dreck* wäre es gar kein intelligentes Leben!

Ja, so kleinkariert und eindimensional sind die Provinzler auf *Dreck*, ich sag's Ihnen! Und dann die Vorstellung, jeder kleine Flecken bräuhete ne eigene Regierung ... das ist so, wie wenn wir uns vorstellten, jede Ortschaft bräuhete einen eigenen Präsidenten mit kompletter Verwaltung ... auf die Idee kommt bei uns keiner, aber diese XXXköpfe, die denken, dass sei Fortschritt! Also echt, ich dachte, wo bin ich denn hier gelandet? Das ist ja die hinterletzte Absteige der Jalaxis, wirklich ein echter XXXort, nicht wahr?

Und dann all diese verrückten Ideen, die die haben ... darüber kann man ja nicht nachdenken, ohne komplett XXX zu werden. Wir wissen doch alle, dass ein Planet Grenzen hat, nicht? Genau! Und dass man auf einem begrenzten Raum nicht unbegrenzt wachsen kann, das lernen wir schon in der Vorschule ... die nicht. Die denken, die Welt ist begrenzt, na und, ist uns XXX egal, wir behaupten dennoch, wir können unbegrenzt immer weiter wachsen. Und das Verrückteste daran ist: Die einfachen Leute JLAUBEN das auch noch!

Kinderjarten, echt!

Ich rede ja nicht mal davon, dass die ihre Natur munter ruinieren, dass die Klimakonferenzen veranstalten, bei denen sie fürs Hinreisen unglaublich viel Schadstoffe produzieren, aber dann hocken die da zusammen und schwafeln nur, und dass Klima geht weiter den Bach runter, weil niemand anfangen will, was dagegen zu tun ... die gucken die Wand an, gehen die da fahren, und dass finden die auch noch geil. Die lachen vermutlich auch noch, wenn sie dagegenknallen und tot sind ... also, *intelligentes* Handeln stellt ich mir anders vor, mal ganz ehrlich.

Und statt was wirklich Kluges zu machen, handeln die sich einen lokalen Krieg, einen Wirtschaftskonflikt nach dem nächsten ein. Ganz zu schweigen von einer globalen Bekämpfung von Armut, Hunger, Pandemien und dergleichen ... nee, da denken die meisten nur egoistisch an sich selbst. So was wie Gemeinwohl ist da ein echtes Fremdwort, traurigerweise ...

(Moderatorenstimme, weiter vorsichtig bremsend, auf die Uhr schielend):

Werter Gast, ich habe verstanden, dass Ihnen das Urlaubsziel definitiv nicht erstrebenswert erschien und die dortige Gesellschaft ... vorsichtig gesprochen ... doch nicht eben einsichtig schien, was die eigene Ökosphäre angeht ... aber inwieweit hat Sie das nun persönlich beeinträchtigt, was Ihren Urlaub angeht?

(Multiform Maskulin Dendralon X, fährt ungehalten auf):

Also hör mir mal gut zu, ja? Ich bin ein ehrbarer, pflichtbewusster Familienvater, das kannst du mir aber wohl glauben! Und nun stell dir mal vor, wie ich wohl dastand, nachdem ich meinem Nachwuchs diese ausgesprochene XXXwelt so schmackhaft jeredet hatte! Wie der letzte Depp stand ich da, verstehst du? Hat sich was mit Vorbildfunktion ... was sollen die Kleinen denn von dieser *Dreckswelt* lernen? Ich garantiere nur das Falsche! Wir landen da inkognito, wandeln uns in unscheinbare Bürger und versuchen einfach nur, uns ein paar schöne Abenteuerwochen zu machen, und stattdessen landen wir da in einem veritablen Alptraum ... wie ich das meine? Na, so meine ich das:

Wir waren gerade mal vier Tage in diesem Kaff in einem so genannten Bundesstaat namens Missouri, als die Verrückten auch schon mit vollkommen wahnsinnigen Aktionen anfangen. Irgendein XXXsinniger Politiker, ich hab seinen Namen vergessen, reiste da auf Wahlkampftour durch den Staat und wollte sich zum Präsidenten wählen lassen ... ich hab dieses XXXerte Wahlsystem mit *Wahlmännern* nicht kapiert ... aber meine Süße meinte, das müsse ich auch ja nicht, weil doch schon der *Name* total sexistisch ist ... Wahlfrauen jibt's nicht, und andere biologische Geschlechtszustände werden da sowieso jesetzlich verfolgt ... ja, wenn man davon anfängt, kann man ja nicht mehr richtig aufhören, das ist ein einziger XXXsumpf, voll von Diskriminierung, Korruption ... das volle Programm, das kannst du mir aber glauben ...

Wat wollte ich sagen? Bringste mich ganz schön vom Kurs ab ... also, diese Wahlkampfveranstaltung. Könnte ja ganz witzig sein, da mal zu lauschen, dachte ick mir. Ick hab dat so schnell bedauert, dafür jibt's ja kein Zeitwort! Da schwatzt doch dieser XXXkopp von Politiker von „America first“, als wenn der Rest der Welt ja nicht existierte, dat war eigentlich schon verrückt jenuch ... aber dann kommt es doch im Anschluss an die turbulente öffentliche Debatte zu richtigen *Straßenkämpfen*, und ick erlebe, wie da Kerle in Uniform auf Besucherinnen und Besucher einprüjeln, und warum dat alles? Mir schien, dat passierte insbesondere, weil die Jeprüjelten eine dunklere Hautfarbe haben als die anderen ...

Irre? Allerdings! Und da wir uns an die Bevölkerungsmehrheit anjepasst hatten, waren wir natürlich *auch* dunkelhäutig ... ick dachte, die prüjeln uns tot, diese XXXbullen! Und dieser XXX-Redner feuert die Prüjelpolizisten auch noch an ... also, dachte ick: Dat is dat Allerletzte hier! Dat is echt ein *Drecksplanet*, den selbst seine Bewohner völlig richtig benennen.

Aber dat als Reiseziel? Für irgendwen? Kannste voll verjessen! Wennde dich da totprüjeln lassen möchtest, dann bestimmt. In der Nachbarstadt is während unseres Urlaubs auch so ein Kerl ausjetickt und hat einfach in einer Schule das Feuer auf Schüler eröffnet! Ja, ja, er hat die einfach *umjgebracht*, einfach so! Ohne jeden Grund! Und dann kommt die Polizei, und statt dat die den festnehmen, psychologisch befrachen und dann in eine Besserungsanstalt einweisen, um wieder ein vernünftiges Mitglied der Jesellschaft aus ihm zu machen, wat machen die?

Die knallten ihn einfach ab. Und hinterher standen se um den rum und frachten sich: Ja, Mann, warum is der denn jetzt wohl so ausgetickt? Konnten es sich jenauso wenig erklären wie unsereins. Aber werd' mal aus 'nem Toten schlau ...

So irre sind die Leute auf *Dreck*, dat kann ich dir sachen! Und ick sach dir noch wat: Wenn de kein Wandler bist wie wir, sondern deine Jestalt halt nicht verändern kannst, also wenn du beispielsweise ein Rieseninsekt von XXX bist oder ein Haar-Primat von XXX, dann solltest du dich von dem XXXplaneten echt *fernhalten*. Die bringen dich jlatt um, stopfen dich aus und stellen dich in eins ihrer XXXmuseen ... wir haben welche besucht ... echte Horrorkabinette, wo sie alles ausstellen, was nicht bei 3 auf den Bäumen war, tot natürlich. Die haben sogar ihre Weltmeere leergefischt. Und soweit ick dat mitbekommen habe, bringen die auch die intelligenten Leute um, die für den Schutz der Natur und der Tierwelt eintreten ... und dat nur, um noch mehr Spezies ausrotten zu dürfen ...

Also, wennde mich fragen tust, so können wir echt von Glück reden, dat wir von diesem XXXplaneten überhaupt lebend wieder runterjekommen sind! Dat und ein Traumreiseziel zur Erholung? Ja, wenn man umjgebracht werden möchte und Selbstmordkandidat is, dann kann man da mal hinfliegen ... dat Rückfluchtticket braucht dann aber keiner mehr!

Und deshalb, dat is mein XXXernst: Ick verklage diese XXX-Agentur, danach sind die ruiniert! Und wennse kluch sind, dann flüchten se auf diese *Drecksugel*, dann sind se vor der Wut meiner Sippe in Sicherheit. Sonst jarantiere ich für nix mehr ...

(Anmerkung der technischen KI zur Einhaltung der Rechtsrichtlinien des Senders: Aufgrund von fortwährenden verbalen Verstößen gegen die Richtlinien des Senders war es erforderlich, die

Sendung vorzeitig zu beenden. Für den Inhalt der Sendung übernehmen der Sender und die betreuenden technischen KI keine Haftung. Wir bitten um Ihr Verständnis.)

ENDE

© 2022 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 4. Dezember 2022

Anime Previews für das Herbstquartal 2025

Von Alexander „Tiff“ Kaiser

Wie Ihr ja wisst, beschreibe ich nicht mehr, was im vergangenen Vierteljahr im japanischen Anime-Fernsehen gelaufen ist, sondern versuche mich am Preview der aktuell laufenden Serien. Das ist recht interessant, denn dadurch kann ich bereits einige Folgen sehen, und wenn das WoC erscheint, könnt Ihr, liebe Leser, noch in die laufenden Seasons einsteigen. Letztes Mal hat mir ganz gut gefallen. Wir schauen uns das heute wieder an.

Den Anfang mache ich mit *Mugen Gacha*. In einer Fantasywelt wird ein Partymitglied, das so eher mittelprächtigt mächtig ist und von seinen acht Kameraden durchgezogen wird, verraten. Lights, so sein Name, einzige Fähigkeit wohlgermerkt ist es, mit seiner Magie zu würfeln und zu schauen, was er dafür bekommt. Also aus dem Nichts quasi. Meistens ist es Schrott und Unsinn, aber als er getötet werden soll, aktiviert sein sogenanntes Gacha nicht nur eine Falle, die ihn auf den untersten und gefährlichsten Level eines Dungeons transportiert, sondern ihm da tief unten in absoluter Lebensgefahr einen Freiwurf mit der vollen Macht seines Gacha spendiert. Das Ergebnis ist Mei – eine junge Frau im Maid-Kostüm, die sich dem größten Monster des Dungeons stellt, um ihren neuen Herrn Light zu beschützen. Da sie Level 9999 ist, gelingt ihr das mit Leichtigkeit. Noch in der gleichen Folge gibt es einen Zeitsprung von drei Jahren. Mittlerweile hat Light nicht nur Mei, sondern vier weitere Level 9999-Krieger herbei gewürfelt. Und nicht nur das, auf dem untersten Level des Dungeons steht jetzt eine kleine Stadt, dessen Bewohner ihm ihre Existenz verdanken und als ihren Lord und Herrscher verehren. Doch das reicht Light nicht. Im Geheimen arbeiten er und seine Agenten daran, dass er sich an den anderen acht Mitgliedern seiner Party rächen kann. Da er mittlerweile selbst Level 9999 ist, stellt sich die Frage „ob“ nicht, sondern nur „wie“ und „wann“ und „wo“. Eine ausgeklügelte Rache beginnt.

Ja, ich weiß, gab es schon öfter, gab es schon besser. Und nur mit hübschen Mädchen kann man keine Story füllen. Allerdings habe ich mich nicht gelangweilt, als ich die ersten beiden Folgen gesehen habe und bleibe erst mal dabei. Das Gacha ist schon eine interessante Sache, und Light hat auch eine Menge Arbeit in seine Entwicklung gesteckt, bis er selbst Level 9999 erreicht hat. Die Serie, die sich gegen etliche andere wird behaupten müssen, welche das Thema des verratenen Partymitglieds bereits durchgekaut haben, kommt mit dem Gacha und dem bisherigen Verlauf aus einer ganz neuen Richtung. Grund genug, hier mitzuschauen.

Mushoku no Eiyuu: Drei Folgen sind draußen, alle drei gerne gesehen.

In einer Welt, in der jeder Mensch mit zehn Jahren von der allmächtigen Göttin eine Art Arbeitsfeld erhält, ein Talent quasi, hat Arel das Pech, genau gar nichts zu erhalten. Seine Mutter ist die als Schwertgöttin bekannte Fara, sein Vater Leon ein hochrangiger, wenn nicht der Erzmagier des Landes – und ihr Sohn erbt weder das Talent seiner Mutter, noch das seines Vaters.

Während Andere ihn bedauern, ist es Arel egal. Er geht einfach seinen Weg. Unter anderem trainiert er den Weg des Schwerts mit seiner Mutter und erarbeitet sich ihre besonderen Skills alleine dadurch, dass er sie beobachtet. Als die Zeit kommt, dass er an anderen Orten lernen muss – sehr zum Entsetzen seiner von ihm besessenen Schwester – zieht es ihn in die nahe Schwertstadt, wo die besten Klingenkrieger des Landes ihre Gilden haben, ihre Ausbildungen bekommen und ihre Kunst fortentwickeln.

Es kommt wie es kommen muss: Keine Gilde will einen Talentlosen haben, bis auf eine. Und dies ist die alte Gilde seiner Mutter, die mittlerweile auf drei Mitglieder geschrumpft ist, den Gildemeister ohne rechte Hand, seine jugendliche Tochter, und ein Rivale aus Kindheitstagen, der sich nun als

junges Mädchen entpuppt. Seine erste Aufgabe ist die Teilnahme an einem Schwertturnier, wofür er belächelt wird. Bis er sich im ersten Duell mit der stärksten Gilde, die fünf Krieger des höchsten Levels A stellt, bis zum fünften Gegner vorarbeitet. Vielleicht ist ein Talent der Göttin doch nicht das Entscheidende. Arel ist jedenfalls dabei, genau das zu beweisen.

Ja, auch hier gilt, so einen Plot gab es schon ein paarmal. Aber mir gefällt er, ich bin ohnehin ein Freund von Fantasy und Underdogs. Außerdem interessiert mich, warum die Göttin ihm kein Talent gegeben hat. Ich bin sicher, dies wird noch eine Auflösung finden. Bis dahin aber beobachte ich seinen Weg. Interessiert.

Ansatsusha de Aru Ore no Status ga Yuusha yori mo Akiraka ni Tsuyoi no da ga: Die gesamte Schulklasse von Akira Oda wird in eine Fantasy-Welt versetzt. Soweit, so gut. Was ist an diesem Plot neu? Nun, Akira ist ein Typ, der in einer Menschenmenge verschwinden kann, der in einem Gespräch einen Schritt zurück macht und aus der Aufmerksamkeit der Leute verschwindet. Da bietet sich sein neuer Beruf, der ihm von seinem Beschwörer, dem hiesigen König, verliehen wird, geradezu an: Lautloser Assassine. Nun ist der Junge zwar ein leiser, unauffälliger Bursche, aber weder inaktiv noch desinteressiert. Mit seinen neuen Fähigkeiten als Assassine und auf seine Fähigkeit vertrauend, nicht wahrgenommen zu werden, wenn er nicht will, gräbt er im Palast selbst an den Hintergründen der Beschwörung seiner Klasse. Und stößt direkt auf ein tödliches Komplott. Tödlich für die Schüler von der Erde. Außerdem macht er sich mit dieser Enthüllung einen sehr mächtigen Feind. Eben jenen König, der sie hergeholt hat, und der wohl der einzige ist, der sie zurückschicken kann.

Ja, auch dieser Plot ist nicht neu. Aber ein, zwei „neue“ Sachen sind schon vorhanden, und ich finde es auch mal abwechslungsreich, dass wir es hier nicht mit dem absoluten Oberloser als Helden zu tun haben, der erst mal zum tiefsten Level eines Dungeons abstürzen muss, um als absoluter Badass wieder aufzutauchen. Ich werde diese Serie mit viel Interesse anschauen.

Shuumatsu Touring: Japan wurde durch einen großen Krieg zerstört. Also so richtig zerstört. Die beiden Mädchen Yoko und Airi waren bei Kriegsbeginn noch sehr jung, und haben in einem isolierten Bunker überlebt. Vor allem Yoko wird mit jedem Tag neugieriger auf die Welt da draußen, und eines Tages verlassen die beiden den Bunker, schnappen sich ein noch funktionierendes Motorrad und beschließen, all jene Orte in Japan zu besuchen, von denen Yokos Schwester ihnen berichtet hat, seit sie klein waren. So beginnt der große Roadtrip durch das zerstörte Japan, von Sightseeingspunkt zu Sightseeingspunkt.

Ich gebe es zu, hier habe ich noch nicht reingeschaut. Aber der Plot gefällt mir so gut, dass ich die Geschichte unbedingt als vierte Vorstellung schreiben wollte. Bisher sind zwei Folgen draußen, und ich werde sie mir ansehen, obwohl Endzeit und Post-Apokalypse nicht so meins sind.

Normalerweise. Seit SHE dachte ich, bin ich davon weg. Na egal, wir werden sehen. Vor allem bin ich gespannt, wie Japan zerstört und entvölkert wurde und ob die beiden qualvoll an Strahlung sterben werden, oder es gar keine Atombomben gab, ob sie jemanden treffen, und wenn ja, wen und in welchem Zustand. Was sicher ist, beide scheinen sehr gute Laune zu haben. Das ist doch immerhin etwas.

Kikaijikake no Marie: Der jugendliche reiche künftige Erbe Arthur Zetes, Nachfolger für die Führung eines Milliardengeschäfts, stand Zeit seines Lebens in Konkurrenz mit Geschwistern und Vettern um eben jene Nachfolge. Daher ist er es gewohnt, dass sein Leben ständig bedroht ist und hat eine misanthropische Weltsicht entwickelt. Höhepunkt ist, dass er von einem seiner wenigen Vertrauten verlangt, ihm eine Robotmaid zu bauen, weil, er hasst ja Menschen. Da die Technologie noch nicht so weit ist, gelingt es ihm, gegen entsprechende Bezahlung die Hochleistungssportlerin Marie Evans dazu zu überreden, die Robotmaid zu spielen. Körperlich hoch fit und Meisterin in

ihrer Kampfsportart bringt sie eine wichtige Sache mit, die diese verrückte Idee gelingen lassen könnte: Sie ist absolut ausdruckslos, ihre Mimik praktisch nicht vorhanden. Sie ist also geradezu prädestiniert, den Roboter zu spielen. Und gleich vom ersten Tag gibt es mehr als genug zu tun für sie, um die diversen Anschläge abzuwehren und Entführungen zu verhindern. Aber sie ist nun mal nur ausdruckslos, nicht gefühlslos, und sie kann nicht verhindern, dass sie für Arthur einen ausgeprägten Beschützerinstinkt entwickelt.

Ja, das Thema „Mensch imitiert Robot“ wurde hier und da schon platt getreten. Und ich bin mir absolut nicht sicher, ob sich Arthur nicht einfach selbst belügt, Marie betreffend, oder sie komplett durchschaut hat, aber ihre Dienste zu schätzen weiß. Oder er ist tatsächlich so bräsig. Wir werden sehen. Die ersten beiden Folgen haben mir jedenfalls gut gefallen.

Honorable Erwähnungen:

Eine dritte Season hat die Serie *One Punch Man* erhalten. Die Geschichte um den Mann, der so sehr trainiert hat, dass ihm die Haare ausgefallen sind und im gelben Strampler rum rennt, geht also weiter. Hat mir in der Pilotfolge die Allmacht von Saitama noch nicht gefallen, so hat sich das spätestens ab Folge zwei verbessert, und zwar erheblich. Saitama, der so mächtig ist, dass er den Kampf gegen nahezu jedes Monster mit einem Schlag beendet, bekommt es diesmal nicht nur mit einer Geheimgesellschaft von Monstern zu tun, sondern auch mit einem menschlichen Feind, der so mächtig ist, dass selbst seine ehemaligen Ausbilder fürchten. Wird er auf die Seite der Monster wechseln? Oder macht er weiter sein eigenes Ding? Fakt ist, die erste Begegnung mit Saitama ging so la la für ihn aus. Wir werden sehen, ob er den Monstern sporn frisst, um selbst eines zu werden und mehr Macht zu erhalten. Die Season verspricht, spannend zu werden.

Eine zweite Season bekommt *Nageki no Bourei wa Intai shitai*, die Geschichte um die stärkste Gilde vor Ort mit den unüblichen Gesichtsmasken ohne Augenschlitze. Wieder versucht Krai Andrey, sich seiner Führungsrolle zu entledigen, weil der „a thousands Tricks“ genannte Gildeführer sich selbst für einen Scharlatan hält – und dann doch wieder all seine Fähigkeiten bündeln muss, um den Tag und seine fünf Gefährten zu beschützen, von denen jeder auf seinem ganz eigenen Gebiet nahezu unschlagbar ist.

Autorenfrust von Seejay, eine Gestaltgewordene Poesie zur Schreibblockade

von Seejay



Für Papier geword'ne Träume kriegst du heutzutage kein Geld,
wenn auf Dutzende Autoren nicht ein einz'ger Leser reinfällt,
der Verlag aus Absatzmangel den Vertrieb der Werke einstellt
und die Anzahl deiner Follower dramatisch unter eins fällt.

Glaubt mir, Leute, das zieht runter, wenn kein Hahn kräht und kein Schwein bellt,
weder Schuppen von den Augen noch vom Herzen je ein Stein fällt,
das Profane nur des Alltags an der Tür zu deinem Heim schellt.

Und so naht die Katastrophe, da dem Autor nichts mehr einfällt,
wenn zur Prosa der Gedanke und zur Lyrik ihm der Reim fehlt,
bastelt nächtelang verzeifelt er umsonst an seiner Scheinwelt,
klebt Fragmente zu Geschichten, ohne dass auch nur der Leim hält,
weil die Muse, statt zu küssen, ihm nur hinterrücks ein Bein stellt.

Nein, er ist nicht zu beneiden, dieser Loser, der ist kein Held,
wenn sich schließlich die Erkenntnis seines Scheiterns bei ihm einstellt.

SF-Quiz eigentlich für den Phantastik-Stammtisch Braunschweig, jetzt exklusiv für uns von Uwe

Uwe hat uns ein kleines Quiz spendiert, das für den Stammtisch nicht mehr rechtzeitig fertig geworden ist. Da wir nicht schmulen wollen, gibt es die Auflösung erst im Weihnachts-WoC. Ich habe einige Zeit damit gerungen, ob es etwas zu gewinnen geben soll, aber wie Uwe gesagt hat: Manchmal ist die Sache bereits Belohnung genug.

In diesem Sinne viel Spaß beim Raten, und Finger weg von Google und Co.

- 1) Wann erschien „The Wonderful Wizard of Oz“?
 - a) 1899
 - b) 1900
 - c) 1901

- 2) Welche dieser Personen gehört nicht zum Cast der Verfilmung des Buches von 1939?
 - a) Ava Gardner
 - b) Shirley Temple
 - c) Judy Garland

- 3) Wie heißt der Hund im Film „The Wonderful Wizard of Oz“?
 - a) Tonto
 - b) Momo
 - c) Toto

- 4) Wer gehört nicht zum Produktionsteam des Films von 1939?
 - a) Walt Disney
 - b) Victor Fleming
 - c) Mervin LeRoy

- 5) Die weibliche Hauptperson des Films heißt?
 - a) Angela
 - b) Bella
 - c) Dorothy

- 6) Welchen Personen begegnet das Mädchen zu Beginn des Buches nicht?
 - a) Der guten Hexe Glinda
 - b) Dem Zauberer von Oz
 - c) Der bösen Hexe

- 7) Welche Farbe haben die legendären Schuhe?
 - a) Gold
 - b) Silber
 - c) Rot

- 8) Was fehlt der Vogelscheuche?
 - a) Ein Hirn

- b) Ein Herz
- c) Ein Hut

9) Woran mangelt es dem Löwen?

- a) Empathie
- b) Stärke
- c) Mut

10) Wer ist in der DVD-Edition des restaurierten Films die Erzählerin?

- a) Judy Garland
- b) Liza Minelli
- c) Angela Lansbury

11) Was war das Problem mit der Schminke des Blechmanns bei der Verfilmung?

- a) Sie reichte nicht aus
- b) Sie haftete nicht
- c) Sie war anfangs toxisch

12) „Ich will wissen, wie er es geschafft hat, zwei meiner besten Leute zu seinen geflügelten Affen zu machen!“ Aus welchem Film stammt dieses Oz-Zitat?

- a) The Avengers
- b) The Return of the First Avenger
- c) Avengers 2: Age of Ultron

13) In welchem US-Bundesstaat beginnt Dorothys Reise?

- a) Iowa
- b) Missouri
- c) Kansas

14) Was ist das Ziel der Reisegruppe?

- a) Die Diamantstadt
- b) Die Smaragdstadt
- c) Die Rubinstadt

15) Welches Land in Oz habe ich frei erfunden?

- a) Das Porzellanland
- b) Das Glasland
- c) Das Munchkinland

16) Weshalb will der Blechmann zum Zauberer?

- a) Er will repariert werden
- b) Er will ein Herz
- c) Er will sich rächen

17) Nach dem Tod des Autors kam es zeitweise zu Verboten des Buches in den USA. Warum?

- a) Es galt als sozialistisch
- b) Es galt als minderwertiger Schund
- c) Es galt als pornografisch

18) Was ist das Geheimnis des Zauberers von Oz?

- a) Er ist in Wahrheit eine Frau
- b) Es gibt ihn gar nicht
- c) Er ist ein Betrüger

19) Wie gelangt die Hauptperson nach Oz?

- a) Durch einen Schlag auf den Kopf
- b) Durch einen Wirbelsturm
- c) Durch ein magisches Tor

20) Im Jahre 1914 gab es mehrere Oz-Adaptionen als Stummfilm. Welche ist frei erfunden?

- a) The Tinman of Oz
- b) The Patchwork Girl of Oz
- c) His Majesty, The Scarecrow of Oz

Uwe rezensiert: Von Zeit zu Zeit (OT: Time and Again) von Jack Finney

Bastei 14840, Januar 2003

560 Seiten, 8.90 Euro

Neu übersetzt von Karl-Heinz Ebnet

Die Vergangenheit ist eine graue, triste und vergessene Welt, die wir heute nur noch aus Postkarten, Fotografien, Reportagen und mürben Zeitungen kennen, vielleicht noch aus frühen Filmen. Doch für das New York des Jahres 1882 gelten viele dieser neumodischen Dinge noch nicht – es gibt kaum etwas, das den Namen Film verdient, Kinos sind unbekannt, Zeitungen werden noch mit Kupferstichen illustriert, da die Montage von Fotos in den Drucksatz nicht realisierbar ist.

Wie anders als über die Zeugnisse dieser Zeit soll man verstehen lernen, was damals geschah? Dies ist die Domäne der Historiker, jener Menschen, die imstande sind, die Vergangenheit zu neuem Leben zu wecken. Doch was geschähe, wenn wir uns täuschten? Wenn die Vergangenheit eben NICHT vergessen, vergangen und ein für alle Mal verstrichen wäre, sondern man sie wieder erreichen könnte, gleichsam mit einem einzigen Schritt? Würde dies nicht die Welt schlechthin verändern?

Dies ist Science Fiction, etwas Unglaubhaftes, und so empfindet es auch der 28jährige Zeichner Simon Morley im New York des Jahres 1970, als Rube Prien vom Stab des „Projekts Vergangenheit“ auf ihn zutritt und ihm erklärt, unter den zahllosen Millionen Menschen, die das Projekt inzwischen auf bestimmte Fähigkeiten und Reaktionsweisen hin gesiebt habe (naheliegenderweise anhand der Army-Akten), gelte gerade er als einer der hoffnungsvollen Aspiranten.

Es dauert eine Weile, bis sich Simon dazu durchringen kann, seinen unbefriedigenden Zeichnerjob mit einer sehr vagen und geradezu aberwitzigen Projektidentität einzutauschen. In einem heruntergekommen wirkenden Lagerhaus in New York ist der Sitz des Projekts, dem der alte Dr. Danziger vorsteht. Er erklärt Simon mit schlichten Worten, warum er denkt, dass es ein Erfolg werden könnte.

Natürlich geht alles auf Einstein zurück. Einstein, der durch Formeln bewies, dass Licht Masse besitzt – nachgewiesen durch die Beobachtung einer Sonnenfinsternis. Einstein, der bewies, dass die Atomspaltung ungeahnte Kräfte freizusetzen imstande war – schaurig nachgewiesen in Hiroshima. Und Einstein sagte auch dies: die Menschheit mache sich eine völlig falsche Vorstellung von der Zeit. Die Vergangenheit sei für den Betrachter passé, die Zukunft noch nicht geschehen, folglich sei ersteres nur von geringer Bedeutung, letzteres bedeutungslos. Das sei falsch. Einstein sehe, sagt Danziger, die Zeit als einen windungsreichen Strom an, und wenn es dem Reisenden auf dem Strom gelänge, das Ufer zu erreichen und zur letzten Flußbiegung zurückzugehen, dann befände er sich in der Vergangenheit, könne sie beobachten und dort agieren.

Simon Morley ist skeptisch, natürlich. Doch er ist ein begeisterter Fan des alten New York, und durch seine Freundin Kate hat er einen guten Grund, das für ihn anvisierte Ziel des Projekts zu

verändern. Er möchte nicht im Jahre 1901 in San Francisco herauskommen, sondern im New York des Jahres 1882.

In diesem Jahr nämlich wurde im Haus von Kates späterem Adoptivgroßvater (nicht Vater, wie der Klappentext beharrlich behauptet) Andrew Carmody ein blauer Briefumschlag abgegeben, der offensichtlich zu seinem späteren Selbstmord führte. Der Brief hat sich in Kates Ahnenpapieren erhalten, und er wurde durch Feuer versengt, wodurch ein Teil des Textes verschwunden ist. Noch seltsamer aber, sagt Kate, ist die Tatsache, dass Carmodys Frau ihren toten Mann persönlich wusch und einkleidete – und ihm anschließend einen bizarren Grabstein ohne Text setzte, nur mit einem obskuren neunzackigen Stern innerhalb eines Kreises.

Was also, fragen sich Simon und Kate, mag hinter all diesen seltsamen Dingen stecken? Wenn, so fährt er vor dem Ausschuss des Projekts fort, eine Reise in die Vergangenheit überhaupt möglich sei, würde er gerne dieses Rätsel erforschen.

Nun, es ist möglich, und eines Tages befindet sich Simon Morley auf einmal im winterlich verschneiten New York des Jahres 1882 und erlebt, wie Rube Prien es sagte, buchstäblich das Abenteuer seines Lebens. Doch er ahnt nicht einmal entfernt, dass er dabei nicht nur die Aufklärung des späteren Selbstmordes von Andrew Carmody erhält, sondern die Frau seines Herzens findet und dadurch in höchste Lebensgefahr gerät...

Der im Jahre 1970 publizierte Roman des 1911 geborenen amerikanischen Schriftstellers Jack Finney (ich kann nicht sagen, ob er noch lebt), wurde bereits im Jahre 1981 von Thomas Schlück übersetzt und bei Heyne unter der Nummer 3800 in der Science Fiction-Reihe publiziert. Damals trug er den, wie ich finde, weitaus treffenderen Titel „Das andere Ufer der Zeit“, was erheblich besser den Kern des Themas traf als der doch recht nichtssagende neue Titel. Zwar ist die neue Übersetzung unbestreitbar geschmeidiger als die alte, und man erfährt hier im Klappentext einiges über den Autor, was in der alten Übersetzung fehlt... doch sonst bleibt die Neufassung bedauerlich hinter dem „Original“ zurück. Dort wie hier gibt es Illustrationen und zeitgenössische Fotos, die Simon Morley/Jack Finney auf kluge und liebenswerte Weise in den Text einbaut. Doch wer beide Ausgaben vorliegen hat, erkennt schnell die Nachteile der neuen Version:

Die Fotos im vorliegenden Band sind viel finsterner gehalten als die in der Erstausgabe, zweifellos eine Frage der Reproduktion, vermutlich wurden einfach die Fotos aus der Heyne-Ausgabe herauskopiert und wieder eingebaut, was natürlich einen Verlust an Bildqualität mit sich brachte. Zudem sind manche Fotos gerahmt worden, wodurch weitere Stücke der Fotos und Zeichnungen verloren gingen. Einige sind sogar seitenverkehrt reproduziert worden. Auch das spricht nicht unbedingt für sorgfältige Arbeit. Dabei ist indes das Lektorat besser als damals bei Heyne.

Alles in allem ist dies ein Roman, der ungeachtet all dieser kleinen Mankos den Kauf wirklich sehr lohnt. Wie es auf dem Heyne-Band damals der Werbetext der New York Times treffend sagte: „Gehen Sie zurück in diese wunderbare Welt und verbringen Sie – während Sie das tun – eine wunderbare Zeit!“ Das passt ausgezeichnet, wiewohl man bei Klappentexten immer skeptisch sein sollte.

Ich würde das Werk dennoch nicht als „Kriminalroman“ bezeichnen und auch nicht in eine Reihe mit „Die Einkreisung“ von Caleb Carr stellen, wiewohl es auf der Neupublikation gemacht wird. Stattdessen handelt es sich mehr um einen klassischen SF-Roman mit starkem Fantasy-Einschlag (durch die Art und Weise der Zeitreise) und zudem um eine sehr romantische Huldigung an das

alte New York, das durchsetzt ist mit einer sanften, schönen Liebesgeschichte, die, dem Stil der damaligen Zeit sehr entsprechend, äußerst dezent ist.

Natürlich ist eine Krimihandlung da, und im letzten Viertel des Buches geht es dann auch äußerst dramatisch zur Sache. Vorher jedoch kann man einfach nur die Mysterien und die kleinen und seltsamen Alltäglichkeiten des New York von 1882 genießen. Man muss, so glaube ich, nicht Historiker sein, um das tun zu können, obwohl es sicherlich hilft, eine historische Ader zu besitzen.

Dies ist ein Buch für Romantiker, und es ist, auch nach zweimaligem Lesen innerhalb von 20 Jahren, eines der besten, das ich kenne. Das sollte Inspiration und Ansporn genug sein...

Uwe Lammers

Braunschweig, den 25. Januar 2006

Uwe rezensiert: Doktor Maxwells chaotischer Zeitkompass (OT: A Symphony of Echoes. (The Chronicles of St. Mary's Book 2)) Von Jodi Taylor

Blanvalet 6210, 2020

480 Seiten, TB

Übersetzt von Marianne Schmidt

ISBN 978-3-7341-6210-7

Wie man alleine schon am Titel erkennen kann, ist Madeleine „Max“ Maxwell inzwischen schon eine ganze Weile am St. Mary's Institut für Historische Forschung tätig, denn sie hat sich inzwischen durch diverse Missionen ihren alten Dokortitel erarbeitet und gilt nun als voll anerkannte Historikerin im Korps der Zeitreisenden, die gewissermaßen unter dem Radar der Öffentlichkeit Recherchemissionen in der Vergangenheit durchführen.

Seit Max' fast tödlich verlaufender Mission in der Kreidezeit vor 67 Millionen Jahren hat sie etwas erkannt, was die Marvel-Kenner der Loki-Fernsehserie auch mitbekommen haben und was ihre Missionen grundlegend novelliert: Während sie normalerweise nur beobachten sollen, um keine Zeitverwerfungen und Paradoxien auszulösen, ist es ihnen durchaus möglich, Objekte, die kurz darauf unwiderruflich zerstört worden wären, zu sichern und so für die Nachwelt zu erhalten. Dies begann mit einem Tannenzapfen aus grauer Vorzeit und wurde gegen Ende des vergangenen Bandes auf die jüngere menschliche Vergangenheit angewandt, nämlich um von der Zerstörung bedrohte Dokumente der Bibliothek von Alexandria zu retten.

Leider machten Max und ihr Team dabei erneut die Bekanntschaft mit einem finsternen Zeitsaboteur namens Ronan, den seine Biografie unschön mit St. Mary's verbindet. Er versucht, von einem unbekanntem Ort in Raum und Zeit, Profit aus Zeitveränderungen zu schlagen. Auch in diesem Band laufen ihm Max und ihre Gefährtinnen und Gefährten wieder über den Weg ... aber ich sollte vermutlich anders anfangen.

Zu Beginn begleitet Max ihre Freundin Kalinda Black bei ihrer Abschluss-Wunschmission, die (für mich wenigstens) sehr an einen Todeswunsch erinnerte und auch beinahe tödlich ausgeht: Kal möchte unbedingt ins Jahr 1888 nach Whitechapel springen, um die Identität von Jack the Ripper zu ermitteln.¹ Die Geschichte endet grässlich blutig, indem sie beinahe zerstückelt wird, und Max erleidet auch üble Verletzungen. Ganz zu schweigen davon, dass sie herausfinden, warum Jack the Ripper nach 1888 nie mehr in Erscheinung trat – das ist im Grunde genommen ihre Schuld. Nach diesem haarsträubenden Abenteuer und gerade frisch genesen, stolpern sie unvermittelt in das nächste hinein: Mit einem Mal ist nämlich ihr Geliebter, der Techniker-Chief Leon Farrell spurlos verschwunden ... na ja, nicht ganz spurlos. Auf einem Spiegel findet sich eine Koordinatenangabe, die er aber sicherlich nicht selbst angebracht haben kann. Das Pikante daran: Sie weist in die Zukunft!

Der Zeitpunkt wird nicht klar benannt, aber soviel kann man als sicher annehmen – es handelt sich um eine Falle für Max. Und sie nimmt die Herausforderung sehenden Auges an und landet ... im zukünftigen St. Mary's, das überfallen worden ist. Hier trifft sie nicht nur auf den unvermeidlichen

Ronan und seine Zeitbanditen, sondern auch auf ihre persönliche Nemesis Isabella Barclay, von der Max im ersten Band rigoros aus St. Mary's hinausgeworfen und fast zugrunde gerichtet wurde.

Doch die eigentlichen Probleme haken am Schluss des ersten Romans „Miss Maxwells kuriozes Zeitarchiv“ ein, womit man merkt, dass die Geschichten fast fließend ineinander übergehen: Dort wurde in St. Mary's der Gegenwart ein verstecktes Dokument von William Shakespeare gefunden ... eines freilich, in dem er suggeriert, im britischen Thronfolgestreit des 17. Jahrhunderts sei nicht Maria Stuart hingerichtet worden, sondern Elizabeth I. Dies wiederum würde die gesamte britische Geschichte umstülpen.

Irgendwo also muss im 17. Jahrhundert eine fatale Abzweigung stattgefunden haben, verursacht durch Zeitreisende. Und so reisen Max und ihre Kollegen nach Edinburgh im Jahre 1567, um die englische Geschichte wieder ins Lot zu bringen ...

Das ist natürlich nicht die gesamte Geschichte. Ich erzähle nichts über Dr. Alexander Knox und das Rote Haus, ich lasse auch die urkomische Geschichte mit der Rettung der Dodos heraus und warum Max Augenzeugin wird, wie in Ninive der König Sanherib ermordet wird und was sich daraus entwickelt ... ich kann nur sagen, dass auch dieser zweite Band der Serie wirklich voller Überraschungen steckt, mitunter so obskure, dass ich ein wenig am Zweifeln war, ob die Protagonisten noch alle Tassen im Schrank haben. Dass kann man sich zwar immer bei den Forschern von St. Mary's und ihren Schülerinnen und Schülern fragen (besonders nachdrücklich bei der Mauritius-Geschichte um die Dodos zu bemerken, wo ich fast Tränen lachte). Aber als Max allen Ernstes ein Auto im See versenkt, dachte ich, jetzt ist sie wirklich komplett gaga.

Ein Aspekt der Geschichte, recht weit hinten, war indes sehr faszinierend für mich, weil er mich an eine vertrackte Zeitreisegeschichte in meinem Oki Stanwer Mythos (OSM) sehr erinnerte. Zeitreisen, das ist nichts Neues, sind ziemlich vertrackt, gerade dann, wenn man auf Gegner mehrmals stößt. Denn man muss sich dann immer fragen: Wann findet eigentlich die erste Begegnung statt? Diese Frage stellt sich hier bezüglich Ronan im 17. Jahrhundert in Edinburgh, von dem sie ahnen, dass er für die Abweichung verantwortlich ist. Da er schon jede Menge ihrer Kollegen umgebracht hat, wäre seine Ausschaltung zwingend geboten ... dummerweise hat er diese Taten noch nicht begangen. Würde man ihn nun also ausschalten, würden die Historiker von St. Mary's womöglich ihre eigene Existenz bedrohen.

Im OSM betrifft das einen Zeitreisenden namens Jaal, der mit Genuss als Massenmörder unterwegs ist, der nur Chaos und Zerstörung verbreitet. Eigentlich müsste man ihn schnellstmöglich aufhalten ... aber er springt kreuz und quer durch Zeit und Raum, und es ist schwer zu sagen, an welchem Punkt seiner Zeitlinie man ihn erwischt. Und bislang muss man ihn einfach gewähren lassen.

Wie das im Fall Ronan aussieht, müsst ihr dann selbst mal nachlesen ... ich fand das Buch wieder äußerst unterhaltsam und vergnüglich und war, leider, schon wieder binnen von 3 Tagen durch.

Ein kurzer Hinweis noch bezüglich des Titelmotivs – es ist schön zu sehen, wie Max hier mit einem Kompass abgebildet wird, aber sucht im Roman nicht nach einer entsprechenden Stelle, denn einen solchen Kompass gibt es nicht in realiter (wiewohl der Begriff schon fällt). Generell ist es äußerst schwierig, den originalen Titel einigermaßen passend in eine deutsche Entsprechung zu konvertieren. Hier greift in der Regel ein eher schnippischer Humor, der aber dem Timbre der Serie sehr zupass kommt.

Alles in allem gebe ich jedenfalls wieder eindeutige erneute Leseempfehlung!

© 2025 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 5. April 2025

1 Es war, nebenbei bemerkt, wirklich originell, wie oft ich in jüngster Vergangenheit über Jack the Ripper-Stoffe stolpere. Für den Rezensions-Blog las ich den Clive Cussler-Roman „Die Rückkehr der Bestie“ (worin es um Jack the Ripper geht). Und dann schenkt mir eine gute Freundin vor wenigen Tagen den Roman „Doktor Doyle jagt Jack the Ripper“. Und hier dann ein weiteres Mal ... fast so, als wenn mich der Schlächter von Whitechapel verfolgt, nicht wahr?

Uwe rezensiert: **Verschwunden Was geschah wirklich mit Flug MH370? (OT: The Disappearing Act – The Impossible Case of MH370) Von Florence de Changy**

Ullstein 06613

504 Seiten Seiten, TB

Berlin 2022

ISBN 978-3-548-06613-4

Preis: 16,99 Euro

Aus dem Englischen von Rita Gravert und Caroline Weißbach

Ungeheuerliches schleicht sich in der Regel völlig unvorhergesehen in das Leben der Menschen ein, und von einem Moment zum nächsten kann es geschehen, dass die Normalität in einen nie für möglich gehaltenen Alptraum entgleist. So ist es oftmals, wenn beispielsweise unbescholtene Bürger scheinbar aus heiterem Himmel bewaffnet aus dem Haus gehen und das Feuer auf Mitmenschen eröffnen. Oder wenn Personen kurzerhand ihre eigene Familie ermorden und sich danach selbst richten.

Oder wenn man ein Flugzeug besteigt, das niemals an seinem Bestimmungsort ankommt, obwohl es sich doch um einen reinen Routineflug handelt und rein gar nichts darauf hindeutet, dass es irgendwelche Komplikationen geben könnte.

Dies ist die Dimension des vorliegenden historischen Ereignisses ... und doch ist nicht das Verschwinden an sich dieser Alptraum, der bis heute andauert, sondern das, was direkt danach geschieht.

Aber fangen wir bei den Fakten an.

Freitag, 7. März 2014, kurz vor Mitternacht. Kuala Lumpur International Airport (KLIA).

Die Nacht ist tropisch ruhig, die Läden auf dem Airport geschlossen, der Nachtflug der Malaysian Airlines, Flug MH370 nach Peking wird bereit gemacht für den Start, die letzten Passagiere checken ein, die meisten von ihnen übermüdet, froh, während der paar Flugstunden noch etwas schlafen zu können. MH370, ein Boeing-Jet des Typs 777-200 ER, Liniennummer 404, ist seit Mai 2012 bei der Malaysia Airlines im Dienst. Alles sieht nach einem Routineflug aus, und 239 Menschen heben gegen 00.40 Uhr vom Airport ab. Der Steigflug dauert 20 Minuten, um 1.01 Uhr Ortszeit hat die Maschine eine Reiseflughöhe von 35.000 Fuß erreicht, die Flugbedingungen sind optimal. Die Flugzeit von Kuala Lumpur nach Peking beträgt rund 6 Stunden. Nach 40 Minuten verlässt MH370 den malaysischen Luftraum und meldet sich planmäßig ab. Nun sind die vietnamesischen Flugsicherungsbehörden für den Flug verantwortlich.

Um 1.19 Uhr verabschiedet sich der Pilot mit der Routinenachricht „Gute Nacht, Malaysia drei sieben null.“ Um 1.20 Uhr erreicht das Flugzeug den Wegpunkt IGARI, für den Singapur zuständig ist. Neunzig Sekunden danach verschwindet das Transpondersignal des Flugzeugs, und das Mysterium beginnt. Oder die Legenden. Oder beides.

Denn MH370 ist von diesem Moment an für die Welt spurlos verschwunden. Es dauert allerdings Stunden, bis das in voller Tragweite klar wird und umfangreiche Nachforschungen zu Luft und zu

Wasser beginnen. Nachforschungen und Suchaktionen, die notwendig zunächst davon ausgehen, dass das Flugzeug aufgrund irgendeines Störfalls an Flughöhe verloren und notgelandet sein muss.

Dies passiert über einem Gebiet des Globus, das sollte hier vielleicht schon einmal vorab erwähnt werden, das geostrategisch extrem sensibel ist. Hier befinden sich zahllose Militärstationen verschiedenster Staaten, das US-Militär ist mit Basen, Langstreckenradaren, Flugzeugen, Flottenpräsenzen und orbitalen Satelliten ständig auf dem Laufenden, was hier geschieht. China, Vietnam und andere Anrainerstaaten, die zum Teil angespannte diplomatische Beziehungen zueinander unterhalten, belauern einander. Internationale Seepiraterie ist gerade in den Gewässern um Indonesien und Malaysia hochproblematisch, was zahlreiche militärische und semimilitärische Manöver zur Folge hatte. Militärmanöver finden hier zahlreich statt, ganz zu schweigen von einem enormen Aufkommen touristischer und merkantiler Fahrzeuge, die hier permanent unterwegs sind.

Und in diesem Gebiet verschwindet eine voll besetzte Passagierflugmaschine, mit der mehrheitlich chinesische Staatsbürger transportiert werden, einfach spurlos von allen Radarschirmen? Schwieriger noch: Es finden sich weder irgendwelche Hinweise auf Notrufe, keine Trümmer, keine Leichen, es gibt keine Bekennerschreiben terroristischer Organisationen?

Das klingt, vorsichtig gesprochen, kaum glaublich.

Selbst ich konnte das eigentlich nicht recht fassen, als ich damals im Frühjahr 2014 erstmals davon hörte. Denn natürlich, so ging ich fest davon aus, war das Flugzeug irgendwo im Südchinesischen Meer abgestürzt. Es würden sich ohne Frage binnen kürzester Zeit traurige Trümmerreste dieser Tragödie finden lassen.

Stattdessen erfolgt auf einer Pressekonferenz eine Woche nach dem Verschwinden eine atemberaubende und vollständige Korrektur aller bisherigen Mutmaßungen: Ein Unternehmen namens Inmarsat war in die Untersuchung eingeschaltet worden und hatte Indizien, die für eine völlig andere Sicht der Geschehnisse sprachen.

Laut Inmarsat senden Linienflugzeuge auch dann noch, wenn der im Cockpit befindliche Transponder von Hand abgeschaltet werden sollte, durch ein so nicht zu beeinflussendes automatisches System weiterhin regelmäßige Positionspings, die aufgezeichnet worden seien. Nach den Inmarsat vorliegenden Informationen, die die firmeneigenen Satelliten ermittelt hätten, befand sich MH370 schon kurz nach dem letzten Funkkontakt nicht mehr auf dem ursprünglichen Kurs.

Aber wo dann?

Die Daten legten nahe, wurde kommuniziert, dass MH370 kurze Zeit danach einen U-Turn in Richtung Westsüdwest vollzogen hätte, um dann über Malaysia hinweg hinüber in den Indischen Ozean zu fliegen, wo sich das Pingsignal Stunden später verlor. Dies ist heutzutage die gültige offizielle Theorie.¹

Die französische Journalistin Florence de Changy, die seit 30 Jahren in Hongkong lebt und Asien-Pazifik-Korrespondentin für Le Monde und andere Tageszeitungen ist, die am gleichen Tag von dem Vorkommnis erfuhr und von ihrer Zeitung darauf angesetzt wurde, direkt aus Kuala Lumpur zu ermitteln und zu berichten, fielen sehr bald eigenartige Dinge im Zusammenhang mit dem Unglück

auf. Und je länger das Verschwinden andauerte, je stärker der Druck der Angehörigen auf die malaysische Regierung wurde, desto bizarrer entwickelte sich die Geschichte.

Es gab Meldungen von Sichtungen über Ölteppiche über dem Südchinesischen Meer. Es wurden von Flugzeugen aus Trümmerstücke gesichtet. Angeblich existierte sogar ein Film von vietnamesischen Journalisten, die zeigten, wie Trümmer eines Flugzeugs, das eindeutig dem passenden Flugzeugtyp zuzuordnen war und die Farben der malaysischen Airline besaß, vor der vietnamesischen Küste geborgen wurden (das Video verschwand später indes spurlos). Fischer gaben zu Protokoll, einen Feuerball gesehen zu haben, auch ein australischer Angestellter auf einer Bohrinselfel, berichtete unabhängig von einem solchen Vorkommnis in der Unglücksnacht (er wurde wenig später entlassen und, wie de Changy nach einem Besuch in Australien Jahre später entdecken konnte, massiv verfolgt und eingeschüchtert).

Es kamen eigenartige Theorien auf, die die Journalistin alsbald als Standardstrategien von Firmen und Regierungen identifizieren konnte, um eigenes Versagen von sich zu weisen: Der Pilot Zaharie Ahmed Shah wurde beispielsweise bezichtigt, auf spektakuläre Weise Selbstmord begangen zu haben, indem er das Flugzeug zum Absturz brachte (aber wo war dann das Flugzeug geblieben?). Dummerweise überzeugte das kaum jemanden, schon gar nicht die direkten Angehörigen des Piloten, mit denen de Changy sprach und die ein völlig anderes moralisches und psychisches Bild von dem Piloten zeichneten.

War es verdächtig, dass er einen Flugsimulator daheim hatte, auf dem er – bequemerweise – einen Flug eingegeben hatte, der augenscheinlich dem entsprach, der über dem Indischen Ozean endete? Hatte er womöglich einen Terroranschlag auf eine amerikanische Geheimbasis auf der Insel Diego Garcia geplant, die südlich der Malediven lag?

War vielleicht der Copilot, Fariq Abdul Hamid, für den Absturz verantwortlich, der sich im letzten Teil seiner Ausbildung befand? Hatte er den Flug aufgrund irgendeines Problems an Bord zum Airport Kuala Lumpur zurücksteuern wollen, und war dabei irgendetwas schief gegangen?

De Changy bemühte sich, an die Unterlagen über Bordpersonal, Passagiere und Frachtpapiere zu gelangen. Denn wie man schon bei Sherlock Holmes nachlesen kann: Irgendwo in den vorhandenen Fakten ist die Lösung, man muss sie nur finden. Und Fakten gab es geradezu unendlich viele, auch sehr viele aus fragwürdigen Quellen, unzählige, die sich in abstruse Verschwörungstheorien verstrickten. Wie sollte man da die Spreu der Verrücktheiten von den Körnern der Wahrheit scheiden? Eine wahre Sisyphus-Aufgabe!

Weitere Theorien begannen wild in den Medien und im Internet zu kursieren. Wenn die Piloten als Verantwortliche ausschieden (die immer bequeme Schuldige sind, zumal sie sich als Tote nicht mehr verteidigen können)² und die Inmarsat-Daten auch andere Interpretationen zuließen, dann konnten vielleicht Passagiere für eine Entführung verantwortlich sein! Immerhin waren mehrere Russen an Bord, außerdem scheinbar zwei Ukrainer (und 2014 annektierte Wladimir Putin die Krim) ... warum sollte das Flugzeug also nicht vielleicht nach Kasachstan entführt worden sein?

Das klang dann doch für mich ziemlich arg weit hergeholt.

Auch realistischere Optionen wurden erwogen. Insbesondere die – unvollständig – veröffentlichte Frachtliste ließ jede Menge Fragen offen. Da gab es beispielsweise eine große Menge Lithium-Akkus, die erwiesenermaßen zu spontaner Selbstentzündung neigten und in wenigstens einem

weiteren Fall zu einem Flugzeugabsturz geführt hatten. Angeblich war eine große Menge von Mangostan-Früchten an Bord ... doch diese Früchte hatten weder Saison, noch gab es auf dem Absendeflughafen irgendeine Art von Möglichkeit, dass sie überhaupt von dort aufgegeben worden sein könnten ... es lag also nahe, dass „Mangostan-Früchte“ eher eine Chiffre für Schmuggelware irgendwelcher Art sein mochte, vielleicht für Elfenbein oder andere Substanzen, die illegal nach China eingeführt werden sollten. Für solche Aktionen wäre ein routinemäßiger Passagierjet zu mitternächtlicher Zeit höchst geeignet.

Außerdem gab es da noch rätselhafte elektronische Fracht in einer erstaunlichen Menge, die völlig ohne jede sonst übliche Kontrolle an Bord gebracht worden war. De Changy ermittelte im Laufe der folgenden Jahre, in denen sie weltweit zahllosen weiteren Fahrten nachging und zahlreiche Legenden und auch amtliche Verlautbarungen entkräften konnte (ich deute hier nur ein paar wenige davon an, das Buch ist voll von weiteren haarsträubenden Fakten), dass gerade diese Lieferung unter ungewöhnlich hohem Polizeischutz zum Flughafen gebracht und verladen wurde.

Gemäß der offiziellen These wurden die Suchaktionen zunächst rings um den Wegpunkt IGARI konzentriert, der vor der Küste von Malaysia liegt, doch schon eine Woche später verlagerte er sich notwendig in den Indischen Ozean und schließlich vor die australische Küste, wo für zig Millionen Dollar wochenlang eine internationale Suchmannschaft unter australischer Leitung die Meeresoberfläche und schließlich auch den Meeresgrund auf der Suche nach den Black Boxes des Flugzeugs durchkämmte. Zehntausende von Quadratkilometern ... erfolglos. Es wurde nicht ein einziges Trümmerstück entdeckt.

Das spricht, vorsichtig gesagt, nicht eben dafür, dass die offizielle Theorie äußerst realistisch ist. Wenn kein einziges Indiz zu entdecken ist ... dennoch wurde diese Theorie hartnäckig als einzig mögliche Lösung in den Medien verfolgt.

Wen kümmerte es da schon, wenn Zeugen aus dem Norden von Malaysia erzählten, sie hätten in der Unglücksnacht Lärm gehört und ein Flugzeug „im Tiefflug in ungewöhnlicher Richtung“ gesehen? Wen kümmerte es, dass das Internetportal Tomnod vor der südvietnamesischen Küste ein Trümmerfeld gesichtet hatte³, das leider sehr gut mit der Sichtung des Bohrinsel-Mitarbeiters Mike McKay in der Nacht vom 8. März 2014 zusammenpasste, der in Richtung der vietnamesischen Küste Feuerschein wie von einem explodierenden Flugzeug gesehen hatte? Auch als wenig später vor südlich vom Wegpunkt IGARI von chinesischen Satelliten driftende Trümmer gesichtet wurden, brachte kaum jemand das mit dem verschwundenen Flugzeug in Verbindung.

Das war doch bekanntlich nach der offiziellen Theorie im südindischen Ozean abgestürzt, nicht wahr? Dort mussten also die Trümmer sein, woanders konnten sie ja überhaupt nicht auftauchen.

Doch ein ganzes Jahr lang kam es in der Ermittlung des MH370-Unglücks zu keinerlei neuen Entwicklungen ... und dann wurde am 29. Juli 2015 ein Trümmerteil angeschwemmt – ein Flaperon, also ein Teil einer Flugzeugtragfläche. Wo waren sie gefunden worden? Auf La Réunion vor der Küste von Madagaskar! Also ein eindeutiges Indiz für den Absturz im Indischen Ozean und die offizielle Theorie ... wenigstens dachte auch ich das anno 2015.⁴

Inzwischen war es halb und halb Gewissheit in der Öffentlichkeit, dass es an Bord ein Unglück gegeben haben musste, die Fakten schienen ja auch gut dazu zu passen: Wenn beispielsweise der Flugzeugrumpf aus irgendeinem technischen Grund nach und nach seine Atemluft verloren hätte,

wären die Piloten durch Hypoxie ohnmächtig geworden. In dem letzten Versuch, einen bekannten Flughafen in Malaysia anzusteuern, hätten sie das Flugzeug gedreht und auf Autopilot geschaltet, ehe sie bewusstlos wurden. Und MH370 sei ins Blaue hineingeflogen, mit toter Besatzung, und schließlich durch Treibstoffmangel ins Meer gestürzt.

Auch ich nahm das notwendig an.

Florence de Changy begnügte sich mit diesem gedanklichen Kurzschluss nicht. Sie besorgte sich Unterlagen über das Flaperon und stellte rasch fest, dass mit dem Trümmerstück etwas nicht in Ordnung war. Es stammte ohne Frage von einer Boeing 777, das war schnell klar. Aber es wies ein Detail auf, das in keiner der Pressemeldungen hervorgehoben wurde: Jedes solche Bauteil besitzt eine klar nachverfolgbare Plakette, die auch Meerwasser nicht ablösen kann. An diesem Flaperon war diese Plakette vor dem Fund entfernt worden. Der Journalistin kam das komisch vor, und sie fragte Experten, die ihr eine Antwort gaben, mit der sie nicht gerechnet hätte: Das Entfernen solcher Plaketten sei ein routinemäßiges Verfahren. Das werde immer dann angewendet, wenn ein Flugzeug verschrottet würde. Und es würden ständig aus den Airlines Flugzeuge ausgemustert, entsprechend ihre Bauteile unkenntlich gemacht und dann recycelt.

Sie schloss daraus – in meinen Augen durchaus nahe liegend –, dass das Flaperon von La Réunion durchaus nicht als Beweis taugte, MH370 sei im Indischen Ozean abgestürzt. Stattdessen schuf Florence de Changy, indem sie zahllose, für sich genommen unauffällige Mosaikbausteine der internationalen Politik, widersprüchliche Informationen, Zeugenaussagen und Indizien zu einem immer dichteren Netzwerk verwob, eine alternative Theorie, die ich hier nicht en detail vorwegnehmen möchte. Sie sagt selbst, dass das kein Beweis dafür ist, dass das, was sie als Szenario entwickelt hat, „die Wahrheit“ sei ... aber die vielfach ermittelten Indizien passen allesamt auf beunruhigende Weise zu jenem Ablauf, wie es sich wahrscheinlich in der Nacht vom 8. März 2014 womöglich wahrhaftig zugetragen haben könnte.

In ihren Augen ist das realistischste Szenario eines, das ohne irritierende Inmarsat-Pings (deren notorische Präzisionsschwäche heutzutage als erwiesen gilt) auskommen kann. Eines, das zudem belegt, dass diverse Funksprüche von US-Militäreinheiten, die Präsenz von AWACS-Aufklärungsflugzeugen, ein verstümmelter Notruf, den ein vietnamesischer Pilot in der Unglücksnacht auffing und zahlreiche weitere Details eine völlig andere Deutung der Abläufe dieser Nacht nahe legen.

Sie behauptet nicht, das Geheimnis gelöst zu haben, wie eben erwähnt. Aber sie vermittelt dem Leser in dieser dramatischen, faktendichten, akribisch quellenbelegten Darstellung das beunruhigende Gefühl, dass in dieser Nacht des 8. März 2014 ein dramatisches Ereignis stattfand, das den Verantwortlichen auf desaströse Weise aus dem Ruder glitt und dazu führte, dass das daraus resultierende tödliche Versagen auf höchster politischer Ebene vertuscht werden musste.

Ihr Nachtrag zeigt, dass solche Vorkommnisse weder zum ersten Mal geschehen noch unrealistisch oder unplausibel sind. Man muss kein Anhänger von Verschwörungstheorien sein, um die Deutung, die Florence de Changy präsentiert, für sehr wahrscheinlich zu halten. Denn indem sie fundiert die vermeintlichen Indizien für die Standardtheorie Schritt für Schritt widerlegt und demontiert, zugleich aber auch aufzeigt, wie viele Informationen von dieser Theorie einfach ignoriert oder kurzerhand geleugnet werden, die eben – leider – ihr Szenario zunehmend Glaubwürdigkeit verleihen, macht sich die Journalistin gerade nicht mit spinnerten Verschwörungstheoretikern gemein.

Sie sucht seit über acht Jahren nach Indizien dafür, dass die offizielle Theorie nichts weiter darstellt als eine sehr bequeme Ablenkung von den tatsächlichen Ereignissen, und ich muss gestehen, ihre Sicht hat mich zunehmend überzeugt – insbesondere deswegen, weil sie sehr differenziert zwischen Verschwörungstheorien, offiziellen Verlautbarungen und plausiblen Tatsachen differenziert. De Changy begnügt sich nicht damit, irgendwelchen obskuren Meldungen im Internet zu lauschen, sondern sucht im Laufe ihrer jahrelangen Ermittlungen das direkte und manchmal wiederholte Gespräch mit den Informanten und Angehörigen, mit Militärs, Flugexperten, Verwaltungsfachleuten und Geschäftsleuten.

Sie durchleuchtet die Motivation der Personen, die sich in die MH370-Geschichte hineinsteigern. Geht auch seltsamsten Fährten nach, recherchiert Flugplätze in der Region, wo man eine Boeing 777 hätte landen können ... sie stellt kritische Fragen, warum Radarstationen, die sonst jedes Schmugglerflugzeug ausfindig machen könnten, MH370 angeblich nicht gesehen haben. Fragt sich, warum Airlines wie Boeing und die malaysische Fluggesellschaft so widersprüchliche Aussagen vorbrachten. Warum die chinesische Regierung so auffälliges Desinteresse an den Ermittlungen hatte ...

Wer dieses Buch liest, so ist letztlich zu konstatieren, erhält vielleicht keine endgültigen Aussagen, „wie es gewesen ist“, wie der Historiker Leopold von Ranke schrieb, aber zumindest bekommt man einen sehr fundierten und vielseitigen Einblick in alle Geschehnisse rund um den Flug MH370 ... und hat hinterher vielleicht einigen Grund zur Sorge, wenn er mal wieder ein Flugzeug besteigt oder sich in dieser Region bewegt. Denn falls de Changys Szenario der Wahrheit entsprechen könnte, kann niemand mit Gewissheit behaupten, dass sich solche Vorfälle nicht wiederholen.

Als ich vor sehr vielen Jahren in einem völlig anderen Zusammenhang das Sachbuch „Der Baader Meinhof Komplex“ des deutschen Journalisten Stefan Aust las, schrieb ich in meiner Rezension zu diesem im Grunde ausgezeichneten Buch, es habe einen fundamentalen Fehler aufgewiesen, der seinen historischen Wert vollkommen negierte: Dieses Buch wies wirklich keinerlei Anmerkungs- und Literaturapparat auf. Niemand konnte nach der Lektüre nachvollziehen, woher Aust seine Informationen hatte. Für einen Historiker wie mich verliert ein Sachbuch dadurch vollständig an Bedeutung. Denn in einem Sachbuch sollten die referierten Fakten und Zitate nachprüfbar sein.

Bei Florence de Changy machen diese Angaben mehr als 20 Seiten aus, in denen unzählige Quellen bis hin zur Internetseite und dem Tagesdatum genannt werden. Das bedeutet: Man kann ihre Fakten nachprüfen, jedes einzelne. Sie gibt sich Mühe, ihre Rechercheergebnisse offen und kontrollierbar darzulegen. Das disqualifiziert meiner Ansicht nach billige Stimmen, die vielleicht auftauchen könnten, um ihr krude Verschwörungstheorien zu unterstellen.

Das Buch liest sich wie ein Thriller, und man fiebert unweigerlich mit, was denn wohl als nächstes Ungeheuerliches (und zugleich reales Faktum!) auf der nächsten Seite den Leser erwarten mag ... dennoch ist man auf sehr vieles einfach nicht gefasst, manches kann ich immer noch nicht recht glauben.

Ich denke: Wer immer sich ein umfassendes Bild über den Unglücksflug MH370 machen möchte, sollte sich nicht auf die offizielle Sichtweise beschränken, die im genannten WIKIPEDIA-Artikel ausführlich referiert wird. Man sollte sich ausdrücklich auch mit de Changys Buch befassen und die darin dargestellten Standpunkte einer kritischen Analyse unterziehen. Und sich dann entscheiden, was von beidem glaubwürdiger ist.

Ich fürchte, ich habe mein Urteil schon gefällt.

Mein Fazit: Ein höchst lesenswertes, den Horizont erweiterndes Buch!

© 2022 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 27. September 2022

1 Man vergleiche dazu den sehr ausführlichen WIKIPEDIA-Artikel „MH370“, der allerdings – in meinen Augen ein interessantes Faktum – ungeachtet der Aktualität das de Changy-Buch nicht mit einer einzigen Silbe erwähnt.

2 Man beachte bei de Changy hierzu den über 30 Seiten langen Nachtrag, wo sie zahlreiche Flugzeugunglücke der vergangenen Jahrzehnte, die dazu vorgebrachten Theorien, tatsächlichen Absturzursachen sowie die oftmals kriminellen Handlungen von Regierungen und Flugzeugbauern akribisch belegt, mit denen die wahren Absturzursachen vertuscht werden sollten.

3 Das Unternehmen setzte dann auf die Hilfe von Freiwilligen, die im Internet die Satellitenbilder sichteteten ... aber nachdem dort tatsächlich Trümmerstücke gesichtet und gemeldet worden waren, änderte Tomnod seltsamerweise die Algorithmen der geografischen Lokalisierung der Suchraster, und die Trümmerbilder waren anschließend seltsamerweise verschwunden ... es gab noch eigenartigere Details in dieser Beziehung, aber das sollte man im Buch nachlesen, das kann hier nur angedeutete werden.

4 De Changy erwähnt allerdings auch Auskünfte von Experten für Driftbewegungen im nämlichen Ozeanbereich, die sämtlich sagen, dass Trümmerstücke aus dieser Region eigentlich gar nicht auf La Réunion angespült werden können ... was weitere interessante Theorien befeuert, die hier auch thematisiert werden.

Uwe rezensiert: Frostkuss (OT: Touch of Frost) Von Jennifer Estep

IVI (keine eigene Buchnummer)

400 Seiten, TB, 2012

Mythos Academy I

Aus dem Amerikanischen von Vanessa Lamatsch

ISBN 978-3-492-70249-2

Gwen Frost ist unglücklich. Damit fängt alles an.

Sie ist dem Anschein nach ein völlig normales Mädchen aus einfachen Verhältnissen, aber der Anschein trügt vollständig. Ein halbes Jahr nach dem Unfalltod ihrer Mutter, einer Polizei-Ermittlerin, für den sie sich die Schuld gibt, hat ihre Großmutter sie dazu bewogen, die Schule zu wechseln. Nun geht sie auf die so genannte Mythos Academy, und hier ist einfach rein gar nichts normal.

Das fängt mit den Schülerinnen und Schülern an, geht über die Lehrkräfte weiter bis hin zur Gestaltung des Schulcampus und zu den Themen, die dort gelehrt und behandelt werden.

Die Mythos Academy ist ein wenig wie das Hogwarts von Joanne K. Rowling. Hier werden nämlich die Nachfahren der Helden der Antike ausgebildet: Walküren mit übermenschlichen Kräften, Spartaner als Superkämpfer, Wikinger und andere Kinder, die allesamt auf einen jahrtausendelangen Abstammungspfad zurückblicken können und darüber hinaus noch diverse magische Begabungen haben, die allerdings meistens noch nicht vollständig erwacht sind und von den Lehrkräften entsprechend geschult werden. Hinzu kommt, dass sie aufgrund ihrer langen Familientradition einfach unfasslich reich sind, sodass die Mythos Academy wie ein Internat der Superreichen daherkommt.

Und dann ist da Gwen Frost mit ihrer Vorliebe für Schlabberpullover, Comics und der ständig wiederholt auftauchenden trübsinnigen Frage, warum um alles in der Welt sie nur hierher gehen sollte ... aber ihre Grandma und auch die Rektorin, Professor Metis, waren der festen Überzeugung, sie gehöre hierher.

Gwen findet das gar nicht. Was ist sie schon? Ein Niemand. Okay, sie hat auch eine Begabung, das liegt gewissermaßen in ihrer Familie, alle „Gypsies“, wie sie genannt werden, hatten geringe übersinnliche Fähigkeiten. Ihre Mutter konnte Wahrheit erspüren, ihre Großmutter kann ein Stück weit in die Zukunft schauen und betätigt sich als Wahrsagerin. Aber Gwen empfindet ihre eigene Gabe eher als Fluch – sie ist in der Lage, Dinge zu finden, weil sie fähig ist, durch Berührungen Informationen aufzunehmen. Bei Gegenständen ist das eher unproblematisch. Aber bei Menschen? Unangenehm bis katastrophal.

So spürte sie etwa, dass eine Mitschülerin von ihrem Stiefvater sexuell missbraucht wurde, was sie so sehr zum Schreien brachte, bis sie ohnmächtig wurde ... und als sie einen Jungen küsste, stellte

sie höchst ernüchert fest, dass er an ein anderes Mädchen dachte ... da war natürlich sofort der Ofen aus! Seither hält sie sich nach Möglichkeit von Berührungen anderer Menschen fern und sondert sich ziemlich ab. Folglich gilt sie an der Schule einfach nur herablassend als „das Gypsymbädchen“, die meisten Mitschülerinnen machen sich nicht mal die Mühe, ihren Namen zu merken.

Sehr aufbauend, gell? Genau, Mitgefühl ist programmiert.

Außerdem ... mal ganz ehrlich, wer glaubt denn echt schon daran, dass es solche Dinge wie den Großen Magischen Krieg und die antiken Götter jemals gegeben hat? Ganz zu schweigen davon, dass die Schüler auf der Mythos Academy angeblich dazu ausgebildet werden, die Wiederkehr des Gottes Loki (!) zu verhindern und seine Anhänger, die Schnitter des Chaos, abzuwehren, die angeblich überall lauern und Loki befreien wollen.

Das klingt doch sehr, sehr abgehoben, findet Gwen. Sie hadert immer noch wegen des Verlustes ihrer Mutter, schleicht sich an den angeblich magischen Absperrungen des Academy-Geländes vorbei, um bei ihrer nahebei wohnenden Großmutter leckeres Zusatzessen zu bekommen. Und ansonsten hilft sie gegen einen Finderlohn Schülerinnen und Schülern, verlorene Gegenstände wieder zu finden. Schließlich ist sie nicht Kind superreicher Eltern, weswegen sie auch aushilfsweise in der Campusbibliothek unter dem strengen Bibliothekar Nickamedes arbeitet und sich immer weiter fragt, warum sie eigentlich hier sein muss.

Der ganze Campus ist übersät mit mythologischen Steinfiguren, die einfach überall herumstehen, auch in der Bibliothek gibt es zahllose Götterfiguren und Vitrinen mit allen möglichen Gegenständen, die angeblich ebenfalls magischer Natur sein sollen.

Doch wie gesagt ... Gwen Frost hält von alledem nichts.

Das ändert sich dramatisch, als während ihres Bibliotheksdienstes auf einmal eine Mitschülerin bestialisch ermordet wird und ein gerade frisch ausgestelltes Artefakt – eine eher unauffällige Schale – spurlos verschwunden ist. Und Gwen ist so schnell zugegen, dass der Täter sie auch noch hinterrücks niederschlägt.

Bestürzt muss das Mädchen alsbald verstehen, dass Trauer und Verstörung unter den Mitschülern sich sehr in Grenzen halten. Alle denken unisono: Verdammt, da ist ein Schnitter irgendwie auf das Campusgelände gekommen, hat den Mord und den Diebstahl verübt und ist wieder verschwunden. Schlimmer noch: Ihr wird zunehmend deutlich, dass alle Schüler schon Freunde oder Familienangehörige an die Schnitter verloren haben und jederzeit damit rechnen, selbst erwischt zu werden.

Ermordet zu werden, zumal auf dem Campusgelände, gehört gewissermaßen mit zu den Risiken des Schulbesuches!

Das ist schon ziemlich schockierend, aber nur ein winziger Teil der Wahrheit.

Gwen Frost muss nämlich rasch entdecken, dass sowohl die Götter als auch deren Gegner höchst real sind ... und so gerät sie sehr schnell in Lebensgefahr, als sie versucht, ganz die Tochter ihrer Mutter, der verstorbenen Polizeiermittlerin, den Hintergründen des Todesfalls nachzuspüren ...

Ich kannte Jennifer Estep bereits von ihrer früheren Romanserie „Bigtime“ (die allerdings in Deutschland erst mit 10 Jahren Verspätung erscheint, lange nach der sechsteiligen, später geschriebenen „Mythos Academy“-Serie. Das ist deswegen ein bisschen schade, weil Gwen Frost Superheldencomics liest, und ein Poster in ihrem Zimmer gehört zu einer der Superheldinnen aus „Bigtime“. Wer also die Bücher in Deutschland in der Erscheinungsreihenfolge liest, anders als ich, sieht dieses kleine neckische Gimmick gar nicht. Ich musste schmunzeln.

Ein bisschen ist die Außenseiter-Schülerin Gwen Frost wie eine Raupe, die sich im Verlauf des Romans zu einem wirklich hübschen Schmetterling mausert. Die verschiedenen Ausprägungen ihrer Gabe erinnerten mich zudem sehr an eine Figur aus meinem Oki Stanwer Mythos (OSM), nämlich den Techno Torkeron, dessen Fähigkeit es ebenfalls ist, verschollene Gegenstände aufzufinden. Aber seine Gabe funktioniert völlig anders als die von Gwen Frost, die sehr viel pragmatischer ausgerichtet ist.

Die Schilderung der Akademie – selbst das ist ein antiker Name, der auf das antike Athen zurückgeht, wenn man mal ein wenig von der Historie Kenntnis hat – ist natürlich essentiell für die ganze Buchreihe, und so plastisch sie den Campus schildert und das Personal wie die Schüler gewissermaßen in Stellung bringt, erinnert das durchaus sehr an den ersten Band der „Harry Potter“-Serie, an den alles ohnehin ziemlich erinnert. Sehr viel wortreicher als J. K. Rowling baut Estep die Handlungsszenerie aus und bereitet so den Boden für die folgenden Bände.

Ich bin jedenfalls mit der Hauptperson schnell warm geworden und neugierig, wie sich die Geschichte weiter entwickelt ... nicht zuletzt wegen dieses unverschämt gut aussehenden Spartaners Logan Quinn, dessen Hauptfähigkeit darin besteht, alles, was er in die Hand bekommt, als Waffe zum Töten verwenden zu können. Er ist halt, wie alle Spartaner, eine veritable Killermaschine, aber leider für Gwen auch einfach supersexy.

Ja, da knistert es schon, und nicht zu wenig. Wer allerdings dann auf den titelgebenden Kuss wartet, der wartet vergebens. Gwen Frost küsst ihn nicht, auch wenn sie manchmal kurz davor ist. Blendet einfach den unpassenden Titel des Bandes aus, ist besser so. Der Rest des Romans ist sehr viel lesenswerter, versprochen.

Klare Leseempfehlung!

© 2022 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 6. Oktober 2022

Uwe rezensiert: Der Sturm aus dem Nichts (OT: The Wind from Nowhere) Von James Graham

Heyne 3158

160 Seiten, TB (1978)

Aus dem Amerikanischen von Gisela Stege

Naturkatastrophen sind etwas Entsetzliches, da sind wir uns vermutlich alle einig. Gegen vieles kann man sich schützen – gegen Kriege, gegen Terroranschläge, menschliche Infamie, selbst gegen Epidemien... aber gegen Erdbeben, Vulkanausbrüche, Tsunamis oder Stürme? Da hilft nur noch die Flucht.

Was aber, wenn das gar nicht möglich ist? Was, wenn es keinen Ort auf der ganzen Welt gibt, wo man dem Sturm entgehen könnte?

Um dieses Thema geht es in James Graham Ballards apokalyptischem Klassiker „Der Sturm aus dem Nichts“, dessen dramatisierter deutscher Titel dem Inhalt deutlich besser gerecht wird als der doch gewissermaßen britisch-unterkühlte Originaltitel. Wer nicht weiß, worum es geht und den Roman noch nicht kennen sollte, der lasse sich von mir auf den aktuellen Stand bringen. Das geht etwa folgendermaßen:

In der nahen Zukunft (der Roman erschien erstmals im Jahre 1962, und er spielt vor dem ersten Mondflug, d. h. irgendwann Ende der 60er Jahre) fällt dem jungen Arzt Donald Maitland der Staub auf. Zusammen mit einem ungewöhnlich hartnäckigen, ständig zunehmenden Wind, der langsam das normale Leben beeinträchtigt, lagert er sich in London ab. Ein seltsamer, pulvrig-kristalliner Staub von eigentümlicher Konsistenz, der dank des Windes sogar in Taxis hineinsickert und sich überall festsetzt. Später soll er herausfinden, dass dieser Staub aus den Lössebenen Tibets stammt, und allein das lässt dem Leser schon einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Aber das ist ja alles erst der zarte Beginn einer unvorstellbaren Katastrophe.

Einerlei – Maitland hat zu diesem Zeitpunkt ganz andere Sorgen. Er lebt getrennt von seiner Frau Susan, die ihn lange aufgrund ihres Reichtums ausgehalten hat. Jetzt möchte er eigentlich vor ihr flüchten und in die USA entkommen, um sein Medizinstipendium fortzuführen. Er soll dort aber nie ankommen.

Der stärker werdende Wind bringt den Flugverkehr zum Erliegen. Tanker kentern, Kreuzfahrtschiffe geraten in Seenot, Küstenstädte werden überschwemmt. Und der Wind wird stärker.

Und stärker.

Siebzig Stundenkilometer.

Achtzig Stundenkilometer.

Hundert Stundenkilometer.

Es gibt kein Nachlassen, keine Ruhepause... und unheimlicherweise gibt es auch rund um den Globus keinen Ort, wo der Wind, wie das für Hochdrucksysteme üblich ist, antagonistisch Pause machen würde.

Der Sturm aus dem Nichts weht überall auf der Erde. Die Unterschiede in der Stärke sind offensichtlich den Breitengraden geschuldet. Die Äquatorregion erwischt es am schlimmsten und am frühesten. Dort werden ganze Dörfer vom Boden fortgerissen und zerschmettert.

Doch die gemäßigten Breiten haben nur eine Gnadenfrist.

Mit einer gespenstischen Regelmäßigkeit nimmt der Sturm pro Tag um weitere fünf Stundenkilometer zu. Überall auf der Welt. Stetig. Unaufhaltsam. Eine Ursache ist nicht erkennbar. Ein Abflauen ist nicht in Sicht.

Luftverkehr wird unmöglich.

Schiffsverkehr wird unmöglich.

U-Boote drohen beim Auftauchen zu kentern oder von Wrackteilen, die auf der Meeresoberfläche treiben, zerschmettert zu werden.

Die Menschheit kämpft schnell ums Überleben.

Ganze Metropolen werden vom Antlitz der Welt ausradiert. Manhattan? Ins Meer gespült. Berlin? Vom Staub- und Trümmersturm eingeebnet. London? Moskau? Washington? Peking? Trümmerwüsten, allesamt. Die Bevölkerung aufs Land geflüchtet oder in Keller, Tunnel und Bunker verdrängt. Eine Katastrophenmeldung jagt die nächste.

Hundertdreißig Stundenkilometer.

Hundertfünfzig Stundenkilometer.

Hundertsiebzig Stundenkilometer...

Es ist kein Ende abzusehen. Selbst massive Gebäude beginnen einzustürzen. U-Bahn-Schächte werden geflutet. Straßen lösen sich auf. Städte werden ins Meer gewaschen. Menschen, die ins Freie flüchten, packt der gnadenlose Wind und reißt sie hinauf in den Sturm und in den Tod, als wären sie gewichtslos gleich losgerissenen Luftballons.

Und doch gibt es einen Funken Hoffnung in der schwarzen Finsternis des ewig scheinenden Sturmes – da existiert etwas, das Eingeweihte den „Hardoon-Turm“ nennen. Scheinbar eine Zuflucht, aber vielleicht auch etwas völlig anderes. Aber wenn man nichts anderes mehr hat, woran man sich klammern kann, dann ist dies vielleicht der rettende Strohhalm...

Mit „Der Sturm aus dem Nichts“, einem Buch, das ich schon 1991 das erste Mal mit tiefer Erschütterung las und das ich nun erneut hervorzog, um es endlich mit einer Rezension ins Bewusstsein neugieriger Phantastik-Fans zu rücken, liegt in der Tat ein Werk vor, das das Label „apokalyptisch“ in vollem Umfang verdient. Das Buch, das der 1930 geborene Ballard im Alter von nicht einmal 32 Jahren veröffentlichte und das seinen ersten Roman darstellt, packt den Leser

selbst nach einer Zeit von mehr als fünfzig Jahren nach Ersterscheinen. Es gehört, das sollte vielleicht erwähnt werden, in die thematische Nähe einer Reihe weiterer Bücher, nämlich „Welt in Flammen“, „Kristallwelt“ und „Karneval der Alligatoren“. Er hat hier, könnte man sagen, nacheinander die verschiedenen Elemente „Amok laufen“ lassen: im vorliegenden Roman das Element Luft, in dem zweiten Feuer, in „Karneval“ ist es Wasser, das die Welt ertränkt (im Zuge der globalen Klimaerwärmung nahezu prophetisch, möchte ich behaupten).

Die Einzelschicksale wie etwa das von Donald Maitland, es ließen sich noch einige andere anbringen, die durch das Chaos einer zunehmend völlig unkontrollierbar werdenden, verwüsteten Welt irren und zum Teil versuchen, abstruse Befehle auszuführen, illustrieren schlaglichtartig die immer surrealer werdenden Geschehnisse. Insbesondere der verbissene Überlebenskampf der weltweit dem Chaos ausgesetzten Protagonisten, die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten suchen, bringt Lebendigkeit in die unerbittliche Schilderung der Zerstörungskulisse, die sich vor dem Leser zunehmend ausbreitet, je länger die Apokalypse des weltweiten Sturmes gleich einem kosmischen Sandstrahlgebläse den Globus von der Menschheit zu säubern sucht.

Die Vorstellung, dass ein quasi kosmisches Phänomen – es wird an einer Stelle angedeutet, dass dies der Grund für den „Sturm“ sein könnte, aber ob das stimmt oder nur eine Hypothese darstellt, kommt nirgends heraus – die irdischen Hochdrucksysteme der Thermik so konstant überdreht und beschleunigt, gleich „einem kosmischen Karussell“, sie ist von beklemmender Intensität. Bedrückend wirkt die Hilflosigkeit und Ohnmacht der Betroffenen, bewundernswert der verzweifelte Überlebensdrang derjenigen, die sich nicht unterkriegen lassen wollen, zugleich allumfassend die Verwüstung auf der Erdoberfläche und die Zerstörungsszenarien, die Ballard mit unglaublicher Wortgewalt entwirft und die Gisela Stege solide in deutsche Formulierungen presst. Zwar ist an manchen Stellen Argwohn angebracht, da dort die Vermutung genährt wird, der Verlag habe das originale Skript deutlich gekürzt und an die damalige Heyne-Standardlänge von 160 Druckseiten angepasst... aber selbst das kann den überwältigenden Eindruck dieser Geschichte nur bedingt schmälern.

Dennoch ist das kein Buch für übermäßig optimistische Gemüter. Wem Bilder von Zerstörung und Hoffnungslosigkeit aufs Gemüt schlagen, wer sich strahlende Happy Ends ersehnt, ist bei Ballard generell am falschen Platz. Wer jedoch umgekehrt wissen möchte, wie man mit Hilfe eines so flüchtigen Elements wie der Luft und des Sturmes ein gesamtes Buch füllen kann, und dann noch durchaus plausibel... der ist hier genau richtig.

Ballards Klassiker lohnt unbedingt eine Neuentdeckung. Selbst wenn man ihn wahrscheinlich (mal wieder) nur antiquarisch bekommen kann, ist er die Investition auf alle Fälle wert.

Eindeutiges Urteil: Eine klare Leseempfehlung.

© 2017 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 22. März 2017

Uwe rezensiert: Der illustrierte Mann (OT: The Illustrated Man) Von Ray Bradbury

Heyne 3057

3. Auflage, München 1970

192 Seiten, TB

Aus dem Amerikanischen von Peter Naujack

Als ich im Dezember 1988 diese Storysammlung antiquarisch erwarb, war mir nicht bewusst, dass ich hiermit eine der erfolgreichsten Kurzgeschichtensammlungen Ray Bradburys vorliegen hatte. Das wusste ich auch im März 1990 nicht, wo ich sie als Ablenkung von meinem Zivildienst auf einer meiner zahllosen Reisen zwischen Gifhorn und Hameln erstmals las. Damals fiel die Lektüre in ein Zeitfenster, in dem ich nahezu keine Rezensionen verfasste, und so rutschte auch dieses Buch durch das Raster der analytischen Lektüre. Im Juni 2016, während ich Hardy Kettlitz' interessantes Buch „Ray Bradbury. Poet des Raketenzeitalters“ las, das sich ja mit Ray Bradburys Werk beschäftigt, stolperte ich überraschend über die Feststellung, dass just hier die Mars-Story „Die Feuerballons“ enthalten sein sollte, die im Grunde genommen in „Die Mars-Chroniken“ gehörte – die ich gerade gelesen hatte.

Nun, an die Geschichte konnte ich mich gar nicht mehr entsinnen, also war es definitiv Zeit für eine Neulektüre. Und ich muss zugeben, nun, wo ich das Buch ausgelesen habe, dass das gar keine schlechte Idee gewesen ist. Nach über 25 Jahren die Erinnerung aufzufrischen, ist eine tolle Sache. Der Band enthält 16 Kurzgeschichten des SF-Altmeisters, die zwischen 1947 und 1951 in verschiedenen Magazinen in den USA erschienen sind. Für diese Veröffentlichung wurden sie mit einer Rahmenhandlung umgeben, durch einen einleitenden Prolog und einen Epilog gekennzeichnet. Die Geschichten selbst stehen sonst für sich und können in unterschiedlicher Reihenfolge gelesen werden. Schauen wir uns die längeren davon mal kurz an.

Im Prolog lernen wir die beiden zentralen Personen des Buches kennen, zwei namenlose Wanderer auf einer Landstraße in Wisconsin, beide auf der Suche nach Arbeit. Sie treffen sich hier erstmals und übernachten zusammen in der Wildnis. Der eine von ihnen ist der herkulische illustrierte Mann, über und über mit Tätowierungen bedeckt, die ihm angeblich eine Frau aus der Zukunft auf den Leib tätowiert hat. Das Problem ist, dass die Bilder zu leben beginnen und Geschichten erzählen, wenn man sie zu lange fixiert. Und es gibt ein freies Feld, in dem angeblich das Schicksal des Betrachtenden materialisiert.

Der zweite Mann kann aber, während der Illustrierte schläft, nicht umhin, die Bilder anzusehen, und so wickelt sich der Reigen der Kurzgeschichten nacheinander ab. Die Rahmenhandlung ist also knapp gehalten, aber raffiniert gemacht und zieht das Interesse des Lesers an.

Das Kinderzimmer (The Veldt) ist die erste Geschichte. In der Zukunft ist selbst die Kindererziehung weitgehend automatisiert. Dazu gehört ein phantastisches Zimmer, in dem wie mit Hologrammwänden eine Naturkulisse projiziert werden kann. Doch im Zimmer von George Hadleys beiden Kindern scheint etwas schief zu gehen, denn es projiziert immer nur eine afrikanische Savanne mit einer Horde Löwen in der Ferne. Als er das Zimmer für die Kinder sperrt, eskaliert ein unterschwelliger Konflikt in schrecklicher Form...

In Kaleidoskop (Kaleidoscope) explodiert gleich zu Beginn ein Raumschiff auf dem Weg zur Erde. Die Besatzung wird in den Weltraum geschleudert, überlebt bis dahin aber. Und während sie durch das Vakuum driften, halten sie Funkkontakt miteinander. In dieser Ausnahmesituation flammen bis dahin unter Verschluss gehaltene Emotionen auf...

„Der Mann“ (The Man) ist ein Phänomen, das Kapitän Hart frustriert. Er ist mit seiner Mannschaft nach langem Raumflug auf einer von menschenähnlichen Wesen bewohnten Welt gelandet, nahe ihrer Stadt, aber niemand interessiert sich für den Erstkontakt. Sie werden völlig ignoriert. Hart vermutet, als er davon hört, dass erst kürzlich „der Mann“ hier durchgekommen ist, dass es ein Konkurrent gewesen ist – aber im Verlauf der Geschichte kristallisiert sich mit erschreckender Deutlichkeit heraus, dass die Lösung vielmehr eine zutiefst spirituelle ist. Hart und seine Leute haben ein epochales Ereignis ganz knapp verpasst...

„Der lange Regen“ (The Long Rain) ist heute eine Geschichte, die man mit Amusement liest. Sie spielt auf der Venus, laut Bradbury eine Welt unter dichten Wolken, auf der es ewig regnet. Die einzige Rettung für die hier gestrandete Raumschiffmannschaft sind Sonnenkuppeln, die errichtet worden sind und in denen sie dem wahnsinnig machenden Regen entkommen können. Aber die Venusier scheinen sie zerstört zu haben...

„Die Feuerballons“ (The Fireballoons), jene Story also, deretwegen ich diese Geschichtensammlung wieder aus den Bücherregalen zog, spielt tatsächlich auf dem Mars, der dabei ist, von Menschen kolonisiert zu werden. Mit Pater Joseph Daniel Peregrine und Pater Stone sind zwei Würdenträger der Episkopalkirche gelandet und wollen das Wort Gottes auch an die Marsianer verkünden. Davon scheint es zweierlei Arten zu geben, einmal jene wenigen überlebenden Exemplare, von denen in „Die Mars-Chroniken“ die Rede ist. Aber dann gibt es angeblich noch leuchtende Kugeln, Feuerballons nicht unähnlich, die in gebirgigen, abgelegenen Regionen des Planeten existieren sollen. Und Pater Peregrine ist überzeugt, dass auch diese „Feuerballons“ zum Glauben finden können...

„Die Verbannten“ (The Exiles) spielt ebenfalls auf dem Mars, passt aber inhaltlich nicht zu den „Mars-Chroniken“. Ähnlich kurios wie die etwa zeitgleich entstandene Story „Usher II“, die in den amerikanischen Ausgaben dieser Storysammlung enthalten ist – auf Deutsch in „Die Mars-Chroniken“ enthalten – , besitzt dieses Werk eher Fantasy- bis Weird Fiction-Anklänge. Auf den Mars haben sich all jene Phantasiegestalten geflüchtet zusammen mit den sie erschaffenden Autoren wie Algernon Blackwood, Edgar Allan Poe, Ambrose Bierce usw., weil auf der Erde die phantastische Literatur zielstrebig zerstört wurde. Als nun das erste Marsschiff zur Landung ansetzt, ersinnen die Phantasiegestalten eine furchtbare Überraschung für die Raumfahrer...

„Kein Abend, kein Morgen...“ (No particular Night or Morning) spielt in einem Raumschiff und ist eigentlich psychologischer Natur, wie das oft bei Bradbury der Fall ist. Der Raumfahrer Hitchcock erleidet während des Fluges einen Anfall von Raumkrankheit und beginnt, an allem zu zweifeln, was er nicht direkt in diesem Moment sehen kann: am nächsten Stockwerk des Raumschiffes, am Schiffsarzt, am Flugziel, an nahezu allem. Das führt schließlich zu dramatischen Vorkommnissen...

„Der Fuchs und die Hasen“ (The Fox and the Forest) zehrt von Ray Bradburys eigenen Erinnerungen an Reisen nach Mexiko im Jahre 1938. In diesem Jahr spielt die nämliche Geschichte. In der fernen Zukunft ist die Zeitreise erfunden worden, und William Travis und seine Frau Susan nutzen die Möglichkeit, um ins Jahr 1938 zu flüchten und sich hier inkognito zu verbergen. Doch Travis ist für den Krieg der Zukunft von zentraler Bedeutung, und so werden sie verfolgt...

„Der Besucher“ (The Visitor) bringt uns einmal mehr auf den Mars. Hier ist der Mars jedoch ein Ort, wohin man Menschen, die am so genannten „Blut-Brand“ erkrankt sind, zum Sterben abschiebt. Jeder vegetiert mehr oder minder parzelliert einzeln vor sich hin, meist in Sichtweite zum nächsten, darunter auch Saul Williams. So ist es, bis eine Rakete Leonard Mark bringt, einen scheinbar gesunden Mann, dessen Fluch darin besteht, dass er parapsychische Fähigkeiten besitzt...

Die Geschichte „Zementmischer“ (The Concrete Mixer) macht titelmäßig erst ganz zum Schluss Sinn, und dann ein wenig erzwungen. Es ist die Geschichte des Marsianers Etil, der sich lange weigert, an dem Kriegszug gegen die Erde teilzunehmen. Als er dann doch dazu überredet wird, verläuft die Invasion der Erde völlig anders als angenommen, denn die Marsianer werden herzlich begrüßt. Etil, der aus irdischen Pulp-Stories argwöhnt, dies sei ein böswilliger Trick, mit dem ihre Vernichtung besiegelt werden sollte, muss schließlich einer grässlichen Wahrheit ins Auge sehen: „Krieg ist eine schlimme Sache – aber Frieden kann ein Schrecken ohne Ende sein“...

„Marionetten, e.V.“ (Marionettes, Inc.) zeigt uns eine bizarre Zukunftswelt, die selbst heute noch nicht realisierbar wäre: Die Firma „Marionetten, e.V.“ schafft auf Wunsch automatische Kopien von Menschen, die diese auf Zeit ersetzen können, etwa bei drögen Geschäftsessen, oder auch, um der Ehefrau vorzuspielen, man sei da, während man in Wahrheit bei seinem Kumpel Smith in der Bar sitzt und ihm die Ohren volljammert über die Ehe, die zum Alptraum geworden ist. Aber dann gibt es leider auch noch diese andere Seite der maschinellen Kopie...

„Die Stadt“ (The City) hat seit Ewigkeiten gewartet. Sie ist eine vollautomatisierte Metropole, die Bewohner sind seit Jahrtausenden ausgestorben. Schließlich landet ein Raumschiff von der Erde, und die Mannschaft untersucht die Stadt, die irgendwie unheimlich ist, weil so gut erhalten. Niemand kann wissen, dass die Stadt ein Vollstreckungsinstrument ist und sehr lange schon darauf lauert, Rache zu nehmen...

„Stunde Null“ (Zero Hour) ist die älteste Story in der Sammlung, aber vielleicht auch eine der besten: Die neunjährige Mink spielt mit gleichaltrigen Gefährten ein Spiel, das sie „Invasion“ nennt und baut zusammen mit den anderen eine seltsame Maschine zusammen. Die nachsichtigen Eltern lassen sie gewähren, wundern sich aber schon, dass die Kinder offenbar landesweit dieses Spiel spielen und dabei von einem unsichtbaren Freund namens „Drill“ unterstützt werden. Was das wirkliche Ziel dieses Spiels ist und was zur „Stunde Null“ passieren soll, begreifen die Eltern dann erst zu spät...

„Das Raumschiff“ (The Rocket) ist der Traum des Schrottplatzbesitzers Fiorello Bodoni, der sich danach sehnt, zu den Sternen zu fliegen und später davon zu berichten. Damit geht er seiner Frau und seinen Kindern auf die Nerven, und er weiß selbst, dass er dafür weder Geld hat noch die sonstigen Möglichkeiten. Höchstens einer kann fliegen, nur wer? Das Halmeziehen zeigt, dass die Wünsche, zu fliegen, und die ihnen entgegen stehenden Emotionen eine Realisierung verhindern. Also beschließt Bodoni, doch besser sein Geld in neue Maschinen zu investieren... aber dann wird ihm zum Abwracken ein Raumschiff angeboten...

In dieser Kurzgeschichtensammlung sehen wir Ray Bradbury als beeindruckend vielfältigen Verfasser unterschiedlichster Visionen. Es gibt zwar andere Autoren, die behaupten, seine Charaktere seien nicht gut durchdacht und seine physikalischen Settings würden nicht funktionieren – letzteres ist, was seine Mars- und Venus-Geschichten angeht, sicherlich in vielen

Fällen zutreffend – , doch bin ich nicht uneingeschränkt dieser Auffassung. Bradbury stellt in den weitaus meisten Geschichten menschliche und mentale Konflikte ins Zentrum, beleuchtet Ausnahmesituationen und erzeugt auf diese Weise mal mehr, mal weniger wirksame Spannung. Das gelingt ihm meiner Ansicht nach sehr gut. Das Setting ringsum ist nicht wirklich das, worauf es ihm zentral ankommt.

Deshalb mag man vielleicht über veraltete Darstellungen lächeln, an der eindringlichen Wirksamkeit der meisten Werke in diesem Buch ist auch nach über 65 Jahren nicht zu zweifeln. Stört euch also nicht daran, dass es zutiefst unlogisch ist, todkranke Menschen zur Quarantäne auf den Mars zu deportieren oder dass Marsianer irdische Pulp-Magazine und darin enthaltene Invasions-Geschichten kennen sollen (interessant, dass Pulps auch auf dem Mars von Grossisten verbreitet werden... das irdische Vertriebsnetz der Zeitschriften reicht weiter, als man glaubt, das ist für sich schon eine phantastische Vorstellung). Einfach drüber hinweglesen, Freunde, darauf kommt es nicht an.

In manchen der Geschichten nimmt er sogar ausgesprochen Klassiker des phantastischen Genres vorweg – so in „Marionetten, Inc.“, wo er die ganze Replikantenproblematik, die wir heute gern mit Philip K. Dick in Verbindung bringen, schon im Kleinen aufzeigt.

Alles in allem ist dies mit Recht ein Klassiker der Science Fiction, der zweifellos bei deutebe neu aufgelegt worden sein wird und unbedingt die Wiederentdeckung lohnt. Um dann im Nachgang die Entstehungsgeschichte der Storysammlung und der Einzelwerke besser einordnen zu können, empfiehlt sich dann die Lektüre des oben erwähnten Buches von Hardy Kettlitz.

© by Uwe Lammers

Braunschweig, den 10. Juli 2016

Uwe rezensiert: Auf dem Zeitstrom (OT: The fabulous riverboat) Von Philip José Farmer

Heyne 3653 (1980)

288 Seiten, TB

Aus dem Amerikanischen von Ronald M. Hahn

ISBN 3-453-30567-0

Samuel Longhorne Clemens hat einen Traum, als er nach seinem Dahinscheiden im Jahre 1910 mit nicht geringer Verblüffung auf der Flusswelt erwacht, jenem künstlichen Planeten, den die weit überlegene Rasse der „Ethiker“ erschaffen hat, um an den Ufern des Millionen Kilometer langen Flusses gut 36 Milliarden Menschen aus allen Zeitaltern seit Entstehung der menschlichen Spezies wieder ins Leben zurückzurufen. Dieser Traum, den Sam Clemens hat, ist der eines Flussschiffers: er will das größte, prächtigste Schiff bauen, das jemals auf dem längsten Fluss des Universums gefahren ist, den ersten Schaufelraddampfer dieser Welt.

Diesem Traum stellen sich einige reale Probleme entgegen. Zwar findet er Gleichgesinnte, die ihn in ihren Schiffen mitnehmen, angelockt von der Begierde, Metall zu finden, das auf der Flusswelt Mangelware ist. Doch diese Leute sind Wikinger unter dem brutalen Erik Blutaxt, der Sam nur deshalb am Leben lässt, weil er dessen Lüge glaubt, zu wissen, wo es Erz gäbe.

Sam hat aber keine Ahnung. Und IHN wiederum schützt vermutlich nur seine Freundschaft zu „Joe Miller“, dem einzigen bekannten Titanthropen, einem Urmenschen aus der Gegend des Polarturms, den dieser sogar selbst schon gesehen hat – als Pfadfinder einer Expedition von frühen Ägyptern unter dem Kommando von keinem Geringeren als ECHNATON!

Doch das Problem löst sich auf katastrophale Art und Weise: ein gewaltiger Metallmeteor durchdringt die Atmosphäre und schlägt im Flusstal ein, bringt Millionen Menschen um und auch fast Sam Clemens. Diese Kollision bringt einiges durcheinander, und die Ethiker werden zum direkten Eingreifen gezwungen.

Auf die Einschlagstelle, die dadurch spurlos verschwindet, macht Sam ein „geheimnisvoller Fremder“ aufmerksam, der ihm in der Nacht erscheint. Ein ominöser Schemen, der mit jenem identisch zu sein scheint, den Richard Francis Burton im ersten Band „X“ genannt hat. Er sagt Clemens, dass er dessen Plan, ein Flussschiff zu bauen, nachhaltig unterstützt und dass er ihm entsprechende Hilfsmittel – Lagerstätten von Erzen und Feuerstein – in der Nähe „platziert“ habe. Sam kann so ein kleines Staatswesen aufbauen. Er nennt es später Parolando.

Nachdem er sich in einem Zwist militärischer Natur um die Erzlagerstätte seines gefährlichen Verbündeten Blutaxt entledigt hat, dafür aber einen neuen Kompagnon einhandelte, der sich als John Lackland herausstellte, einen Verwandten des britischen Königs Arthur, einen notorischen Intriganten und Lügner, kann er endlich anfangen, das Erz zu fördern und mit Vorarbeiten für den Schiffsbau zu beginnen.

Sie sind langwierig, dauern Jahre, denn inzwischen haben sich andere Staaten ringsum etabliert, und die vom Ethiker versprochenen Rohstoffe sind auf diese Staaten ungleich verteilt. Irgendetwas scheint bei der „Verteilung“ schief gelaufen zu sein, ein weiteres Zeichen dafür, dass die Ethiker

keineswegs perfekt sind. Die Folgen sind umfangreiche Verträge, die nach einiger Zeit auf Metallwaffen gegen Bauholz, Bauxit und Feuerstein hinauslaufen.

Und so gerät Parolando mitten in die Wirren heftiger politischer, sozialer und militärischer Konflikte ...

Die Stärke dieses zweiten Flusswelt-Romans liegt definitiv in der Darstellung verschiedenster Gesellschaftszustände. Solch schillernde Personen wie Clemens' verstorbene Frau Livy, wie Cyrano de Bergerac, die aus dem ersten Band bekannte, damals noch kindlich kleine Keltin Gwenafra, Lothar von Richthofen und andere bringen starke psychische und soziale Bewegungsmomente in dieses Buch ein, doch insgesamt kann das nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nicht an den ersten Teil heranreicht – vermutlich auch wegen der brutalen Zäsur, die der abrupte Wechsel der Hauptperson erforderlich machte.

Burton kommt in diesem Band nur noch in Erwähnungen vor, nicht als Handlungsperson. Dafür erfährt man durch die Figur des schrecklich lispelnden Riesen Joe Miller (was ihn fast zu einer komischen Figur macht) mehr über den Polsee und den Turm der Ethiker. Man erfährt, dass der auserwählten „Gruppe der Zwölf“ neben Burton und Samuel Clemens alias Mark Twain auch Odysseus, ein kanadischer Trapper namens Johnson und ein Ingenieur des späten 20. Jahrhunderts, Firebrass, angehören.

Farmer bringt zwar die Handlung insofern voran, als er die Handlungspersonen-Vielfalt erhöht, aber sonst leistet er wenig Beitrag zur Lösung des großen Geheimnisses um die Ethiker. Details des Plans werden nicht bekannt, nur dass die „Zwölf“ sich dereinst auf den Weg zum Polarsee machen sollen, wo sie erfahren werden, wie sie das Experiment der Ethiker zum Besseren wenden können.

Aber es tauchen auch hier schon Zweifel auf: Mal erscheint der Fremde als Mann, mal als Frau. Versucht ein Ethiker hier, die Menschen und seinen intriganten Artgenossen zu verunsichern und zu verwirren? Verfolgt der geheimnisvolle Fremde tatsächlich das Ziel, die Lage der Menschheit zu verbessern? Oder will er sie vernichten?

Mehr zu diesem Thema erfährt der neugierige Leser erst in Band 3: „Das dunkle Muster“ ...

© 1998/2025 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 23. Juli 1998

Leicht bearbeitetes Digitalisat für ANDROMEDA NACHRICHTEN: Braunschweig, den 6. April 2025



Der letzte Zeitsplitter

Kapitel acht bis zwölf

ein Fortsetzungsroman von Seejay

8. Wieder im 21. Jahrhundert

Das leise Singen der Turbinen fiel nach einer Weile nicht mehr auf. Einen leichten Druck auf den Ohren hatte Fred erst durch Anwendung des Valsava-Manövers wegbekommen, vermutlich ein verstopfter Kanal im Nasen-Rachen-Raum. Vorsichtig wandte er den Kopf. Ewa. Kein Traum. Neben ihm, am Fenster, saß Ewa. Er fasste es immer noch nicht. Wegen einer verrückten Idee, die ihm im alkoholisierten Zustand herausgerutscht war, flog er jetzt mit dieser Traumfrau nach Island.

Wie zufällig hatte Ewa ihre Hand auf der Sitzlehne auf die seine gelegt. Sie schien einem näheren Kennenlernen nicht abgeneigt zu sein und ließ es zu, dass er ihre Hand streichelte.

Es war ein Sonderangebot gewesen. Nicht Ewa, sondern Reykjavik; für 69 Euro pro Person hin und für 99 Euro zurück. Keine andere Airline bot etwas vergleichbar Günstiges an. Sie hatten sich zugegebenermaßen Hals über Kopf entscheiden müssen und noch die letzten zwei Plätze ergattert. Eine Recherche zu ihrem Ziel hatten sie zwar im Vorfeld erledigt, aber diverse Details fehlten noch, Ewa erledigte das gerade von ihrem Laptop aus. Die Airline bot – als eine von wenigen – sogar kostenloses WLAN an Bord an.

Ewa schien bemerkt zu haben, dass er sie ansah. Sie wandte den Kopf. „Wäre ein Appartement okay? Ist günstiger als ein Hotel, und in eine Jugendherberge willst du vermutlich nicht.“

Da war wieder dieses heiße Prickeln im Bauch. Appartement klang nicht nach Einzelzimmer. War das ein Angebot? „Äh, nein. Ein Sechsbettzimmer in der Jugendherberge fände ich unromantisch.“

„Definiere Romantik.“

Zusammen mit ihrem Lächeln ließ das seine Worte auf der Zunge gerinnen. Falls dort welche gelegen haben sollten. „Ich meine...“

„Wir werden uns einigen. Vermutlich gibt es in einem Appartement ein Sofa, falls du lieber da schlafen möchtest.“ War das jetzt ironisch gemeint oder als Abfuhr? „Also, soll ich es buchen?“

„Was kostet das?“

„Hundertzwanzig pro Nacht.“

„Das ist akzeptabel.“

„Schön.“ Sie klickte auf ihrem Computer herum. „Warum dauert das so lange?“

„Vermutlich, weil Internet über Satellit etwas instabil läuft, wenn man sich mit 800 Stundenkilometern bewegt.“

„Ah! Jetzt! Die Buchung ist bestätigt.“

„Wunderbar. Hast du dich auch schon näher über die in Frage kommenden Museen informiert?“

„Das kommt jetzt.“

Nachdem auch das erledigt war, waren von dem Flug immer noch zwei Stunden übrig. „Erzähl mir was von deiner Arbeit“, schlug Ewa vor. Ihre Hand kehrte von der Tastatur zu seiner zurück.

Nun, darüber konnte er berichten, ohne in Verlegenheit zu geraten. Die Entdeckung von Exoplaneten mittels der Transitmethode, bei der man nach der Verfinsterung von Sternen suchte, wenn so ein Planet vor seiner Sonne vorbeizog und eine Mini-Sonnenfinsternis verursachte; die Untersuchung der Atmosphäre anhand der Absorptionslinien, die sie dem Sonnenlicht aufprägte, während es die Gashülle des Planeten streifte.

„Nachts am Fernrohr zu sitzen und die Botschaften der Sterne aufzufangen, das stelle ich mir romantisch vor. Oder noch lieber: selbst hinzufiegen.“

„Hast du dir deswegen für den Club die Rolle der Außerirdischen ausgesucht?“

„Ja, vielleicht.“

„Aber ich muss dich enttäuschen. Niemand sitzt am Fernrohr. Die Beobachtungen macht das Weltraumteleskop TESS, und wir werten nur seine Daten aus. Wobei die Verbindung stabiler ist, als eine Internet-Verbindung im Flugzeug.“

„Kostet vermutlich auch mehr.“

„Und hat größere Antennen.“ Erst als er es gesagt hatte, ging ihm auf, dass sie das eventuell als sexuelle Anspielung hätte auffassen können. Aber wenn er das jetzt dementierte, war es erst recht eine. Sie ging zum Glück nicht näher darauf ein.

„Und macht ihr noch etwas anderes an deinem Institut?“

„Sicher. Wir haben verschiedene Forschungsgebiete.“

„Zum Beispiel?“

„Künstliche Intelligenz. Messinstrumente. Alles mögliche.“

„Messinstrumente?“

„Ich bin zum Beispiel auch in einer Arbeitsgruppe, die an dem Stellarbolometer arbeitet.“

„Bolometer? Nie gehört. Was ist das?“

„Ein Fernthermometer.“

„Ah. Also so was, mit dem man auf Distanz Fieber messen kann.“

„Im Prinzip ja. Allerdings wesentlich präziser. Wenn es fertig ist, wird man die Temperatur von Planeten oder Asteroiden damit messen können. Oder von Satelliten aus die Erde überwachen.“ Er lachte verlegen. „Das hätte ich dir jetzt gar nicht erzählen dürfen.“

Um unauffällig das Thema zu wechseln, erkundigte er sich nach ihrer Tätigkeit. Und um ihr Interesse zu verbergen, ging sie darauf auch ein. „Ich entwerfe Designs für Gebrauchsgegenstände.“

„Tassenuntersetzer zum Beispiel“, erinnerte er sich.

Sie lächelte. „Zum Beispiel. Ich folge dabei der Bauhaus-Tradition: ‚Form folgt Funktion‘, wenn du verstehst, was ich meine. Keine Schnörkel oder überflüssigen Ornamente, die mit der Funktion nichts zu tun haben.“

„Also schlichte, klare Linien. Ich vermute, auf einem Buchumschlag würde bei dir nur der Titel stehen, schwarz auf weiß und ohne grafische Elemente.“

„Du übertreibst.“

„Ich versuche zu verstehen. Würdest du Schmuck tragen?“

„Warum nicht? Ich trage Schmuck.“ Sie löste ihre Hand aus der zärtlichen Verschränkung der Finger, hob sie und lenkte seinen Blick damit auf ihren dreieckigen Ohrclip, der zu dem ebenso mit einem Dreieck verzierten Fingerring paßte. „Aber eben klare Linien, wie du es nennst.“

„Und du betrachtetest das nicht als einen überflüssigen Schnörkel an deinem von Natur aus perfekten Körper?“

„Ein durchschaubarer Versuch, mir zu schmeicheln? Schau dich an, sogar du trägst Schmuck. Oder was ist das da?“ Sie zeigte auf das Lederband, das er um den Hals trug, und an dem offenbar ein Amulett oder dergleichen hing, das allerdings in seinem Hemdkragen verschwand.

„Erstens bin ich kein Verfechter des Bauhaus-Prinzips, und zweitens ist das kein Schmuck im eigentlichen Sinne.“ Er zog das Band mit dem daran hängenden Gegenstand aus dem Kragen. „Das ist das Kreuz, das ich zur Konfirmation bekommen habe.“

„Tatsächlich.“

*

Die Maschine landete in oder auf Keflavík, dem internationalen Flughafen Reykjavíks. Die Umgebung hatte aus der Luft sehr ländlich ausgesehen und überhaupt nicht nach Großstadt. Wobei Fred sich eingestehen musste, dass er sich über die Größe Reykjavíks im Vorfeld keine Gedanken gemacht hatte, aber von einer Landeshauptstadt hatte er mehr erwartet.

Trotz Internetrecherche wusste Ewa leider auch nicht mehr. Im Abfertigungsgebäude fanden sie als erstes einen Kiosk mit internationaler Presse. Die Zeitung, die von sich behauptete, wohin auch immer man fahre, sie sei schon da (wenn auch vielleicht die Ausgabe vom Vortag), grinste Fred an. Aber es gab auch einen Informationsschalter. Frauen können keine Karte lesen und Männer fragen nie nach dem Weg. Fred raffte sich trotzdem auf und sein Englisch zusammen (für wissenschaftliche Literatur war es ausreichend, aber in astrophysikalischen Aufsätzen kamen selten Begriffe wie ‚Verkehrsverbindung‘ vor) und erkundigte sich etwas unbeholfen, wie man denn nun nach Reykjavík komme. Er wurde auf den Bus verwiesen, der ‚just over there‘ abfahre.

„Und?“, erkundigte sich Ewa.

„Mit dem Bus. Irgendwo gleich da drüben. Ich denke, ich erkenne einen Bus, wenn ich ihn sehe.“ Sie zogen mit ihren Rollkoffern auf die Straße, stellten fest, dass es draußen etwas kühler war als drin, und erkannten vor allem die anderen Reisenden, die sich bereits an der Haltestelle eingefunden hatten. „Da muss es sein.“

„Wie lange fährt man?“, wollte Ewa wissen.

„Danach habe ich vergessen zu fragen. Wir werden ja sehen, wann wir da sind.“

Der Bus tauchte wenige Minuten später auf. Er war modern ausgerüstet, sie konnten ihre Tickets bargeldlos bezahlen und erfuhren, dass die Fahrt etwa eine Stunde dauern würde. „One hour?“

Die Busfahrerin, blond wie Stroh, aber mit einem Pferdegebiss gesegnet, grinste breit. „It’s sixty Kilometres.“

Okay. Sie verstauten ihr Gepäck, suchten sich Sitzplätze und stellten keine weiteren Fragen.

*

Der Bus setzte sie mitten in der Stadt ab. Inzwischen war es, nach Ortszeit, kurz vor achtzehn Uhr. Auf Island galt, trotz seiner wesentlich westlicheren Lage, Greenwich-Zeit, sie hatten ihre Uhren nur eine Stunde zurückstellen müssen. Allerdings fühlte es sich von der Tageshelligkeit her an wie mittags. Natürlich, überlegte Fred. In Greenwich war es achtzehn Uhr. Hier war es eigentlich ein paar Stunden früher. Dafür würde die Sonne morgens sehr spät aufgehen, zumindest um diese Jahreszeit. Im Sommer würde es sehr lange hell sein; sie befanden sich nur unwesentlich unterhalb des Polarkreises. Noch etwas nördlicher, und die Sonne würde überhaupt nicht untergehen.

„Wir brauchen einen Stadtplan“, erkannte Ewa.

„Wenn die Läden hier auch um sechs zumachen, sollten wir uns beeilen. Das da sieht aus wie ein Zeitschriftenladen. Schauen wir mal.“

Sie schauten also und hatten Erfolg. Auf einer Bank (oder war es eine Mauer oder ein Kunstwerk?) setzten sie sich hin und entfalteten den Plan. Frauen können keine Karten lesen? Ewa fuhr mit dem Finger durch das Straßenverzeichnis, stockte bisweilen wegen ungewöhnlicher Buchstaben wie ð oder þ, von denen sie nicht wusste, wo im Alphabet sie einzusortieren waren (ganz hinten), und fand dann doch zügig das Planquadrat mit ihrer gebuchten Unterkunft. Nicht einmal weit entfernt, sondern zu Fuß zu erreichen.

Es war ein vierstöckiger Klotz mit dem Charme einer Mietskaserne, und vermutlich ursprünglich auch mal eine gewesen. ‚Downtown Reykjavik Apartments‘ stand auf einem roten Schild. Mit einem ‚p‘. Was ja im Englischen nicht Appartement, sondern Mietshaus bedeutete. Sie traten ein und fanden trotzdem eine normale Rezeption vor. Das war Ewas Part, sie hatte gebucht. Der Mann am Tresen verstand allerdings kein Englisch. Fred hielt sich zwei Schritte zurück und überließ es seiner Begleiterin, wie sie damit zurechtkam. Zumal er auch kein Isländisch sprach.

Ewa löste ihr Problem schließlich, indem sie ihren Laptop auspackte, die heruntergeladene Buchungsbestätigung öffnete und dem Rezeptionisten zeigte. Nachdem er die Daten mit seinem Computer verglichen hatte, schob er Ewa einen Anmeldeblock hin, sie füllte ihn aus (obwohl die Daten im Computer ja offenbar schon vorhanden waren, aber es ging eben nichts über die analoge Tradition) und erhielt schließlich einen Schlüssel, zusammen mit einer Handbewegung, die nach oben wies.

Sie wandte sich zu Fred um. „Sehr schön. Das wäre geregelt. Irgendwo oben offenbar.“

„Hab ich gesehen. Gibt es einen Lift?“

„Ich frag lieber nicht. Da ist eine Treppe. Wir sind bis hier gekommen, die schaffen wir auch noch.“

Nachdem sie ihre Koffer zwei Stockwerke weit über die Treppe gewuchtet hatten, fanden sie die Tür mit der zum Schlüssel passenden Nummer. Ewa öffnete, sie traten ein und ließen sich auf zwei – hm – Sitzgelegenheiten sinken, die im Design an Küchenstühle erinnerten. „Geschafft“, stöhnte Ewa. Was sowohl das Erreichen des Ziels als auch den körperlichen Zustand bedeuten konnte.

„Bauhaus“, grinste Fred. „Keine überflüssigen Schnörkel.“

„Aber immerhin preiswert.“

Es gab zwei Räume mit ausgesprochen übersichtlicher Möblierung, mutmaßlich von IKEA, und ein Bad. Ein Sofa gab es übrigens nicht. Der als Schlafzimmer gedachte Raum enthielt zwei einzelne Betten. Er würde also nicht direkt neben Ewa schlafen. „Als was hast du uns angemeldet? Als Ehepaar?“

„Keine Ahnung. Ich habe nicht alle Rubriken des Anmeldebogens verstanden, die ich angekreuzt habe. Aber das ist ja jetzt auch egal. Dein Bett ist das da, ich nehme das am Fenster.“

„Danke, dass du mir die Entscheidung abnimmst.“

„Dafür darfst du vorschlagen, wie es jetzt weitergeht.“

„Wir gehen irgendwo essen und planen unsere Museumstour“, meinte Fred. „Nimm den Stadtplan mit, der hat bestimmt ein Verzeichnis der Museen, dann finden wir die Adressen schneller.“

Ewa blätterte das Straßenverzeichnis des Plans auf und fand unter ‚Sehenswürdigkeiten‘ in der Tat eine Liste von Museen, darunter auch die, die sie im Vorfeld ins Auge gefasst hatten. „Wusstest du, dass es hier ein Phallus-Museum gibt?“

„Nein. Gibt es einen Grund, warum du das erwähnst?“

„Nur so. Es sprang mir ins Auge.“

„Ins Auge springt vorzugsweise das, wonach es hungert.“

„Hattest du nicht die Absicht, diesen Hunger zu stillen?“

„Ist er denn vorhanden?“

„Vielleicht. Ich wollte vor allem mal sehen, ob du rot wirst.“

„Bin ich rot geworden?“

„Nein.“

„Beruhigt dich das?“

„Ein wenig.“

„Fein. Können wir dann gehen?“ Die Diskussion begann absurd zu werden wie in einem preisgekrönten Theaterstück. Was wollte diese Schlange eigentlich von ihm? Ihn provozieren? Träumte sie davon, ihn zu verführen? Vielleicht gehörte das ja nur zu ihrem normalen Verhaltensrepertoire. Und vielleicht war das Phallus-Museum auch ein Übersetzungsfehler. Obwohl – wenn man ein außerirdisches Schwert finden wollte, war das vielleicht nicht einmal ein falscher Ort, um danach zu suchen.

Als sie abends in ihr Appartement zurückkehrten, stellte sich zumindest für Fred das Problem, wie er das mit dem Umziehen in Gegenwart Ewas bewerkstelligen sollte. Sie hingegen schien es ziemlich locker zu sehen. „Wenn du gestattest, gehe ich noch unter die Dusche.“ Daraufhin

entkleidete sie sich vor seinen Augen bis auf Slip und BH, griff sich ihre Kulturtasche und verschwand im Bad. Eine Weile hörte er das Wasser rauschen. Nach zehn Minuten tauchte sie wieder auf und trug die spärliche Unterwäsche nun nicht mehr am Körper, sondern in der Hand. Fred versuchte, nicht hinzusehen, aber es gelang ihm nicht völlig. Sie warf ihre Dessous auf einen Stuhl und schlüpfte in ihren Pyjama. Nein, ‚schlüpfen‘ traf es nicht, sie zelebrierte es mit – wie es ihm vorkam – provozierender Langsamkeit, eine Art Striptease rückwärts. Wenn er vorhin wegen des Phallus-Museums nicht rot geworden war, jetzt war er bestimmt rot geworden.

Im Gegensatz zu Ewas Unterwäsche hatte Fred nichts vorzuweisen, das auch nur annähernd so dekorativ aussah. Und es war ihm leider nicht egal, welchen Eindruck er auf Ewa machte. Also blieb nur eine Möglichkeit: komplett bekleidet ins Bad zu gehen unter Mitnahme des Schlafanzugs. Ihr Grinsen war impertinent.

Als er für die Nacht umgezogen zurückkehrte, empfand er es trotz Wahrung der Schicklichkeit als eine verlorene Schlacht. Ewa hatte sich inzwischen ins Bett gelegt. Und zwar in sein Bett – oder jedenfalls in das, das sie ihm vorhin zugewiesen hatte. Ihr Pyjama stand einladend offen. Das Oberteil jedenfalls. Die Hose hatte sie gar nicht mehr an.

„Hattest du nicht gesagt, das ist mein Bett?“

„Hatte ich gesagt.“

„Und warum liegst du dann darin?“

„Manchen muss man aber auch alles erklären. Ich bin dein Betthupferl. Ich dachte, du möchtest mich vielleicht vernaschen“, gurrte sie.

*

Sie lagen nebeneinander, nein, aneinander, die Beine verschränkt. Er genoss das herrliche Gefühl, wie ihre bloße Haut sich an seiner rieb. Sie schmiegte sich in seinen Arm, und ihre langen schwarzen Haare flossen über seine Schulter. Spielerisch fuhren ihre Finger über seine Brust und verfangen sich in der Lederschnur, an der er sein Konfirmationskreuz trug. Sie folgte der Schnur, hob schließlich das Kreuz hoch und ließ es baumeln.

Fred griff nach ihrer Hand. „Das kitzelt.“

„Sag mal, Fred“, begann sie plötzlich, „glaubst du eigentlich immer noch an diesen Quatsch?“

„Welchen?“

„Von Gott und so.“

Die Frage traf ihn überraschend und außerordentlich schmerzhaft. Über die Frage, ob sie gläubig sei, hatte er sich, durchaus beeindruckt von ihrem perfekten Körper und ihrer Bereitwilligkeit, das Bett mit ihm zu teilen, gar keine Gedanken gemacht. Jetzt stürzte seine Stimmung ab wie ein Stein. So ähnlich, als hätte sie sich gerade einen Popel aus der Nase gebohrt. Er richtete sich abrupt auf. „Ich glaube an keinen Quatsch“, stieß er heftig hervor. „Das sind zwei verschiedene Dinge. Ich glaube daran, und du hältst es offenbar für Quatsch.“

„Und an was genau glaubst du?“

„Hat es noch Zweck, es dir erklären zu wollen? Ich glaube an Gott den Schöpfer und an Jesus Christus den Erlöser.“

„Du bist Astrophysiker!“ Es klang wie ein Vorwurf.

„Ja, und?“

„Hast du durch dein Fernrohr da oben jemals Gott oder Engel gesehen?“

Es gelang ihm, sich aus ihrer Umarmung zu befreien und auf die Bettkante zu setzen. Er griff nach seiner Schlafanzughose.

„Ein weit verbreiteter Irrtum besteht darin, heaven und sky miteinander gleichzusetzen. Aber, um deine Frage zu beantworten: Ja, ich sehe im Universum überall die Hand des Schöpfers am Wirken. Jemand wie du könnte vermutlich durch ein Fernrohr auf die Sterne blicken und würde behaupten, er könne nirgends Gott erkennen. Ich hingegen gucke durch das gleiche Fernrohr auf die gleichen Sterne und sehe überall Gott. Logisch?“

„Camus sagte: Jeder ist das Opfer seiner Wahrheiten. Wenn du durch eine grüne Scheibe guckst, sieht alles grün aus.“

„Vergiß nicht, dass du auch durch eine Scheibe guckst. Camus war Agnostiker. Als solcher würde er mir recht geben.“

„Wir sollten das Thema beenden.“

„Ich wollte es dir nicht aufzwingen.“ Eben noch im Liebesrausch, und dann das. Das musste er erst einmal verarbeiten. blieb zu hoffen, dass diese Ernüchterung der Zusammenarbeit im Hinblick auf außerirdische Artefakte nicht im Wege stehen würde.

„Ist wohl besser, ich gehe jetzt in mein Bett.“

„Ja. Wäre besser gewesen, du wärst gleich dort geblieben.“

Jetzt stieg die Reue in ihm auf. Wieso hatte er sich mit einer eingelassen, die nicht an Gott glaubte? Aber das hatte er doch vorher nicht wissen können. Hätte er etwa sagen sollen ‚Du, ehe ich mit dir ins Bett gehe, muss ich wissen, ob du gläubig bist.‘? Vermutlich hätte sie nicht einmal verstanden, warum ihm das wichtig war. O Herr, ich bin eine schwache Kreatur.

Übrigens war er nicht der Einzige, der etwas bereute. Ewa schalt sich selbst hochgradig unprofessionell, dass sie Freds Glauben in Zweifel gezogen hatte. Sie hätte heucheln müssen, ebenfalls an Gott zu glauben, um ihn nicht zu verärgern. Ihre Auftraggeber würden nicht amüsiert sein, wenn das herauskam.

*

Erst am Morgen bemerkte Fred auf seinem Nachtschrank ein Glas Wasser und einen dieser Designer-Untersetzer, wie Ewa sie ihm für seine Kaffeetassen geschenkt hatte. Er hätte aber nicht mit Sicherheit sagen können, ob die zur Ausstattung des Zimmers gehörten und schon vorher dort gelegen hatten, oder ob Ewa sie mitgebracht hatte. Lag bei ihr auch einer? Tatsächlich.

„Was ist das hier?“

„Guten Morgen, Fred. In meiner von dir offenbar wenig wertgeschätzten Fürsorglichkeit hatte ich dir ein Glas Wasser hingestellt. Falls du nachts Durst bekommst. Männer trinken immer zu wenig.“

„Danke, Mama! Offenbar habe ich in der Nacht keinen Durst bekommen.“ Er würde es nicht anrühren, dachte er grimmig. Womöglich hatte sie Gift hineingerührt.

„Doch. Aber den hast du ja an mir gestillt.“

„Hör mal, Ewa...“

„Ja?“

Ein absolut mieses Gefühl. Aber wenn er nicht jetzt damit herauskam, wann dann? Und wie sollte es dann weitergehen? „Also, was das betrifft – ich muss dir sagen, dass wir keine Zukunft miteinander haben.“

„Hä? War das vielleicht ein Irrtum heute nacht?“

„Um ehrlich zu sein, ja.“

„Wieso das denn? Gefalle ich dir plötzlich nicht mehr?“

„Mir ist klar geworden, dass du nicht gläubig bist.“

„Ja, und?“

„Eine Ungläubige ist nichts für mich.“

„Was ist das denn für eine verklemmte und lustfeindliche Religion?“ Sie war immer noch sauer auf sich selbst, dass sie sich durch ihr Outing als Atheistin vermutlich vom Zugang zu den Auskünften über das Bolometer-Projekt ausgesperrt hatte.

„Meine Religion ist nicht lustfeindlich. Lebensfreude gehört zu meiner Religion dazu, solange man nicht gegen das Doppelgebot der Liebe verstößt.“

„Was ist das denn nun wieder?“

„Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“

„Na wunderbar, und warum kannst du mich dann nicht lieben?“

„Mich würde es unglücklich machen.“

„Was dich aber nicht gehindert hat, mit mir zu schlafen. Na toll. Wie James Bond, der alle am Wege liegenden Frauen mitnimmt, auch wenn sie zum Gegner gehören, ja?“

„Tut mir leid.“

„Du bist ein Spießer, Fred, ein elendiger Spießer!“

„Vermutlich. Aber damit muss ich leben.“

„Und nun?“

„Nun vergessen wir das und konzentrieren uns auf unser eigentliches Missionsziel.“

„Idiot!“

9. Morgens

Welch ein Morgen. Aber er war selbst schuld. Hätte er nicht gestern gleich Klarheit schaffen können? Hätte, ja. Hatte er aber nicht. Idiot? Recht hatte sie.

Zu alledem stellte sich heraus, dass die zum Appartement gehörige Kaffeemaschine so verkalkt war, dass sie den Dienst verweigerte. Und ein in der Tasse mit heißem Wasser übergossener Kaffeepad erwies sich als Beleidigung für alle Geschmacksnerven.

Nach einem – übrigens sehr schweigsamen – Frühstück führte sie der Weg ins Nationalmuseum. Da sie vermutlich nicht überall (und schon gar nicht an der Museumskasse) mit Kreditkarte bezahlen konnten – wobei bisher immer Frederiks Kreditkarte hatte herhalten müssen – hatten sie sich an einem Geldautomaten noch mit der hiesigen Währung ausgestattet. Einer Inflationswährung offenbar, ein Euro gleich 150 isländische Kronen. Oder eine Krone gleich weniger als ein Cent.

Von der Liste der Museen war das Nationalmuseum der aussichtsreichste Kandidat, um ein altes Artefakt zweifelhafter Herkunft zu finden. Der Eindruck des Museums von außen war der einer Turnhalle oder modernen Kathedrale, quaderförmig, langgestreckt und auf ganzer Länge mit schmucklosen Fenstern ausgestattet, die auf drei Etagen hindeuteten. Bauhaus, dachte Frederik sarkastisch. Davor gab es einen Parkplatz, auf dem nur wenige Fahrzeuge standen. Der Eingangsbereich hob sich allerdings davon ab. Es war ein an den Quader angeflanschter, hässlicher halbrunder Bau mit einem Portal, zu dem ein paar Stufen hinauf führten. Wie es sich für einen Tempel gehörte, selbst für einen Kulturtempel. An Fahnenmasten flatterten drei identische Flaggen, die wohl das Logo des Museums darstellten, ein stilisiertes Schwert mit einem merkwürdigen grafischen Element, das alles mögliche bedeuten konnte. Zusammen mit dem Schwert bildete es jedenfalls einen dieser originellen Buchstaben, die das hiesige Alphabet schmückten, und mit dem der isländische Name des Museums begann: Þjóðminjasafn.

Zusammen mit den Eintrittskarten (die sie dann übrigens doch mit der Kreditkarte bezahlen konnten) erhielten sie einen groben Übersichtsplan über die Ausstellung. Einen Museumsführer hätte es auch gegeben – auf Isländisch. Deutschsprachige waren nicht vorgesehen und der

englischsprachige war leider gerade vergriffen. Darauf hatten sie dann verzichtet. Wie sich herausstellte, war die Ausstellung in den beiden oberen Etagen untergebracht.

Sie stiegen also eine weitere Treppe empor und konnten dann, wenn auch etwas ungeordnet, die isländische Geschichte nachverfolgen, von der ersten Besiedlung bis – wie sich herausstellte – zur Gegenwart. Es gab heidnische wie christliche Skulpturen, Schnitzereien, Kleidung, Waffen, Mobiliar, Haushaltsgegenstände, Schmuck ... alles war sehr ordentlich präsentiert und mit erläuternden Täfelchen in isländischer und englischer Sprache versehen.

Frederik musste zugeben, dass seine Aufmerksamkeit vom ursprünglichen Zweck des Besuches gründlich abgelenkt wurde.

„Das ist nicht das, was wir suchen“, mahnte ihn Ewa, als er vor einer Art Altarbild verharrte, das eine etwas ungewöhnliche Kreuzigungsszene darstellte.

„Nein, das ist ein Epitaph.“

„Ein was?“

„Eine Grabtafel. Das war eine in der Renaissance übliche Darstellung, einen bedeutenden Verstorbenen zu ehren. Anstelle von Maria, Johannes und ein paar anderen biblischen Gestalten, die üblicherweise gemäß Johannes 19, 26 unter dem Kreuz dargestellt werden, stehen unter dem Kreuz symbolisch die Familienmitglieder des Geehrten.“

„Na toll.“

„Du kannst ja schon mal weitergehen. Das hier interessiert mich. Bei mir zuhause steht in der Kirche ein ähnliches Bild; mal sehen, ob ich herausbekomme, wem dieses hier gewidmet ist.“

„Wie viele Stunden willst du hier verbringen?“

„Notfalls den ganzen Tag. Und wenn wir nicht fertig werden, kommen wir morgen wieder. Wenn wir nur von einem Exponat zum anderen hetzen, übersehen wir womöglich das, was wir eigentlich suchen.“

„Wie du meinst. Bleib bei deinem komischen Heiligen und bete ihn an. Du wirst mich finden.“

Dass Jesus Christus ein komischer Heiliger war, schmerzte ihn zwar, überraschte ihn aber nicht mehr, da er Ewas Einstellung hierzu ja nunmehr kannte. Er wandte sich wieder dem Bild zu. ECCE AGNUS DEI QUI TOLLIT PECCATA MUNDI. Latein hatte er auf dem Gymnasium gelernt: ‚Dies ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt‘. Warum war es für Menschen wie Ewa nur so schwer, diese befreiende Botschaft zu verstehen und dankbar aufzunehmen? Natürlich, man musste dazu begreifen und akzeptieren, dass man fehlbar war und der Erlösung bedufte. Und ein übergroßes Selbstbewusstsein war dabei eher hinderlich.

*

Den Übersichtsplan hatte Ewa mitgenommen, die nun vorausgeeilt war. Welchen Sinn hatte es zu eilen, wenn man das Ziel nicht kannte? Nachdem das Epitaph ihm keine weiteren Erkenntnisse

mehr bescherte, ging auch Fred weiter. Irgendwie war er wohl falsch abgebogen, die Chronologie stimmte nicht mehr. Diese Abteilung befasste sich offenbar mit der Wikingerzeit.

Schwerter, Schilde, das Modell eines Drachenbootes. Eine Skulptur, die einen Mann mit kegelförmigem Hut zeigte, der – hm – im weitesten Sinne eine Art Hammer in der Hand hielt, eine Mischung aus Dreieck und Kreuz. Die Beschriftung wies ihn als Thor aus. Ein Steinrelief mit stehenden und am Boden liegenden Gestalten, über eine davon beugte sich offenbar eine Frau. Ein Reiter saß auf einem achtbeinigen Pferd. Das erläuternde Täfelchen war nicht sehr erhellend und erklärte nur, dies sei ein Bildstein aus Tjängvide, der eine Walhall-Szene darstelle. Auch das war sicherlich nicht direkt ein außerirdisches Artefakt.

„Soll ich es dir erklären?“

Frederik wandte sich überrascht zur Seite. Nein, es war nicht Ewa. Neben ihm stand eine junge Frau mit üppigen roten Haaren, die sie mehr schlecht als recht zu einem Zopf gebündelt hatte. Sie trug eine Jeanshose und eine bunte Strickjacke. Und außerdem Sommersprossen im Gesicht. Sie lächelte schüchtern. „Entschuldigung. Ich dachte, du verstehst vielleicht das Bild nicht. Der Text da auf der Tafel ist wirklich sehr ... sparsam.“

Sie sprach Deutsch mit einem lispelnden Akzent und wirkte, vielleicht deshalb, auf Fred einfach nur süß. „Ja“, nickte er, „erklär's mir.“

„Es ist eine Szene aus dem Eiríksmál, dem Eiríkslied. König Eirík fiel im Kampf gegen die Engländer. Die Szene zeigt ihn am Boden liegend. Eine Walküre beugt sich über ihn, um ihn nach Walhall zu führen.“

„Faszinierend. Du scheinst dich mit der hiesigen Mythologie auszukennen.“

Sie grinste. Ihre Gebiß war strahlend weiß und makellos. „Ja, ein bißchen.“

„Und dieses Pferd da mit den acht Beinen?“

„Das ist Sleipnir, das Pferd Odins, beziehungsweise Wotans. Sleipnir heißt soviel wie ‚gleiten‘, denn dieses Pferd ist unglaublich schnell, es gleitet nur so dahin; manche sagen, es kann sogar fliegen.“

„Aha. Und das hier ist eine Runenschrift, vermute ich?“ Neben Odin auf seinem Wunderpferd konnte man mit etwas Mühe einige Symbole erkennen, die er aber nicht entziffern konnte.

„Die Runenschrift neben Odin besagt: ‚Ég mun vekja hann‘, das heißt: ich werde ihn wecken. Damit ist die Auferweckung der Krieger zum letzten Gefecht gemeint. Odin versammelt die gefallenen Krieger in Walhall, von wo sie einst an Ragnarök in den letzten Kampf gegen die Midgardschlange und den Fenriswolf ziehen werden.“

„Ich bin beeindruckt. Du kannst Runenschrift lesen?“

„Sie gehört zu meiner Kultur.“

„Ja, natürlich. Ich heiße übrigens Frederik, oder kurz Fred.“

„Fred-Erik. Fast ein nordischer Name“, bemerkte sie.

„Und du?“

„Dörte. Eigentlich Dörp. Das schreibt man Edh-Ö-R-Thorn.“

Fred schluckte. „Ich glaube, ich bleibe bei Dörte. Hast du Lust und Zeit, mir noch ein paar andere Exponate zu erklären? Du scheinst mir die ideale Museumsführerin zu sein.“

„Na ja, vielleicht, was diese Epoche betrifft. Im Rest kenne ich mich weniger gut aus.“

„Ist das dein Beruf? Altertumskunde?“

„Nein. Ich studiere Kunst.“

„Ach so.“ Noch weiter nachfragen mochte Fred nicht. Jedenfalls empfand er es als glückliche Fügung, dass Ewa ungeduldig davondiffundiert war und er an ihrer Stelle diese kompetente Einheimische getroffen hatte. Vielleicht konnte sie ihm auch viel eher bei der Suche nach einem nicht in die Kultur passenden Artefakt helfen. Allerdings mochte er ihr das nicht so deutlich sagen, sie hätte ihn womöglich für verrückt gehalten. Und das wäre ihm unangenehm gewesen, da er sie hochgradig sympathisch fand. Oder sogar mehr als das, aber das konnte er sich selbst nicht eingestehen.

Jedenfalls begleitete sie ihn wie selbstverständlich, als er weiter durch die Ausstellung wanderte. Beziehungsweise er begleitete sie, denn sie führte ihn, ein wenig im Zickzack, entlang der Exponate, wobei sie ihm die nordische Mythologie entfaltetete:

*

Zu Beginn der Welt gab es den Urraum Ginnungagap. Im Wechselspiel zwischen dem dunklen und kalten Niflheim im Norden und dem von Feuer und Hitze erfüllten Muspellsheim im Süden füllte sich der Urraum mit Schlacke und es entstand als erstes Leben der Urriese Ymir. Aus seinem Schweiß wuchsen ein Mann und eine Frau. Von ihnen stammen die Reifriesen ab. Außerdem war da die Urkuh Aushumla, die Salz von den Steinen leckte und dabei den Mann Buri freilegte, der einen Sohn Borr hatte. Mit der Riesin Bestla, der Tochter des Bölthorn, zeugte Borr die Götter Wotan, Wili und We.

Die Götter töteten Ymir und erschufen aus ihm den Kosmos. Die Gewässer entstanden aus seinem Blut, die Erde aus seinem Fleisch. Aus den Zähnen wurden die Berge und aus seinem Schädel das Himmelsgewölbe. Die Wolken entstanden aus seinem Gehirn. Funken aus Muspellsheim wurden zu den Sternen am Himmel.

Der Riese Bergelmir und seine Frau überlebten Ymirs Ende und wurden die Stammeltern der Reifriesen. In diesen lebt das Chaos weiter, sie sind daher die Erzfeinde der Götter.

Wotan, Wili und We schnitzten aus zwei Stämmen Treibholz das erste Menschenpaar: Ask und Embla. Die Menschenwelt ist Midgard, in deren Mitte erhebt sich die Götterburg Ásgard, wo auch die Walhall liegt. Von seinem Hochsitz Hlidskjalf aus überblickt Wotan die ganze Welt. Zwischen

Ásgard und Midgard erstreckt sich die Regenbogenbrücke Bifröst. Die Brücke wird vom Wächter Heimdall in seiner Burg Himminbjörd bewacht.

Ein Weltmeer umgibt Midgard, jenseits davon liegt Utgard. Dort leben die Chaosmächte, Riesen und andere dämonische Wesen, insbesondere der Fenriswolf. In dem Weltmeer liegt die Midgardschlange, die Midgard völlig umschließt und sich in den Schwanz beißt. Unterirdisch liegt das Totenreich der Göttin Hel.

Über der Welt erhebt sich die Weltesche Yggdrasil. Sie hat drei Wurzeln, die sich nach Niflheim, Utgard und Ásgard erstrecken, wo drei Quellen liegen: Hwerglmir in Niflheim, Mimirs in Utgard und Urdar brunnt in Ásgard. An der Urdquelle oder Urdar brunnt kommen die Götter zum Gericht zusammen, hier wohnen die Nornen Urd, Skuld und Werdandi, das bedeutet Schicksal, Schuld und Werden. Von der Weltesche ernährt sich die Ziege Heiðrún, ihre Milch füllt die Gefäße der Götter mit Met. Hier weidet auch der Hirsch Eikþyrnir, von dessen Geweih Wasser in die Flüsse tropft. Allerdings nagt bei der Quelle Hwerglmir auch der Drache Nidhögg an der Wurzel Yggdrasils.

*

Fred war den Ausführungen seiner Begleiterin mit zunehmender Faszination gefolgt. Das war zweifellos eine sehr bunte Schöpfungsgeschichte, der gegenüber die aus der Bibel ein wenig verblasste. An die er allerdings auch nicht glaubte. Als Astrophysiker kannte er noch eine andere, die begann mit dem Urknall und war zumindest von da an logisch. Außerdem führte auch sie über Licht und Finsternis zur Erde und zu dem Leben auf ihr. Komisch, dachte er, Licht und Finsternis – dieses Muspellsheim und Niflheim waren ja letztlich auch Synonyme dafür. An gewissen Elementen kam wohl kein Schöpfungsmythos vorbei.

„Konntest du folgen?“, erkundigte sich Dörte lächelnd.

„Viele Namen“, musste Fred zugeben. „Du erwartest hoffentlich nicht, dass ich sie mir alle gemerkt habe.“

„Es waren ja noch nicht einmal alle. Ich müsste dir jetzt als nächstes die Genealogie der Götter erläutern, da kommen noch ein paar Namen dazu. Und ein paar Konflikte. Es gäbe noch sehr viel zu erzählen.“

Wahrlich ein durchaus verlockender Gedanke war es, Dörtes Ausführungen weiter zu lauschen. Aber – Fred verzog den Mund etwas schmerzlich: „Ich bin nicht mein eigener Herr. Meine Begleiterin Ewa ist irgendwo da hinten, und ich kann ihr nicht einfach weglaufen.“

„Oh“, machte Dörte. „Deine Frau?“

„Nein, nein“, beeilte sich Fred zu betonen. „Nur meine – hm – Reisebegleiterin.“

„Das klingt nach Gruppenreise.“

„Das stimmt so nicht. Das wäre dann jedenfalls eine Kleingruppe aus Ewa und mir. Wir haben uns für eine Art Studienfahrt zusammengeschlossen, könnte man wohl sagen.“

Falls Dörte nun auf die Idee gekommen sein sollte, nach dem Zweck der Studienfahrt zu fragen (was ihm wiederum peinlich gewesen wäre zu beantworten), so kam sie jedenfalls nicht mehr dazu, denn in diesem Augenblick tauchte Ewa wieder auf. Sie eilte schnellen Schrittes auf Frederik zu und holte Luft, um etwas zu sagen, gewahrte aber in dem Moment, dass Dörte nicht etwa zufällig dort stand, sondern sich in einer Unterhaltung mit Fred befand. Sie klappte den Mund wieder zu, um sich ihre nächsten Worte zu überlegen.

„Hallo, Ewa“, sagte Fred. „Darf ich dir Dörte vorstellen? Sie kennt sich in nordischer Mythologie aus und hat mir gerade eine Einführung in das Weltbild der Germanen gegeben.“

„Das ist schön“, stellte Ewa mit etwas säuerlichem Gesichtsausdruck fest.

„Hallo, Ewa.“ Dörtes Lächeln war echt und ohne Falsch. „Ich hörte gerade, ihr seid auf Studienfahrt.“

„Nicht, dass wir eigentlich nach dem Weltbild der Germanen gesucht hätten“, murmelte Ewa.

„Wonach denn?“, wollte Dörte wissen. „Vielleicht kann ich euch helfen.“ Womit sie doch bei der befürchteten Frage angekommen war. Zu der allerdings Ewa ihr das Stichwort gegeben hatte, also sollte sie gefälligst auch antworten. Fred wies mit einer stummen Geste auf seine Reisebegleiterin.

„Ach.“ Ewa winkte ab. „Relikte aus alten Zeiten eben.“

„Davon ist hier alles voll.“ Jetzt war die Ablehnung auch zu der arglosen Isländerin durchgedrungen. „Wenn ich euch störe, sagt es einfach. Dann gehe ich.“

„Du störst nicht“, beeilte Fred sich zu betonen. „Ewa, Dörte bot mir eben an, mehr über die Götterwelt zu erzählen, und ich finde das sehr interessant. Für uns beide. Wollen wir uns nicht alle drei irgendwo entspannt zu einem Kaffee hinsetzen? Und dann erzählt Dörte in aller Ruhe und nicht hier im Stehen.“

Ewa widersprach zumindest nicht, bedachte die andere aber dennoch mit einem erkennbar giftigen Seitenblick. Eifersucht? Doch wohl kaum. Zwischen Fred und Ewa kam nichts mehr zustande, da war so ein Gefühl eher fehl am Platze. Aber wer konnte sich schon mit der Psyche von Frauen aus – vielleicht neidete Ewa es ihm, dass er den Draht zu dieser Einheimischen gefunden hatte, den er zu ihr eben nicht gefunden hatte. Ach, was dachte er da? Er hatte keinen Draht zu Dörte gefunden, er hatte einfach ihr Angebot angenommen, ihn in die hiesige Kultur einzuführen.

Den Seitenblick jedenfalls übersah Dörte. Oder wollte ihn übersehen. Unbefangen plauderte sie los: „Ich weiß ein kleines Café in der Nähe. Aber heute nicht mehr, leider. Ich muss für ein Seminar morgen noch etwas vorbereiten. Aber morgen abend um 17 Uhr bin ich an der Uni fertig; dann könnten wir uns treffen. Ich lade euch zum Kvöldkaffi ein.“

„Das nehmen wir natürlich dankend an“, betonte Fred eilig, ehe Ewa womöglich ablehnte. „Wenn wir dir nicht lästig werden.“

„Bisher nicht“, lachte sie. „Ihr gehört offenbar nicht zu der Sorte Touristen, die nur nach Island kommen, um Walfleisch zu essen, nachdem der Walfang anderswo verboten ist. Ich freue mich, mein Wissen weitergeben zu können.“

Sie ließen sich auf dem Stadtplan erklären, wo sie sich treffen wollten und verabschiedeten sich von Dörte. „Nun hast du Fred wieder für dich“, sagte jene mit falschem Grinsen. Sie hatte Ewas Eifersucht also doch bemerkt.

Sie machten sich auf den Weg zu ihrer Unterkunft. „Du hast ihr nicht erzählt, dass wir außerirdische Artefakte suchen?“, raunte Ewa ihm zu, als befürchte sie unerwünschte Zuhörer, obwohl ihre neue Bekanntschaft längst außer Sichtweite war.

„Natürlich nicht. Damit würden wir uns nur lächerlich machen“, gab er leise zurück.

„Na, wie schön. Während du dich mit deinen komischen Altären und mit dieser ... überwältigenden Dörte beschäftigt hast, habe ich nämlich etwas gefunden, das vielleicht interessant sein könnte.“

„So. Was denn?“

„Laut Beschriftung ist es ‚uncertain – probably kitchen utensil‘. Sieht aus wie ein Toaster aus der Bronzezeit. Könnte aber auch ein extraterrestrisches Funkgerät sein.“

„Du veralberst mich.“

„Nicht willentlich. Du solltest dir das Ding einmal ansehen. Da wir uns morgen erst abends mit deiner neuen Bekanntschaft treffen, könnten wir tags noch einmal in das Museum gehen.“

„Wenn du meinst. Da bin ich ja mal gespannt.“

„Hast du sie übrigens gefragt, ob sie an Gott glaubt?“, ätzte Ewa mit einer gewissen Häme.

Nein, hatte er nicht. Wie hältst du’s mit der Religion? fragte Gretchen. Aber was hatte Faust darauf geantwortet?

10. Abends

Die Nacht war gefühlt recht kurz, da die Sonne spät unterging. In der Dunkelheit war Fred einmal aufgewacht und hatte irritiert ein flackerndes Licht bemerkt. Eine erste Assoziationskette brachte ihn auf Blaulicht, Feuerwehr, Feuer, Gefahr. Das alarmierte ihn genug, um aufzustehen und ans Fenster zu treten. Es war keine Feuerwehr. Mindestens eine halbe Stunde blieb er stehen und betrachtete fasziniert die flammenden Vorhänge des Polarlichtes, ehe er sich wieder hinlegte. Das führte allerdings dazu, dass er noch wach lag, als Ewa sich ihrerseits erhob und das Bad ansteuerte. Schon wollte er sie auf die Aurora hinweisen, als ihm ein Detail merkwürdig vorkam. Sie zog, das Polarlicht ignorierend, das Schubfach ihres Nachtschranks auf und nahm ein Buch mit auf die Toilette. Nun gut, er hatte auch schon auf dem Klo gelesen. Aber mitten in der Nacht?

Leider ergab sich danach keine Gelegenheit, in einem unbeobachteten Augenblick in der Schublade nachzusehen, was da für ein Buch lag. Und eigentlich ging es ihn ja auch nichts an.

Gleich nach dem Frühstück (mit widerlichem improvisiertem Kaffee) suchten sie erneut das Nationalmuseum auf. Ewa führte Fred auf direktem Wege zu ihrem Fundstück. Das Bolometer

konnte sie vergessen, das hatte sie sich selbst durch ihr Bekenntnis zum Atheismus verdorben. Aber in dieser Sache konnte Freds Expertise vielleicht doch nützlich sein. „Na, was sagst du dazu?“

„Also, für mich sieht das eher aus wie eine antike Fruchtpresse.“

„Aber diese Knöpfe da? Und diese Skala?“

„Das ist eine Verzierung, keine Skala. Ich glaube es sind Runen. Schade, dass Dörte nicht hier ist, sie könnte sie uns womöglich sogar übersetzen. Meinetwegen mach ein Foto davon, und wir zeigen es ihr heute abend.“

„Wir müssen sie nicht mit der Nase darauf stoßen, was wir suchen.“ Als Experte für außerirdische Artefakte war er offenbar auch ein Flop.

„Tun wir ja nicht. Wir möchten eben nur wissen, was die Zeichen bedeuten. Und sie bedeuten bestimmt nicht ‚außerirdisches Funkgerät‘.“

„Hm.“ Ewa zögerte, griff dann aber doch nach ihrem Handy und lichtete das Objekt ab.

„Aber auch wenn dies ein Küchengerät ist, werden wir durch den Ausflug in die Götterwelt wenigstens einen Erkenntnisgewinn haben. Außerdem gebe ich noch nicht auf. Es gibt sicherlich noch mehr Museen. Ich werde Dörte danach fragen.“

„Klar, wen sonst. Von diesen germanischen Göttern halte ich so wenig wie von deinem. Wir leben in einem aufgeklärten Zeitalter.“

Damit durfte man ihm nicht kommen, in dem Punkt hatte er eine eigene, wenn auch unpopuläre Meinung. „Was hat die Aufklärung denn geleistet? Sie wollte uns von der Unterdrückung durch die Kirche erlösen und hat bei der Gelegenheit gleich Gott mit abgeschafft. Ups. Dafür führte sie uns in die Abhängigkeit von der Werbeindustrie und in die Überwachung durch Geheimdienste. Befreiung aus der Unmündigkeit? Wir sind doch heute unmündiger denn je und glauben jeden Quatsch, der über irgendeinen Bildschirm flimmert!“

Ewa schwieg. Wofür sie ihre Gründe hatte.

Den restlichen Tag verbrachten sie mit ein wenig touristischer Erkundung der Stadt, bei der Ewa sich darüber mokierte, dass er wiederum die meiste Aufmerksamkeit den Sakralbauwerken schenkte. Wobei die Architektur zumindest der Hallgrímskirche auch sie zu beeindrucken schien. Der beherrschende Turm mit seinen abgestuften Säulen wirkte von weitem wie aus Legosteinen errichtet. Außerdem konnten sie mit einem Lift hinauffahren und die Aussicht genießen.

Zur verabredeten Zeit fanden sie sich in dem Café ein, in dem sie sich mit Dörte treffen wollten. Jene verspätete sich ein paar Minuten.

Sie winkte von weitem. „Ich komme schon. Das Seminar dauerte leider etwas länger. Habt ihr schon etwas bestellt?“

„Wir wollten uns auf deine Expertise verlassen“, lächelte Frederik.

„Schön. Dann empfehle ich Molakaffi.“

„Das ist?“

„Schwarzer Kaffee mit Würfelzucker. Man nimmt den Zucker in den Mund und trinkt den Kaffee durch den Zucker hindurch.“

Ewa schwieg, aber ihr Gesicht zeigte Anzeichen von Abscheu. „Klingt interessant. Das probiere ich“, sagte Fred.

„Ich trinke den Kaffee ohne Zucker“, erklärte Ewa.

„Etwas zu Naschen dazu? Ich schlage Kleinur vor.“

„Ist das auch sowas Perverses?“ Vorsorglich verzog Ewa schon einmal angewidert das Gesicht.

„Nein, das ist völlig harmlos. Ein Schmalzgebäck.“

Dörte gab für sie alle die Bestellung auf. „Habt ihr euch den Tag angenehm vertrieben?“

„Eigentlich ja. Wir waren vormittags erst noch einmal im Nationalmuseum. Da haben wir ein merkwürdiges Gerät gesehen mit einer ebenso merkwürdigen Beschriftung. Ewa, zeig mal das Foto.“

Ewa öffnete den Bilderordner ihres Handys. „Hier. Dieses. Fred hält es für eine Fruchtpresse und meint, das hier sind Runen.“

Dörte sah sich das Bild an. „Er hat recht“, meinte sie. „Allerdings etwas schwierig zu entziffern, weil Wenderunen darin enthalten sind. Ich versuche es mal in Normalform aufzuschreiben.“ Sie kramte einen Kugelschreiber aus der Tasche und notierte auf einer Serviette:

DISSE ÞENGJ SVEÐI

„Daraus lese ich ‚Dise þengt sveði‘. Offenbar eine Bitte an eine Dise, also irgendeine lokale Göttin. Schwer zu interpretieren. Irgendwie eine Verbindung mit dem Feld herstellen, vielleicht die Feldfrüchte schützen oder dergleichen. Das Gerät wird also schon etwas mit der Verarbeitung von Früchten zu tun haben. Stand keine Erläuterung dabei?“

„Ja: unbekanntes Küchengerät.“

Dörte lachte. „Köstlich. Ja, unsere Altvorderen haben uns schon ein paar Rätsel hinterlassen. Zum Glück, sonst wären ja die Archäologen und Historiker arbeitslos. Und was habt ihr nachmittags gemacht?“

„Sightseeing. Die Hallgrímskirche fand ich recht beeindruckend.“

„Wart ihr auch auf dem Turm?“

„Ja, waren wir.“

„Er ist 74,5 Meter hoch. Die Kirche ist nach Hallgrímus Pétursson benannt, einem einheimischen Dichter und Pfarrer.“

„Die Architektur ist schon originell“, gestand Ewa zu.

„Die Betonsäulen sind den Basaltsäulen nachempfunden, wie sie zum Beispiel in der Stuðlagil-Schlucht am Jökla vorkommen, eine ziemlich abgelegene Gegend.“

„Und wieder weiß unsere Reiseführerin alles“, lächelte Fred.

„Oh, danke.“

Der Kaffee und das Gebäck wurden serviert. „Laßt es euch schmecken. Und vergiß nicht: erst den Würfelzucker in den Mund, dann den Kaffee.“

„Ich hab's schon verstanden.“

„Und?“, erkundigte sich Dörte, nachdem Fred getrunken hatte.

„Apart. Aber, um ehrlich zu sein, mein Lieblingsgetränk wird es nicht.“

„Dann habe ich ja nichts verpaßt“, meinte Ewa spitz.

Dörte ging großzügig darüber hinweg. „Wie ist es, seid ihr bereit für die nächste Lektion Mythologie?“

„Dafür sind wir hergekommen“, nickte Fred. Wenn's sein muss, sagte Ewas Gesicht.

„Ich muss mich jetzt etwas wiederholen, weil Ewa ja gestern nicht dabei war“, begann Dörte, und dann erzählte sie.

*

Der Göttervater des Asengeschlechts ist Odin, auch Wotan genannt. Er ist der Sohn von Borr und der Riesin Bestla. Das Geschlecht der Riesen entstand eigentlich zuerst, aber sie wurden zu großen Teilen getötet. Die übrigen leben, als Feinde der Asen, in Utgard. Wotan schnitzte, zusammen mit seinen Brüdern Wili und We, die ersten Menschen aus Holz. Deshalb werden von den Menschen bis heute die Bäume verehrt, von denen sie ja abstammen.

Odin besitzt den Speer Gungnir, der immer trifft. Odin hat nur ein Auge, das andere musste er opfern, um vom Zwerg Mimir zu lernen, wie man in die Zukunft sieht.

Aber obwohl Wotan der Hauptgott ist, wird Thor noch mehr verehrt als er. Erstens ist er ein Draufgängertyp, der in etliche Abenteuer verwickelt wurde, und zweitens kämpft er mit Mjöllnir, seinem Hammer, der eine wahre Wunderwaffe ist und Blitze schleudern kann. Thor versuchte einst, die Midgardschlange zu angeln, aber der Riese Hymir schnitt aus Angst die Angelschnur durch. Thor schleuderte noch seinen Hammer nach ihr, und sie versank bewusstlos, wird aber an Ragnarök wieder erwachen.

Sohn von Odin und Frigg ist Balder. Balder ist die Verkörperung des Lichts und Guten. Von seiner hellen und schönen Gestalt geht ein Leuchten aus.

Hier kommt nun der Gott Loki ins Spiel. Loki ist der Gott des Feuers und zugleich der Schandfleck in der Familie der Asen. Aber er ist sehr listig und kann sich in alle möglichen Gestalten verwandeln. Er ist das Kind des Riesen Farbauti und seiner Frau Laufey. Mit Sigyn hat er die Söhne Byleist und Helblinde; seine Kinder mit der Riesin Angrboda sind die Midgardschlange, die Totengöttin Hel und der Fenriswolf. Beim Bau Ásgards ließ Loki sich in Gestalt einer Stute mit dem Hengst Swadilfari des Riesenbaumeisters ein und gebar das Wunderpferd Odins: Sleipnir. Als Fliege störte er die Zwerge beim Schmieden des Thorshammers Mjöllnir. Und schließlich ist er schuld am Tod Balders. Wegen Balders böser Vorahnungen und Träume ließen sich die Asen von allen Lebewesen und Dingen Frieden und Schonung für ihn garantieren. Balder fühlte sich sicher und bot an, alle mögen ihn beschießen, niemand werde ihm etwas anhaben können.

Loki, nun in der Maske einer Frau, entlockte Frigg aber die Information, dass sie dem Mistelzweig keinen Eid abnehmen konnte; er überredete den blinden Hög, einen Mistelzweig nach Balder zu werfen. Dieser wurde tödlich getroffen. Balders Frau Nanna starb aus Kummer. Beide wurden in einem brennenden Schiff bestattet. Balders Bruder Hermod ritt auf Friggs Bitte hin mit Sleipnir in die Unterwelt, um Balder gegen Lösegeld wieder in die Asenwelt zu entlassen. Die Totengöttin Hel stimmte zu, falls alle Lebewesen um ihn trauerten. Aber Loki, jetzt in der Maske einer Riesin, verweigerte die Trauer. Balder musste also in der Welt der ewigen Schatten bleiben. Aber nach Ragnarök wird er zurückkehren. Loki wurde schließlich an drei Felsen geschmiedet, wo ihm unablässig das Gift einer Schlange ins Gesicht tropft. Seine Frau Sigyn fängt das Gift zwar mit einer Schale auf, aber immer wenn sie sie ausleeren muss, bekommt er einige Tropfen ab.

Neben Odin und Thor gehört Freyr zu den wichtigsten Göttern, er ist für die Fruchtbarkeit des Landes und für das Wetter zuständig. Er hat einen von Zwergen geschmiedeten goldenen Eber Gullinborsti, der seinen Wagen zieht. Außerdem besitzt er das Schiff Skíðbladnir, das aus so dünnem Holz geschnitzt ist, dass er es wie ein Tuch zusammenfalten und in die Tasche stecken kann. Sein Hof ist Álfheimr. Er verliebte sich in die Riesentochter Gerd und schickte seinen Diener Skirnir als Brautwerber. Für die gefährvolle Reise gab er ihm sein Schwert mit, aber an Ragnarök wird ihm diese Waffe dann fehlen.

Týr ist der tapferste Asengott, auch er ist ein Sohn Odins. Er bestimmt über den Sieg in einer Schlacht. Er verdankt seinen Ruf seinem tapferen Einsatz bei der Fesselung des Fenriswolfes. Um ihn zu bannen, steckte er ihm seinen Speer ins Maul. Dabei biss der Wolf ihm allerdings seine rechte Hand ab.

Damit kommen wir zu Ragnarök. Ragnarök ist die Bezeichnung für den Weltuntergang oder die Götterdämmerung. Sie beginnt mit drei Fimbulwintern mit Frost, Schnee, Stürmen und ohne Sommerzeiten dazwischen. Es kommt zum moralischen Verfall, zur Axtzeit und Schwertzeit. Brüder töten sich gegenseitig. Dann verschlingen Wölfe Sonne und Mond, der Fenriswolf wird frei, die Midgardschlange kommt aus dem Meer und verursacht Überflutungen und verpestet mit ihrem Gift Luft und Gewässer. Der Feuerriese Surt und die Söhne Muspellsheims preschen heran, dazu Loki mit dem Riesen Hrym, der das Totenschiff Naglfar steuert. Die Brücke Bifröst stürzt ein. Der Wächtergott Heimdall bläst Alarm, die Götter kommen zusammen und werfen sich in den Kampf, zuvorderst Odin mit Gungnir. Der Höllenhund Garm befreit sich und kämpft mit Týr; beide fallen. Der Fenriswolf verschlingt Odin. Dessen Sohn Widar rächt ihn. Loki und Heimdall töten sich

gegenseitig. Surt schleudert Feuer über die ganze Welt, die verbrennt. Die Welt verdunkelt sich, das Land versinkt im Meer.

Aber das ist nicht das Ende. Der untergegangenen Welt folgt eine neue. Eine herrliche, grüne Erde steigt aus dem Meer empor, auf der Getreide von selbst wächst. Odins Söhne Widar und Wali haben überlebt und wohnen nun auf Idawöll, der glänzenden Ebene, wo vorher Ásgard war. Thors Söhne Modi und Magni stoßen zu ihnen, außerdem Balder und Hög. Die überlebenden Menschen finden einen sicheren Ort Gimle als Heimat. Und auch die Sonne hat eine Tochter, durch die sie ersetzt wird.

*

Fred schwieg, beeindruckt von dieser Fülle an Information. Und reflektierte die wenigen Punkte, die er behalten hatte. Er trank den kalt gewordenen Rest seines Kaffees aus.

„Ich sehe Parallelen zu meinem christlichen Glauben“, bekannte er. „Odin, der die Menschen aus Holz schnitzt. Vergleichbar mit Gott, dem Schöpfer, der die Menschen aus Staub formt? Balder, der lichte Gott, der durch Intrige getötet wird und erst am Ende aller Tage wiederkehrt. Eine Entsprechung zu Jesus Christus? Die neue Welt nach der Götterdämmerung. Ein Bild für das himmlische Jerusalem? Loki, der Listige. Ein anderer Name für Satan?“

„Offenbar gibt es in allen Kulturen immer wieder die gleichen Archetypen“, meinte Ewa unbeeindruckt und mit einem Schulterzucken. „Was zeigt, dass auch dein Christentum nur ein Mythos ist wie alle anderen.“

Giftnatter, dachte Fred. Natürlich gab es auch noch die Möglichkeit, überlegte er, dass diese Mythen erst entstanden waren, nachdem Missionare den christlichen Glauben zu den germanischen Völkern gebracht hatten. Und diese sie umgedichtet hatten, passend zu ihren Vorstellungen. Spontan erinnerte er sich an einen Text, den er in seiner Schulzeit im Deutschunterricht kennengelernt hatte. Wörtlich hätte er ihn nicht mehr wiedergeben können, aber so ungefähr...

*

Es war von Romburg des gewaltigen Mannes über alle Erdenvölker, Oktavianus, Bann und Botschaft über die Breiten des Reiches gekommen, von dem Kaiser zu jedem der Könige, die ihre Heimat hatten, so weit seine Herzöge über alle Lande hin der Leute walteten. Alle auswärtigen Mannen sollten ihr Erbgut aufsuchen, die Helden ihr Handmal vor ihres Herrn Boten; kehren sollte jeder zu seinem Geschlecht, aus dem er gekommen war, zu der Stätte seiner Geburt. Mit seinem Hause ging auch der gütige Josef, wie Gott der Mächtige, der Ehre es wollte: zu suchen die ruhmreiche Heimat, die Burg zu Bethlehem, zu der beide gehörten, das Handmal des Helden und der heiligen Jungfrau, Maria der Reinen. Errichtet war dort einstmals der Stuhl des berühmten Edelkönigs, des Herrschers David, der in langer Dauer als Herzog der Hebräer ihn gehalten hatte, den hohen Sitz. Sie waren von seiner Sippe, standen bei seinem Stamm, dem Stamm Gottes, beide von schönem Geschlecht. Ein schimmerndes Zeichen von Gottes Macht mahnte da Maria, dass sie in der alten Heimat den Sohn erhalten werde, in Bethlehem das stärkste Kind gebären werde, aller Könige kräftigsten.

*

Angeblich war dies im Kloster Corvey entstanden, Anfang des neunten Jahrhunderts. War hier nicht die biblische Weihnachtsgeschichte bereits umgedichtet worden, um sie zum Zwecke der Missionierung der – wie man heute sagen würde – Zielgruppe schmackhaft zu machen? Wenn so ein Prozeß gewissermaßen außer Kontrolle geriet, konnte dann nicht auch die germanische Göttermythologie daraus werden? Nun, historisch war das vermutlich nicht haltbar, und Fred war kein Historiker.

„Was überlegst du?“, erkundigte sich die Isländerin.

„Nichts. Oder jedenfalls nichts, das uns jetzt weiterbringt. Wir danken dir, Dörte, für diese ausführliche Darlegung. Dein Wissen über diese Dinge ist wirklich beeindruckend.“

„Oh, es ginge noch ausführlicher, aber ich wollte es nicht übertreiben.“

„Hast du schon mal überlegt, damit aufzutreten?“, meinte Ewa etwas respektlos.

Dörte lachte. „Damit wäre kein Geschäft zu machen. Diese Dinge weiß hier jedes Kind. Immerhin trete ich ja damit auf. Genau hier und jetzt für euch. Ich habe nur leider keinen Hut, sonst würde ich ihn jetzt rumgeben. Aber es ist spät geworden. Ich glaube, die schließen hier demnächst. Ich sollte jetzt zahlen.“

„Du?“

„Ihr wart eingeladen. Schon vergessen?“

„Ach ja. Danke.“

„Eine Frage noch, Dörte.“

„Ja?“

„Kannst du uns ein weiteres Museum empfehlen, das die isländische Geschichte behandelt?“

„Hat euch das Nationalmuseum nicht gereicht für euren Wissensdurst? Aber es gibt tatsächlich noch eines: Landnámssýningin, das Besiedlungsmuseum. Gebt mal euren Stadtplan, ich zeige euch, wo es liegt.“

Die nächste Frage fiel Fred deutlich schwerer. „Und, Dörte – sehen wir uns wieder?“

Sie hob die Augenbrauen, als sei sie wirklich verwundert ob der Frage. Wenn da nicht dieses Lächeln der Mona Lisa gewesen wäre.

„Ich meine, nachdem du uns nun eingeladen hattest, sollten wir uns vielleicht revanchieren.“

Mit einem tiefgründigen Blick aus ihren grünen Augen sah sie ihn sehr lange an. So lange, dass es ihm schon unangenehm wurde. Ein ganz zartes Schmunzeln umspielte ihren Mund. „Das ist natürlich ein Argument. Geht ihr morgen ins Landnámssýningin?“

„Landnam ... Ja, genau, das war der Plan.“

„Nachmittags habe ich leider wieder Seminar. Aber danach? Wieder hier?“

„Wir könnten auch gemeinsam zu Abend essen. Empfiehl uns ein Restaurant.“

„Als Studentin gehe ich selten ins Restaurant, wisst ihr? Aber wir werden etwas finden. Ich komme nach dem Seminar zum Museum.“ Sie lächelte. „Und geduldet euch etwas, falls es wieder später wird. Ich habe keinen Einfluß darauf, wie lange sich die Diskussion hinzieht. Außer, indem ich den Mund halte, um sie nicht noch weiter zu verlängern. Aber das kann sich dann wieder auf meine Note auswirken, wenn es heißt, ich leiste keine Beiträge.“

„Natürlich“, nickte Frederik. „Das kenne ich. Ich habe auch mal studiert.“

Auf dem Heimweg zu ihrer Unterkunft, mit gesenkter Stimme, raunte Ewa ihm zu: „Ist dir aufgefallen, dass Dörte die Inschrift nicht wirklich deuten konnte? Eine Verbindung mit einem Feld herstellen. Sie glaubt, dass ein Acker gemeint ist. Wenn es aber ein Kraftfeld ist? Ein elektromagnetisches Feld? Dann spräche das für meine These, dass es ein Funkgerät sein könnte.“

„Du spinnst. So sieht kein Funkgerät aus.“

„Kein irdisches. Aber kennst du dich mit Alien-Technik aus?“

„Nein. Darüber gab es in meinem Studium leider kein Seminar.“

„Eben“, triumphierte Ewa.

„Hör mal, welchen Grund sollten Aliens haben, ihre Geräte mit germanischen Runen zu beschriften?“

„Vielleicht, damit die Germanen sie bedienen können? Dahinter kann alles mögliche stecken.“

„Na klar. Erich von Däniken läßt grüßen.“

„Das mit den außerirdischen Artefakten war immerhin deine Idee!“

11. Am nächsten Abend

An diesem Abend gelang es Fred, während Ewa im Bad war und er die Brause rauschen hörte, die Schublade an ihrem Nachtschrank aufzuziehen und nachzusehen, was für ein Buch darinlag. Nachdem er selbst bereits zu der Einsicht gelangt war, dass es ihn eigentlich nichts anging, schämte er sich fast dafür, nun doch seiner Neugierde zu erliegen. In der Erkenntnis, dass er nicht beliebig lange Zeit hatte, ehe Ewa zurückkehrte, besiegte er aber Zweifel und Gewissensbisse, überwand sich und tat es einfach.

Das Buch war eine Bibel. Im ersten Augenblick hätte er lauthals über sich selbst lachen mögen. Dass in Hotelzimmern Bibeln ausgelegt waren, meist vom Gideon-Bund, hätte er wissen können. Das war nun das ganze Geheimnis – eine Bibel. Er blätterte sie auf, und sie sah auch von innen aus wie eine ganz normale Bibel. Dann ging ihm auf, dass er hier auf Island war, und dass dies eine

deutsche Bibelausgabe war. Das war nicht normal. Er hätte hier eine in isländischer Sprache oder bestenfalls die englischsprachige King James Bible vorzufinden erwartet. Also musste Ewa sie mitgebracht haben. Aber dass Ewa, die nach eigenem Bekunden nicht an Gott glaubte, nachts ausgerechnet in der Bibel las, war sogar überaus unnormal. Was hatte das zu bedeuten?

Er blätterte nach vorn, um zu sehen, welche Übersetzung es war. Luther 1984, las er. Dabei schlug sich zufällig der Anfang des Buches Genesis auf. Und dort bemerkte er, dass im Text kleine Bleistiftstriche eingefügt waren. Und zwar regellos, teils mitten im Wort:

Am Anfang schuf Gott | Himmel und Erde. Und d | ie Erde war wüst und l | eer, und es war finste | r
auf der Tiefe; und de | r Geist Gottes schwe | bte auf dem Wasser.

Merkwürdig. Im zweiten Absatz gab es keine Bleistiftstriche mehr. Wobei es ja eigentlich merkwürdiger war, dass es im ersten welche gab.

Das Rauschen des Wassers verstummte. Gleich würde Ewa zurück kommen. Er hatte nur noch soviel Zeit, wie sie zum Abtrocknen und Zähneputzen benötigte. Rasch legte er die Bibel wieder in die Schublade. Beim Schließen der Lade verkantete er sie in der Hektik, es gab einen Ruck, und das Wasserglas kippte um. Er fing es geistesgegenwärtig auf, ehe es herunterfiel, konnte aber nicht verhindern, dass er die Flüssigkeit vergoß. Das Glas war zwar nur noch zwei Fingerbreit hoch gefüllt gewesen, aber es gab doch eine kleine Pfütze auf dem Nachtschrank. Was machte er jetzt damit? Ein Handtuch! Ins Bad konnte er momentan nicht, aber zum Appartement gehörte eine winzige Küchenzeile (mit nicht funktionierender Kaffeemaschine), und dort gab es ein Geschirrtuch. Frederik hastete dorthin, griff sich das Tuch und kehrte zurück, um die Spuren seiner Neugierde zu beseitigen. Auch der Designer-Untersetzer war natürlich nass geworden. Er hob ihn an und trocknete ihn gesondert ab.

Und da fiel ihm auf, dass auf der Unterseite in die einzelnen Stäbe des Scherengitters Buchstaben eingeprägt waren. ABCDE... – auf jedem Stab das ganze Alphabet, je ein Zeichen an den Gelenkpunkten. Ewa hatte ihm ja auch solche Untersetzer geschenkt. Sie lagen bei ihm daheim, und er konnte es jetzt nicht nachprüfen, aber er war sicher, dass auf seinen keine Buchstaben standen.

Er schaffte es gerade noch, ihn wieder hinzulegen, ehe Ewa aus dem Bad kam. Nackt wie jedesmal. „Was machst du denn da?“, fragte sie angesichts des nassen Tuchs in seiner Hand.

„Nichts. Ein kleines Missgeschick. Ich habe Wasser verschüttet und wieder aufgewischt.“

„Ach so.“ Sie sah ihn mitleidig an, mochte so etwas wie ‚Tölpel‘ denken, schien aber keinen Verdacht zu schöpfen. Fred griff sich seinen Schlafanzug und ging ins Bad. Er schloss die Tür ab. Des Widersinns dieses Tuns war er sich durchaus bewusst; Ewa wusste, dass er jetzt im Badezimmer war, also würde sie kaum hereinkommen. Aber er kam nicht gegen den Reflex an. Außerdem – wenn sie ihn immer noch provozieren wollte, würde sie vielleicht gerade deshalb hereinkommen.

Im Bett angekommen, verschränkte er die Arme hinter dem Kopf und dachte nach. Was machte man mit Buchstaben auf einem Scherengitter? Zum Design konnte es nicht gehören, denn die Buchstaben waren auf der Unterseite gewesen, wo man sie normalerweise gar nicht sah.

Form folgt Zweck. Wenn man das Scherengitter zusammenfaltete, würden sich die Buchstabenreihen gegeneinander verschieben. Etwa so:

___ABCDEFGHIJKLMN**O**PQRSTUVWXYZ

___ABCDEFGHIJKLMN**O**PQRSTUVWXYZ

___ABCDEFGHIJKLMN**O**PQRSTUVWXYZ

___ABCDEFGHIJKLMN**O**PQRSTUVWXYZ

...

Verdammt! Das war eine Codiertabelle für einen Vigenère-Code! Verschickte Ewa etwa verschlüsselte Botschaften?

Frederik hatte sich nie speziell mit Kryptologie beschäftigt, nur im Mathematikstudium hatte er zumindest ein wenig Bekanntschaft damit gemacht. Er wusste daher immerhin, dass es längst bessere und sicherere Verfahren als das von Vigenère gab. Außer in einem Falle: Wenn der Schlüssel länger war als die Botschaft und nur einmal verwendet wurde, dann war das Verfahren unangreifbar, solange der Schlüssel geheim blieb. Die Bibel! Die Bibel musste der Schlüssel sein! Die war zwar nicht unendlich lang, aber immerhin so lang, dass ein Agentenleben nicht dafür ausreichen dürfte, den Schlüssel auszuschöpfen.

Trotzdem arbeitete Ewa, was auch immer sie verschlüsselte, äußerst schlampig: sie hinterließ Spuren in Form von Bleistiftstrichen! Offenbar markierte sie damit, bis wohin sie den Schlüssel bereits verbraucht hatte. Im Prinzip war der Trick gut. Ein alltägliches Buch und ein harmloser Untersetzer. Dinge, die man nicht zu verbergen brauchte. Stets vor Augen, doch verborgen, wie es in einer Kindergeschichte über eine Schatzsuche hieß. Und ein Bleistift zum Markieren hatte ebenso wie ein simples Handy in ihrer Kulturtasche Platz, das brauchte sie also nicht heimlich aufs Klo zu tragen. Aber auch einem Profi konnte ein alberner Fehler unterlaufen: Obwohl sie vehement bestritten hatte, an Gott zu glauben, verwendete sie ausgerechnet die Bibel.

Fred stellte fest, dass sein Adrenalinpegel gewaltig angestiegen war. In was für eine Geschichte war er hier geraten? Ewa – eine Agentin, die ihn ausspionierte? Was jetzt? Er blieb sehr lange wach liegen in der Erkenntnis, dass er der Schlange nicht vertrauen konnte. Sollte er sie zur Rede stellen? Oder war es gefährlich für ihn, wenn er offenbarte, dass er sie durchschaut hatte? Aber er hatte sie längst nicht durchschaut, denn welches Spiel sie wirklich trieb, erschloss sich ihm nicht. Und das würde er auch nicht aus ihrem mutmaßlich im Bad versteckten Handy erfahren, denn wenn sie nicht völlig hirnlos war, hatte sie es mit einem Code verriegelt. Irgendwann war die Müdigkeit dann doch stärker.

Immerhin konnte er, da er nun wusste, wonach er suchen musste, am folgenden Morgen rasch die Probe aufs Exempel machen. Als Ewa nach dem Frühstück zur Toilette ging, zog er ihre Schublade auf und warf einen kurzen Blick auf Genesis 1,1. Es war ein Bleistiftstrich im zweiten Absatz dazugekommen:

Am Anfang schuf Gott | Himmel und Erde. Und d | ie Erde war wüst und l | eer, und es war finste | r
auf der Tiefe; und de | r Geist Gottes schwe | bte auf dem Wasser.

Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Ewa hatte also im Laufe der Nacht eine weitere Botschaft verschlüsselt und wohl auch an ein geheimnisvolles Gegenüber gesendet. Und sie hatte deutlich mehr Buchstaben des Schlüssels verbraucht als in den Tagen zuvor, also war die Botschaft länger gewesen als sonst. Natürlich. Es gab ja auch mehr zu berichten. Sie glaubte, ein außerirdisches Artefakt gefunden zu haben. Obwohl er, für sein Teil, es weiterhin für eine Fruchtpresse hielt.

12. Gleichzeitig

Eine dunkle Uniform, ein glatt rasiertes Gesicht, ein militärisch kurzer Haarschnitt, die Schulterstücke wiesen ihn als Major aus. Er salutierte exakt vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten. Das Rangabzeichen eines Adlers bescheinigte jenem den Rang eines Colonel, also eines Obersten. „Sir!“

„Major Lockman. Nehmen Sie doch Platz.“

„Danke, Sir.“ Er setzte sich vorsichtig auf die Stuhlkante. Es entsprach nicht seiner Rolle, sich vor Colonel Corn lässig hinzufläzen.

„Sie haben mir etwas zu berichten?“

„Jawohl, Sir. Meier 5 aus Deutschland scheint wieder im Einsatz zu sein. Wir haben mehrere Botschaften von seinem Mobiltelefon mitgeschnitten. Zieladresse ist wie immer jemand im SWR.“ (*Russischer Auslandsgeheimdienst)

„Ich nehme an, nur deswegen kommen Sie nicht zu mir?“

„Richtig, Sir. Verschlüsselte Botschaften von Meier 5 gab es schon häufiger. Aber diesmal konnten wir den Code dechiffrieren.“

„Erzählen Sie.“

„Die ersten sechs Botschaften hatten alle die gleich Länge, jeweils siebzehn Zeichen. Dafür kann es verschiedene Erklärungen geben, aber die plausibelste ist, dass es sich jedesmal um den gleichen Wortlaut handelt. Wir haben die Arbeitshypothese aufgestellt, dass Meier 5 eine Sache verfolgt, und mehrmals melden musste, dass noch keine Ergebnisse vorliegen.“

„Hm. Und weiter?“

„Dann haben wir uns gefragt, welche Botschaft mit siebzehn Zeichen zu dieser Situation paßt. Da gibt es viele Möglichkeiten. Unter der Annahme, dass der Klartext Deutsch ist, kämen etwa in Frage ‚BISHERNICHTSNEUES‘ oder ‚KEINEERKENNTNISSE‘ oder ‚ALLESUNVERAENDERT‘ oder ‚WEITERERGEBNISLOS‘ und ein paar andere.“

„Machen Sie's nicht so spannend.“

„Na ja, wir sind ein bißchen stolz darauf. Sie wissen, ein Vigenère-Code ist unknackbar, wenn der Schlüssel lang genug ist. Aber Sie wissen sicherlich auch, dass man, wenn man den Klartext und den verschlüsselten Text kennt, daraus den Schlüssel errechnen kann. Damit haben schon die Briten in Bletchley Park die deutsche Enigma geknackt. Also, kurz, wir haben die möglichen Klartexte durchprobiert und jeweils über den verschlüsselten Text den mutmaßlichen Schlüssel errechnet.“

„Ergebnisse?“

„Sehen Sie selbst.“ Major Lockman präsentierte einen Computerausdruck. „Die Anwendung des Klartextes ‚KEINEERKENNTNISSE‘ auf die ersten sechs verschlüsselten Botschaften brachte folgendes Ergebnis...“

Da stand zunächst die wirre Zeichenfolge der ersten sechs Geheimbotschaften, darunter jeweils der vermutete Klartext. Man brauchte nur noch den Geheimtext mit dem Klartext zu verrechnen und erhielt den Schlüssel:

KQIAJEEQWPUNSOGLX RMUZIPLXHREWRCFVH SIMEHINKVJHLGCFVP

KEINEERKENNTNISSE KEINEERKENNTNISSE KEINEERKENNTNISSE

AMANFANGSCHUFGOTT HIMMELUNDERDEUNDD IEERDEWARWUSTUNDL

OIZHRHVCANEYVVKLI BECSHIIDMRSXHVVVI BKMVWXXYXGRLFKZOI

KEINEERKENNTNISSE KEINEERKENNTNISSE KEINEERKENNTNISSE

EERUNDESWARFINSTE RAUFDERTIEFEUNDDE RGEISTGOTTESSCHWE

„Meier 5 verwendet als Schlüssel also offenbar den Text des Buches Genesis. Und nun kommt es: Heute fingen wir eine weitere Botschaft ab, diesmal länger. Wir haben den codierten Text mit dem anschließenden Text der Bibel entschlüsselt, und es hat geklappt.“ Er legte einen weiteren Computerausdruck vor:

WXVMOYOMODAJLIWUXWMSYNFSVNGCXDWPZHRQCPRZYEDIL

BTEAUFDEMWASSERUNDGOTTSPRACHESWERDELICHTUNDES

VERMUTLICH|ARTEFAKT|GEFUNDEN|EVTL|ALIEN|FUNKGERAET

Zwecks besserer Lesbarkeit hatte offenbar jemand in Lockmans Abteilung hinter die Worte kleine Bleistiftstriche gesetzt.

„Artefakt? Alien-Funkgerät? Was kann das bedeuten?“

„Meier 5 ist momentan in Reykjavik. Und scheint auf der Suche nach außerirdischen Artefakten zu sein.“

„Wenn der SWR das ernst nimmt, sollten wir es zweifellos auch ernst nehmen.“

„Nun, wir haben jetzt den Schlüssel, und Meier 5 wird uns ganz freiwillig auf dem laufenden halten.“ Lockman erlaubte sich ein Lächeln.

„Gute Arbeit, Major. Sie werden mir berichten. Weggreten!“

Lockman erhob sich, salutierte erneut und wandte sich zum Gehen.

„Ach, einen Moment noch!“

„Sir?“

„Halten Sie ein Team zum Eingreifen bereit. Wenn da wirklich etwas dran ist, dann ist der Sicherheit unseres Landes am ehesten gedient, wenn wir dieses Ding in die Hände bekommen.“

„Natürlich, Sir.“

To be continued ...



Voller Dampf für Kakanien – ein Steampunkabenteuer von Senex

Kapitel 2

Von Senex

Ägypten

Abseits des Niltals ist Ägypten ein sehr trockenes Land, aber nicht unbedingt überall eine Sandwüste. Stellenweise tritt auch der nackte Fels zwischen den Dünen hervor, die beinahe ständig wehenden Winde ziehen lange gelbe und ockerfarbene Fahnen durch die Gegend. Die Sonne brennt vom stets gleichen wolkenlosen tiefblauen Himmel und dörft das Gebiet, welches von der Arabisch sprechenden Bevölkerung as-sahrā al-kubrā, die große Wüste oder auch bahr bilā mā, das Meer ohne Wasser genannt wird, noch mehr aus. Und doch wagten sich Menschen in diese Einöde, ritten auf ihren schnellen, genügsamen Kamelen durch die manchmal eiskalten Nächte. In der Zeit der größten Hitze während des Tages ruhten sie im Schatten eines rasch aus ihrem Burnus oder einer Decke und einem Stab errichteten Baldachin. Als Orientierung diente den erfahrenen Bewohnern der Wüste der Sternenhimmel und der Mond, die Landmarken waren ohnehin oft nur verschwommen zu erkennen oder gar schon hinter dem Horizont verschwunden. Dünen entstanden und vergingen, verschlangen hier einen Hügel, gaben dort eine trockene Senke wieder frei, in der vielleicht die von Sand mumifizierte Leiche oder blank gefressenen Gebeine eines Tieres oder gar Menschen lagen. Manche vielleicht seit Jahrzehnten, andere aber auch seit Jahrhunderten.

Wenn man genaue Karten hätte, könnte man natürlich auch als Europäer mit einem Kompass seinen Weg finden, doch diese Karten waren selten. Außerdem konnte man sich nur auf einen Umstand wirklich verlassen, nämlich dass mehr Wasserstellen auf der Karte fehlten als verzeichnet waren. Kein Beduine gab diese geheimen Reservoirs preis, solange er es irgendwie vermeiden konnte. Wollte man ganz sicher sein, eine der unzähligen großen und kleinen Oasen zu erreichen, so suchte man besser nach einem vertrauenswürdigen Führer, der den Weg und natürlich eine genügende Anzahl der Wasserstellen kannte. Der nahm dann vielleicht einen Umweg, aber er kannte dafür kleine Nafura oder Niqat Almiah, vielleicht auch einige Masadir, wie sie in tieferen Senken manchmal zu finden waren. In einem dieser Wadi lagen gleich mehrere Quellen, die einen kleinen See und mehrere noch kleinere Tümpel speisten, welche gemeinsam die Wahah Bahariyya bildeten. Von den zumeist recht steilen Berghängen rundum vor den schlimmsten Winden geschützt, wuchsen hier rund 150.000 Dattelpalmen, einige Oliven- und Obstbäume, dazu ein wenig Gemüse und es gab auch einige Ziegen und das Gras, um diese zu ernähren.

Die Oase erlaubte seit einigen hundert Jahren ihren beinahe 5.000 Einwohnern ihr Auskommen, welche an das Leben keine großen Ansprüche stellten und mit ihrem bescheidenen Glück durchaus zufrieden waren. Selbst als Mitte des 19. Jahrhunderts die Oase unter ägyptische Herrschaft gelangte und die Dampfmaschine ihren Siegeszug durch das Land des Khedive antrat, änderte sich für die Bewohner der Oase nicht viel. Sie waren jetzt dem Khedive und damit dem osmanischen Reich steuerpflichtig, nun, die Scheichs brachten ein paar Datteln und Oliven wie schon seit Generationen nach Kairo, und ob dort ein Osmane, ein Seldschuke oder ein Araber das Wort führte und die Steuer entgegen nahm, war den Stammesoberhäuptern ziemlich egal. Die Steuern konnten immer bezahlt werden, ohne dass es zu einer kompletten Verarmung hier in der Oase führte. Jedes Jahr belud Scheich Shabh Alrabi drei Lastkamele mit einem Teil der Ernte, schwang sich auf seine Reitstute und machte sich auf den neun Nächte dauernden Ritt nach Kairo, den Rückweg ohne Lasten schaffte er in sieben. Dann stand der gesamten Oase wieder ein zwar nicht immer leichtes, aber zumindest geruhames Jahr ohne große Aufregung bevor. Den größten Aufruhr gab es, wenn sich zwei Leute verheirateten oder es Nachwuchs in einer der Familien gab. Dann konnte auch schon zwei, drei Nächte gefeiert werden, und aus den Hirsevorräten wurde ein trübes Bier mit wenig Alkohol für das Dorf gebraut. Sonst kümmerte man sich um das Vieh, zog ab und zu einen neuen Wassergraben und genoss das kleine Glück, das Allah täglich schenkte.

Auch als dann später die Engländer kamen, änderte sich im großen und ganzen nicht viel am Leben der Bewohner von Wahah Bahariyya. Die Briten bauten an den südlichen Teichen, zu Fuß etwa ein, zwei Stunden vom großen Hauptsee entfernt, ein befestigtes Fort. Fort Prince Leopold, nach einem Sohn der Queen benannt. Es war nicht die einzige Festung in den britischen Gebieten, welche diesen Namen trug, in den Papieren der Verwaltung wurde sie als FED (Fort Egypt Dessert) 27 geführt. Stationiert wurden in Prince Leopold ein Major mit einer Kompanie von 260 Mann Infanterie und einer Batterie mit vier Kanonen, insgesamt acht Maschinengewehren mit Dampftrieb im Kaliber .45, zur Not auch mit einer Handkurbel zu betreiben und drei schweren Briggs and Stratton Radpanzern. Jenen schweren Ungetüme, welche im Sudan den Spitznamen Tiniyin Albukhar oder Steam Dragon, also Dampfdrachen erhalten hatten. Die acht Räder auf vier Achsen hatten einen Durchmesser von 4 Fuß, also knapp über einem Meter zwanzig, und waren 9 Zoll, etwas mehr als 20 Zentimeter breit, mit einer Profiltiefe von 1,5 Zoll. 39 Fuß, knapp über 12 Meter waren diese Monster lang, 13 Fuß, also etwa 4 Meter breit und der Rumpf 7,5 Fuß hoch. Der Kanonenturm mit der 4,8 Zoll – Hinterladerkanone und den beiden .45 Revolverkanonen war noch einmal 7,5 Fuß hoch, hatte 5 Fuß Durchmesser und erinnerte an einen alten Bergfried mit Fenstern rundum und einem plattgedrückten Zwiebdach darüber. Auf ebener Strecke und guten Straßen brachten es die Dampfdrachen auf etwas über 40 Meilen in der Stunde, immerhin 65 Stundenkilometer. Eine stolze Leistung, die aber in der Wüste auf weniger als 15 Meilen, also 24 Stundenkilometer sank. Immerhin konnten die Radpanzer so die Strecke nach Kairo theoretisch in einem Tag schaffen. Nur sehr theoretisch allerdings, bei der in der Sahara üblicherweise tagsüber herrschenden Hitze. Zu dem militärischen Personal und den Panzerfahrern im Stützpunkt FED 27 kamen noch die Offiziersfrauen der Briten, einige Ehefrauen von ägyptischen Asakern, ein paar Handwerker, Wäscher und andere Zivilangestellte der britischen Armee. Dazu den Betreiber eines Pubs und einige Prostituierte für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ohne Anhang. Die üblichen Begleiter einer Armee eben.

Auch dieses Fort änderte am Alltag der meisten Bewohner, in der Mehrzahl koptische Christen, dazu einige dunkelhäutige Sudanesen und islamische Arabischstämmige, nicht sehr viel. Man lebte weiter das kleine, unscheinbare Leben, der Scheich Shabh Alrabi brachte seine Kamellasten eben nicht mehr zum Khedive, sondern direkt zum Fort. Die jungen Frauen hielten sich von der Umgebung der Festung fern, und die Briten mieden die nördlichen Seen der Oase. Major Sir James Cotton, siebenter Earl of Sandforth, hatte seinen Männern unmissverständlich klar gemacht hatte, dass sie sich gefälligst an die mitgebrachten Damen zu halten hatten. Er würde jedem persönlich einen Strick um den Hals legen, der das halbwegs gute Einvernehmen mit den Bewohnern der Oase gefährde. Der Major wollte ganz einfach Frieden in seinem Bezirk, das Leben an der Grenze war seiner Meinung schon schwer genug, da musste man nicht auch noch einen unnötigen Aufstand provozieren. Für ihn schien dieses Leben an der Grenze besonders schwer zu sein, doch wie seine rote Nase zeigte, galt seine große Liebe nicht unbedingt den Frauen. Auch nicht anderen Männern, um dem Major Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sondern den kurvigen Formen einer Ginflasche, die er allerdings ab und zu schon mal mit einer Flasche Whisky oder Brandy betrog. Lady Beatrice Cotton, seine ihm angetraute Ehefrau, wandte sich ihrerseits an die Lieutenants der Einheit, um ihre persönlichen Bedürfnisse zu stillen und sagte auch bei einem baumlangen, gut ausgestatteten und ausdauernden ägyptischen Sergeanten nicht unbedingt nein, wenn es sich einrichten ließ.

Trotzdem wurden auch einige der Bewohner der Oase zumindest im Moment von große Sorgen gequält. Vor allem der ‚Alkhadim al’awal‘, der ‚Ersten Diener‘ und seine Herrin, die ‚Wahib alhaya‘, ‚Die das Leben spendende‘.

„Unser Wakil Ahmad al Massud sollte doch heute morgen zurück kommen!“ Selim stand auf einem der hohen Wohnhäuser, die durch ihre Bauweise wie ein Schornstein funktionierten und deren Inneres durch den stetigen Luftstrom auch in der heißesten Tageszeit gekühlt wurde. Er starrte unentwegt angestrengt nach Nordosten. „Die Sonne steht schon eine Handbreit über dem Horizont!“

„Geduld, mein Freund!“ Saloumne trat zu ihm und legte ihre zarte Hand auf seine Schulter. „Er wird kommen. Er ist immer wieder gekommen. Schau dort! Eine Wolke von aufgewirbeltem Sand! Jemand reitet dort!“

„Tatsächlich, Herrin! Ich denke, du hast recht!“ Der Alkhadim al’awal griff zu seinen Fernrohr und zog es aus. „Er ist es, er muss es sein“, murmelte er in seinen prächtigen Bart.

Wenig später sprang vor dem Haus der Wahib alhaya ein Mann aus dem Sattel eines Kamels, welches sofort von einem Diener versorgt wurde, während der Reiter seinen Schleier vom Gesicht nahm. Das Gesicht darunter war das eines Asketen, die Augen jedoch verrieten seine Fähigkeit, sich begeistern zu können. Ahmad al Massud el Allah ad Dhin sah sich noch kurz um, dann hing er sein Repetiergewehr über die Schulter und betrat den Turm. Er stieg bedächtig zur Empfangskammer der Hausherrin hinauf, kreuzte die Arme vor der Brust und verneigte sich tief.

„Willkommen, Wakil Ahmad!“ Saloumne trat näher heran und hob ihn auf. „Ist es dir gelungen? Konntest du den Plan ausführen?“

„Die Prinzessin hat das Gift, das Gegenmittel und den Brief erhalten. Sie wird ganz sicher nach Kairo kommen!“

„Sie wird später einmal deinen Kopf fordern, Ahmad“, zeigte sich Selim besorgt.

„Sie wird es zu gegebener Zeit verstehen“, beruhigte Ahmad zuversichtlich den ersten Diener.

„Und wird sie auch...“

Der Agent nickte. „Ich denke schon. Nach allem, was ich im Vorfeld erfahren habe, und dem persönlichen Gespräch – ja, ich glaube, sie wird.“

„Und hast Du...?“

„Die Polizei in Österreich ist nicht dumm, Wahib alhaya, ich hoffe doch. Aber ich konnte meine Abreise und meine Erkundigungen leider nicht noch auffälliger gestalten, das wäre viel zu verdächtig gewesen.“

=◇=

Triest

Die Stadt Triest im nördlichsten Teil der Adria war neben Fiume der bedeutendste Kriegshafen der Donaumonarchien in der Adria. Dort lag auch die KAISERIN SOPHIE vor Anker, der flugfähige große Schlachtkreuzer, das Flaggschiff der Flugschifflotte in Triest und Stolz der kaiserlichen und

königlichen Marine. Ihr Schwesterschiff, die KAISERIN MARIA ANNA lag mit ihrer Begleitflotte in Genua bereit, um im Kriegsfall die ligurische See zu schützen, ein drittes Schiff war in Muggia, an der anderen Seite einer Ausbuchtung des Golf von Triest gelegen, auf Kiel gelegt worden. Hier arbeitete das bereits in jungen Jahren berühmt gewordene Genie der Elektrizität Nicola Tesla daran, dem großen Flugschiff eine noch größere Reichweite und noch höhere Geschwindigkeit zu verleihen. Bei der Antriebsmaschinerie sollten neue magnetische Spulen eine bessere Ausnützung des durch die Dampfmaschine und das Vaporid nahezu unbegrenzt zur Verfügung stehenden Kraftstromes liefern, neue, optimierte Propeller diese Energie noch besser nutzen. Mit dem neuen Schiff sollte es eigentlich möglich sein, Africa vom atlantischen Ozean bis zum roten Meer zu überfliegen, und der rührige Ingenieur hatte vor, genau das mit der KAISERIN MARIA JOSEPHA zu versuchen. Auch an der Bewaffnung wurde von den Ingenieuren der Firma Norikum fieberhaft gearbeitet und geforscht, um noch schnellere Schussfolgen, stärkere Durchschlagskraft und höhere Reichweiten zu erzielen.

Der Golf und der Tiefwasserhafen hatten Triest zu einem der größten europäischen Häfen gemacht, besonders seit der Sueskanal seit 1868 das Rote mit dem Mittelmeer verband und damit die so genannte maritime Seitenstraße bildete. Die Semmering- oder Südbahn des Karl Ritter von Ghenga verband über die Alpen hinweg Triest mit Wien und dann weitergehend auch mit Prag und Berlin über billig zu betreibende Schienenwege, und natürlich war Triest auch ein Hauptknotenpunkt der Luftschiffahrt. Die Stadt selbst befand sich auf einer Halbinsel, die meisten Gebäude waren nach einem fürchterlichen Brand 1873 bereits im Stil der Belle Epoque und des beginnenden Art Deco wieder aufgebaut und prägten das Stadtbild. Im Norden des Hafens und des Luftschiffhafens stand etwas Abseits das Schloss Miramar. Eine der habsburgischen Residenzen, welche Ferdinand Maximilian von Habsburg in Auftrag gegeben und sehr beliebt gewesen war, ehe er König von Mexiko wurde. Noch heute verlebten er und seine Gemahlin Charlotte von Nederland-België gerne einige Wochen im Jahr hier.

Mit seinem vom Brand verschont gebliebenen mittelalterlichen Stadtkern auf dem steilen Hügel hinter der Stadt und den hübschen Villen auf der Halbinsel machte die Stadt einen friedlichen, beschaulichen Eindruck, wenn man sich der Stadt von der Seeseite näherte. Nichts konnte irreführender sein. Triest war in den Donaumonarchien zu einer der am schnellsten wachsenden Industriestädte des neueren Dampfzeitalter geworden. Nicht nur die großen Werften, welche die kakanischen Kriegsschiffe bauten und auch einen großen Teil der internationalen Schifffahrt belieferten, waren hier angesiedelt. Es wurden hier viele hochqualitative Produkte aller Art hergestellt, Rohstoffe aus fernen Ländern wurden hier zu Fertig- und Halbfertigprodukten verarbeitet und dann weiter verschifft oder per Bahn in Richtung Norden über die Alpen versandt. Eine derzeit noch dampfbetriebene Schnellbahn verband die im Hinterland gelegenen Sozialwohnungen mit dem Hafen von Triest und den Fabriken in Muggia, die Benützung dieser Bahn war für die Arbeiter kostenfrei. Es war eine nötige Maßnahme, denn man wollte das Bild der Stadt nicht durch Fabrikschlote und zu hohe Häuser beeinträchtigen, trotzdem die Arbeitskräfte rasch an ihren Posten haben. Ein durchaus revolutionäres Konzept, aber bereits von Beginn an ein großer Erfolg. Die Stellen in Triest waren trotz der schweren Arbeit sehr begehrt.

Der Palazzo Tridor lag im Süden der nach Westen vorspringenden Halbinsel, ein einfacher, klassizistischer Bau mit einfachen Säulen, der nach dem Brand in den achtziger Jahren das hier vorher stehende prunkvolle Rokoschloschen abgelöst hatte. Die hier lebende Familie war danach bei einem fürchterlichen Schiffsunglück ausgestorben, ein Unternehmer hatte das Gebäude übernommen und noch einmal modernisieren lassen. Elektrisches Licht und mit Vaporid betriebene Dampf lifte für Personen und Lasten erleichterten das Leben der Bewohner und vor

allem das der Bediensteten ungemein. Vor etwa zwei Jahren war dann eine Signora Mariamne, Fürstin Sabatini hier auf Einladung des Franz, Ritter von Golovics hier eingezogen. Sofort hatte die exotisch schöne Frau die Gerüchteküche der Stadt in Gang gesetzt.

„Haben’s schon die Sabatini g’seh’n? Und der Namen Mariamne! Des muss eine Jüdin sein!“

„Ich habe gehört, sie soll eine Araberin aus Ägypten sein!“

„No schlimmer! A Muselmanin. Wie ist die denn a Fürstin word’n?“

„Na, wie schon, ordentlich petschieren wird sie sich von so einem alten Krautwaschl lassen haben. Dann hat er’s g’heirat und ist bald drauf daran g’storben.“

„Sie soll aus einem uralten Geschlecht in Alexandria kommen, ihr Großonkel soll dort bei den koptisch-orthodoxen Christen einen hohen Rang eingenommen haben. Der hat ihr ein großes Vermögen hinterlassen! Erzählt man sich halt!“

„Fesches Frauenzimmer! So eine wie die tät ich von der Bettkanten auch nur in eine Richtung stupsen. Hinein nämlich!“

„Glaubst, Kamerad, die lassert sich einmal so richtig – also, du weißt schon, Kamerad, so richtig reiten?“

„Weiß ich doch nicht! Aber diese Orientalinnen soll’n ja viel mehr Spaß an der Freud’ haben wie unsere Frauen!“

„Meine Frau hat einmal einen ihrer Zirkel besucht! Gruselig, hat’s gesagt, aber auch aufregend! Die Frau ist ein Medium, die mit Toten und auch mit anderen Geistern redet.“

„Der Goldene Frühling! So nennt sie ihren Zirkel! Es ist wirklich erstaunlich, was die Frau weiß. Aber – wir haben versprechen müssen, nichts zu erzählen, denn es sind ja auch andere Leute zugegen. Deren Geheimnisse darf man natürlich nicht ausplaudern. Auch wenn man eigentlich gar nicht weiß, wer wirklich dabei war. Man trägt ja eine Halbmaske!“

Für die Seancen am Nachmittag im Tridor war es schwierig geworden, eine Einladung zu erhalten. Und natürlich auch schon recht teuer. Beate von Hochstiege hatte ihren Gemahl lange beknieen müssen, damit der seine Beziehungen spielen ließ und außerdem das Geld für diese Sitzung locker machte. Aber jetzt war es endlich soweit, und Beate konnte ihre Aufregung kaum verbergen.

„Willkommen im Salon von Mariamne, der Fürstin Sabatini!“ verneigte sich der Diener vor Horst Graf Hochstiege und seiner Gemahlin.

„Aber, aber, doch nicht heute! Wir wollen alle Freunde sein und die Titel ausnahmsweise weg lassen“, rief Mariamne schon von der Tür in den Eingangsbereich, und mit wehenden Schleiern um ihren gut gebauten Körper kam die Fürstin ihren Gästen entgegen. Sie war eine ausgesprochen schöne Frau mit leicht exotischem Flair, der durch die gekonnte Art, wie sie sich zu schminken pflegte, noch unterstrichen wurde.



„Signore Horst, Signora Beata, kommen Sie doch bitte mit in meinen Salon“, fuhr sie fort. „Aber zuerst, bitte wählen Sie eine Maske und einen Collo con Cappuccio – einen dieser Kapuzenkrägen. Ich vertraue allen meinen Gästen, als wären sie meine engsten Freunde, und ich hoffe, sie sind es wirklich. Aber, bitte, ich bestehe auf absolute Diskretion.“ Die Gräfin entschied sich für eine türkise Maske mit geheimnisvollen Ornamenten aus kleinen Perlen, während Horst eine schmucklose in scharlachrot wählte. Nachdem das Ehepaar ihre Masken angelegt hatte, führte sie die Fürstin weiter.

„Was darf ich Ihnen anbieten? Einen Sherry, Signora Beata? Port?

Für Sie auch, Signore? Con Piacere! Sehr gerne! Luigi, due vini porto, per parvore!“ sie stieß die Türen mit einer grandiosen Geste auf. „Benvenuto nel mio Regno!“

Der Salon der Fürstin war ein großer Raum, dessen Fenster mit dichten Vorhängen verhüllt waren. Auf dreizehn im Raum verteilten Kandelabern flackerten unzählige Kerzen und tauchten den Raum in ein mystisches Halbdunkel. Ein runder Tisch mit dreizehn bequemen Sesseln nahm die Mitte des Raumes ein, und zehn Personen, das Gesicht mit ähnlichen Halbmasken, die Frisur und den Kopf mit den Krägen mit Kapuzen verdeckt, standen mit Gläsern in der Hand plaudernd im Raum herum.

„Miei cafi amici“, intonierte Mariamne. „Wir sind vollzählig versammelt! Bitte, nehmt Platz.“ Die Personen verteilten sich um den Tisch, und Diener rückten für die sieben Damen die schweren Sessel zurecht, ehe sie den Raum verließen.

„Stringere la Mano – bitte reicht einander die Hände!“ forderte die Fürstin ihre Gäste auf. „Ihr Geister, kommt zu uns! Seid gewogen, unsere Fragen zu beantworten! Kommt und weicht uns in eure Geheimnisse ein!“ Die Kerzen auf den Leuchtern flackerten stärker, dann verloschen auf acht von den Kandelabern die Lichter, die Dunkelheit wurde noch tiefer. „Si, si“, stöhnte Mariamne, Fürstin Sabatini und presste die Hände der neben ihr sitzenden Herren fester. „Wir hören euch. Sprecht!“ Tatsächlich war leises Raunen zu hören, als flüsterten unzählige Stimmen zugleich, man glaubte beinahe, einzelne Worte zu verstehen. Aber nur beinahe, es waren stets nur einzelne Silben, die keinen Sinn ergaben, sich dem Verständnis entzogen. Ganz plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, erloschen auch die letzten Kerzen. Die Dunkelheit war vollkommen und es herrschte ebenso abrupt tiefste Stille im Saal. Ein goldener Schein entstand über der Tischmitte, ein Ball aus Licht schwebte zwischen den Anwesenden und eine tiefe Stimme, die nach abgrundtief empfundenem Leid klang, ächzte und stöhnte.

„Armes Jerusalem, armes Palästina! So lange sehnst du dich schon nach dem Messias, der da wiederkommen wird! Doch wirst du dieses Mal bereit sein, ihn zu empfangen, oder wirst du ihn wieder ermorden, wie schon ein Mal? Wirst du weiter in Knechtschaft liegen oder werden deine Ketten zerspringen? Wird das wahre Geschlecht des Blutes des Herrn die Welt unter sich einen, oder wird der Antichrist weiter wüten und den Bruder gegen den Bruder, den Vater gegen den Sohn kämpfen lassen? Wer wird dem wahren Blut dienen, wenn der Auserwählte aus dem heiligen Schoß Benjamins wieder geboren wird, gezeugt vom Geist Gottes aus dem Samen Davids? Wer wird die Ungläubigen und die Antichristen bekämpfen, welche die Welt in ein Chaos aus Blut und Kriegen stürzen wollen?“ Die Fürstin erschlaffte völlig in ihrem Sessel, die Stimme verklang, der Ball schrumpfte zu einem winzigen Punkt, der noch einmal hell aufleuchtete, ehe wieder absolute Finsternis im Salon herrschte. Dann, ebenso plötzlich wie sie verloschen waren, flackerten die Kerzen wieder auf, und die Stimme der Fürstin Sabatini erklang wieder.

„Ja, ich höre dich, Conrad! Du möchtest also deiner Tochter etwas mitteilen? Ja, aber ich glaube, sie weiß, dass du sie geliebt hast. Oh! OH! Also... na schön, Conrad. Das ist ja wohl auch das Mindeste. Die Tochter von Conrad – nein, bitte nicht melden, es geht niemand etwas an, aber die Person weiß Bescheid! Er bittet seine Tochter von ganzem Herzen um Vergebung und sagt, sie solle im Herrenzimmer den Kamin aufsuchen und den Eckstein der dritten Reihe links kräftig nach innen drücken. Es ist keine ausreichende Wiedergutmachung, denn die gibt es nicht, aber es hilft ihr vielleicht weiter. Und wenn ihr Gatte sie besucht, dann soll sie nicht mehr an ihn denken, sondern nur an den Mann, der sie wirklich liebt und den sie liebt. Dann klappt das dann auch mit dem Nachwuchs! Ja, Susanne! Dein Mann ist hier? Du möchtest ihm versichern, dass es dir gut geht, und dass du es billigst, dass er eine neue Frau in sein Leben gelassen hat? Bene, das ist gut. Ach Bianca, natürlich kann ich deinem Sohn etwas ausrichten!“ So ging die Seance noch einige Zeit weiter, bis alle ihre Botschaft aus dem Jenseits erhalten hatten.

Mit Tränen in den Augen schritt Paula von Trassi dem Ausgang des Palais Tridor zu, als Mariamne sie kurz berührte.

„Bitte, kommen Sie nachher doch unauffällig zu mir, Signora Paola. Es muss niemand wissen“, flüsterte sie der Frau zu, ehe sie sich umwandte, um mit einem der anwesenden Paare einige Worte zu wechseln. Ein Diener brachte eben die ersten Personen in den Vorraum, wo sie sich ihrer Masken entledigten und den Palazzo verließen.

„Mia cara Signora Paola!“ Mariamne rauschte in das Zimmer, in dem ihr Gast sie erwartete. „Es tut mir so leid, was ich eben erfahren habe! Aber ich werde jetzt mit Ihnen offen sprechen. Wissen Sie über Ihren Körper Bescheid?“

Paula von Trassi senkte den Kopf. „Zu gut. Ich bin schmutzig, innen wie außen, sagt unser Pfarrer. Ich bin das Gefäß der Unreinheit, denn mit der Frau kam die Sünde auf die Welt. Sie ist diejenige, welche Adam verführte und daher alle Schuld hat!“

„Unsinn!“, erregte sich das Medium. „Das ist der größte Schwachsinn, den einige impotente Kardinäle in die Worte Gottes interpretiert haben! Ja, Sie sind ein Gefäß, Paola, aber ein heiliges. Denn in Ihnen kann neues Leben wachsen. Es gibt kein Kind, das schuldig geboren wird, die Erbsünde bedeutet nur, dass der Mensch fähig ist, zu sündigen. Denken Sie daran, Paola, wenn Sie einem Kind das Leben schenken, geben Sie ihm die Chance auf ein Paradies. Und der Akt des Entstehens, wenn sich Ihr Gatte mit Ihnen vereinigen will, um neues Leben entstehen zu lassen, ist kein sündiger Akt. Niemals. Es ist auch keine Sünde, Vergnügen dabei zu empfinden, denn Gott hat

dem Körper auch der Frau die Fähigkeit dazu verliehen. Denken Sie daran, Paola, geben Sie sich hin, mit Freude und Lust. Ihr Mann wird es Ihnen danken, und Sie werden empfangen können. Für Ihre Schmerzen gebe ich Ihnen eine Kräutermixtur mit, nehmen Sie drei Tropfen am Abend mit ein wenig Rotwein!“

=◇=

Die kaiserlich-königliche Werft zu Triest, welche selbst die größten Kriegsschiffe der Vereinigten Donaumonarchien zu bauen vermochte, war einer der großen Wirtschaftsfaktoren des Städteverbundes um Triest. Mit direktem Zugang zum tiefen Wasser der Adria an der Westküste etwas außerhalb der allgemeinen Industriezone gelegen, nahm das Werk eine ziemlich große Fläche ein. Vor der Küste lagen einige schwimmende Trockendocks, welche selbst die schweren Schlachtschiffe bergen und für Reparaturen aus dem Wasser heben konnten. Ja, sie wurden sogar hier noch gebaut, diese nicht flugfähigen, behäbigen schwimmenden Festungen aus normalem Stahl, sie und ihre Begleitflotten waren vor allem für die Verteidigung größerer Küstenabschnitte immer noch unverzichtbar. Und es wurde bereits daran gearbeitet, eines Tages auch diese Schiffe aus dem Wasser heben zu können. Zumindest teilweise. Aber selbst für den großen Visionär und Techniker Nicola Tesla war das noch Zukunftsmusik.

Für den Flugkreuzer KAISERIN MARIA JOSEPHA hatte das kroatische Genie seine Pläne wieder einmal überarbeitet, und die neue Turbine zur Gewinnung des elektrischen Stromes aus dem bei Ulm legierten und aufbereiteten kristallinen Leichtstahl sollte morgen gegossen werden. Noch effizienter sollte das neue Design der verstellbaren Rotorblätter sein, acht leicht gekrümmte Blätter mit verstellbarem Anströmwinkel. Mehr Strom mit gleicher Dampfmaschine, mehr Kraft in die Auf- und Antriebsrohre. Die KAISERIN MARIA JOSEPHA sollte mit ihren 300 Metern Länge und 41 Metern Breite kleiner als das Großdeutsche Pendant werden, und ihre Geschütze wiesen nur ein Kaliber von 29 statt der 35 Zentimeter der SPREEWALD auf. Dafür waren es 12 Geschütze in den gepanzerten Drehtürmen, zwei Türme zum Bug hin und zwei nach achtern. Dazu noch acht mal zwei 10,5 Zentimeter-Geschütze in Kasematten, welche auch nach unten ausrichtbar waren und einige im Rumpf versenkbare Kielgeschütze, ebenfalls im Kaliber 10,5 Zentimeter. Alle 10,5er wie auch die Hauptbatterien waren durch eine spezielle Konstruktion der Lafetten mit langem hydraulischem Rücklauf rückstoßfrei gelagert. Dazu wurde durch den halbautomatischen Ladevorgang noch der letzte Rest des Rückstoßes aufgezehrt. Der Verschluss wurde durch den Schuss nach hinten getrieben, die leere Kartusche nach unten ausgeworfen und der Verschluss verriegelt. Dann legte der Ladeschütze eine neue Granate ein und löste mit einem Hebel die Verriegelung wieder. Eine Feder schob Verschluss und Granate nach vorne in das Rohr, das Geschütz war wieder feuerbereit. Die neuartigen Granaten für die 10,5er waren stark panzerbrechend, die Hohlladung durchschlug bis zu 350 Millimeter Stahlpanzerung. Rundum verteilt auf dem Hauptdeck trug die MARIA JOSEPHA noch 38 Revolverkanonen mit einem Kaliber von 2 Zentimeter und einer Kadenz von 250 Schüssen in einer Minute in Stellungen, welche gegen den Fahrtwind geschützt waren. Über den Rumpf und die Aufbauten verteilt waren noch 50 der 7,62 Millimeter Maxim-Gewehre mit ihrer Kadenz von 600 Schüssen in der Minute für einen eventuellen Nahkampf. Beachtlich waren natürlich auch die 110 Knoten, also mehr als zweihundert Stundenkilometer, welche das Schiff in der Luft und die 60 Knoten oder 110 Stundenkilometer im Wasser machte. Es gab auf der Erde derzeit keinen künstlichen Körper, der schneller als die KAISERIN MARIA JOSEPHA flog.

Ingenieur Josip Tarkič fuhr wie an jedem Tag mit der Bahn zu seiner Arbeitsstelle, der Werft, wo er an der MARIA JOSEPHA mitarbeitete. Er saß allein in seinem Abteil und betrachtete aus dem

Fenster die Umgebung, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Er nahm innerlich Abschied, denn ganz egal, was heute geschah, morgen wäre alles anders. Auch wenn alles glatt lief – er müsste immer damit leben, seine Heimat und seinen Arbeitgeber verraten zu haben. Bis zu seinem Ende, das wohl nicht mehr in ferner Zukunft liegen würde. Er verfluchte den Tag, an dem er das Palais Tridor zum ersten Mal betreten hatte. Es hatte nicht lange gedauert, und er war der Fürstin Sabatini komplett verfallen, ihre exotische Schönheit hatte ihn nicht mehr los gelassen, bis sie ihn endlich erhörte und in ihr Bett holte. Und das war erst der Beginn, langsam wurde er ihr mehr und mehr hörig, Josip wollte, konnte ohne ihre Gunstbeweise nicht mehr sein. Jetzt hatte sie einen Liebesbeweis von ihm verlangt, er hatte sein Wort verpfändet – und sie wünschte die Details der KAISERIN MARIA JOSEPHA. Vor allem die neuen Energiemaschinen von Tesla, und natürlich alles über die Sicherheitskräfte und die Wachmaßnahmen der Werft. Er war ruiniert! Denn selbst, wenn er es schaffen sollte, völlig unauffällig allen Wünschen Mariamnes nachzukommen, seine Stunden in ihrem Bett waren gezählt. Er hätte ihr danach nichts mehr zu bieten, darüber machte sich der Ingenieur jetzt keine Illusionen mehr. Durch all den Nebel in seinem Gehirn sah er zum ersten Mal seit langem wieder klar. Noch einmal die heißen Küsse der schönen Südländerin am ganzen Körper erfahren, noch einmal die vollkommene Ekstase erleben? Oder doch sofort mit allem Schluss machen, er hatte dafür doch seinen Revolver in der Aktentasche. Besser sofort, obwohl – all sein Sehnen, sein Denken kam immer wieder auf diese Sekunden des höchsten Glücks zurück. Trotzdem, besser jetzt Schluss machen, ehe man zum Verräter wurde, zum Verräter an der Heimat. Josip zog ein Heft und einen Füller heraus und begann seinen Abschiedsbrief. Ungeduldig strich er bereits nach wenigen Worten das Geschriebene aus, riss die Seiten aus dem Heft und stopfte das zerknüllte Papier in seine Aktentasche. Auf seinem Weg in der Werft überschritt er die Brücke über einer Montagegrube, tief unter ihm wurden die Panzerplatten eines Kreuzers an die Spanten genietet, um danach noch einmal verschweißt zu werden. Doppelte Sicherheit, das war das Motto der Werft. Er sah grübelnd den Männern einige Minuten bei ihrer Arbeit zu, dann senkte er den Kopf, ging in sein Büro und kopierte dort die Pläne, welche er sich vorher aus Teslas Büro besorgt hatte. Er konnte nicht anders, diesen Blick, dieses Lächeln, diese Brüste – es musste sein, solange sie es ihm gewährte. Es war ihr Zwang, und er war ihm unterlegen. Die Fürstin Sabatini hatte die volle Gewalt über ihn gewonnen und würde die Pläne Teslas erhalten. Heute Abend noch.

„Fein gemacht, Josip!“ Mariamne streichelte die Wange des Ingenieurs. „Damit hast du dir eine Belohnung verdient!“ sie öffnete ihre Bluse und entblößte ihren Busen. „Du darfst ihn küssen!“ Der Ingenieur ging vor ihr auf die Knie und griff nach den festen Halbkugeln. „Küssen habe ich gesagt, nicht berühren!“ Sie entzog sich seinen Händen. „Hier!“ Sie zeigte auf ihre linke Brustspitze, und Josip spitzte gehorsam die Lippen. „Stehen die genauen Maße auch auf dem Blatt?“ Mariamne griff in das Haar Josips und zog seinen Kopf ein wenig zurück, zwang ihn, zu ihr aufzusehen.

„Natürlich, meine Herrin!“

„Guter Junge.“ Sie hob ihren Rock vorne ein wenig hoch. „Du darfst jetzt meine Schenkel streicheln...“

„Ist der Cretino gegangen?“ Mariamne saß vor ihrem Spiegel und puderte ihr Gesicht nach.

„Dieses maiale incredulo ist aus dem Haus geschlichen wie ein geprügelter Hund, Herrin Mariamne.“ Der Vertraute der Fürstin Sabatini war in ihr Boudoir getreten.

„Bene“, nickte Mariamne. Sie griff nach einer Mappe, in welcher die Pläne für die Energieanlage der MARIA JOSEPHA waren und reichte sie dem Mann. „Morgen bringt doch eine Agentin aus

Preußen einige Pellegrino unseres Ordens zur Heiligen Mutter Oberin nach Kairo. Sie soll diese Mappe mitnehmen.“

„Natürlich, Herrin, es wird geschehen! Übrigens, der Priester und Beichtvater der Familie von Trassi ist gekommen und erwartet dich!“

„Dann gib mir rasch das Mieder und hilf mir, es zu verschnüren! Rasch, rasch, der Padre kommt heute aber verdammt früh!“ Mariamne schlüpfte in hohe Stiefel und ein enges Korsett, dessen Schnüre Guido fest anzog. Dann nahm sie eine Reitgerte zur Hand und ging zum Nebenraum.

„Kann ich dir sonst noch helfen, Mariamne?“

„Heute nicht mehr, Guido. Gute Nacht!“ Dann stieß sie die Tür auf und schlug mit der Gerte gegen ihren Stiefel, so dass es laut knallte.

„Schweig“, brüllte sie sofort in den Raum. „Warum bist du Bastard noch auf deinen Beinen? Knie hin, und küsse meine Stiefel! Sofort!“ Guido verkniff es sich, durch die Tür zu blicken und den Priester bei seiner Unterwerfung zuzusehen. Natürlich war die Vorliebe des Padres ein Geschenk für den Goldenen Frühling, aber er empfand nur Ekel vor diesen Männern.

=◇=

„Herr von Tesla, diese Zeichnung da kann nicht stimmen!“ Der junge Ingenieur Georg Lindner kam mit einigen Skizzen zu seinem Chef. Der sah von seinen Plänen auf.

„Was hast du denn da? Ach, die Turbinen. Was glaubst du denn, das nicht funktioniert?“

„Na ja, also, funktionier'n würd's schon. Vielleicht zwei, drei Stund'! Dann sind die Lager ausg'schlagen, und des ganze ist im Ar... – also kaputt.“

„Gut beobachtet!“ Tesla pinnte die Pläne auf eine Zeichentafel. „Stimmt schon, das Spiel von den Achsen ist zu groß, da hilft die beste Schmier' nichts.“

„Ja, aber, Herr von Tesla...“

Der zum Graf geadelte Ingenieur Tesla nahm einen Ring vom Tisch und reichte ihn Lindner. „Kennst du so etwas?“

„Ein Kugellager! Deswegen ist der Ring mit den Schraubenflügel also in drei Teilen und die zwei eing'frästen Rillen vis a vis im Gehäuse und auf der Achs'. Haltet den Propeller an Ort und Stell' und lasst den Propeller leichter rotieren! Chef, das ist genial! Aber warum steht's denn nicht auf dem Plan?“

Nicola Graf von Tesla lachte laut. „Erstens geht es die Gießerei gar nichts an, die Kugellager bestellen wir wo anders. Und zweitens – hast du schon einmal etwas von Industriespionage gehört? Habe ich halt was weggelassen. Aber du bist gut, wirklich gut. Der erste, dem das Spiel aufgefallen ist. Mach so weiter, und du wirst noch eine gute Karriere machen. Auf jeden Fall, ab morgen bist in meinem direkten Forschungsteam.“

London

Im Londoner Stadtteil City of Westminster lagen und liegen immer noch einige der prominentesten Adressen von London. Vom Buckingham Palast führt die breite Einkaufs- und Prachtstraße ‚The Mall‘ bis zum Trafalgar Square, der vor 1835 noch den Namen Charing Cross trug und damals bereits als gesetzliches Zentrum von London angesehen wurde. Offizielle Entfernungsangaben im gesamten Empire bezogen sich damals wie heute auf einen mit einer markanten Säule markierten Punkt etwas nördlich des Nelson Monument. Vor der Nelsonsäule lag ein ovaler Platz mit der Reitersäule von King Charles I, auf der anderen Seite des Platzes lief die Mall als ‚The Strand‘ bis zur ‚Temple Bar‘ weiter, der Grenze zwischen der ‚City of Westminster‘ und der ‚City of London‘. Dort lief die Straße dann als ‚Fleet Street‘ weiter, die Grenze zwischen den Stadtteilen markierte eine Säule, auf welcher ein Greif stand. Nach Süden ging die Whitehall Avenue, die dann zur Parliament Street wurde, mit dem alten Navy Building, der Horse Guard und dem War Office Building. Von der Parliament zweigte eine kleine, unauffällige Gasse ab, welche allerdings weltberühmt war. Es handelte sich um die Downing Street, wo in Nummer zehn der Premierminister logierte und arbeitete. Die Themse und das Victoria Embankment erreichte man vom Trafalgar Square über die Northumberland Avenue. Die Whitehall und Northumberland verband eine Straße, welche der dort seit 1829 residierenden Behörde auf ewige Zeiten ihren Stempel aufdrücken sollte. Die Behörde war die Metropolitan Police mit dem CID, dem Criminal Investigation Department, für die Metropole London – mit Ausnahme der ‚City of London‘, die Straße trug den Namen Great Scotland Yard.

Der Mann, der eben durch die Arlington Street rannte, war von der Piccadilly abgebogen und hoffte, in dem Chaos der kleinen Hinterhöfen mit den Durchgängen zu beiden angrenzenden Straßen zu entkommen. Schwer atmend blieb er kurz stehen, unterdrückte seine allzu lauten Atemgeräusche. Das Herz aber ließ sich nicht unterdrücken, das Blut rauschte in seinen Ohren und störte seine Versuche, die Verfolger zu hören. Jetzt! Jetzt knallten draußen wieder genagelte Stiefel auf das Pflaster, genau solches Schuhwerk trugen seine Verfolger. Noch ein wenig Ruhe, noch ein wenig Luft in die gequälten Lungen holen. Er musste weiter, ewig konnte er doch nicht hier verweilen. Langsam schlich er sich weiter, erreichte über die Ryder Street den Saint James Square. Hier ruhte er sich zwischen den Sträuchern des Parks wieder ein wenig aus. Sein Problem war allerdings, dass seine Jäger genau wussten, wo er hin wollte, wo er hin musste! Detective Inspector Joseph Ponder musste zum Scotland Yard. Unbedingt, daran führte kein Weg vorbei. Er konnte sich noch erinnern, wie er im geheimen Auftrag des Commissioner in der Old Park Lane den Club beobachtet hatte, er sollte sich unvoreingenommen einmal ein Bild machen. Er fand einen Club, in welchem Damen ein und aus gingen, ohne Herrenbegleitung, ganz allein! Zuerst hatte er an ein anstößiges Haus gedacht, aber bisher außer dem Besuch weiblicher Personen nichts Besonderes gefunden. Dann hatte er eine der Damen erkannt, Lady Adele, verheiratet mit dem achtzehnten Viscount of Forestchapel, welche ebenfalls ohne Begleitung das Haus betreten hatte. Der Verdacht des Polizisten, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, wuchs. Vielleicht handelte es sich gar um eine Suffragettenloge! Empörend, aber noch nicht gegen das Gesetz. Aber dann waren auch Herren eingetroffen, unter ihnen sein zweites Zielobjekt, und das Haus war noch nicht einmal eines dieser neumodischen Bäder, wo Damen und Herren in – selbstverständlich getrennten – Schwimmhallen dem Wassersport frönen konnten. Insgesamt war die ganze Situation für Joseph Ponder verdächtig genug, um sich genauer umsehen zu wollen.

Also hatte sich DI Ponder näher an das Haus gepirscht und die Messingplakette betrachtet. ‚Lady Abigail Chesterton, Medium‘ stand in verschnörkelten Buchstaben neben der Tür. Eine Bezeichnung, bei der Ponders innere Alarmglocken noch lauter anschlugen. Der DI hielt als überzeugter Anhänger der Aufklärung nichts von irgendwelchen außerkörperlichen Wahrnehmungen, es existierte für ihn nur Chemie und Physik. Nun, Gott gab es natürlich, aber dass jemand mit dem Jenseits kommunizieren konnte, war für den Polizisten schlimmer als Unfug. Dieses ganze esoterische Zeug war für ihn einzig und allein ein riesiger Schwindel, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu holen. Ein gewerbsmäßiger Betrug, um sich in der Juristensprache auszudrücken. Nebenbei war es Blasphemie! Häresie! Gegen Gottes Gebote. Aber bevor es zu einer offiziellen Ermittlung kam, brauchte er natürlich Beweise, hieb- und stichfeste Beweise. Also klopfte er an, irgendwie mussten die Besucher doch ihre Termine ausmachen können. Ein Butler in der üblichen gestreiften Weste mit blasierem Gesicht öffnete die Tür.

„Wie kann ich ihnen helfen Sir?“

„Ich komme – wegen eines Termines für eine Sitzung bei Lady Abigail“, bekannte er DI mit leichter Spannung in der Stimme.

„Bitte treten Sie ein, Sir. Der Sekretär ihrer Ladyship wird sofort bei ihnen sein.“

Der Sekretär Georges D. Marschall entpuppte sich als kleines, quirliges Männchen, welches die Treppe weniger herunter ging, sondern eher sprang.

„Willkommen, Sir! Herzlich willkommen! Sie möchten einen Termin mit Lady Abigail vereinbaren? Wie wäre es mit heute? Die nächste Seance beginnt in etwas mehr als zwei Stunden, und einer der Herren für diese Sitzung musste kurzfristig absagen. Ihre Ladyschaft wird entzückt sein, dass es doch eine komplette Runde wird. Sie müssen wissen, dass die Energie am besten fließen kann, wenn es exakt zwölf Gäste sind. Nein, bitte fragen Sie mich nicht, warum, Sir. Ich kann mit Feder und Papier umgehen, ich kann addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren. Aber für das geistliche ist ganz allein Lady Abigail zuständig, hier bin ich nur ein staunender Bewunderer ihrer Kunst.“

„Natürlich“, zeigte sich Joseph Ponder erfreut, obgleich er wirklich nicht mit einer derart schnellen Einladung gerechnet hatte. Eigentlich war er überzeugt gewesen, erst in einigen Tagen einen Termin zu erhalten, wenn die Detektive des Mediums einiges über ihn herausgefunden hatten. Der DI hatte sich schon gefreut, ein wenig mit ihnen Katz und Maus spielen zu können, falsche Fährten zu legen und dann seinen Ausweis auf den Tisch zu legen und die Dame wegen Betrug verhaften zu können. Aber egal, er würde eben heute seine Rolle spielen, sich überzeugt von den Fähigkeiten der Lady geben und demnächst eine weitere Einladung erhalten. Diese Detektive warteten sicher schon nach der Sitzung auf ihn, und er würde ihnen ein paar hübsche Schnippchen schlagen.

„Bitte, Sir, wenn Sie Platz nehmen wollen? Eine Tasse Tee, oder etwas anderes zu trinken, um die Wartezeit zu verkürzen? Einen Port vielleicht? Ich kann ihnen auch gerne einige Zeitungen anbieten. Wenn Sie etwas benötigen, wenden Sie sich bitte an Samuel, den Butler! Ich wünsche dem Herrn eine schöne Zeit unter unserem Dach!“

Nach etwa anderthalb Stunden war Samuel erschienen und hatte Ponder gebeten, eine Halbmaske aufzusetzen und ihm in das Sitzungszimmer zu folgen. Der Polizist kam dieser Aufforderung selbstverständlich umgehend nach und ging hinter dem Butler in einen verdunkelten Raum, in

dessen Mitte ein großer, runder Tisch und dreizehn bequeme, gepolsterte Stühle mit hohen Lehnen standen, das Licht kam von einer Unmenge an Kerzen, welche auf vierarmigen Leuchtern standen.

„Bitte, Sir!“ Eine beinahe knabenhaft schlanke Dame in einer weißen Dschellaba erwartete den DI und reichte ihm die Hand zum Kuss. „Georges hat mir erzählt, dass wir heute einen neuen Gast begrüßen dürfen. Ich bin froh, Sie kennen zu lernen, Joseph, ganz besonders, da einer meiner Gäste absagen musste.“ Ponder zuckte innerlich zusammen. Woher kannte diese Person seinen Namen? Lady Abigail trug keinerlei Maske auf ihrem Gesicht, er wusste also, er hatte sie nie getroffen. Hatten ihre Männer wirklich so schnell arbeiten können? Dann wusste sie wahrscheinlich auch schon, welchen Beruf er ausübte, also ging er in die Offensive.



„Ich freue mich auch, Lady Abigail!“ Er verbeugte sich formvollendet und küsste ihre Hand. „Ich sollte Mylady vielleicht darauf aufmerksam machen, dass ich Polizist bin, und...“

„Kein Wort weiter, mein lieber Joseph!“ Die Dame des Hauses winkte mit einer eleganten Handbewegung ab. „Für mich ist nicht wichtig, wer hierher kommt, um von den Geistern etwas zu erfahren, solange es privater Natur ist. Daher, ich bitte um Verständnis, die Maske. Niemand soll vor anderen Personen bloß gestellt werden. Wenn Sie berufliche Informationen wegen eines Verbrechens suchen sollten, so bitte ich Sie, während einer

Einzelsitzung danach zu fragen. Entschuldigen Sie, dass Georges nicht auf den Gedanken kam, Sie zu fragen. Er war so erleichtert, der Sitzung nicht beiwohnen zu müssen. Er hat immer ein klein wenig Angst dabei, es kann eben nicht jeder ein mutiger Detective Inspector werden.“

„Danke, Milady ...“

„Bitte, nennen Sie mich wie alle hier Abigail, Joseph. Wir verzichten hier auf Titel wie auch auf Familiennamen, aus dem gleichen Grund, warum wir eine Maske tragen.“

„Ich akzeptiere das natürlich – Abigail“, verbeugte sich Joseph Ponder. „Ich versichere ihnen, ich bin heute als Privatmann gekommen!“

„Wirklich?“ Erstaunen schwang in Abigails Stimme wieder. „Nun, die Geister werden es offenbaren, mein lieber Joseph. Ihnen bleibt nichts verborgen. Ach, mein lieber Killroy, es ist viel zu lange her, dass wir uns gesehen haben.“

Ein großer, breitschultriger Mann in guter, wenn auch nicht überaus teurer Kleidung hatte den Raum betreten. „Aber meine liebe Abigail! Jedes Mal, wenn ich London besuche, muss ich einfach bei ihnen vorbei kommen.“ Die Frau warf das lange, schwarze Haar aus dem schmalen Gesicht, dessen Nase ein ganz klein wenig zu spitz geratenen war, um eine echte Schönheit nach den Maßstäben der Londoner Gesellschaft zu sein, und lachte mit tiefer, kehliger Stimme.

„Sie waren schon immer ein übler Schmeichler, Killroy, und ein Charmeur“, schmeichelte sie. „Gibt es denn im Königreich denn eine Frau, die ihnen widerstehen kann?“

„Ich habe noch keine getroffen, meine liebe Abigail, ich habe noch keine getroffen“, prahlte Killroy. „Und ich hoffe, nie einer zu begegnen.“

Spielerisch wirkend schlug Abigail mit der Hand nach dem Besucher. „Sie sind mir aber ein schlimmer Finger, mein lieber... Willkommen, Elisabeth. Wie schön, dass Sie gekommen sind!“ Das strenge, schwarze Kostüm der eintretenden Dame verbarg ihre gesamte Figur, man konnte nur erkennen, dass sie von hoher Statur war. Nach und nach waren die Teilnehmer der Sitzung zusammen gekommen, und Lady Abigail bat ihre Gäste zu dem runden Tisch und forderte sie auf, sich an den Händen zu nehmen.

Die Hausherrin begann mit einer mantraartig wiederholten Einladung an die Geister, welche willig waren, ihre Fragen oder diejenigen der Anwesenden zu beantworten. In der Mitte des Tisches entstand ein fahlblauer, durchsichtiger Kopf einer ansonsten schönen Frau, mit großen, leicht mandelförmigen Augen und vollen blauen Lippen, grünes Haar wogte in ständiger Bewegung um die Gesichtszüge. Das Gesicht wandte sich jedem der Anwesenden zu und schien sie mit den Blicken zu durchdringen. Dann stoppte es bei DI Joseph Ponder.

„Ach, heute ist ein Zweifler unter uns. Ein berufsmäßiger Zweifler sogar. Sagen Sie, Joseph, warum glauben Sie, dass in diesem Haus krumme Dinge ablaufen. Weil Frauen, sogar Damen hier ohne Herrenbegleitung ein- und ausgehen? Männer machen so etwas doch dauernd, sie verkehren oft in verschiedenen Häusern. Sogar in solchen, in denen ein anständiger Mann eigentlich nichts zu suchen hätte! Wieso finden Sie das nicht seltsam? Ach, weil Frauen eben Frauen sind? Und eine Dame ohne ihren Vormund nirgendwo hin geht? Wir sind am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, Mister Joseph! Wir haben Dampfeisenbahnen, Dampfschiffe, Luftschiffe und Ornithopter! Und da denken Sie, dass eine Frau wie vor tausend Jahren zu Hause sitzen muss und den Tag mit Müßiggang herumbringen soll? Zur Hölle mit diesen Vorstellungen, die schlimmer als im Mittelalter sind! Es wird Zeit, sich einer neuen Zeit zu stellen, es wird Zeit, dass eine neue Epoche anbricht, eine Epoche der Befreiung! Und nicht nur eine Ära der Emanzipation der Frauen, sondern aller Menschen. Eine Befreiung vom Joch des Adels und der Großgrundbesitzer! Der Messias, der neue Befreier, wird in Jerusalem erstehen und mit Feuer und Schwert die Ungläubigen in das Meer treiben, doch wer sich zu ihm bekennt, wird leben und zu seinen Ehren frohlocken!“

Dann verschwammen dem DI seine Erinnerungen, wurden wie von Nebeln umwölkt, sein Denken war wie von Watte gehemmt. Irgendwann war er aufgesprungen, aus dem Saal gestürzt, auf die Straße. Hinter sich die genagelten Schuhe, tapp, tapp, tapp! Auf dem Piccadilly war er über eine Brücke über den Graben der Underground gehastet, unter ihm war eine noch mit Kohle beheizte Garnitur der Bakerloo-Line gefahren. Der Qualm hatte ihn zwar gedeckt, aber seinen Atem noch mehr behindert. Jetzt endlich, im Park des Saint James Square, beruhigte sich sein pfeifender Atem ein wenig. Er musste irgendwie zum Yard, er war sich sicher, den Police Chief Inspector von Mayfair in der Runde bei Lady Abigail erkannt zu haben. Er musste unbedingt zum Yard, keine andere

Polizeistation, kein Bobby, der ihm über den Weg lief, war vertrauenswürdig genug. Er musste seine Vorgesetzten warnen, warnen vor dieser revoltierenden Bande, welche die Regeln der viktorianischen Gesellschaft und damit die Queen und das Empire selbst in Frage stellten. Sein Atem hatte sich wieder etwas beruhigt, es war mittlerweile stockdunkel geworden. Hatte er so lange unbemerkt hier gelegen? Ponder schlich weiter, über die Pall Mall und die Cockspur Street zum Trafalgar Square, weiter in die Whitehall Avenue. Kurz vor der Ecke zum Great Scotland Yard, wo seine Dienststelle lag, hörte er hinter sich wieder das Trappeln der genagelten Schuhe. Sie hatten ihn wieder gefunden, sie würden ihn einholen. Er riss seinen verkürzten Webley-Revolver aus der Jacke und drehte sich um, feuerte alle sechs Schüsse in die Nacht und brach danach zusammen. Die Pfeife des wachhabenden Constable, der die Schüsse hörte und die Beamten im Yard alarmierte, vernahm er schon nicht mehr.

Der leitende Beamte der Metropolitan Police, oder wie sie eigentlich im allgemeinen Sprachgebrauch genannt wurde, The Scotland Yard, war 1889 Commissioner Sir Gerald Wilderson, 7th Earl of Chestminster. Seit der Erfindung der dampfbetriebenen Fahrstühle und der von Elisha Graves Otis erfundenen Sicherheitsbremse waren die begehrten Bureaus nicht mehr im Erdgeschoss, sondern so weit oben wie nur irgend möglich. Die großen und hellen Bureaus des Commissioners und seines Stabes befanden sich daher in der obersten, der sechsten Etage. Im Moment saß er hinter seinem Schreibtisch aus dicken Eichenplatten und blätterte im Bericht der Nachtschicht.

„Sie haben also nichts und niemanden gesehen, Constable?“, vernahm er eben einen der Peeler

„Nein, Sir Gerald.“ PC Hounder stand stramm vor dem Tisch! „Ich hörte deutlich sechs Schüsse, habe die anwesenden Wachhabenden alarmiert, und diese sind dann nach meiner Anweisung in Richtung Whitehall Avenue gelaufen!“

„Danke, Constable, abtreten!“, befahl Sir Gerald.

„Sir!“ Der Uniformierte stampfte einmal auf, drehte auf der Stelle um ging zackig, den Helm unter dem Arm, zur Tür hinaus.

„Also, DS Brown. Sie und einige hier namentlich angeführte Constable sind also nach den Angaben des PC Hounder losgelaufen“, machte der Commisioner mit einem Detective weiter. „Beschreiben Sie noch einmal kurz die Szene!“

„Sir, etwa um neun Uhr Abends hörte ich die Alarmpfeife des Wachhabenden.“ Auch DS Brown hatte trotz seiner zivilen Kleidung Haltung angenommen, immerhin stand er vor dem obersten Polizeibeamten der Stadt. „Die Constables Cockmore und Smith folgten mir. Constable Hounder berichtete von sechs Schüssen aus der Richtung Whitehall Avenue. Ich befahl ihm daher, sich mit einer Schusswaffe hinter der Tür in Deckung zu postieren. Auch wir hatten uns mit den für solche Fälle bereitstehenden Schrotflinten bewaffnet und begaben uns zur Avenue. Dort fanden wir DI Ponder auf dem Boden liegend, sein Revolver war noch warm, alle sechs Schüsse waren abgefeuert! Sonst war zu dieser Zeit nicht mehr sehr viel los. Wir haben dann die wenigen Passanten auf der Whiehall befragt, aber alle sind erst nach den Schüssen eingetroffen und haben nicht das geringste gesehen. Behaupten sie zumindest, aber eine Beweisführung für das Gegenteil wäre schwierig. Wir haben keine Ahnung, warum und worauf der DI geschossen hat!“

„Hat etwas sagen können?“

„Eigentlich nur ‚unsere heilige Ordnung ist in Gefahr, der Frühling wird sich erheben und dieser Hexe von der Old Park Lane nachlaufen.‘ Dann ist er wieder geistig weg getreten, Sir. Wir können uns keinen Reim auf seine Worte machen.“

„Wo ist der DI denn jetzt eigentlich“, fragte der Commissioner nach.

„Sir, die Ambulanz hat ihn nach Bedlam gebracht, wo er untersucht werden soll!“

„Es ist gut, DS Brown“, entließ Sir Gerald den Polizisten. „Halten Sie mich auf dem Laufenden. Sie können abtreten!“

„Sir!“, brüllte DS Brown im besten Kasernenton und salutierte. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und verließ das Büro des Commissioner.

=◇=

Wien

Der Gastraum des Heurigen ‚Zur Milliwirtin‘ im wiener Vorort Hernalts war gut besucht, jetzt, im Winter konnten die Gäste natürlich nicht im Freien sitzen. So war denn auch die Luft erfüllt von Zigarrenrauch, dem stetigen Summen der Unterhaltungen und den Klängen einer Geige sowie einer Knopferlharmonika. Trotz des vollen Raumes hatte es Walter Brunner geschafft, für Fräulein Haberl und sich einen kleinen Tisch für zwei in einer Nische zu ergattern, an dem sie sich allein unterhalten konnten.



„Herr Walter, ich muss dir seltsam vorkommen, so wie ich mich manchmal benimm“, begann die ÖDLAG-Angestellte ein wenig schüchtern. Das magere Fräulein Fritzi Haberl und der feiste Kommissär Walter Brunner waren ein ungleiches Paar. Er groß, breite Schultern und keine ganz kleine Wampe, sie einen ganzen Kopf kleiner und spindeldürr. Nur bei die Dutterln, also, der Oberweite, da hatte Mutter Natur ein wengerl mehr ausgelassen, und beim Sitzfleisch fanden sich auch ein paar kecke Rundungen. Das Gesicht, das meistens unter einer viel zu großen Brille versteckt war, wies ein süßes Stupsnäschen auf, das sich allerliebste krauste, wenn sie lachte, und sie lachte eigentlich

ganz gern. Wenn sie sich entspannen konnt'. Und heute konnte sie, gemeinsam mit dem Kommissär beim Heurigen.

„Na, das wird schon seine Gründe haben, Fräulein Fritzi“, entgegnete er. Das Fräulein Haberl nahm die riesigen Pranken des Kommissär in ihre langen schmalen Finger.

„Ja, weißt, Herr Walter, ich hab keine leichte Jugend g'habt“, erzählte sie. „Mein Herr Vater war so ein kleiner Planetenverkäufer am Naschmarkt, du weißt schon, für 10 Kreuzer ein astrologisches Glückszetterl für den jeweiligen Tag. Er hat auch den typischen Papagei mitg'habt, der die Zetterl aus dem Bauchladen zupft hat.“ Friederike Haber saß mit dem Kommissär beim Heurigen und nahm einen Schluck von dem herben grünen Veltliner, der in Wien so beliebt war. „Kein großes G'schäft, und es war damals halt noch die Zeit, wo die sozialen Wohnungen eher eine Seltenheit waren. Meine Eltern haben in Favoriten gewohnt, beim Laaberg in der Nähe. Die Frau Mama war Köchin bei einem Hofrat, und wir hab'n noch einen Untermieter im Haus g'habt. Noch einen gebraucht, damit wir uns die Wohnung leisten haben können.“ Rasch noch einen tiefen Schluck. „Bitte, Herr Walter, bestell' mir noch – nein, besser gleich ein Vierterl, ich werd's brauchen. Ich muss dir jetzt was erzählen, damit'st mich verstehst. I mag dich nämlich, aber, na ja, wir waren beim Untermieter. Der war ein Geselle bei an Fleischhacker. Ein großer, kräftiger Kerl. An dem einen Tag war ich z'Haus, wie er viel früher als normal von der Arbeit heimkommen ist, fuchsteufelswild, weil ihn sein Meister rausg'schmissen hat. Und dann hat er mich umgedreht, mit'n Bauch auf'n Tisch drückt und – na ja, ich muss jetzt eh net weiterreden, oder? Ich war damals grad erst einmal Fünfzehn. Des Viech hat dann seine sieben Zwetschgen einpackt und ist verschwunden. Aber ich hab' tagelang noch Schmerzen zwischen die Füß' g'habt, und deswegen bin ich auch noch net verheirat'. Der Gedanke, diese Schmerzen noch einmal zu erleben, macht mir Angst, Herr Walter. Ganz große Angst. Trotzdem fang' ich an, dass ich dich mag, und ich weiß, dass Männer ohne das Eine auf Dauer irgendwie net können. Musst halt vorsichtig bei mir sein mit deine Riesenpranken!“

„Ich werd' mir viel Zeit lassen, Fräulein Fritzi. Sehr viel Zeit. Weil – ich mag' dich auch!“

=◇=

Dass der Kommissär Brunner auch ganz anders als nett sein konnte, bewies er dann am nächsten Tag. Da brachten die Mistelbacher, also das bewaffnete paramilitärische Sonderkommando der Polizei, welches in einer Kaserne in dem Ort Mistelbach bei Wien untergebracht war, den Koks-Fredi zu ihm in die Räume der Kommission.

„Der Spenadler ist der Koks-Fredi?“ Durch ein Guckerl, ein Guckloch, spähte der Kommissär in den Verhörraum, wo man den Deliquenten angekettet hatte. Der Hauptmann der Mistelbacher in seiner flaschengrünen Uniform mit dem schwarzen, federgeschmückten Zylinder auf den Kopf zuckte mit den Schultern.

„Zum verdrah'n vom weißen Koks braucht er keine Muskeln, Herr Kommissär. Da sind die Gulden schwerer als die War.“

„Stimmt eh“, gab Brunner zu. „Na gut, Kamerad. Dank' dir schön für die Unterstützung.“

„Die G'schmierten von sein Rayon war'n weniger begeistert. Ich glaub', der Inspektor von dort wird bald da auftauchen.“ Der Hauptmann legte seine Hand an den Hut. „Aber, jetzt ist das ihr Problem. Habe die Ehre, Herr Kommissär!“

„Ich auch, Herr Hauptmann“, nickte Brunner und reichte dem Offizier die Hand. „Und dann werd' ich den Häuslratz jetzt einmal ganz freundlich befragen!“ Er stieß die Tür auf, dass sie laut gegen die Wand knallte und walzte auf den Tisch zu, hinter dem der Koks-Fredi angekettet auf seinem Stuhl saß. Schwer ließ er sich gegenüber auf den Sessel fallen, warf die Akten auf den Tisch und wandte sich an den Uniformierten am Gang.

„Wachtmeister, geh' Er einmal hinüber zur Wirtschaft, hol' Er mir ein Krügerl Bier und eine Leberkassemel. Mit an scharfen Senf. Und mach' Er die Tür zu!“

„Allsdann“, wandte er sich an den Arrestanten, als die Tür ins Schloss gefallen war. „Dann leg' nieder, du Arsch mit Ohren! Sonst hau' ich dir eine Tschinellen eine, dass dir der Fetzenschädel noch drei Tag wackelt!“

„Ich sag' nix, Herr Inspektor! Ich hab' nix g'macht!“

Die Faust Brunner donnerte auf den Tisch. „Net deppert reden, G'frastsackl. Da herin nutzen dir deine Haberer von Rayon genau elfe, also gar nix. Wenn der Rayonsinspektor spinnert wird, sitzt er neben dir und kriegt auch sei Schmalz ab. Also?“

„Ist schon gut, Herr Inspektor“, zuckte der dürre Drogenhändler zurück.

„Kommissär, wenn's recht ist!“

„Gut, dann halt Herr Kommissär. Ich geb's ja zu, ich hab' halt ein bisserl Koks verscherbelt“, hob der Alfred beschwichtigend die Hände. „Das ist doch jetzt net so schlimm, dass gleich mit de Mistelbacher anrucken müssen!“

„Die Schnupfnas'n von dir und deiner gefäulten Blas'n interessiert mich jetzt auch net ganz so dringend. Aber wenn'st net am unter'n End von einem Strick eine Polka tanzen willst, dann sagt mir aber stante pede, was'd mit dem Kerl zum tun g'habt hast!“ Brunner warf die Phantomzeichnung über den Tisch.

„Der Kümmeltürk' hat mi ausg'fratschelt über meine Kunden.“ Der Koks-Fredi hatte nur einen kurzen Blick auf die Zeichnung geworfen. „Und dann hat er mich zum LuftschiFFhaf'n b'stellt und mir ein ganzes Packel Hunderter in die Hand druckt. Dann hat er sich ang'stellt, ich glaub', nach Triest!“

„Wenn's net mehr wird, ich glaub', dann lernst den Karl Selinger doch noch kennen“, knurrte Walter Brunner. „Und den kleinen, dreieckigen Hof vom Landl.“

„Aber wieso?“ Alfred Musek wurde immer unruhiger.

„Weil des g'schissene G'fries unsere Prinzessin umbringen hat woll'n“, brüllte der Kommissär laut.

„Was, die Maria Sophia? Unser Prinzessin? Das ist ja ganz furchtbar. Ich sag' alles, Herr Kommissär. Ehrlich. Ja, ich hab' Koks verdraht. Und ja, ich hab Kieberer g'schmiert. War ja net wirklich schwer, weil die meisten haben eh nur ab und zu ein Naserl voll und dazu eine von meine Strichkatz'n wollen. Dafür hab'ns dann halt bei meine G'schäft ein bisserl weg'schaut.“

„Also Peitscherlbua bist auch noch?“ Brunner hieb seine flache Hand auf den Tisch. „Das wird ja immer schöner!“

„Von irgend was muss der Mensch leben, Herr Kommissär. Und ich hab' meine Mäderln immer gut behandelt, wenn's ordentlich die Füß' auseinander geb'n haben.“ Der dünne Fredi zuckte mit den Schultern. „Jeder kann net ein Kommissär werden, es muss auch uns Ganefs geb'n, sonst werdet's ihr ja noch arbeitslos.“

Die rechte Hand des Kommissär Brunner landete einmal glatt, einmal verkehrt in der Visage des Fredi. „Das war für deine Frechheit, Bürscherl. Damit du net vergisst, wo du bist! Also, der schwarze Murl, was war mit dem?“

„Ja, ich red' ja schon. Maria'nd Joseph, des war'n jetzt aber zwei Tetschen. Na, net noch einmal, Herr Kommissär, ich bitt' gar schön. Der Wappler hat mich nach der Baronesse Klederwald g'fragt.“

„Und, hast der a einen Koks verdraht?“, fragte der Kommissär und hieb mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Nein, die hat was ganz anderes wollen. Narrische Schwammerl und Spanische Fliegen!“

Brunner hob die Hand. „Willst du mich verarschen? Wo die zwei vorher herkommen sind, gibt's noch mehr!“

„Kein Schmä, Herr Kommissär“ duckte sich der Fredi. „Ich sag's ihnen, ganz ehrlich. Die Blasen um die Baronesse machen einen auf spiritistischen Zirkel, Goldenes Frühjahr oder so. Aber ich glaub', die hobeln einfach kreuz und quer und bilden sich dabei weiß Gott was ein, wie weit über die ander'n Leut sie stehen. Dabei ist die Baronesse gar nicht echt. Als Pepi Hintwitz ist's auf d'Welt kommen, und de Hax'n hat's schon als jung's Madl für an jeden breit g'macht, der gnua Geld umewachsen hat lassen. Draußen, in Simmering is aufg'wachsen, so, wie ich auch. Aber ich hab's wieder erkannt, die blöde Blunz'n, aber sie mich net. Na, hab ich halt nix g'sagt.“

„Noch nicht, oder?“, insistierte Brunner, und Alfred zuckte nur wieder mit den Schultern.

„Ja, ich weiß schon“, winkte der dicke Kommissär ab. „Von irgendwas muss der Mensch ja leben!“

„Genau, Herr Kommissär“, grinste Musek.

Brunner hob die Pranke. „Du kannst für deine Frechheit gleich... Ja! Was denn?“

„Das Krügerl für den Herrn Kommissär und die Semmel mit'n Leberkas“, salutierte der Schließer.

„Ich komm' schon! Stell Er das Ganze doch draußen ab! Er kriegt sein Geld auch gleich!“

=◇=

„So, meine Herren!“ Kommissär Brunner lehnte sich in seinem Sessel zurück und betrachtete die Agenten der Kriminalkommission, die unter seinem Kommando standen. „Ich möcht' so schnell wie möglich Informationen über die Baronesse Klederwald. Eventuell eine geborene Pepi Hintwitz aus Simmering. Ich möcht' wissen, was sie isst, was sie trinkt, und wenn's an Schas lasst, möcht' ich

wissen, nach was er fäult. Ich will wissen, mit wem sie was red't und mit wem's wie hobelt! Wenn der Falott aus Kamelistan nach der Trutsch'n g'fragt hat, halt ich die Wab'n für interessant. Also, gemma, gemma, kalt is net!“

=◇=

Über dem Mittelmeer

Die AUSSEE, ein Luftschiff der ÖDLAG, befuhr im Liniendienst die Strecke von Berlin nach Karthum, mit Stopps in Prag, Wien, Budapest, Belgrad, Sofia, Konstantinopel und Kairo. Den einhundert Passagieren standen einige bequeme Räumlichkeiten mit weichen Sesseln und Tischchen, ein Salon zum Speisen und eine Aussichtspromenade zur Verfügung. Passagiere Erster Klasse konnten auch eine der 16 Doppelkabinen beziehen und während der Reise ein wenig Privatsphäre genießen und ein wenig ruhen. Allerdings waren die Kabinen eher mit den winzigen Schlafabteilen der Eisenbahnzügen wie etwa dem berühmten Orientexpress oder der Petersburglinie von Venedig nach Sankt Petersburg zu vergleichen, doch ohne den Vorteil eines Fensters. Jede Schiffskabine war im Vergleich ein Ballsaal, denn neben den beiden übereinander liegenden Betten war gerade genug Platz, um sich einen Morgenmantel überzuwerfen zu können, wenn man sich zur Toilette begeben musste, und die Kojen selbst waren auch eher schmal. Daher hielten sich die Passagiere die meiste Zeit doch lieber in den allgemeinen Räumen auf und suchten ihre Kabine nur zum Schlafen während der langen Reisen auf. Die Höchstgeschwindigkeit der 250 Meter langen, gedrungen wirkenden Zigarre betrug zwar ganze 125 Stundenkilometer, doch im Durchschnitt schaffte es das Luftschiff bei der Reisegeschwindigkeit nur noch auf 100. Damit kam man von Wien nach Budapest in zwei und einer Viertelstunde, und die reine Flugdauer von Wien nach Kairo hätte man in etwa 26 Stunden zurücklegen können. Aber drei Stunden Aufenthalt in Budapest, je eine in Belgrad und Sofia, zwei in Stambul, das machte eine gesamte Reisezeit von 33 Stunden für die Strecke von Wien nach Kairo. Da war auch die trainierte und an sich nicht sehr verwöhnte Maria Sophia ganz froh über die Möglichkeit eines kleinen Nickerchens in einer privaten Kabine. Zwischendurch hatte sie auch ihre Bediensteten in diese Kabine geschickt, zum Schlafen.

„Da gibt's genug Personal an Bord, die mir einen Sekt oder etwas zum Essen bringen können. Und beschützen können mich die Leut' von der ÖDLAG ja zur Not auch, es wird schon kein durchgedrehter Serb' oder Katzelmacher an Bord kommen, der eine Prinzessin von Österreich erschlagen will. Wenn er's überhaupt könnt'! Und woher sollt' der wissen, dass ich an Bord bin? Wir hab'n meine Reise ja nicht an die große Glock'n g'hängt. Also, legt's euch ein bisserl nieder und schlaft's einmal ein paar Runden!“

So saß sie jetzt allein mit geschlossenen Augen in der Raucherlounge an einem Fenstertisch und genoss ihren Cohiba Zigarillo mit dem Mundstück aus Holz. Dieses Mundstück war eine spezielle Ausstattung, welche der Hersteller für einen sehr kleinen Kreis exklusiver Kunden anbot, zu denen eben auch Maria Sophia von Österreich gehörte. Tief unter der AUSSEE war das Mittelmeer mit seinen ewigen Wellen zu sehen, Antalya lag bereits weit hinter dem Luftschiff, während Alexandria, wo die AUSSEE Africa erreichen sollte, noch ein ganzes Ende entfernt war. Es gab also nur Wolken, Wasser und ab und zu einem Schiff oder Felsen aus den Fenstern zu sehen. Es war, wenn man ganz ehrlich sein wollte, schon eine etwas langweilige Reise, die Zeitungen schrieben auch alle das gleiche mit anderen Worten, für ihren mitgebrachten Roman fehlte es ihr im Moment an innerer und äußerer Ruhe. Die Ankunft in Kairo war für den frühen Abend des 15. März geplant, und das Hotel Oriental in Kairo war eines der besten am Platze, welches regelmäßig eine Dampfdröschke zum Luftschiffhafen entsandte. Dieser lag auf einer Insel im Nil, welche von den Europäern Gezira

und den Ägyptern Zamalek genannt wurde. Sowohl mit der Stadt Kairo am rechten als auch mit der Ortschaft Gizeh am linken Ufer war Zamalek über feste Brücken aus Stahl verbunden. Sie griff nach ihrer Tasse, die war aber schon wieder leer, daher sah sich Maria Sophia nach dem Ober um. Ihr Blick fiel auf einen Mann in der weißen Uniform der kaiserlich-königlichen Marine, dessen Abzeichen ihn als Fregattenkapitän und Kommandanten eines Flugschiffes auswiesen, welcher in dem sonst vollbesetzten Salon an einer Wand stand und einen Aschenbecher in der Hand hielt. Die Prinzessin überlegte nicht lange und winkte ihn näher.

„Hoheit?“, fragte der Mann, während er die Grundstellung einnahm und salutierte.

„Setzen's sich doch an meinen Tisch, Kapitän. Ist ja genug Platz“, lud Maria den Marineoffizier ein.

„Danke, Hoheit, aber...!“

„Muss ich's als Befehl formulieren? Setzen, Kapitän...?“

„Von Lydewitz, Hoheit!“ der Mann salutierte wieder und verbeugte sich. „Ludwig Maximilian von Lydewitz von der KKS LEITHA. Ich soll das Schiff in Port Said übernehmen. Danke, Hoheit! Aber es wäre doch wirklich nicht – schicklich!“

„Aber gehn's, vor all den Leut'?“ Maria winkte schmunzelnd ab. „Und es ist ja jetzt nicht so, als hätt' ich Sie schon in meine Kabin' eing'laden!“

„Hoheit!“ Der Kapitän war leicht schockiert.

„Lassen's doch das dauernde Hoheit weg, ich weiß, wer und was ich bin“, befahl die Erzherzogin leutselig. „Auch wenn's Mitzi sagen wollten!“

„Was ich nicht tun werde“, betonte Lydewitz.

„Was Sie selbstverständlich nicht tun werden“, bestätigte Maria Sophia. „Die LEITHA ist eine flugfähiger Fregatte?“

„Jawohl, ein Schmuckstück, erst sechs Jahre alt, 112 Meter Kiellänge, 14,5 breit, zwei mal drei Auftriebsröhren mit je vier gegenläufigen Ressel-Turbinen mit den Tesla Elektromotoren darin, ein Antriebsrohr mit acht Propellern. In der Luft macht sie ihre 103 Knoten, pardon, 190 Stundenkilometer! Im großen Bugturm haben wir zwei von den schweren 29 Zentimeter rückstoßfreien Langgeschützen mit einer Reichweite von fast 20 Kilometern, und auf dem Achterdeck zwei mal zwei von den 10,5 Zentimeter, natürlich auch rückstoßfrei. Und noch acht von den 2 Zentimeter Gatling – Revolverkanonen rundherum.“ Der Kapitän geriet ins Schwärmen, als er von seinem Schiff sprach. „Aber leider haben wir noch nicht viele Schiffe, die schon die Technik vom Tesla eingebaut haben. Unsere Flugschiffflotte besteht ja zum größten Teil wie die aller anderen Flotten der Welt immer noch aus den alten Werner-Dampfern, die gerade einmal eine Flugstrecke von vier- fünfhundert Kilometer schaffen.“

„Sie sind ein begeisterungsfähiger junger Mann“, stellte Maria Sophia fest. „Das g'fällt mir. Wie kommt eigentlich ihre Frau mit dieser langen Trennung klar?“

„Wie jede Frau eines Seemannes“, seufzte Lydewitz. „Sie wartet in Triest auf meine Rückkehr, aber dieses Mal zumindest nicht so lange, wie sonst üblich.“ Er zuckte mit den Schultern. „Fürs erste soll ich die LEITHA ja nur zurück nach Triest bringen, damit die Besatzung zu ihrem verdienten Urlaub kommt.“

„Ist das nicht ungewöhnlich, dass ein neuer Kapitän nach Ägypten fliegt, um sein Schiff zu übernehmen?“ überlegte Maria. „Könnt‘ nicht der Erste Offizier bis Triest kommandieren?“

„Üblicherweise schon, Hoheit, aber – nun ja, die Umstände sind noch nicht wirklich geklärt, aber sowohl der Kapitän als auch der Erste dürften sich aus irgendeinem Grund gegenseitig über‘n Haufen g‘schossen haben“ erklärte der Fregattenkapitän. „Scheinbar eine blöde Weiberg‘ schicht. Entschuldigen Sie bitte den Ausdruck.“

„Ich hab‘ schon schlimmere g‘hört“, versetzte die Erzherzogin. „Ach, da ist ja der Ober. Ich möcht‘ noch einen Verlängerten mit Schlagobers und eine Sachertorte. Und für Sie, Kapitän?“

„Wenn Hoh...“ Der Kapitän unterbrach sich. „Eine Schale Gold bitte. Nummer 23 auf der Farbtafel.“

„Ja, also, ich hab schon schlimmere Ausdrücke g‘hört“, wiederholte Maria Sophia. „Und auch selber benutzt. Rauchen’s doch eine, wenn Sie wollen. Und erzählen’s mir noch ein bisserl von...“

So vergingen die letzten vier Stunden der Fahrt mit angenehmen Geplauder, bis der Steward die Gäste informierte, dass sich die AUSSEE Kairo näherte und bald anlegen würde. Wirklich kam auch schon die österreichische Stadt Gezira unter dem Zeppelin in Sicht. Das Luftschiff flog immer langsamer werdend einen freien Mast an und ließ seine Ankerseile aus dem Bug und Heck ab. Mit Blinksignalen verständigten sich Hafen und Schiff, und es dauerte nicht lange, bis die AUSSEE sicher zwischen den Masten hing.

Fregattenkapitän Lydewitz erhob sich und salutierte schneidig. „Hoheit möchten mich bitte entschuldigen, ich muss meine Verbindung nach Port Said erreichen!“

„Selbstverständlich, Kapitän. Danke für die nette Gesellschaft. Abtreten!“

„Danke, Generaloberst!“ Noch ein letzter Salut, dann schritt der Marineoffizier aus der Tür. Auch Maria Sophia erhob sich und zog ihre dünnen Handschuhe aus Tüll über die Hände. Oberstleutnant Slatin erschien neben ihr und grüßte militärisch.

„Hoheit?“

„Ich komme schon, Freiherr von Slatin. Danke!“

=◇=

Kairo

Kairo, in arabischer Sprache al-Qāhira, die Starke, die Eroberin, oder im ägyptisch-arabischen nach dem gesamten Land auch einfach Masr genannt, zerfiel in vier völlig unterschiedliche Teile. Der älteste Teil der Hauptstadt des Landes Masr, wie Ägypten von den Einheimischen genannt wurde, befand sich um die Zitadelle des Saladin aus dem 12. Jahrhundert und der Moschee al Azhar. Auch

die Suq, das alte Marktviertel, war dort im alten Teil al-Qāhiras. Zwischen dieser Altstadt und dem Nil, aber auch nach Osten und Süden hin hatte sich die Stadt in den wechselnden islamischen Baustilen der Jahrhunderte immer weiter ausgebreitet. 1873 wurde die Stadt Gezira, welche auf der Insel, die von den Einheimischen Zamalek genannt wurde, an die Vereinigten Donaumonarchien für 700 Jahre verpachtet. Dort bauten die Österreicher eine moderne Stadt des Dampfzeitalters, mit Warmwasser, elektrischer Beleuchtung und Straßenbahn, breiten Straßen und jeder Annehmlichkeit. Die Gebäude selbst wurden allerdings im typischen Stil der Häuser Ägyptens erbaut und über den Straßen große, leichte Sonnensegel aufgezogen. Die Verwaltung hatte in dem Bewusstsein geplant, dass die einheimische Bevölkerung besser über klimatische Bedingungen und angepasste Baustile Bescheid wissen sollte als jeder kaiserliche Beamte. Auf dieser Insel richteten die Donaumonarchien neben der Stadt auch ihren Luftschiffhafen ein und verbanden die Insel mit zwei Brücken mit beiden Ufern des Nil. Eigentlich war diese Anlegestelle ja der Hauptgrund für den Pachtvertrag und die Brücken, die Stadt entwickelte sich so nebenbei, zuerst baute man Kasernen für die Verteidigungstruppen, dann kamen Versorgungsbetriebe für die Kasernen, Handelshäuser bauten Kontore. Die Stadt Gezira wuchs und gedieh.

1882 marschierten dann die Briten in Ägypten ein und beendeten die so genannte Urabi-Bewegung. Ahmed Urabi Pascha wollte nicht weniger, als die Fremdherrschaft mit europäischen Ministern in Ägypten beenden und eine ägyptische Regierung einsetzen. Nach dem Bau des Suez-Kanals war das Land in die Schuldenfalle geraten und musste eine internationale Regierung akzeptieren. Dann stellten die neuen Herren die Landwirtschaft zu einem großen Teil auf billige Baumwolle um, und die frühere Kornkammer Roms musste nun Getreide importieren. Getreide, für welches Ägypten teuer bezahlen musste. Das Korn für Brot, auch die billigste Hirse, war immer noch teurer als die vor allem nach England gelieferte Baumwolle, halb Europa verdiente an Ägypten und zog Ressourcen und Mittel ab. Besonders die Besitzer von Spinnereien und Webereien in merry old England wurden reich und dick, während Ägypten und die Ägypter immer ärmer, Land und Personen immer stärker von den Bankiers in London abhängig wurden.

All das wollte Urabi Pascha beenden, und zu Beginn sah es auch durchaus so aus, als könne es gelingen. Der liberale Premierminister William Ewart Gladstone verhielt sich zunächst ruhig, als Oberst Urabi eine eigene Armee aufstellte und das Land unter seine Herrschaft brachte. Erst, als Urabi den Suezkanal erreichte und öffentlich über Zölle und eine Benutzungsgebühr nachdachte, setzte Gladstone eine Flotte unter Admiral Seymoore und eine Armee unter General Wolseley in Marsch. Das bedeutete das Ende des unabhängigen Ägypten. Wieder einmal. Die siegreichen Briten brachten das Land zwar offiziell wieder in den osmanischen Staatenverbund zurück, waren aber de facto die unumschränkten Herren im Land. sie bauten für ihre Beamten der Verwaltung, ihre Offiziere und deren Familien British Cairo im Norden des ägyptischen Masr. Eine Stadt ganz in viktorianischem Stil und mit britischem Flair, auch, was die Mode der anwesenden Damen und Herren betraf.

Das renommierte Hotel Oriental lag an der Tariq Almuluk, der Kings Road, einer breiten Prachtstraße, welche das echte ägyptische Kairo von British Cairo trennte. Es war eines der ganz wenigen Gebäude in diesem Stadtteil, welche mit einem grünen Innenhof ganz im ägyptischen Stil gebaut waren und trotzdem den üblichen britischen Luxus aufwiesen. Warum Ahmad al Massud el Allah ad Dhin die österreichische Prinzessin Maria Sophia hierher bestellt hatte, wusste man zwar nicht, aber zumindest war es ein dem Stand einer Prinzessin von Österreich durchaus angemessenes Haus. Am Luftschiffhafen der Stadt Gezira hatten bereits mehrere Dampfmaschinen auf die Prinzessin und ihr Gefolge gewartet, Träger des Hotels hatten sich um das umfangreiche Gepäck der Erzherzogin und ihrer Begleitung gekümmert, welches die Lademeister bereits in Wien

so verstaubt hatten, dass es sofort und ohne Wartezeit für ihre Hoheit ausgeladen werden konnte. Auch wenn Österreich bereits eine konstitutionelle Monarchie war, eine Schwester des Thronfolgers war eben doch eine Prinzessin und eine Erzherzogin, und auch wenn Maria Sophia im Allgemeinen sehr liberale Ansichten vertrat, so nahm sie verschiedene Privilegien trotzdem als völlig normal und ihr zustehend an. Und selbstverständlich reiste sie nicht allein, das wäre völlig unmöglich gewesen. Undenkbar! Ihre Begleitung bestand zwar nur aus einer Hofdame, der Baronesse Elisabeth von Oberwinden, einer Zofe, Fräulein Josepha Müller, einem Diener, Horst Komarek, und zwei Offizieren, einem Oberstleutnant der Motorgeschütztruppe, dem 31-jährigen Rudolf Carl Freiherr von Slatin mit Africaerfahrung, und einem Obersten der Infanterie, Wilhelm Graf von Inzersmarkt. Diese beiden Offiziere aber nahmen wiederum ihre Pfeifendeckel mit auf die Reise, und ebenso wenig konnte die Baronesse auf ihre Zofe und ihren Diener verzichten. Daher bestand das Gefolge Maria Sophias, auch wenn es nur ein sehr kleines war, aus immerhin neun Personen. Aber natürlich waren zwei Landauer für je vier Personen kein Problem für das Hotel, und die Prinzessin bestieg mit dem Oberstleutnant von Slatin, der seinen zur sandfarbenen Uniform gehörenden schweren Armeerevolver offen an der Koppel trug, eine leichte Dampfzug. Die Bewaffnung des Oberstleutnant rief zwar einiges an säuerlichem Lächeln bei den britischen Posten am jenseitigen Ende der Brücke hervor, doch eine Prinzessin von Österreich ohne bewaffnete Begleitung wäre ebenso unmöglich gewesen. Auch wenn sie mehr oder weniger inkognito mit einem normalen Linienluftschiff unangemeldet anreiste. Britannien und die Donaumonarchien lebten zwar derzeit in Frieden miteinander, dennoch – nein, völlig unmöglich. Nicht verhandelbar.

Vor dem Hotel waren bereits einige livrierte Diener in einer Reihe angetreten, und drei Offiziere in den rot-schwarzen Ausgehuniformen der Royal Egypt Army beobachteten die spektakuläre Ankunft der Österreicherin.

„So ein Aufwand für einen Gast!“ Colonel Edgar Cunningham, dritter Earl of Scarlett strich sich über den rotblonden Backenbart. „Es ist ja fast, als käme ein Mitglied des Königshauses zu Besuch! Aber die Söhne unserer Monarchin haben sich doch nicht angemeldet, das hätten wir in der Garnison gehört! Schon wegen der Ehrengarde!“

„Ich wollte, unsere geliebte und verehrte Queen könnte sich noch einmal zu einem Besuch in ihren überseeischen Besitzungen aufrufen!“ Major Sir John Darling rückte seine Uniformjacke zurecht.

„Unzweifelhaft, Sir.“ Captain Georges Peterson trug die Abzeichen der Artillerie auf seiner Brust und wurde als Absolvent der Akademie von den Adligen mit ihren gekauften Patenten nicht so ganz als echter Gentleman betrachtet. Aber, die Artillerie und vor allem die großen, schwer gepanzerten Selbstfahrlafetten mit Dampftrieb waren für die moderne Kriegsführung unerlässlich geworden, auch das Air Service mit den Ornithoptern wurde zunehmend wichtiger, daher bröckelten die Ressentiments den Abgängern der Royal Military Academy gegenüber allmählich, aber – damned! – ein Earl blieb eben stets ein Earl, ein Ritter war immer noch von Adel und ein Bürgerlicher gehörte nun einmal nicht dazu. Nicht wirklich. Eine ganz verzwickte Sache.

„Da kommt die Gig!“ Der Colonel klemmte sich einen Kneifer auf die Nase. „Aber das ist ja ein Ausländer! Das ist doch keine von unseren Uniformen!“

„Das sind die Uniformen der Vereinigten Donaumonarchien für ihre Truppen in Africa, Colonel“, stellte der Captain fest.

„Die Österreicher haben Truppen in Africa? Die haben ja gar keine Kolonien auf dem Kontinent!“ staunte Major Darling.

„Sie haben zwar keine Kolonien oder Schutzgebiete wie die Deutschen, Sir. Aber sie haben langfristige Pachtverträge so wie die Insel Zamalek hier in Kairo oder eine ähnlich große Stelle bei Karthoum, bei Windhook, Kapstadt und noch ein paar Dutzend Stellen auf der ganzen Welt, wo sie ihre Luftschiffhäfen unterhalten. Gerade groß genug für eine Stadt mit ein wenig Grün, an einigen Orten auch ein wenig mehr. In Südafrika haben sie eine Gold- und auch eine Diamantenmine gekauft. In Südamerika betreiben sie eine Kupfermine, ich weiß aber nicht mehr genau wo. Und in Deutsch-Südwestafrika haben sie auch ein paar Berge gepachtet und schürfen dort nach etwas, aber ich weiß nicht, wonach. Es muss aber etwas mit dem Vaporid zu tun haben. Und zwei Königreiche haben sich der Vereinigung angeschlossen, Neuhochadlerstein und Madagaskar.“

„Ach“, wunderte sich der Major. „Wenn wir schon so viel wissen, wieso ist dann unser eigenes Steampowder so viel schwächer als das österreichische?“

„Es scheint noch eine Art von Booster zu fehlen, Major“, erklärte Peterson. „Wir haben ja keine Ahnung, was sie in ihren eigenen Ländern, auf Mäoi-Land oder Germina Australia schürfen.“

„Ach so, ja natürlich!“ Der Earl war nicht übermäßig interessiert an diesem Thema. „Aber einen ganz hübschen Hasen hat er da mit. Für eine Ausländerin, meine ich“, bemerkte er bewundernd und zwirbelte seinen Schnurrbart.

Der Captain richtete seine Aufmerksamkeit auf den weiblichen Fahrgast. „Oh, heilige Scheiße! Verdammt noch mal“, rief er aus. „Entschuldigung! Aber da darf man sich jetzt nicht mehr über den großen Empfang wundern. Gentlemen, das ist die Prinzessin Maria Sophia von Österreich und den Vereinigten Donaumonarchien. Was sucht DIE denn hier in British Cairo?“

„Was denn, die Prinzessin, die diesen italienischen Freibeuter eigenhändig erschossen haben soll?“ Colonel Cunningham holte seinen Kneifer aus der Tasche, klemmte in auf die Nase und sah genauer hin. „Von der erzählt man sich ja die wildesten Sachen!“

Der Direktor des Hotel Oriental, ein quirliger Brite aus Sussex, wuselte den roten Teppich entlang, als die Gig ankam und öffnete die Kutschentür.

„Hoheit! Willkommen in unserem Haus! Verfügen Sie über mich, über die Angestellten und das Haus.“ Er verbeugte sich tief, ehe er der Prinzessin die Hand reichte, um ihr beim Ausstieg behilflich zu sein. Eine Geste, die jede Dame gerne als ihr zustehend akzeptierte, ob sie die Hilfe nun wirklich nötig hatte oder nicht. Also ergriff die Prinzessin die angebotene Hilfe mit ihrer in einem kurzen Handschuh steckenden Rechten und schwang ihre wohlgeformten Beine aus der Kutsche. Sie trug ein grünes Reisekostüm, was bedeutete, dass der Rock weit geschnitten war, seitwärts bis knapp über das Knie und vorne wie hinten bis knapp unter die Knie reichte. Das dazu gehörende Jäckchen war taillenlang und wurde vorne offen getragen, die weiße Seidenbluse leuchtete darunter hervor. Die modischen, geschnürten Stiefeletten mit dem etwa fingerlangen Absatz reichten bis zur Hälfte der Waden und strecken das Bein noch mehr. Der Hut war breitkrepig, einfach geschnitten und aus luftigem Material, er beschattete das Gesicht der Prinzessin. Die Erzherzogin trug dazu eine runde Brille mit dunkel getönten Gläsern, welche sie nun abnahm, während sie aus der Kutsche stieg.

„Danke, Direktor. Sie haben eine Suite für mich und mein Gefolge reserviert?“ Marias englisch war so gut wie akzentfrei.

„Natürlich, Hoheit!“ Charles Monterey beugte sich über den mit grünem Tüll bedeckten Handrücken und deutete einen Handkuss an. „Ein Wohnzimmer mit Balkon auf den Garten, ein Schlafzimmer für Hoheit mit einer Kammer für die Zofe eurer Hoheit, ein Zimmer mit Zofenkammer für die Hofdame der Prinzessin, ein Salon. Die Herren Offiziere sind in je einem Zimmer gleich nebenan untergebracht, die Diener und Offiziersburschen teilen sich ein Zimmer im selben Flur. Ich hoffe, Hoheit werden zufrieden sein!“

Maria Sophia nickte. „Dann lassen Sie mein Gepäck in die Suite bringen, ich werde im Salon warten, bis alles fertig ist. Sie werden die Güte haben, mir eine Flasche Sodawasser und ein Glas Champagner bringen zu lassen!“



Der Direktor verbeugte sich wieder. „Von Herzen gerne, Hoheit!“ Er begleitete Anna Sophia in den Salon im Erdgeschoss des Hotels und hielt ihr den gepolsterten Sessel, während sie sich setzte. „Haben Hoheit noch Wünsche?“

„Ich melde mich“, versprach die Prinzessin, dann winkte sie ihre Zofe Josepha zu sich. Die legte eine Schachtel Zigarillos der Marke Cohiba und Zündhölzer auf den Tisch, dann wartete sie auf weitere Anweisungen. „Sie kann gehen, Josepha. Hol’ Sie mich, wenn alles fertig ist. Danke!“

Das schlanke, blonde Mädchen knickte. „Empfehle mich,

Hoheit!“ Dann ging sie den Männern nach, welche das Gepäck der Prinzessin trugen. „Passen Sie doch auf mit dem Koffer! Da ist Glas darin!“ Auch die Kammerzofe sprach ein hervorragendes Englisch.

Trotz ihrer Situation genoss Maria Sophia den Ausblick in den schattigen Innengarten, die großen Türen waren weit geöffnet und sorgten ebenso wie die großen Deckenventilatoren für einen kühlenden Durchzug. Sie zog eines ihrer Zigarillos aus der Schachtel und wollte zur Zündholzschachtel greifen, doch eine Männerhand kam ihr zuvor und riss eines der langen Hölzer an.

„Hoheit gestatten?“ Sir John Darling wartete, bis der Schwefel verbrannt war und bot Maria Sophia die Flamme an.

„Aber natürlich, Major!“ Sie paffte, bis der Zigarillo zufriedenstellend glühte. „Bitte, nehmen Sie doch Platz“, lud sie den Briten lächelnd ein.

„Sir John Darling, Hoheit!“ Der Offizier nahm Haltung an und verneigte sich beinahe preußisch anmutend, ehe er sich setzte. „Hoheit müssen entschuldigen, aber – nun, es kommt nicht oft vor, dass Mitglieder einer kaiserlichen oder königlichen Familie ohne Anmeldung und Staatsempfang hier im Hotel Oriental oder überhaupt in British Cairo logieren wollen. Unsere Garnison wurde überhaupt nicht informiert, sonst hätten wir natürlich die Ehrengarde antreten lassen, und – nun ja“, er zauste seinen üppigen Backenbart. „Wir wissen einfach nicht, welches Protokoll jetzt in diesem Fall angezeigt ist. Wie sollen wir Eure Hoheit behandeln?“

„Wie Gentlemen eine Dame zu behandeln pflegen, Sir John“ lächelte Maria freundlich. „Ich lege keinen übertriebenen Wert auf großes Zeremoniell.“

„Danke, Ma’am, und willkommen in Cairo. Ich möchte Sie auch gar nicht weiter stören!“ Der Major machte Anstalten, sich wieder zu erheben, doch eine Handbewegung Marias unterbrach die begonnene Bewegung.

„Sie stören nicht, Sir John. Wenn Ihre Aufgaben es zulassen, wird mir Ihre Gesellschaft nicht unangenehm sein. Vielleicht können Sie mir einige Ratschläge geben. Ich möchte unbedingt die Zitadelle des Saladin sehen, und die Suq von el Kahira. Aber die al Azhar Moschee wird für mich als Frau wohl ein Problem sein?“

„Nicht wirklich!“ der Offizier lehnte sich wieder zurück. „Vielleicht gestatten Madame, dass ich mir ein Glas Ginpunsch bestelle? Und mir auch eine Zigarre anzünde?“

Mit einer eleganter Handbewegung stimmte Maria Sophia zu. „Aber gerne, Sir John. Nur zu.“

„Danke, Ma’am, Sie sind sehr nett und großzügig. Boy!“ Nachdem Major Darling seine Bestellung aufgegeben hatte, wandte er sich wieder Maria Sophia zu. „Wissen Sie, Ma’am, hier in Kairo herrschen schon beinahe europäische Verhältnisse. Sie können als Frau unverschleiert selbst die Altstadt besuchen, aber ein Kopftuch oder noch besser ein Kapuzenmantel empfiehlt sich für den Besuch einer Moschee schon. Weiter draußen in Ägypten gibt es durchaus größere Probleme mit den streng gläubigen Muslimen, aber hier in der Stadt sieht man das schon viel lockerer.“

„Das ist nicht unerfreulich, obgleich es mir auch nichts ausmachen würde, mir ein Hijab umzulegen.“

Als er sah, dass sein Major ganz entspannt mit der Prinzessin plauderte und sogar ein Getränk und eine Zigarre genießen durfte, trat auch der etwas versnobtere Colonel Edgar Cunningham mit Captain Georges Peterson im Schlepptau an den Tisch.

„Sir!“ Major Darling sprang auf und nahm Haltung an und verbeugte sich vor Maria Sophia. „Wenn kaiserliche und königliche Hoheit es mir gnädiger Weise erlauben möchten, darf ich Euer Hoheit den dritten Earl of Scarlett, Sir Edgar Cunningham, V.C., K.C.B.O, Colonel der British Egypt Army vorstellen. Und Captain Peterson, Royal Artillery Corps.“

„Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir Edgar!“ Die Prinzessin neigte huldvoll das Haupt und hielt dem Earl den immer noch behandschuhten Handrücken entgegen, worauf der Haltung annahm, sich verneigte und ebenfalls einen Handkuss andeutete.

„Kaiserliche und königliche Hoheit!“

„Bitte, gesellen Sie sich doch zu uns, und Ihr Captain selbstverständlich ebenfalls!“ lud Maria die Offiziere ein.

„Hoheit!“

„Ich habe mir eben von Ihrem netten Major Ratschläge für meine Besichtigungstour geben lassen. Die Zitadelle, die Moschee, den Suq. Und natürlich die Pyramiden auf der anderen Seite des Nils, den großen Sphinx. Ich bin nur als Touristin hier, meine Herren“, erklärte sie den Offizieren. „Es ist nicht nötig, mir zu viel Ehre zu erweisen. Keine Paraden, keine Staatsempfänge, keine diplomatischen Diners oder ähnliches, bitte. Sollte der Generalkonsul von Ägypten, Sir Evelyn Baring, mit mir zu sprechen wünschen, bin ich gerne bereit, hier im Hotel mit ihm zu soupieren oder zu dinieren, aber bitte ohne große Entourage. Ich würde es allerdings vollauf verstehen, wenn sein sicher voller Terminkalender ihn daran hindert, hier zu erscheinen. Ich bin ja, wie Sie bereits selbst erwähnten, völlig unangemeldet hier eingetroffen. Darum verspreche ich auch, keinen dieser Fälle als Vorwand für eine bissige Note zu nehmen. Ich bin als Privatperson hier und habe keine Sonderbehandlung zu fordern!“ Sie lächelte die Herren gewinnend an. „Zumindest keine, welche über jenes Maß hinausgeht, dem ein Gentleman einer Dame gegenüber verpflichtet ist!“

„Das ist verdammt – entschuldigen Sie einem alten Soldaten, Ma’am – das ist sehr nett von Ihnen. Natürlich heißen wir Sie gerne in Kairo willkommen! Wenn Sie keine Ehrungen möchten, Ma’am, vielleicht darf ich Sie zumindest morgen zu einem Lunch im Offiziersclub der Royal Egypt Army einladen. Und Major Darling könnte Ihnen Kairo und die Pyramiden von oben zeigen, er kommandiert das hiesige Royal Air Service. Zwanzig der neuesten Ornithopter von Boulton und Watt. Feine Stücke. Ihre Monarchien verwenden nicht viele Ornithopter, oder?“

„Sehr selten, Sir Edgar, leider bisher noch nicht oft!“ Marias Augen begannen zu leuchten. „Für diese Einladung müsste ich eigentlich meinen rechten Arm verpfänden! Meine Herren, es wird mir eine Ehre sein, mit Ihnen zu speisen und ein ausgesprochenes Vergnügen, der Einladung zu einem Rundflug zu folgen. Ich bitte Sie nur, die Einladung um einen Tag verschieben zu dürfen, da ich morgen bereits verplant bin.“

„Selbstverständlich, Ma’am!“ Sir Edgar setzte seinen Kneifer wieder auf die Nase. „Ich lasse euer Hoheit dann übermorgen um die Mittagszeit abholen? Wäre Ihnen elf Uhr recht?“

„Sehr! Aber bitte, lassen Sie das ewige Hoheit.“

„Gerne, Ma’am!“ der Colonel verbeugte sich im Sitzen.

„Ach, ich sehe gerade, meine Zofe winkt mir.“ Maria Sophia trank den Rest ihres Champagners. „Würden mich die Herren bitte entschuldigen, ich möchte mich nach der Reise gerne etwas frisch machen!“

„Selbstverständlich!“ Major Darling war sofort auf den Beinen und reichte ihr die Hand zur Stütze, die sie höflich ergriff. Auch die anderen beiden Offiziere erhoben sich sofort und verneigten sich. „Meine Herren, bis übermorgen! Ich freue mich wirklich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben!“

„Eine hübsche und starke Frau“, bemerkte Sir Edgar.

„Und trotzdem von Kopf bis Fuß eine echte Lady“, ergänzte Sir John.

„Und wir wissen immer noch nicht, warum Sie ausgerechnet hier abgestiegen ist!“ Captain Petersen stellte etwas fest, das die Herren ganz vergessen hatten.

„Wir werden wohl den zivilen Secret Service einschalten müssen“, seufzte Sir Edgar. „Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was die Dame in Kairo gegen das British Empire unternehmen könnte.“

„Sie ist klug“, überlegte der Captain. „Klug, schön und charmant. Eine vorzügliche Schützin und gute Fechterin. Und sie weiß ihre Vorzüge auch einzusetzen. Sie ist eine gefährliche Frau, wenn man sie sich zum Feind macht. Ich möchte sie nicht zur Gegnerin!“ Sir Edgar und Sir John sahen zuerst den Captain verwundert an, dann einander.

„In der Tat“, bestätigte der Oberst. „Da ist durchaus etwas Wahres dran!“

=◇=

Im zweiten Obergeschoss trat Maria Sophia von Österreich durch die Tür in den Hauptraum ihrer Suite. Den Angriff fühlte sie mehr, als sie ihn kommen sah, ein Schatten schoss überraschend von hinten auf sie zu. Die Prinzessin reagierte prompt, sie ließ sich nach vorn fallen, stieß sich ab und hechtete nach vorne. Dann verlängerte sie den Sprung mit einer Rolle. Ein schlanker, in einen engen Dress aus schwarzer Seide gehüllter, offensichtlich weiblicher Körper flog mit einem gestreckten Bein voraus auf ihren Kopf zu, Maria knickte auf dem linken Bein weg und brachte sich so aus der Gefahrenzone. Sie wirbelte herum, ging zum Gegenangriff über, ihr gut gezielter Schlag wurde geblockt, und dann musste die Prinzessin ihrerseits einen Tritt gegen die Rippen abwehren. Sie schlug mit unheimlich scheinender Geschwindigkeit zu, das Ziel ihres Handballen war die Nase ihres Gegenübers. Ein Hieb, der, wenn er richtig gesetzt wurde und traf, den Nasenknochen brechen und mit tödlicher Wirkung ins Gehirn treiben musste. Ihr Gegner wusste das auch, er wischte den Schlag mit seinem Unterarm zur Seite und setzte zu einem kurzen Schlag auf den Rippenbogen Marias an. Die wich aus, wirbelte in dieser Bewegung herum, schlug mit dem Ellenbogen in die Luft, wo eben noch ihre Gegnerin gewesen war und sah einen Handballen auf ihre Kehle zurasen. Es war zu spät, viel zu spät für jede Abwehr. Nur Millimeter vor dem Aufprall stoppte die Hand, und die Baroness Oberwinden senkte ihre Hand.

„Das war schon ganz gut, Mitzi. Die Reaktion, formidabel, schnell und richtig. Aber bei deiner Attacke aus der Drehung hast dich zu sehr auf den Angriff konzentriert. Da hast du deine Deckung vergessen!“

„Du hast ganz recht, Lisi, da war ich mehr als unvorsichtig“, musste Maria zugeben.

„Aber einen normalen Attentäter hättest ganz passabel fertig g'macht. Warum hast denn nicht g'schossen?“ Elisabeth von Oberwinden löste die Haarspangen und schüttelte das lackschwarze, glatte Haar aus.

„Weil ich g'sehen hab', dass du's bist“, versetzte die Prinzessin schmunzelnd.

„Da solltest aber trotzdem vorsichtiger sein“, mahnte Elisabeth ihre Freundin. „Trotzdem, seit du damals von meiner Mama dieses japanische Karadingsbums g'lernt hast, bist ganz schön schnell geworden.“

„Nicht so schnell wie du, Lisi!“ Maria Sophia zog ihre Jacke aus und hing sie über die Sessellehne, Josepha würde das Stück nachher zur Reinigung bringen.

„Kein Wunder! Ich hab' damit in Japan ang'fangen, da war ich etwas über drei, nicht dreizehn so wie du, wie wir dann nach Hause gekommen sind. Ich hab' dir nicht nur zehn Jahr' voraus, sondern hab' einen richtigen Meister g'habt. Aber wie du das Karate umg'legt hast auf's Fechten mit'n Rapier, also allerhand Achtung, Mitzi!“

„Was hätt' ich sonst tun soll'n, wenn der Wahnsinnige mir seine Initialen mit einem Kadettendegen in die Brust schnitzen will? Da hab' ich halt g'meint, dass ich schneller sein muss!“ Maria Sophia knöpfte ihre Bluse auf. „Und jetzt, Lisi, wenn's dir nichts ausmacht, möcht' ich duschen!“

„Mit wem denn“, neckte Elisabeth von Oberwinden ihre Freundin und hob direkt obszön die Augenbraue. „Mit dem feschen Oberstleutnant Slatin vielleicht?“

„Mir dir, wenns't dich jetzt nicht gleich schleichst!“ Maria Sophia warf lachend ihre Bluse nach der Freundin.

„Man wird doch noch fragen dürfen? Ph!“ Die Baroness machte ein übertrieben pikiertes Gesicht, als sie zur Tür ging.

„Warum, bist selbst scharf auf das Mannsbild?“ Maria griff in ihren Rücken und nahm die kleine Flechettepistole aus dem Bund, die mit einer Dampfpatrone 0,5 Millimeter Stahlpfeile verschoss. Jedes Mal drei Pfeile, wenn sie den Abzug betätigte, zehn solcher Schüsse waren möglich. Oder dreißig Pfeile auf einmal, wenn ein kleines Hebelchen umgelegt war. Sinnend betrachtete Maria kurz die Waffe, ehe sie diese auf den Tisch legte.

„Na ja, so für Zwischendurch ist der Pascha sicher ein Gustostücker!“, überlegte die Baroness laut. „Da könnt' man doch schon mal schwach werden.“

„Dann lass dich von mir nicht aufhalten, Lisi!“

Das warme Wasser prasselte auf den nackten Körper der Prinzessin von Kakanien und trommelte die Verspannungen aus ihren steifen Muskeln. Trotz aller Scherze war ihr und ihrem Gefolge bewusst, dass die Uhr unaufhaltsam tickte. Ihre Uhr. Ihr Leben. Noch sechs Tage, vielleicht sieben, und sie hatte keine Ahnung, wie es weiter gehen sollte. Keine Vorstellung, was dieser Ahmad al Massud es Allah ad Dhin eigentlich von ihr wollte. Nun, morgen würde sie den befohlenen Spaziergang durch das muslimische al Kahira machen, vielleicht sah sie dann klarer, bekam eine Botschaft oder was auch immer. Heute musste sie noch ein Abendessen im Hotelrestaurant zu sich

nehmen, weiterhin die neugierige Touristin mimen, sonst hatte sie die Briten zu dicht an den Haken. Viel zu dicht. Wenn sie die leutselige, etwas exzentrische Prinzessin gab, die einmal ganz privat die Luft des Orients schnuppern wollte, würde die Leine vielleicht etwas länger und lockerer sein. Zuerst aber wollte sie nach einer kurzen Dusche in den Hamam des Hotels gehen und dort eine Massage buchen, ihre harten, verspannten Muskeln ordentlich durchkneten lassen. Also verständigte sie die Rezeption und ihre Zofe, dann schlüpfte sie in ihre Badekleidung und einen von dem Hotel bereit gelegten Kaftan, bevor sie sich mit Josepha Müller in den Badebereich für Damen begab. Dort saßen in der dampfgeschwängerten Luft bereits einige nackte weibliche Gäste im heißen Wasser, ihre Badeanzüge hatten sie mit ihren Kaftanen in der Garderobe gleich nach dem Eingang abgelegt.

„Ah! Ein Neuzugang“, rief eine der Damen. „Legen Sie ab und kommen Sie herein. Nur keine Scham, wir sind Ladies unter uns!“ Der breite Dialekt verriet die Schottin.

„Moira! So kannst du mit der Dame doch nicht sprechen! Sie ist immerhin eine kaiserliche Prinzessin und Herzogin mit noch etwas vorne daran. Äh – Erzherzogin, das war es. Entschuldigen Hoheit, aber unsere Moira ist sehr direkt!“ Dem Akzent nach war sie eine Irin. „Mein Name ist Siobhan O’Neill aus Dublin, Hoheit, und das sind die vorlaute Moira MacMohannan aus Edinburgh und Diana Conrad aus London. Wenn Hoheit wollen, werden wir ihr die Räume selbstverständlich überlassen.“

Maria Sophias englische Aussprache war so gut wie akzentfrei, als sie der Irin antwortete. „Aber nein, meine Damen. Ich bin privat hier, nicht als Prinzessin. Bitte, lassen Sie sich doch durch mich nicht stören!“ Es wurde ein anregendes und entspanntes Gespräch unter Damen, und dann war auch der Termin für die Massage gekommen. Ein breitschultriger Nubier betrat den Badebereich, nur mit einem Lendenschurz und Bastsandalen bekleidet.



„Ob die Dinger von den Schwarzen wirklich so groß sind, wie man sagt“, flüsterte Moira Diana ins Ohr, welche sofort zutiefst errötete.

„Man erzählt sich ja wahre Wunderdinge von den Africanern!“ Die Irin leckte sich sinnlich die Lippen. „Vielleicht würde es sich ja lohnen, einmal unter das Tuch zu sehen. So wie bei den Schotten unter den Kilt!“

„Jedenfalls hat er große und starke Hände“, bekundete Maria Sophia. „Das sind ja richtige Pranken! Und wenn ich ehrlich sein soll, im Moment bin ich eher an diesen interessiert als an allem anderen.“ Sie stieg aus dem

Wasser und legte sich bäuchlings auf die Liege, der Nubier verteilte großzügig Massageöl auf

seinen Händen und griff zu, bei den Füßen beginnend immer höher knetend. Die Prinzessin stöhnte wohligh, als die von der Reise strapazierten Muskeln endlich wieder weich gewalkt wurden, besonders der vom vielen Sitzen schon arg strapazierte Podex.

=◇=

Mitte März waren zwar die Tage bereits heiß in Kairo, die Nächte konnten aber, wie es in Gebieten nahe der Wüste nicht unüblich ist, immer noch ziemlich kühl werden. Daher legte sich Maria Sophia für den Abend einen vorne offenen, doch wärmenden Poncho aus feinem Kaschmir über die Schultern, ehe sie den Speisesaal aufsuchte. Die britische Mode, welche im Hotel Oriental vorwiegend getragen wurde, war von den Schnitten, aber noch viel mehr von den Farben her wesentlich gedeckter als die bunte und relativ freizügige österreichische. Die Damen trugen pastellfarbene Kostüme mit überlangen Röcken, die hinten am Boden schliffen, und genau dort üblicherweise auch voll Schmutz waren. So erregte das nur knöchellange Kleid der Prinzessin in kräftigem Violett zu der himmelblauen Bluse mit kleinem, offenen Kragen und den Ärmeln, welche noch über den Ellenbogen endeten, allseits Aufmerksamkeit, als sie am Arm von Oberst Inzersmarkt den Saal betrat. Auch ihre Hofdame, die Baronesse Oberwinden, war nach der Wiener Mode gekleidet, mit einem scharlachroten Rock und einer Bluse in apricot. Sie betrat den Saal am Arm des Oberstleutnant Slatin Pascha, welcher die mit dem Ehrentitel Pascha verbundene Ordensspange ostentativ an seinem Uniformrock trug. Immerhin hatte ihn der Khedive nach der Sache mit Karthoum persönlich dazu ernannt, nach Major General Charles Gordon erst der zweite und bisher letzte Europäer, dem diese Auszeichnung zuteil geworden war. Gemeinsam folgten sie dem Oberkellner, der sie zu ihrem Tisch führte, wo die Herren selbstverständlich den Damen die Stühle zurecht rückten.

Einige Tische weiter erhob sich ein Mann in der schwarzen Uniform des Sirdar, des Oberbefehlshabers der ägyptischen Armee unter britischen Kommando und trat an den Tisch der Österreicher. Oberst Graf von Inzersmarkt und Oberstleutnant Slatin erhoben sich bei seinem Eintreffen höflich wieder von den Stühlen.

„Lieutenant Colonel Slatin, würden Sie mich bitte den Damen vorstellen“, fragte er kurz und knapp.

„Gerne“, verbeugte sich Slatin Pascha knapp, es war eher ein Kopfnicken. „Kaiserliche und königliche Hoheit, Hochwohlgeborene, Hochgeboren, ich darf Ihnen den obersten Befehlshaber der ägyptischen Armee vorstellen, Brevet Colonel Horatio Herbert Kitchener, Träger des osmanischen Medijeh Ordens für besondere Verdienste um das gesamtosmanische Reich!“

„Ach, das ist also der große Kitchener!“ Maria Sophia musterte den Offizier offen.

„Colonel Kitchener, diese Dame ist Ihre kaiserliche und königliche Hoheit, Prinzessin der Vereinigten Donaumonarchien, Erzherzogin von Österreich, Herzogin von Venetien, Friaul und Triest, Gräfin von Steyer, Maria Sophia Ludovika von Habsburg-Lothringen. Fräulein Elisabeth, Baronesse von Oberwinden, Oberst Wilhelm Graf von Inzersmarkt.“

„Wollen Sie sich nicht zu uns gesellen und uns Gesellschaft leisten, Sirdar“, lud die Erzherzogin den Offizier ein, indem sie mit eleganter Geste auf einen noch freien Stuhl wies.

„Das wäre mir eine Ehre, Hoheit!“ Der Kommandant setzte sich und winkte einem einheimischen Kellner. „Boy, bring mir mein Gedeck und mein Glas, Zack-Zack! Und sag meinem Adjutanten, ich

brauche ihn erst morgen wieder!“ Am Tisch des Sirdar erhob sich ein Mann in roter Uniform mit den Abzeichen eines Captain und schritt auf den Ausgang zu.

„Bitten Sie doch den Hauptmann auch zu uns, Oberstleutnant!“ Maria Sophia winkte einem Ober. „Bringen Sie bitte noch einen Stuhl und ein Gedeck, der Captain soll doch nicht hungrig nach Hause gehen!“

„Gerne, Hoheit!“ Slatin Pascha schritt dem Captain nach und rief ihn an, der Blick des Sirdars, mit dem er dem Österreicher nachsah, bekam eine seltsame Qualität.

„Sie sind also der Oberste Kommandant aller ägyptischen Streitkräfte, Kitchener?“ Maria Sophia legte ihr Kinn auf die gefalteten Hände.

„Der bin ich Hoheit! Wollen Ma’am noch lange in Ägypten bleiben?“ Der Sirdar musterte die Prinzessin ebenso offen wie sie ihn.

„Ich weiß es nicht, Kitchener, noch nicht“, entgegnete Maria Sophia. „Ich möchte mich ein wenig umsehen, die Welt kennen lernen. Es ist doch kein Leben, von einem Hofball zum nächsten, nur immer brav zu Hause sitzen und auf den Ehemann warten. Ich möchte etwas sehen und erleben!“

„Ich verstehe“, Kitchener lehnte sich zurück. „Und was sagt Ihr Mann dazu, Ma’am?“

„Ich habe noch keinen“, die Prinzessin lächelte ihn kokett an. „Oder, wollten Sie sich eben etwa als solcher anbieten, Sirdar!“

Im Gesicht des Briten zuckte kein Muskel, sein Blick blieb weiterhin kühl. „Natürlich nicht, Hoheit! Das wäre – zu vermessen!“

„Kaiserliche und königliche Hoheit?“

Maria Sophia blickte auf. „Ja bitte, Freiherr von Slatin Pascha!“

„Wenn es Hoheit genehm ist, möchte ich ihr Captain Oswald Fitzgerald, den Adjutanten des Sirdar vorstellen!“

„Your imperial and royal highness!“ Der Captain stand und salutierte beinahe wie ein Preuße!

„Setzen Sie sich doch, Captain“, deutete Maria Sophia auf den Stuhl, der eben gebracht wurde. „Es wäre doch nicht fair, Sie mit leerem Magen nach Hause zu schicken, weil ihr Colonel mit uns speisen möchte.“

„Vielen Dank, Ma’am! Zu freundlich!“ Der Captain ließ sich auf den zusätzlichen Stuhl sinken, den ein Ober mittlerweile gebracht hatte.

„Madam, ich möchte ganz offen sprechen!“ Kitchener lehnte sich wieder vor, mit einer beinahe aggressiv wirkenden Bewegung.

„Wie man es von Brevet Colonel Kitchener erwartet“, blieb Maria Sophia entspannt. „Wie erfrischend, wenn einmal jemand aufrichtig und direkt sprechen möchte! Und es dann auch tut!“

„Nun gut. Prinzessin, Sie sind ein verdammt Problem für mich! Ein Sicherheitsrisiko! Wenn ihnen hier in Kairo etwas zustößt, könnte das zu großen Problemen zwischen unseren Ländern führen.“

„Ach? Das glaube ich nicht, Kitchener“ wehrte die Erzherzogin ab. „Meine Mutter weiß, dass ich unangemeldet nach Ägypten gekommen bin. Sie wird also weder der hohen Pforte in Stambul noch dem Khedive oder seinem Befehlshaber große Vorwürfe machen, falls mir etwas zustößt. Oder Britannien, was ja ihre größte Sorge sein dürfte.“

„Das beruhigt mich jetzt aber ungemein!“ Der Sirdar trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Trotzdem kann ich ihnen nicht so einfach eine Leibgarde mitgeben.“

„Ich habe keine verlangt, Kitchener!“ Auch Maria Sophia lehnte sich vor, drang jetzt ganz bewusst ihrerseits in den Freiraum des Briten ein, so wie er es vorher bei ihr versucht hatte. „Es klingt ja schon fast so, als könnten Sie mich nicht leiden und wünschten sich, dass ich überfallen werde“, bemerkte sie dabei süffisant lächelnd.

„Das wäre für Britannien und Ägypten eine enorme Katastrophe“, zischte Kitchener. „Also bitte keine Unterstellungen!“

„Dann, Sirdar, lassen Sie eben mein Bild an ihre Polizisten verteilen. Das sollte doch reichen, um meine Sicherheit einen Tag lang zu gewährleisten! Übermorgen haben mich sowieso ihre Offiziere unter ihrem Schutz, und am Tag danach verlasse ich Kairo ohnehin mit der MALIKAT MISR. Falls Sie nichts dagegen haben? Ach – hier kommt ja unser Dinner!“

=◇=

Das ägyptische Kairo war geprägt von wenigen breiten Straßen, welche auf die Zitadelle des Saladin und die al Azhar Moschee zuliefen, und vielen engen und engsten Gässchen. Sonnensegel waren in der Höhe des ersten Stockwerkes über die Gassen gespannt, manchen Fleck darunter hatte bereits seit Jahrhunderten kein Sonnenstrahl mehr getroffen. Hier boten Händler aller Art ihre Waren feil, Naschwerk aus jeder Menge Zucker, süße Feigen und Datteln, frisches Fleisch und Gemüse, den im ganzen arabischen Raum getrunkenen Tee mit frischer Minze, Kaffee in kleinen, zierlichen Tässchen, Kupfergeschirr, Dolche und Krummsäbel, bunte Stoffe und helle Wüstenmäntel. Es duftete nach Gewürzen und Speisen, hier briet jemand kleine Fleischstücke am Spieß, dort kochte jemand eine sämige Sauce und Reis oder Couscous, ein dritter bereitete frischen Fisch zu. Über allem lag das ständige Brummen hunderter Stimmen, die Waren anpriesen, feilschten oder sich einfach die Neuigkeiten der letzten Wochen, Tage oder Stunden mitteilten. Hier ging ein Mann in der osmanischen Tracht mit Pluderhose, aufgebogenen Schuhen und Weste, dort ein Beduine in seinem weißen Kapuzenmantel. Frauen mit einfachem Kopftuch bis hin zur vollen Verschleierung begegneten einander und wechselten Worte und Waren. Der Warentransport wurde teilweise wie vor Hunderten von Jahren mit Eseln oder Schubkarren vorgenommen. Allerdings gab es auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner, mit Druckluft betriebener Wägelchen, die Antriebsachse lag etwas hinter der Mitte und trug zwei etwa hüfthohe Räder, vorne war ein kleines, lenkbares Rad. Die Lenkstange selbst war so konstruiert, dass man mit einer Hand auch den Antrieb und die Bremse damit steuern konnte, sowohl wenn man auf dem Wagen saß, aber auch wenn davor her schritt. Der ganze Wagen war nur etwas mehr als einen halben Meter breit und vielleicht ein wenig über anderthalb lang, der Druck für den Antrieb kam aus einer Patrone, welche offenbar leicht zu wechseln war.

In ein weites, bodenlanges Cape mit Kapuze gehüllt ließ sich Maria Sophia von Österreich durch die Gassen der Altstadt von Kairo treiben, neben ihr eine hohe Gestalt im Berbermantel, mit einem Fez auf dem Haupt und einem großen Schnauzbart im Gesicht. Oberstleutnant Slatin wich seiner Prinzessin nicht von der Seite und behielt die Umgebung wachsam im Blick. Interessiert beobachtete Maria, wie an einem Stand an einer Hauswand ein Transporteur einen unterarmlangen Zylinder aus seinem Wagen nahm und ihn dem Mann hinter dem Tresen reichte. Der nahm ihn entgegen und schloss ihn an eine Rohrleitung an, der Bajonettverschluss mit einem Sicherheitsbügel klickte, und der Händler öffnete ein Ventil. Ein lautes Zischen erklang, doch offensichtlich war man diese Geräusche hier durchaus gewöhnt. Händler und Fahrer plauderten entspannt miteinander, der Dampfhändler goss dem Käufer und Gast sowie sich selbst noch ein Glas Tee ein, während der Dampf seine Arbeit verrichtete und Luft unter hohem Druck in die Patrone presste. Dann reichte der Fahrer einige kleine Münzen über Tisch, all zu teuer schien die Aufladung nicht sein. Maria Sophia trat neugierig näher.

„Sayida, was ich für Sie kann tun“, fragte der Händler in gebrochenem, aber durchaus verständlichem Englisch.

„Oh, ich bin nur neugierig!“ Maria betrachtete die Anlage. „Womit fährt dieser Wagen?“

„Mit Luft!“ Maria Sophia runzelte die Stirn, diese Antwort hatte sie nicht erwartet. Rasch schaltete sich Slatin ein und fragte auf Arabisch nach Details, und erleichtert erklärten die beiden Männer in ihrer Muttersprache weiter.

„Es ist wirklich Luft, Alsyd. Der Khedive hat eine Dampfanlage gebaut und gedacht, dass man Dampf speichern kann. Aber wenn Dampf abkühlt, verliert er an Kraft, ein Ernst Abbe, ein Mann aus Almanien, der Ägypten damals besuchte und der gefragt wurde, sagte dem Khedive, weil man Wasser nicht zusammen pressen kann. Also versuchten die Albahit des Khedive es mit der Hilfe des Duktur Abbe mit anderen Stoffen, und am billigsten und besten gelang es mit einfacher Luft. Eine Stunde kann dieser Wagen mit einer solchen Kharthusha im Schrittempo fahren, schneller muss und kann er hier ja auch nicht. Der Duktur baute auch noch eine schwere Scheibe ein, ein Schwungrad, wenn man am Anfang kräftig zieht und dem Motor hilft, fährt das Wägelchen länger! Den Dampf, mit dem wir die Luft in die Kharthusha pressen, schenkt uns der Khedive, möge er noch tausend Jahre leben!“

„Interessant!“ Maria Sophia ging um das Gefährt herum. „Darf ich?“

„Natürlich, Sayida!“ Stolz ging der Besitzer des Wagens, offensichtlich ein eher lässiger Bekenner des Islam und an selbständig denkende und neugierige Frauen gewohnt, ihr nach und erklärte den Aufbau. Aus einem der Geschäfte nebenan trat ein schwitzender Brite, gekleidet in für diese Breiten viel zu warme, teure Wollstoffe, die im englischen Stil geschnitten waren und mit einem mächtigen, rotblonden Backenbart. Seinem Gesichtsausdruck sah man an, dass er einer jener Personen war, welche die Welt als britisches Eigentum und sich selbst als Herr über alle Ausländer betrachtete. Eben beugte sich die Prinzessin von Österreich etwas weiter vor, um das Schwungrad des Wägelchens genauer zu betrachten, der Brite sah nur die schöne, vorstehende Rundung, er konnte und wollte nicht widerstehen, es klatschte, als seine Hand kräftig auf den hochwohlgeborenen Hintern und gleich noch zweimal, als die Hand von Maria Sophia zwei Mal sein Gesicht traf, einmal mit dem Rücken und einmal mit der Fläche.

„Was fällt dir wildgewordenem Weib ein, einen Peer von England...“

„Was fällt es Ihm ein, eine Prinzessin von Österreich unsittlich zu berühren?“ Zornbebend stand sie vor dem Earl und funkelte ihn an. „Und selbst wenn wir die Frau eines nilotischen Bauern wären, Sein Benehmen ist trotzdem unziemlich gewesen!“

„Ha, Prinzessin von Kakanien! Warum nicht gleich Kaiserin von China!“ Der eingebildete Brite gab sich noch lange nicht geschlagen. „Heda, Asaker! Polizei! Verhaftet diese Weibsperson! Eingesperrt und geprügelt muss sie werden! Sie hat es gewagt, mich zu schlagen! Das muss streng bestraft werden!“

„Stopp!“, vertrat Slatin Pascha den uniformierten Polizisten den Weg, die rasch angelaufen kamen. „Diese Frau ist Maria Sophia, Erzherzogin von Österreich, und sie wurde von diesem Rüpel belästigt.“

„Was denn noch, so ein Unsinn. Ich bin ein Earl, ein Peer des Commonwealth! Nehmt sie beide fest!“ Der Freiherr von Slatin warf seinen Mantel ab und zeigte die Medaille, welche er auf der Brust trug und die seinen Status als Pascha bestätigte.

„Slatin Pascha?“ Der Korporal erkannte die Bedeutung des Abzeichen, und es gab nur noch einen lebenden europäischen Pascha.

„Nonsens“, erregte sich der Brite. „Festnehmen, sage ich!“

„Das wird den Sirdar aber gar nicht freuen!“ Maria Sophia warf die Kapuze auf den Rücken, schüttelte ihr braunrotes Haar aus, öffnete ihr Cape und stand in der sandfarbenen österreichischen Uniform vor dem Earl. „Er hat jetzt schon Angst, dass wir einen internationalen Zwischenfall provozieren. Aber einen Schurken zu züchtigen, das fällt wohl kaum in diese Kategorie!“ Wieder klatschten ihr Hände hart in sein Gesicht. „Greift Er denn jeder Frau, die ihm über den Weg läuft, ganz einfach an den Hintern? Dann ist Er nur ein kleiner mieser Drecksack, ein Lump, dem man den Earl absprechen sollte! Wäre Er ein Mann von Ehre, würden wir Ihn nicht züchtigen, sondern vor unsere Pistole oder unseren Säbel fordern. Aber ein Hundsfott, wie Er einer ist, wird einfach verprügelt, wie es Ihm zukommt! Und Er soll froh sein, dass wir keine Reitpeitsche zur Hand haben, denn sonst würde man auch in Seinem Londoner Club die Spuren Seine Schande sehen können!“ Der Brite hob die Hände und versuchte die Schläge abzuwehren, was ihm aber nur unzureichend gelang. Denn jetzt trafen nicht mehr nur die flachen Hände sein Gesicht, sondern wirklich harte, gezielte Hiebe mit den Fäusten auch seinen Oberkörper. Maria Sophia schlug außerdem nicht einfach nur blindlings zu, sie traf zielsicher und kräftig die schmerzhaftesten Nervenknotten. „Wenn ein Drecksack wie Er glaubt, dass Frauen Freiwild sind, nur weil Er einen Titel vor seinem Namen trägt, verdient Er ein paar kräftige Schläge und noch viel mehr! Außerdem gehört Ägypten noch lange nicht zum Empire, auch wenn Er scheinbar glaubt, dass die ganze Welt den Briten gehört.“ Es war ein seltsamer Anblick, die Polizisten und die rasch wachsende Menge sahen mit einer gewissen Befriedigung zu, wie der Mann von einer Frau verdrochen wurde.

„Halt! Stopp!“ Ein Captain der britischen Ägyptenarmee brach durch die Menge.

„Warum?“ Slatin Pascha stellte sich auch diesem Mann in den Weg. „Wenn jemand ihre Hoheit unzüchtig berührt, dann hat er Strafe verdient!“

„Dann sollte sich eine Hoheit aber auch wie eine benehmen und nicht...“

„Was sagt Er da?“ Maria Sophia hatte von ihrem Opfer abgesehen und wandte sich mit stechenden Augen dem Offizier zu. „Will ER uns etwa vorschreiben, was WIR anziehen oder machen dürfen? Und ist es für Ihn in Ordnung, wenn ein Engländer einer ägyptischen Frau einfach ungeniert und ungestraft an den Hintern greifen darf? Will Er das damit sagen? Es ekelt uns vor Ihm und Seiner fehlenden Moral! Ich dachte immer, Offiziere sollten Gentlemen sein“, musterte Maria den Captain abfällig von oben nach unten. „Davon ist bei Ihm aber überhaupt nichts zu bemerken. Gehen wir, Slatin Pascha!“

„Wie kaiserliche und königliche Hoheit wünschen!“ Die raunende Menge bildete eine respektvolle Gasse, um die Prinzessin und ihren Beschützer durch zu lassen. Leise klangen Worte wie Slatin Pascha, Amirat namsawia – österreichische Prinzessin, Amrah qawiuh – starke Frau, `iina Allah eadil – Gott ist doch gerecht, akhyrana shakhs ma yueaqib al`iinjlizia – endlich bestraft jemand den Engländer oder Amirat aleadl – Fürstin der Gerechtigkeit durch das Gewühl. Selbst muslimische Männer erwiesen ihr Respekt und verneigten sich, die beiden Briten sahen ihr ratlos nach.

„Verdammt! Wer konnte das wissen! War angezogen wie eine von den denen, mit dem Kapuzencape. Und wie sie dann den Arsch so herausgestreckt hat...!“

Mit raschen Schritten strebte Maria Sophia durch die Gassen aus dem ägyptischen Viertel.

„Den degenerierten Fetzenschäd'l soll der Blitz beim Scheißen derschlag'n“, ärgerte sich die österreichische Erzherzogin. „Dem soll't der Sirdar einmal kräftig den Arsch aufreißen!“

„Hoheit können sicher sein, der Sirdar Kitchener würde das sehr gerne tun!“

Die Prinzessin verhielt mitten im Schritt. „Wollen's damit sagen, der Kitchener ist...? Na ja, warum auch nicht? Wenn's ihm Spaß macht! Das würd' dann auch den Blick erklär'n, mit dem er ihnen gestern auf den Allerwertesten g'schaut hat.“

„Nein, da haben Sie mich missverstanden, Fräulein. Ich habe gehört, es ist dem Sirdar völlig egal, ob ihm ein Mann oder eine Frau das Hinterteil hin hält!“ Carl Freiherr von Slatin zuckte mit den Schultern. „Aber das sind nur Gerüchte, vielleicht möchte ihm und seinem Ansehen ja auch jemand damit schaden?“ Maria kratzte sich an der Nase.

„Den Leuten von der Royal Navy sagt man auch so einiges nach, und es schad't ihnen nichts“, resümierte Maria. „Also, ob der Sirdar im Bett auf Buben oder Mädels steht, oder ob er einfach Popscherlpartien vorzieht, das kann ich jetzt auch nicht sagen, aber Horatio Kitchener liebt ausschließlich Horatio Kitchener. Soviel zumindest ist sicher.“

„Das ist es in der Tat, Fräulein Maria Sophia. Er ist einzig auf seinen eigenen Vorteil bedacht.“

„Ein eiskalter Glücksritter auf jeden Fall. Na ja, man weiß ja nicht, wie er so g'worden ist. Vielleicht hat er ja auch sein' Hintern zu oft irgend jemandem andern hinhalten müssen. Geh'n wir weiter!“

=◇=

„Bitte! Warum bin ich hier? Was wollen Sie denn noch von mir?“ Die junge Gräfin Lichtenbach war in Tränen aufgelöst. So hatte sie sich Ägypten und den Traum vom Königreich Gottes wirklich nicht vorgestellt. Die Gleichheit aller Menschen, Männer und Frauen, hatte sie in Wien noch stark angezogen. Das, und der hemmungslose Hedonismus während der Zirkel. Dann war sie nach Kairo gekommen, um mehr zu erfahren, um mitzuhelfen, das Paradies auf Erden vorzubereiten. Aber hier musste sie feststellen, dass das Paradies wieder nur für wenige bestimmt war. Was sie aber als Adelige noch nicht all zu sehr gestört hätte. Immerhin hatte die junge Gräfin immer zur privilegierten Schicht gehört, und wenn sie auch durchaus schon früher für soziale Gerechtigkeit und die Emanzipation der Frau eingetreten war, ein paar kleine Vorteile hatten noch niemand geschadet. Besonders die eigenen nicht. Aber dass das Feuer, das auf die Ungläubigen regnen sollte, aus den Rohren von Flugschiffen kommen sollte, dass Mord und Gewalt ein friedliches Miteinander einläuten sollten, ein Krieg, der die ganze Welt erfassen und zerstören sollte, das alles erschreckte und verstörte die junge Frau zutiefst. So hatte sie sich die schöne, neue Welt nicht vorgestellt, so hart, brutal und voll von Gewalt. Sie wollte bald nur noch nach Hause, zu ihren Eltern und Geschwistern, doch man hatte sie nur ausgelacht. Sie war jetzt Eigentum der Vereinigung, sie hatte sich freiwillig in deren Hand gegeben, als sie auf ihrer Pilgerreise mit anderen Pilgern des Goldenen Frühlings nach Palästina in Kairo gelandet war. Die Leiterin des Zirkels in Kairo, Yasmin, hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass sie den Orden der Yegēt Lijochi nie, nie, nie wieder verlassen würde. Seither hatte man sie nur noch für einzelne ‚Zeremonien‘ aus ihrer ansonst nie unverschlossenen Zelle geholt. Das, was ihr vorher bei den Treffen des Goldenen Frühlings so gut gefallen hatte, die große Auswahl an Männern, wurde nun zum unerbittlichen Zwang. Außerdem wurde sie nun immer den Herren mit ‚Sonderwünschen‘ zugewiesen. Zumeist unangenehm und für sie schmerzhaften oder demütigenden Sonderwünschen. Dann waren einige Männer gekommen, hatten ihren seit einiger Zeit stets nackten Körper mit weiten, arabischen Kleidern verhüllt, ihr die Augen verbunden und hatten mit ihr das Haus verlassen, in welchem sich die Yegēt Lijochi in Kairo trafen. Sie hörte arabische Stimmen, roch unvertraute Gewürze, dann, Ruhe, Stille. Die Binde vor den Augen wurde ihr abgenommen, ein Mann stand vor ihr, die Kapuze seines Burnuses so weit ins Gesicht gezogen, dass sie sein Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

„Was soll ich jetzt machen? Ich tue doch alles, aber bitte nicht mehr schlagen! Bitte!“ Die Tränen flossen über die Wangen des Mädchens, und wie durch einen Schleier hörte sie die Worte:

„Lauf! Halte dich an der Tür rechts und am Ende der Gasse links, dann immer geradeaus. Bleib nicht stehen, auf gar keinen Fall, sondern beeile dich, lauf, lauf, lauf!“ Und Sabine lief. Lief, wie noch nie in ihrem Leben, raffte den langen Kaftan, stolperte, fing sich, lief weiter, drängte sich durch die Körper, welche dicht an dicht auf der Gasse unterwegs waren. Eine bekannte Stimme – deutsch, noch dazu im Schönbrunner Dialekt!

„Geh’n wir weiter!“

„Hoheit“, rief, nein brüllte Sabine von Lichtenbach und stürmte auf die beiden Gestalten in den hellen Uniformen zu.

„Lichtenbach!“ Das Erstaunen der Prinzessin von Kakanien war unüberhörbar. Sabine stürmte weiter, hinter ihr brüllte eine männliche Stimme.

„Bleib stehen, Ungläubige!“ Eine ihr nur zu gut bekannte Stimme, sie hatte sie in der letzten Zeit zu hassen gelernt. Weiter laufen, befahl sie sich, immer weiter, so, wie es die Stimme vorher gesagt

hatte. Niemand auf der Welt konnte es doch wagen, eine Prinzessin der Vereinigten Donaumonarchien und ihren Schützling anzugreifen, nicht einmal hier, in der Altstadt Kairos. Hinter ihr knallte etwas, ein dumpfer Schlag in den Rücken stieß sie vorwärts, der Erzherzogin direkt in die Arme.

„Sabine!“ Die Arme Maria Sophias schlossen sich um die Zusammenbrechende und stützten sie, neben ihr bellte die schwere Dienstwaffe des Oberstleutnant Slatin auf. Einmal – zweimal – dreimal in schneller Folge, der hagere Ägypter in der Dschellaba mit dem kurzläufigen Revolver in der Hand wurde zurück gestoßen und brach zusammen.

Sabine sah der Prinzessin in die Augen, langsam wurde es dunkel um sie. War das jetzt der Tod? Kein Schrecken mehr, keine Schmerzen, kam die – Erlösung von all dem? Sie riss sich noch einmal zusammen, sie musste jemandem mitteilen, was sie wusste.

„Feuer! Feuer aus den Rohren von Flugschiffen“, flüsterte sie, rufen konnte sie es nicht mehr. Ein Hustanfall schüttelte den dünnen, schlaffen Körper, der einstmals stark und vom Reitsport gestählt gewesen war. „Goldener...“ Wieder hustete sie Blut auf die Kleidung der Prinzessin, von irgendwo her erklang das Trillern einer Pfeife „...goldener Frühling. Awlad Alrabi. Ein Paradies, Toussidé. Der Messias in Jerusalem. Gondar! Es hätte so schön... so schön...“ Der Kopf der jungen Gräfin fiel hintenüber, und ein Dabit Shurta, ein Polizeioffizier drängte durch die Menge.

„Was ist hier geschehen?“

„Der Mann da am Boden hat auf die Frau geschossen, und der Pascha hat zurück gefeuert!“ rief eine laute Stimme aus der Menge, und zustimmendes Murmeln klang auf.

„Ein Attentat auf eine hohe Person!“ Auch auf der anderen Seite erklang eine laute Stimme, die bejahende Kommentare auslöste.

„Pascha?“ Der Polizist sah sich um, sein Blick fiel auf Slatin. „Natürlich, Pascha. Verzeihen Sie meine Unachtsamkeit, können Sie mir vielleicht etwas sagen? Wissen Sie, wer das Opfer ist?“

„Es ist die österreichische Gräfin von Lichtenbach, Mulazim.“ Maria Sophia legte den Leichnam vorsichtig ab und erhob sich.

„Warum hat man wohl auf sie geschossen? Was hat der Mann vorher noch gerufen?“

„Bleib stehen, Ungläubige“, antwortete Slatin.

„Warum hat er bloß auf die arme Lichtenbach geschossen?“ Traurig blickte die Erzherzogin auf die Tote hinab.

„Und darf ich fragen, wer die – Dame in ihrer Begleitung ist?“ Der Polizeileutnant hatte sein Notizbuch aufgeschlagen und sich den Namen Slatins und der Gräfin Lichtenbach notiert. Jetzt blickte er neugierig auf die Frau, welche unter einem Kapuzencape die gleiche Uniform wie Slatin Pascha trug, nur ohne Ordensspangen. Slatin strich sich über den seitwärts gekämmten Schnurrbart.

„Wie ist ihr Name, Mula...“

„Lassen wir die Etikette doch einmal außen vor, Freiherr“ unterbrach Maria ihren Begleiter. „Ich bin Erzherzogin Maria Sophia von Österreich, und ich bitte Sie, den Leichnam der armen Baronin auf die Insel Zamalek zur Botschaft zu bringen. Wir werden uns jetzt ebenso dorthin begeben und der Polizei des Khedive selbstverständlich für Fragen zur Verfügung stehen.“

=◇=

Ein geländegängiges Dampfmobil der britischen Streitkräfte holte die Prinzessin am nächsten Tag wie versprochen vom Hotel Oriental ab, um sie zu ihrem Lunch im Offiziersclub der britischen Offiziere zu bringen. Die Polizei Kairos hatte einen hohen Offizier nach Gezira auf der Insel Zamalek geschickt, um die Aussagen von Maria Sophia und Slatin Pascha aufzunehmen, dabei war zu bemerken, dass der Aussage des Freiherrn um einiges mehr Gewicht zugemessen wurde. Slatin war eben ein Mann, und Kairo immer noch ein stark muslimisch geprägtes Land. Ihre Hoheit hatte es stoisch zur Kenntnis genommen, Kairo war nun einmal nicht Wien. Hier würde noch viel Wasser den Nil hinab fließen und noch lange Jahre vergehen, ehe der Islam auch nur annähernd gleiche Rechte für Frauen erlaubte. Und war es nicht auch in Europa so, dass Frauen sich jedes einzelne Recht hart vor Gericht erstreiten mussten? Auch in Österreich, allen kaiserlichen Edikten und Gesetzen zum Trotz? Aber immerhin konnten sie es in den Vereinigten Donaumonarchien mit recht guten Chancen versuchen, da sie das Gesetz auf ihrer Seite hatten. Mittlerweile gab es auch gute Anwälte für eben solche Fälle, in denen moderne Frauen ihren Platz in der modernen Gesellschaft erstreiten wollten. Ein eigenes Bankkonto zum Beispiel, oder ohne Erlaubnis des Ehemannes zu arbeiten und eigenes Geld zu verdienen. Aber selbst diese kleinen Fortschritte würden in Ägypten noch lange nicht der Fall sein. Immerhin waren auch die viktorianischen Briten nicht von einer Gleichstellung der Frau begeistert und bereit, diese anzuerkennen. Noch nicht einmal Queen Victoria, außer natürlich, es ging um ihre eigenen, persönlichen Rechte.

Sir Edgar hatte auf den Rat von Captain Petersen keine Luxusdroschke angefordert, sondern einen kleinen Spähwagen der Infanterie zum Hotel beordert. Offen gebaut, aber mit einer Plane ausgestattet, welche vor den direkten Strahlen der Sonne schützte, schnell und wendig. Einen Wagen, wie die Egypt Armee ihn für ihre Aufklärungsfahrten und die Offiziere in der Wüste verwendete. Draußen, in den Dünen, raste das Vehikel auf seinen etwa einen Meter durchmessenden und ungefähr handbreiten Rädern mit einer kaum vorstellbaren Geschwindigkeit von beinahe vierzig Stundenkilometern durch die Wüste. Nur ein sehr gutes Kamel war im tiefen Sand der Sahara noch schneller unterwegs, es ermüdete aber auch weit früher. Bei einer inneren Spurbreite von 148 Zentimetern bot der Wagen auf zwei Bänken vier Personen einigermaßen Platz, ein unbewaffneter Winzling, aber ein guter Offroader für den Militäreinsatz in Wüstengebieten. Petersen hatte die Prinzessin durchaus richtig eingeschätzt, sie schwang sich in ihrer hellen Africauniform mit den Schulterstücken eines Generalobersts der Vereinigten Donaumonarchien mit zusätzlicher Kaiserkrone im Sternenkranz zum Fahrer auf den Nebensitz und löcherte diesen die ganze Fahrt über mit Fragen zu technischen Details des Vehikels. Der Fahrer, ein Sergeant Cummings, beantwortete diese Fragen zuerst noch ein wenig schüchtern und zurückhaltend. Dann aber, das echte Interesse bemerkend, legte er einen wachsenden Enthusiasmus an den Tag. Die österreichischen Konstrukteure waren einen ganz anderen Weg beim Aufbau ihrer Fahrzeuge gegangen. Ausgestattet mit leichteren Materialien und der beinahe unerschöpflicher Energie des puren Vaporids und der Spulen Teslas bauten sie eine Wärmepumpe in einem größeren, aber relativ gut gepanzerten Fahrzeug ein. Im Winter wurde der Innenraum warm und im Sommer kühl gehalten, die Revolverkanone im Kaliber zwei Zentimeter verschoss siebzig Granaten in der Minute und machte daraus schon eher einen kleinen Radpanzer. Der Puch Noriker war mit seiner

Spurbreite von 2,28 Metern auch deutlich breiter und 6,8 Metern sehr viel länger als der englische Camel, von dem Maria Sophia abgeholt wurde. Und auch wenn das österreichische Fabrikat in der Geschwindigkeit dem englischen nicht nachstand, war doch das Fahren mit offener Fahrgastzelle mit einem ganz anderem, einem direkteren, freudigen Gefühl verbunden.

Auch auf den Flug mit dem Ornithopter freute sich die Erzherzogin. Das direkte Gefühl, in der Luft zu sein, auf einem riesigen Vogel zu reiten – das konnte kein Thorneycroft, kein Flugschiff und auch kein Luftschiff bieten. Nur ein Ornithopter. In diesem Gebiet, das musste man einfach anerkennen, war Britannien die führende Nation, weit vor allen anderen. Schon früh hatte man im deutschsprachigen Raum mit den Resselpropellern eine Antriebsart entdeckt, mit der man, genügend Energie vorausgesetzt, nicht nur schnell vorwärts, sondern auch aufwärts kommen konnte. Dank Nikolaus Novacek und dessen Vaporid war die Energie vorhanden, und 1854 entwickelte Karl Friedrich Werner den Werner-Turbinenmotor mit extrem hohen PS-Werten, der dafür sorgte, dass die Kriegsschiffe der österreichischen und deutschen Kaiser fliegen lernten. Und jetzt, mit den Tesla-Motoren, arbeitete man auch schon an kleineren, flugfähigen Panzern. Mit kleinen Resselpropellern in Rohren, wie in den großen Schiffen. Die Dampfturbinen von Werner und auch die elektrischen Tesla-Motore erzeugten direkt eine drehende Bewegung, was dem Antrieb eines rotierenden Propeller entgegenkam. Die Kolbendampfmaschine der Briten wurde zwar ebenfalls mit Vaporid, beziehungsweise dem Steampowder aus britischer Eigenproduktion geheizt, erzeugte aber eine hin-und-her-Bewegung, oder, wie im Falle des Ornithopterantriebs, eben eine auf-und-ab gehende. Mit diesen Kolben wurden dann direkt die Flügel bewegt.

Das gesamte Offizierscorps der Kairoer Garnison war anwesend, der schottische Artilleriemajor hatte für diesen Anlass seinen Kilt und den Sporrn angelegt. Er hatte auch eigens seine alte Warpiper hervor geholt, um ihre Hoheit mit dem Marsch ‚Scotts forever in Honor‘ zu begrüßen. Der Kommandant der Garnison, Colonel Edgar Cunningham, reichte Maria Sophia persönlich die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.



„Es ist eine große Ehre und ein Vergnügen für uns, Hoheit heute hier begrüßen zu dürfen.“ Er verbeugte sich galant und küsste ihre Hand, als sie vor ihm stand.

„Danke, Sir Edgar. Ich habe schon befürchtet, ich wäre hier nicht mehr willkommen!“ Das Lächeln der Prinzessin erstrahlte und konnte es durchaus mit einem der Landescheinwerfer für Flugschiffe aufnehmen.

„Aber warum denn, kaiserliche und königliche Hoheit! Weil Sie den vorlauten Earl von Wooster geschlagen haben? Wenn Sie ein offenes Wort erlauben wollen, Ma’am?“

„Ein Wort unter Soldaten, Colonel?“

Der Brite straffte seine Gestalt und drückte seine Brust so weit heraus, dass sie beinahe eine Ebene mit seinem etwas voluminösen Bauch erreichte! „Ein Wort unter Soldaten, sehr gut, General! Ich kann jeden verstehen, der einer Frau mit einem gut geformten Hinterteil an dasselbe greifen möchte, das gleiche gilt auch für die Oberweite. Wohlgedenkt, ich spreche von einem Wunsch, den wohl jeder normale Mann verspüren wird. Aber wenn er sich nicht beherrschen kann und diesem Wunsch auf ungeziemende Weise, also ohne ausdrückliche Erlaubnis, nachkommt und tatsächlich zugreift, dann muss er die Reaktion der Frau auch wie ein Mann ertragen und die Ohrfeigen eben als gebührende Strafe akzeptieren.“ Er führte die Generaloberst an den salutierenden Offizieren vorbei.

„Ach, Captain Petersen“, Maria Sophia reichte dem Briten die Hand, der zuerst salutierte, um sie dann zu ergreifen und sich darüber zu beugen.

„Ma’am!“

„Sie haben Recht, Colonel“ Maria Sophia schritt am Arm von Sir Edgar weiter. „Und hätte er, anstatt die Polizei zu rufen, sich entschuldigt und einfach entfernt, wäre die Sache längst vergessen. Es muss niemand peinlich sein, wenn er auf mein Sitzfleisch schaut, oder in meinen Ausschnitt – wenn ich ein Kleid mit einem solchen trage. Ansehen jederzeit, aber angreifen nur mit einer direkten Einladung. Ach, guten Morgen, Major Darling!“

„Generaloberst!“ Auch Sir John salutierte erst und deutete danach einen Handkuss an, ganz Gentlemen.

„Ich freue mich schon auf unseren Rundflug, Major“, gestand Maria. „Darum habe ich mir erlaubt, heute Hosen zu tragen. Auch wenn einer ihrer Captains das vielleicht anstößig finden wird.“

„Mehr als einer, fürchte ich! Und nicht nur Captains.“ Der Earl kraulte seinen prächtigen Backenbart. „Ich gestehe ganz ehrlich, dass mir das auch ein wenig seltsam vorkommt. Eine Frau in Hosen ist für uns alle ein klein wenig ungewöhnlich. Bitte, nehmen Sie doch Platz, Hoheit!“ Ein Bediensteter hielt der Prinzessin den Stuhl und rückte ihn zurecht.

„Danke! Sie scheinen damit aber ziemlich gut zurecht zu kommen, Colonel“, plauderte sie.

„Madam General, es ist seltsam, aber es gibt doch schon einen Präzedenzfall“ referierte der Colonel. „Auch Zarin Katherina die Große zeigte sich öffentlich in der Uniform eines Kommandanten des Sankt Petersburger Garderegiments zu Pferd.“

„Nun, Colonel, ich habe allerdings nicht vor, einen Thron zu erheiraten und meinen Mann dann aus dem Weg zu räumen, wie es Sophie Auguste Friederike machte,“ lachte die österreichische Prinzessin hell. „Außer natürlich, er hätte das mit mir vor. Also, doch keine Ehe mit einem König oder Kaiser. Man lebt ohne angenehmer.“

„Aber eine gute Figur hat sie damals schon gemacht, in der roten, auf den Leib geschneiderten roten Uniform mit dem grünen Überzieher“, erklärte Colonel Cunningham. „Also ja, ich wollte nur sagen, es beginnt jetzt bald das zwanzigste Jahrhundert, wer weiß, was das noch alles an Neuerungen bringen wird. Als ich mir das Patent zum Kornett bei den leichten Dragonern Nummer

11, also bei Cardigans Husaren kaufen konnte, reichte es völlig aus, wenn man halbwegs reiten, schießen und mit dem Säbel umgehen konnte. Heute muss man mit Maschinen und Fahrzeugen zurecht kommen, man muss dafür sorgen, dass die eigenen Soldaten nicht mehr in einer Reihe stehen, sondern gute Deckung finden. Weil ja ein einzelner Soldat mit einem Maxim-Gewehr eine ganze Kompanie auslöschen kann, wenn die in alter Formation kämpft. Heute eine Kavallerieattacke gegen eine Stellung mit Revolverkanonen, Maxims und den neuen Karabinern zu reiten, käme einem Selbstmord gleich. Bei Balaklawa hat die ‚Light Brigade‘ mit ihrem Sturm auf die Artilleriestellung trotz riesiger Verluste noch Erfolg gehabt, aber heute? Die Kavalleristen kämen noch nicht einmal in die Nähe der Stellungen. Unter Umständen ist eine Einheit Dragoner auch heute noch von gewissem taktischem Nutzen, berittene Infanterie für schnelle Stellungswechsel. Aber eine Kavallerieattacke... das würde in einem fürchterlichen sinnlosen Gemetzel enden. Ich verstehe die neue Zeit nicht sehr gut, General. Ich gehe immerhin altersmäßig bereits stark auf die siebzig zu. Ja, man sieht es mir noch nicht so an, aber – na, ist ja auch egal. Wie gesagt, ich habe bereits so viele Veränderungen erlebt, ich verstehe sie nicht alle, mir gefallen auch nicht alle, aber ich habe gelernt, damit zu leben. Und die neue Methode der Kriegsführung verlangt eben eher nach Männern wie Kitchener, hart, brutal und kompromisslos. Und leider kein bisschen Gentleman. Darum ist er ja auch als ‚Colonel auf Zeit‘ mein Vorgesetzter, obwohl ich ein echter und unbefristeter Colonel bin. Darf ich ihnen als Aperitif vielleicht einen leichten Sherry anbieten, Ma’am?“

=◇=

„Das ist ja phantastisch!“ Maria Sophia ging nach dem Diner mit Major Darling zum Flugfeld. Dort umrundete sie einen der britischen Ornithopter und streichelte bewundernd die Flanken. Der Rumpf des Zweisitzers war einen knappen Meter breit, es war also nur schlanken Personen möglich, zu zweit in diesem Fluggerät Platz zu nehmen. Sir John hatte schmale Schultern und ein nur kleines Hinterteil, und auch die Erzherzogin war, wenn auch gut geformt, so doch nicht all zu üppig gebaut. Bei der Länge von fünf Metern nahm der Schwanz des Fluggerätes aus einzeln verstellbaren Kunstfedern, welche aus einem mit Segeltuch bespannten Metallrohrrahmen bestanden, etwas mehr als die Hälfte ein.

„Diese Flügel, bestehen die aus den gleichen Federn wie die am Schwanz?“ Aufgeregt sah Maria Sophia zu den hochgeklappten Flügeln hoch.

„Beinahe!“ Der Major untermalte mit seinen Händen die Erklärungen. „Die Schwanzfedern sind vom Gelenk bis zur Spitze komplett symmetrisch, während die Flügelfedern vom Gelenk aus eine starke Vorderkante aufweisen und nach hinten schmaler werden. Durch diese Krümmung bekommen wir noch ein wenig mehr Auftrieb. Wenn der Motor mit den Flügeln nach unten – hinten schlägt, schließen sich die Federn und bilden eine dichte Fläche, wenn sie nach oben – vorne gehoben werden, stellen sie sich schräg und lassen viel Luft durch. Hier kommt auch die asymmetrische Form der Flügelfedern zum Tragen. Für den Start benützen wir diese Hydraulikbeine hier. Zuerst wird das Gerät mit dem Antriebsmotor ganz nach unten gezwungen und dann die Kraft in den Kolben in weniger als einer Sekunde frei gegeben. Es ist ein Erlebnis, ich kann es einfach nicht beschreiben, das muss man erleben. Jedenfalls gibt es nichts Schöneres! Zumindest nicht in kompletter Kleidung!“

„Sie werden doch nicht frech werden wollen, Captain“, lachte die Prinzessin von Österreich.
„Wieviel Spannweite hat das Gerät?“

„Nur verbal, Ma’am, und nicht sehr. Ich verspreche es! Voll ausgebreitet erreichen die Flügel im Gleitflug fast dreißig Fuß!“

„Allerhand! Wie steigt man ein?“

„Diese Leiter, Ma’am. Ich verspreche auch, nicht hin zu sehen, während Sie klettern!“ Der Major wies auf eine Strickleiter.

„Sehen Sie nur zu, Major. Ich habe ja keinen Rock an, Sie müssen also nicht die Augen abwenden!“ Geschickt turnte die junge Frau die Leiter hinauf und schwang sich in die Kanzel.

„Auf den linken Platz, bitte“, rief der Major hinterher, dann griff er selber nach der Leiter.

„Hier starten man die Maschine“, erklärte Sir John und legte einen gelb markierten Hebel um. „Jetzt dauert es wie bei jeder Dampfmaschine etwas, bis der Druck aufgebaut wird. Hier sehen Sie, wie die Nadel des Druckmessers steigt. Sobald sie im grün markierten Bereich ist, könnte man beginnen, aber ich warte ohne Notfall gerne, bis sie in der Mitte der Markierung erreicht. So wie jetzt. Ich schalte nun den Motor ein, der die Hydraulikbeine spannt. Sie bemerken, wie der Rumpf allmählich absinkt. Die Flügel sind komplett oben und vorne. Sehen Sie, Ma’am, das Licht leuchtet auf, und nun könnte ich diesen roten Starthebel ziehen. Bitte, schlüpfen Sie aber zuerst in das Gurtgeschirr und setzen Sie die Schutzbrille auf, Ma’am, außer Sie wollen jetzt wieder aussteigen.“

„Auf gar keinen Fall!“ Maria Sophia folgte dem Beispiel des Majors, klickend schlossen sich die Karabiner und Sir John griff hinüber und kontrollierte den Sitz der einzelnen Lederbänder.

„Verzeihung, Ma’am, falls ich Sie berühren sollte, aber ich möchte nicht, dass Sie durch einen dummen Zufall aus der Maschine fallen.“

„Kein Problem, Major“, beruhigte Maria den Briten. „Greifen Sie nur zu und machen Sie, was nötig ist!“

„Alles in Ordnung, Ma’am. Halten Sie ihre Innereien gut fest, es geht jetzt los!“ Seine Hand drückte den Hebel nach unten, die Beine des Ornithopters gaben ihre Kraft frei und katapultierten den künstlichen Vogel in den Himmel. Just in dem Moment, als sich der Schwung aufzehrte, legte der Major einen anderen Hebel um, die mächtigen Schwingen schlugen kraftvoll nach unten und hoben das Gerät noch höher. Immer wieder hoben und senkten sich nun die großen Flügel mit mechanischer Präzision und trugen die Flugmaschine davon.

„Ups! Sie hatten völlig Recht, Major“, jubelte die Erzherzogin. „Voll bekleidet hatte ich noch nie so viel Spaß! Ist das da unten die Zitadelle?“

„Die Burg des Saladin! Richtig! Wir schwenken jetzt nach Westen und leicht nach Süden.“ Der Major legte, während er sprach, den Ornithopter in eine Kurve, und Maria Sophia vergaß völlig ihre Sorgen. Über ihr bewegten sich im gleichmäßigen Takt die Schwingen, unter ihr zog die Stadt vorbei, der Nil und jenseits davon die endlose Sahara kamen in Sicht. Meile um Meile Sand, nackter Fels und Sonne, ein gigantischer Anblick. Das Donnern der schweren Dampfmaschine von Boulton and Watt verstummte, als der Captain den gelben Hebel wieder nach oben stellte und die Flügel in Gleitstellung arretierte. Nur noch das leise Rauschen des Windes durchbrach die erhabene Stille, Major Darling senkte ein wenig das Haupt und bekreuzigte sich nach einiger Zeit.

„Hier oben spreche ich immer ein kurzes Gebet für meine verstorbenen Eltern und die Kameraden, die in der Wüste geblieben sind“, erklärte er.

Maria Sophia nickte. „Das verstehe ich, Sir John.“ Dann faltete sie ihre Hände und gedachte ihres Vaters und einiger anderer, ihr lieb und teuer gewesener Personen. „Danke, Major!“

John Darling lächelte dünn. „Hier kommt man sich selbst und dem Himmel näher als sonst wo auf der Erde“, sagte er ganz leise, wie um die Stille nicht zu stören. „Ich war auf einem der Flugkreuzer der Marine, dort war es laut und auch aufregend. Auf einem Luftschiff ist es nicht ganz so laut, aber langweilig. Hier aber, hier finde ich zu – Gott. Und das mag vielleicht derselbe sein, den der Papst in Rom oder der Erzbischof in London auf verschiedene Arten anrufen, aber mir zeigt er sich hier wieder ganz anders. Weniger wie ein forderndes Kind, das ständig Beachtung fordert, sondern größer, erhabener. Eine gewaltige Macht, der wir Menschen egal sind.“ Er verstummte.

„Das kann ich nachvollziehen. Warum aber beten Sie dann?“ Die Frage Marias kam ebenso leise gesprochen.

„Warum ich trotzdem bete?“, wiederholte der Major überlegend. „Wohl, weil es ein Trost für mich ist, eine Möglichkeit, meine Gedanken zu sammeln! Ich bete für mich, nicht für Gott.“

Maria Sophia legte ihre Hand auf seine und drückte fest zu. „Danke, Major, auch für ihre Worte!“ Noch einige Zeit glitt der Ornithopter im Segelflug immer weiter in die Wüste hinaus, dann startete Sir John die Maschine wieder. Die mächtigen Schwingen begannen mit ihrem Spiel, um die verlorene Höhe erneut zu gewinnen, die Nase wandte sich wieder nach Nordosten.

„Zeit, wieder aufzusteigen, Ma’am“, erklärte der Major. „Hier draußen ist das Risiko bei einer Landung zu groß. Manchmal sinken die Beine der Maschine im Sand zu weit ein, und es gibt hier immer noch räuberische Stämme. Besonders für schöne, hellhäutige Frauen zahlen manche von den Scheichs im Süden auch heute noch eine ganze Menge Geld. Und ein Ornithopter in deren Hand – da möchte ich nicht dafür verantwortlich sein.“

Kurze Zeit später kletterte die Prinzessin wieder in der Garnison aus dem Gerät. „Major, ich bin ihnen zu großem Dank verpflichtet.“

Darling beugte sich über ihre Hand. „Es war für mich eine große Ehre, Ma’am. Davon werde ich noch meinen Enkelkindern erzählen können, dass ich mit einer kaiserlichen Hoheit fliegen und sie einfach General nennen durfte!“

„Nun, Major, dann lassen Sie ihre Frau schön grüßen“, lächelte die Erzherzogin. „Haben Sie bereits Nachwuchs?“

„Das werde ich sehr gerne.“ Die Augen des Majors wurden weich. „Und ja, habe ich. Einen Sohn und eine Tochter.“

„Sehr schön. Ach, und hier kommt ja auch ihr netter Colonel.“ Tatsächlich näherte sich Edgar Cunningham dem Flugfeld und salutierte vor Maria. „Hatten Sie einen schönen Flug, Ma’am?“

„Hervorragend, Colonel“, strahlte die Erzherzogin. „Ich werde das Offizierscorps der Garnison Kairo der Egypt Army unter ihrem Kommando in bester Erinnerung behalten.“

„Dann darf ich Sie vielleicht noch zu einem kleinen Port überreden? Später wird Sergeant Cummings mit seinem Camel bereit stehen, Sie wieder in ihr Hotel zu bringen.“

„Wie aufmerksam, Sir Edgar. Ich bin hochofregut. Kommen Sie auch noch mit, Major?“

Es wurde noch etwas später als gedacht, die Sonne war bereits untergegangen, als Sergeant Cummings vor dem Hotel Oriental hielt und ein Page einer recht gut gelaunten Prinzessin von Kakanien die Tür des Spähwagens öffnete. Maria entstieg dem Camel und wandte sich noch einmal mit einigen Dankesworten um, ehe sie kerzengerade das Hotel betrat. Auffallend kerzengerade. Auf das Abendessen verzichtete sie an diesem Tag.

=◇=

Auf dem Nil

Die Sonne spiegelte sich im Nil und warf feine Muster durch die Vorhänge in die Räume an Bord der MALIKAT MISR oder, wie es auf englisch an Bug und Heck stand, der QUEEN OF EGYPT. Das Schaufelrad am Heck wirbelte das Wasser auf und trieb das etwas betagte Schiff gemütlich den Nil stromauf, nach Dahschur, nur etwa 36 Kilometer von Kairo entfernt. Dort gab es die Pyramiden des Snofru, jene mit dem Knick und die rote, dazu noch ein ausgedehntes Gräberfeld. Die Stewarts gingen mit hallenden Handglocken durch das Schiff und riefen den ersten Halt aus.

Es war ein feines Stück englischer Schiffsbaukunst, welches hier auf dem Nil verkehrte, eines der größten rein zivilen Flussschiffe am Ende des 19. Jahrhunderts. Auf seinem 107 Meter langen und 21 Meter breiten Rumpf waren drei Etagen aufgebaut, mit steigendem Luxus. Ganz oben befand sich auf diesem Bau das Ruderhaus, und heckwärts gleich anschließend mit eigenem Aussichtsdeck und seitlichen Balkonen die beiden teuersten Suiten mit jeweils einem Salon und zwei Schlafräumen. Ahmad al Massud mochte ein übler Giftmischer sein, aber geknausert hatte er zumindest nicht. Beide Suiten waren für Maria Sophia und ihr Gefolge reserviert, für die Zofen und die Kammerdiener stand auf dem zweiten Deck zwei angenehme Zweibettkabinen zur Verfügung, ebenso eine solche für die beiden Offiziersburschen. Die Prinzessin hielt es allerdings nicht in ihrer Suite, sie besuchte lieber den Salon der ersten Klasse. Die Erzherzogin wollte ein wenig unter andere Leute, wie sie ihrem Gefolge erklärte. In ihrem knielangen Reiserock und der hellen Bluse sah sie einfach hinreißend aus, als sie sich einen starken türkischen Kaffee orderte und einen Zigarillo entzündete. Noch zwei, vielleicht drei Tage, und von dem Araber war nichts zu sehen oder hören. Sie wollte es nicht zugeben, aber allmählich wurde sie schon ziemlich nervös. So knapp vor dem eigenen Tod durfte man das doch wohl schon. Tief inhalierte sie nachdenklich den schweren Tabakrauch. Sollte ihr Leben hier enden, ferne der Heimat? Wäre es nicht besser gewesen, zu Hause zu warten und das Ende einfach hin zu nehmen? Nein! Solange noch ein Funken Leben in ihr war, wollte, musste sie kämpfen! Mit allem, was sie hatte!

„Darf ich stören, kaiserliche und königliche Hoheit?“, erklang eine kultivierte, weibliche Stimme. Maria Sophia sah auf, eine zarte, exotische Frau war an ihren Tisch getreten, geschmackvoll und nach europäischer Mode gekleidet. Eine orientalische Schönheit mit dunkel getönter Haut, die Augen in einem Stil geschminkt, mit dem bereits die Frauen der Pharaonen ihre Männer betörten und auch auf Julius Cäsar und Mark Anton ihre Wirkung nicht verfehlt hatte.

„Bitte!“ Die Österreicherin wies auf einen Sessel an dem Tisch.

„Danke schön!“ Damit ließ sich die kleine Frau elegant sinken, jetzt erst realisierte die Erzherzogin, dass ihr Gegenüber die deutsche Sprache benutzt hatte. „Mein Name ist Saloumne, man nennt mich auch die Wahib alhaya. Der Name Euer Hoheit ist mir selbstverständlich bekannt, und ich danke für Euer Erscheinen hier in Ägypten. Auch wenn ich durchaus weiß, dass es nicht wirklich freiwillig geschah!“

„Wenn Sie damit auf...“

„Bitte, Hoheit“, hob Saloumne geziert die Hand. „Ja, genau das meine ich. Ich bitte Hoheit um Vergebung für die ungewöhnliche Methode, Sie zu einem Besuch hier in Ägypten zu überreden. Glaubt mir, es war unumgänglich. Das erste Rätsel Ahmeds, Hoheit haben es in den Straßen von Kairo bereits erfahren! Ich bitte Hoheit sehr, mir folgendes zu glauben: wir haben zwar dafür gesorgt, dass die Gräfin Lichtenbach euren Weg kreuzt, aber wir hofften, Ihr könntet sie gesund in ihre Heimat bringen. Ihr Tod war von uns in keiner Weise gewollt. Natürlich benötigt Ihr Zeit, um das Rätsel lösen zu können, Zeit, welche euch diese kleine Kapsel verschaffen wird. Wir werden uns ganz sicher zu gegebener Zeit wieder sehen, aber für den Moment genießt bitte diese Kreuzfahrt auf dem Nil und denkt nach. Ach, ich sehe, das Schiff macht sich bereits zur Abfahrt bereit, ich muss wieder von Bord. Entschuldigt mich, Hoheit.“ Die Frau erhob sich elegant und schritt graziös aus dem Salon, und wenig später sah Maria Sophia sie das Schiff verlassen, ehe es ablegte. War an den Worten der Lichtenbach doch noch mehr dran als ursprünglich gedacht?

„Einen roten Tee mit Minze, und eine Flasche Wasser“, orderte die Prinzessin, und als das Wasser kam, schluckte sie schnell die kleine Kapsel.

„Miss“, fragte eine helle Kinderstimme durch die offene Schiebetür hinter ihr. „He, Miss!“ Eine Hand zupfte an ihrem Rock, und jetzt sah sie hin. Ein nicht ganz zehn Jahre alter Junge in kurzen Hosen und einem leichten Sakko über einem weißen Hemd starrte sie an.

„Meinst du mich?“, lächelte die Maria Sophia den Jungen freundlich an.

„Ja! Meine Ma hat gesagt, dass du eine echte Prinzessin bist. Aber müsstest du dann nicht eine kleine Krone auf dem Kopf tragen und ein gaaanz langes Kleid anhaben“, fragte der Knabe und musterte sie. „Außerdem leben Prinzessinnen doch in einem Schloss.“

„Ja, das mit dem Schloss tun wir üblicherweise“, erklärte Maria Sophia. „Aber die ganze Zeit eine Krone tragen und ein gaaanz langes Kleid anhaben, das wäre doch nicht bequem. Und manchmal verreisen wir auch einfach so. Wir sind nämlich nur vom Beruf Prinzessin oder Prinz, König oder Kaiser. Privat sind wir wie alle anderen Leute auch.“

„Und wie wird man Prinzessin? Muss man da viel lernen?“ Der Knirps kam herein und stellte sich vor die Erzherzogin.

„Eigentlich nicht“, überlegte Maria Sophia. „Üblicherweise werden wir mit dem Amt geboren.“

„Ach! Dann hat man dich gar nicht gefragt, ob du es werden willst?“

„Nein. Mein Opa war Kaiser, und mein Pa wäre es nach ihm geworden, aber der ist leider zu früh gestorben!“ Maria setzte den Jungen auf einen der Sessel. „Möchtest du heiße Schokolade?“

„Ja, bitte, gerne. Und was ist jetzt? Wer ist jetzt Kaiser?“

„Mein kleiner Bruder“, erzählte die Prinzessin. „Aber weil der erst vierzehn ist, führt unsere Mutter das Land.“

„Wirklich? Deine Mutter regiert ein ganzes Land? Erlaubt ihr Vater das? Und die Regierung?“

„Oh, aber ihr Vater hätte da doch nichts mehr zu sagen“, erklärte Maria schmunzelnd. „Meine Mutter ist Erzherzogin und Regentin der Vereinigten Donaumonarchien, und er ist König in Bayern und schon sehr alt. Außerdem, regiert nicht auch in England eine Queen?“

„Die regiert ja nicht“, winkte der Knabe ab. „Sie ist nur die Queen. Regieren ist Sache des Prime Minister und des Parlaments!“ Der Junge nippte an seiner Schokolade. „Aber...“

„HENRY“, rief eine besorgt klingende Frauenstimme und unterbrach den Knaben.

„Hier bin ich, Ma!“ Der Junge winkte, und eine etwa dreißig Jahre alte Frau in einem einfachen, langen Kleid in gedeckten beige-Tönen und einer Rüschenbluse kam mit einem Mann in einem Safarianzug heran geeilt.

„Da bist du ja, Henry! Entschuldigen Sie bi... Verzeihung, Euer Hoheit, ich habe euer Hoheit nicht gleich erkannt!“ Die Frau machte einen ungeschickten Hofknicks und stieß ihren Mann an. „Das ist die Prinzessin von Österreich Maria Sophia. Verneige dich doch ordentlich!“

„Nein, nein“, wehrte Maria Sophia ab. „Bitte nehmen Sie doch Platz. Sie sind Briten aus den amerikanischen Kolonien, oder?“

„Das sind wir, Ma’am, aus Richmond, Virginia, Ma’am! Orville und Henrietta Jones. Das ist unser Sohn Henry. Wir wollten nicht aufdringlich sein!“ Der Mann drehte seinen Hut in den Händen.

„Bitte, seien Sie doch auf ein Glas oder zwei meine Gäste!“ Maria wies auf zwei noch freie Plätze. „Ich habe schon lange nicht mehr das amerikanische Englisch gehört.“

„Sie waren schon einmal in Amerika, Ma’am?“, fragte der Mann und schob seiner Frau den Sessel zurecht.

„In New Mexiko“ bestätigte Maria. „Den Revolvergürtel und den .45er Colt von damals besitze ich heute noch. Was ist Ihr Beruf, Orville?“

„Ich soll für Mister Morgan, den Count of Greensboro, North Carolina, eine Ausgrabung in Ägypten durchführen und ihm eine archäologische Sensation liefern. Er glaubt, dass in irgend einer der Oasen die legändere Krone der schwarzen Pharanoinen verborgen ist. Ein Gegenstand, der magische Fähigkeiten hat“, erzählte Orville und nippte an seinem Glas Whisky. „Wegen dieser Krone sollen die Kuschiten eine Zeit lang über Ägypten geherrscht haben, und als dann ein Mann aus Persien die Krone stahl, war auch die Macht der Kuschiten vorbei. Leider steht diese Geschichte nur auf einer einzigen Stele, deren Echtheit bezweifelt werden kann, nein, bezweifelt

werden muss. Aber der Count hat Geld, er finanziert eine Expedition und wir sollen einen Führer in Assiut anheuern und von dort einige Oasen aufsuchen. Ich habe Mister Morgan meine Vorbehalte wegen der Stele mitgeteilt, aber er möchte trotzdem, dass ich suche. Nun ja, vielleicht finde ich zwar keine magische Krone, aber trotzdem irgend etwas interessantes. Mal sehen!“

„Sie sind nicht begeistert von der Expedition in die Wüste, Orville? Das muss doch ein riesiges Abenteuer sein“, schwärmte die Habsburgerin.

„Ja schon. Wenn es nur um mich ginge!“ Orville kratzte sich die volle Haarpracht. „Aber ich mache mir ganz einfach einige Sorgen um Henrietta.“

„Papperlapapp“ winkte Henrietta Jones ab. „Das werden unsere nachgeholten Flitterwochen, Orville! In Assiut stellen wir einige ordentliche Fahrzeuge und fähige Leute zusammen, du wirst sehen, das wird ein Kinderspiel! Auch die Llano Estacado und die Wüsten von New Mexiko sind heutzutage leicht zu durchqueren! Und Mister Morgan hat mir für uns immerhin den neuesten klimatisierten Dampfwagen versprochen!“ Orville Jones sah nicht sehr glücklich aus, seine Frau wandte sich an Maria Sophia. „Ma’am, Sie haben doch vorher gesagt, dass Sie auch in New Mexiko waren. Sagen Sie doch bitte meinem Mann, dass das für eine Frau kein Problem mehr ist!“

„Es war damals nicht so einfach wie heute, das stimmt schon.“ Die Prinzessin lächelte versonnen. „Wir ritten damals noch zu Pferd durch die Llano Estacado. Ich wollte von Abilene, Texas, nach Colorado, zu jener Zeit machte ich gerade eine schwierige Zeit durch. Liebeskummer, davor ist eben niemand gefeit. Ich traf in Texas dann einen von den ganz großen weißen Jägern, den die Apachen Dinlagahe nannten, genauer gesagt Diné-la-ghé, den ‚Mann mit der tötenden Hand‘. Carl Friedrich Maerz ist sein bürgerlicher Name. Er war, so wie ich, mit dem Luftschiff nach Dallas geflogen und wollte sich mit seinem Freund, dem Häuptling K’ááTo, also ‚Brennendes Wasser‘, in der Nähe von Abilene treffen. Auf dem Ritt von Dallas nach Abilene hat er mir dann einiges beigebracht, vom richtigen Reiten bis zum Treffen mit dem Gewehr. Ich hatte damals, 1875, ein Mauser 71 Repetiergewehr mitgebracht, mir in Dallas einen langläufigen .45er Colt Buntline zugelegt und mich damit für unschlagbar gehalten. Nun, Dinlagahe hat mir gezeigt, dass ich nur ein kleines Küken war, ein Greenhorn eben! Er hat eine neue Erfindung von einem Schweizer Tüftler mitgebracht, den Prototypen von einem Dampf-Hydraulischen Flechettegewehr. 150 Nadeln mit einer Dampfpatrone, wenn es sein soll, in 60 Sekunden verschossen. Dann muss halt eine neue Patrone eingesetzt werden, die alte hebt man auf, füllt sie wieder mit Wasser und einer wasserlöslichen Vaporidkapsel. Man klickt auch ein neues Pfeilmagazin an das Gewehr und hat wieder 150 Schuss. Beinahe lautlos, wir Österreicher stellen das nachfolgende Modell für einige unserer Einheiten jetzt in Lizenz her. Auf jeden Fall, wir haben dann K’ááTo und seine Frau T’ée’ńt-ch’i, also ‚Nachtwind‘ getroffen und sind durch den Llano Estacado geritten!“

„Aber T’ée’ńt-ch’i war doch ein Mann, und er hat Dinèkáhagha, den Mann mit den brennenden Haaren in Dallas getroffen“, warf Henry Jones protestierend ein.

„Wir haben die Abenteuer im englischen gelesen! Da war er wirklich mit drei Männern unterwegs“, ergänzte Orville.

„Ich weiß“, lachte Maria Sophia „Er hat aus Asdzanikagha, ganz genau aus Asdzání k’ááh’ghaa, also FRAU mit dem brennenden Haar einen Mann gemacht. Herr Maerz war zwar durchaus ein Gentleman, aber scheinbar auch ein wenig – konservativ. Er dachte wohl, dass diese

Abenteuersache nichts für uns Frauen wäre! Aber ich bin ihm nicht böse, dass er mich anders geschildert hat.“

„Und war K’ááTo wirklich ein so toller Mensch?“ Henry wollte es ganz genau wissen.

„Noch viel besser!“ Die Prinzessin wuschelte das Haar des Knaben. „Einiges von dem, das Herr Maerz in seinem Roman für sich in Anspruch nimmt, hat in Wirklichkeit K’ááTo gemacht. Er war noch viel klüger und geschickter als Dinlagahe.“

„Ein Indianer? Besser als ein Weißer?“ Orville konnte es nicht glauben.

„Aber ja“, bekräftigte Maria Sophia. „Ich glaube, K’ááTo gehört zu den zehn klügsten Köpfen, die ich bisher kennengelernt habe. Damit möchte ich nicht sagen, dass der Herr Maerz dumm oder ungeschickt war, er war ein sehr, sehr guter Jäger. Und der Name Dinlagahe oder Old Skullbreaker hat zu recht einen sehr guten Ruf in den Weiten des wilden Westens. Aber K’ááTo war – ein ganz besonderer Mensch.“ Maria Sophia legte ihr Kinn auf die verschränkten Finger und blickte versonnen lächelnd in eine weite Ferne. „Wenn er nicht schon T’ée’ńt-ch’i geliebt hätte, na ja, vielleicht wäre ich für immer bei ihm in den Staaten geblieben.“

„Eine echte Prinzessin und ein – ein Wilder?“ Henrietta war bass erstaunt.

„Sie tun jetzt K’ááTo im Speziellen und den Indianern im Ganzen unrecht, Henrietta“, lächelte Maria hintergründig. „K’ááTo sprach immerhin fließend Englisch, Spanisch, Deutsch, die Sprachfamilie der Dakota und Cheyenne, die Sprachen der Utha, Commanchen und Irokesen, dazu noch einige Brocken Latein, die er von seinem Freund aufgeschnappt hatte. Zugegeben, nicht jeder Indianer spricht gleich acht Fremdsprachen. Aber die meisten beherrschen Englisch, und die südlichen Stämme sind gezwungen, sich auch auf Spanisch durchschlagen zu können. Ich kenne viele Europäer, die nicht einmal ihre eigene Sprache richtig beherrschen! Und – ich glaube, dass K’ááTo sich öfter wusch als viele andere Personen, die ich kennen gelernt habe. Weiße Personen meine ich.“

„Aber, aber die Wohnverhältnisse“, staunte Henrietta Jones. „Die müssen ja entsetzlich gewesen sein!“

„Haben Sie schon einmal auf einem Bärenfell geruht, Henrietta? Es ist ein so herrliches sinnliches Vergnügen! Es ist wundervoll, sich hinein zu kuscheln und die Haare auf der blanken Haut zu fühlen. Ja, wahrscheinlich hätte ich das eine oder andere früher oder später doch vermisst“, grinste Maria. „Ich war und bin nun einmal ein verwöhntes adeliges Balg. Aber trotzdem – nun, egal, er war sowieso bereits vergeben, und ich – wie man sieht, bin ich wieder in Schönbrunn gelandet!“

=◇=

Josepha Müller kam in einen Bademantel gehüllt aus der Dusche.

„Eine schöne Fahrt wird das“, bemerkte sie zu Horst Komarek, mit dem sie sich eine Kabine teilte. Der Kammerdiener hatte sein Hemd noch nicht angezogen, die Prothese seines linken Armes, die an der Schulter befestigt war, schimmerte metallisch grau mit rötlichen Reflexen im Licht der durch die Scheibe fallenden untergehenden Sonne. „Wie ist ihnen das eigentlich passiert?“ Josepha wies auf den künstlichen Arm.

„Na ja, es war vor acht Jahr', ich war' grad Vierzig und seit zwei Jahren Unteroffizier“, erzählte der Kammerdiener. „Auf der KKS SEESCHWALBE, einem schnellen Kreuzer. Wir waren auf Piratenjagd, die Welschen haben wieder einmal ein paar Schiffe auf See g'habt, auch wenn's der König klarerweis' abg'stritten hat. Jeder hat g'wusst, dass der VERDI die Korsar'n losg'schickt...“

„Was hat denn der Komponist damit z'tun“, unterbrach Josepha die Erzählung, und Komarek lachte.

„VERDI heißt Vittorio Emanuele, Re d'Italia“ erklärte er. „So haben's immer in Österreichisch-Italien g'rufen, die italienischen Abspalter, die lieber zu Italien g'hört hätten. Wir haben den Namen halt einfach übernommen, auch wie der Viktor Emanuel dann g'storben und der Umberto auf'n Thron g'stiegen ist!“

„Aber warum hat denn der Italiener Piraten losg'schickt. Ich hab' mir `dacht, wir hätt'n Frieden mit denen, seit damals, seit 1878!“

„Offiziell haben wir ja auch eh Frieden, aber unter der Oberfläche? Na ja, weißt, solange's keine Beweise gibt, versuchen's halt, uns zu schaden“, zuckte der Kammerdiener mit der rechten Schulter.

„Und woher wissen die Unsrigen dann davon?“ Die Neugier des Kammerkätzchens war geweckt.

„Weil wir erstens im Evidenzbureau eine formidable Geheime Auslandskommission haben!“

„Und zweitens?“, bohrte Josepha nach.

„Zweitens machen's wir net viel anders“, grinste Horst. „Nur unauffälliger. Und mit bessere Leut'!“

„Was! Piraten im Auftrag von unseren Monarchien?“ Josepha war entsetzt.

„Aber sicher, Madel“, seufzte der ehemalige Unteroffizier. „Wenn man die Wirtschaft von einem Gegner stört oder seine Kriegsschiffe bindet, hat man einen Vorteil – es ist nicht schön, aber es ist halt so. Italienische und serbische Schiffe werden gekapert oder versenkt, und sie machen's bei unseren halt genau so, wenn sie's schaffen. Keiner redet drüber, niemand hat was g'sehen.“

„Nur serbische und italienische Schiff'?“

„Im Moment ja, mit den ander'n haben wir doch einen wirklich Fried'n“, referierte Komarek. „Wenn sich das ändert, wer weiß?“

„Ah so! Aber jetzt, wie war das mit den Welschen und dein' Arm?“

Der Kammerdiener seufzte. „Ja, was wird' schon g'wesen sein? Wir haben den Piraten g'stellt und in die Enge `trieben, dann hab'n wir ihm mit den langen Dreierzwanz'gern eing'heizt. Aber er hat auch ein paar Kanonen g'habt, und klarerweis' hat er dann halt auch z'rückg'schossen. Kann man ihm ja gar net wirklich verdenken, so ist das, sie oder wir, und wir wollt'n, dass der Pirat absauft und der woll't mit uns d'Fisch füttern. C'est la Guerre! Und wie ich da halt ein paar von meine Leut' einweisen wollt' und mit'n Arm g'fuchtelt hab', ist just in dem Moment, wo ich g'winkt hab',

eine italienische Zehn-Fünfer Granat'n grad' dort durchflog'n, wo ich mein Arm hing'alten hab'! Z'erst hab' ich nur deppert g'schaut und gar net begriffen, dass da jetzt mein Arm knapp über'm Ellenbogen weg ist. Dann bin ich umg'fallen wie ein Stückl Holz und erst wieder im Spital in Triest zu mir kommen. Da haben's mir den Arm schon bis zur Schulter amputieren müssen!“

„Auweh! Das muss ganz fürchterlich weh getan hab'n!“ Josepha schlug die Hände vor den Mund.

„Na, schön ist was anders. Aber Schmerzen hab' ich eigentlich nicht wirklich g'habt, sie haben mich dort mit Medikament'n und Morphium vollpumpt. Damisch war ich halt die ganze Zeit, dreht hat sich alles um mich herum. Mit der Zeit ist's besser g'worden, und dann haben's mir das Ding da anpasst!“ Horst Komarek hob die Prothese. „Und danach hat die Entziehung vom Morphium anfangt. Das war auch nicht wirklich schön! Eigentlich war's das Schlimmste vom Ganzen!“

„Was haben's denn g'habt?“, fragte Josepha voll Mitleid.

„Die ganze Palletten halt. Von Schlafstörungen über Bauchschmerzen, Durchfall, Bluthochdruck, Herzrasen, grippeähnliche Zustand', Angst, alles, was Gott verboten hat“, der Kammerdiener hob die Schultern. „Aber ich hab's überstanden und bin nachher auch nimmer rückfällig worden!“

„Meine Hochachtung, Herr Horst. Des war sicher net leicht. Aber wieso san Sie dann net in d'Pension gangen? Das Recht hätten's ihnen ja verdient g'habt!“

„Ja, schon, aber was hätt' ich denn tun soll'n, den ganzen lieben Tag?“, fragte Horst Komarek. „Mit den ganzen alten Männern und Frauen im Besslerpark sitzen und Taub'n vergiften? Oder meine ganze Rent'n zu die süßen Mäderln tragen? Nein, da hab' ich das Angebot angenommen und bin Lakai und später Kammerdiener in Schönbrunn g'worden.“

„Mögen's denn keine Maderl?“ Josepha bürstete ihre Haare.

„Viel zu gern'! D'rum hätt' ich ja viel zu viel Geld ausgeben“, lachte Komarek ein wenig verlegen.

„Warum haben's denn nicht g'heiratet?“, wollte die Zofe wissen.

„Mit der Blechpratz'n? Wer hätt' mich denn g'nommen?“ Der Kammerdiener seufzte tief und schüttelte den Kopf. „Der Zug is halt abg'fahren!“

„Aber Sie sind doch ein ganz ein fescher Kampl. Haben's es denn nie probiert?“ Josepha legte ihre Bürste beiseite, und Horst verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Würden Sie denn einen Krüppel wie mich nehmen?“, schluchzte er beinahe.

„Ja, klar!“

„Was, ja klar?“, wunderte er sich.



„Klar nehmt ich einen wie Sie. Sie sind ja ein netter und lieber Mensch! Schaun's mich halt einmal an!“ Horst nahm die Hände von den Augen und sah Josepha an, die ihren Bademantel langsam zu Boden gleiten ließ.

„Aber – aber was machen's denn da, Fräulein Josepha? Fräulein Josepha!“

„Mhm!“

„Oh mein Gott, Josepha! JOSEPHA! OH – MEIN – GOOOOTT!“

Josepha sah Horst ins Gesicht. „Na, Sie müssen aber arg lang g'spart haben, Herr Horst! Kommen's jetzt mit, und zeigen's einmal mir, dass

ich ihnen auch ein bisschen g'fall!“

=◇=

„Es war damals, 1868, ich war ein blutjunger Leutnant, der sich seine Sporen in einer Stationierung im Königreich Neuhochadlerstein verdienen sollte!“ Oberst von Inzersmarkt hob sein Glas und trank ein Schlückchen Brantwein. Einige Passagiere der ersten Klasse saßen mit ihm in der Raucherlounge der MALIKAT MISR, nicht nur, aber vorwiegend Herren, denn in der Öffentlichkeit rauchende Damen waren im viktorianischen England immer noch eine Seltenheit. „Wie Sie sicher wissen, ist Neuhochadlerstein ein recht kleines Königreich, das einige Ähnlichkeiten mit dem antiken Ägypten aufweist. Eigentlich ist es nur das Land entlang des Flusses Cunene. Ziemlich an der Mündung ist im Norden das portugiesische Angola und südlich von Neuhochadlerstein liegen die Hartmannberge von Deutsch-Südwestafrika. Aus den Bergen kommt ein kleiner Nebenfluss, der Otjinjange. Also, ich möchte Sie jetzt nicht weiter mit Details langweilen, aber in diesen Bergen gab es immer wieder Banden von Unzufriedenen, Gesetzlosen und auch Deserteuren. Flüchtige Mörder, Deutsche, Österreicher, Portugiesen, Himba, Herrero und sogar manchmal, entschuldigen Sie bitte, Briten.“ Inzersmarkt sog an seiner Zigarre und blies Rauchringe in die Luft.

„Ich bitte Sie!“ Sir Walter Garham winkte ab. „Wir Briten sind uns bewusst, dass manchmal auch unter uns schwarze Schafe leben. Deswegen haben wir ja auch Gesetze!“

„In der Tat“, nickte der Oberst. „Also, wie gesagt, in den Bergen am Otjijange mussten immer Patrouillen unterwegs sein, besonders an der Grenze zu Deutsch-Südwestafrika. Nicht, dass die Deutschen die Übeltäter dort geduldet hätten, ihre Grenztruppen griffen vielleicht sogar noch rigorosier durch als unsere. Aber die Hartmannberge sind sehr unwegsames gebirgiges Gelände und die Deutschen sind, mit Verlaub gesagt, sehr, sehr schlechte Gebirgssoldaten. Lausig wäre besser gesagt. Sie sind hervorragende Infanteristen in der Ebene, aber in den Bergen – nun, schon mit ihren Stiefeln, diesen Knobelbechern, haben sie ein ganz gravierendes

Ausrüstungsproblem. Da lobe ich mir unsere sehr viel bequemeren österreichischen Schnürschuhe und -Stiefel. Egal. Wie gesagt, wir marschieren also von einem kleinen Fort nahe an der Grenze den Otjijange hinauf, mein Zug, mein Vize – in ihrem Sprachgebrauch wäre es wohl so etwas wie ein Warrant Officer – und natürlich ich. Gerade mein Patent von der Akademie als Lieutenant, also eigentlich als Second Lieutenant in der Tasche. Der Warrant Officer war ein alter Veteran, schwarz wie die Nacht und verdammt clever, hat sich aus den Mannschaftsgraden hochgedient mit mehr Patrouillen hinter dem Gürtel als ich Haare auf den – äh, sorry, also, im Gesicht. Vier Gruppen zu je 10 Männern, ein Unteroffizier und meine Person, damals waren wir noch mit diesen alten Einzelladern bewaffnet. Sie erinnern sich vielleicht noch daran? Verschluss öffnen, Patrone einführen, zumachen? Ja, natürlich, Sir Frederik, Sie ganz bestimmt.“ Colonel Holeman hatte kräftig genickt, er kannte sogar noch ältere Modelle.

„Das waren noch Zeiten, oder, Sir Frederik? Aber gut, weiter“, fuhr Inzersmarkt fort. „Dazu hatten die vier Zugführer, mein Vice und ich noch unsere Revolver. Und dann ist da diese Spur. Auf einer Breite von vielleicht zwei, drei Meter war der halbwegs weiche Grund der Schlucht von hunderten Hufen aufgerissen, soviel sah ich sogar als Greenhorn.

„Nicht gut“, jammerte Gottfried Paratamu, mein Vice, nachdem er die Spuren sehr lange untersucht hatte. „Gar nicht gut. So viele!“

„Brauchen wir Verstärkung für die Viehdiebe oder können wir das selbst erledigen?“, fragte ich den WO, und der schaut mir mit sorgenvoller Mine ins Gesicht.

„Verstärkung würde wohl besser sein, Herr Leutnant. Das waren keine Viehdiebe, und es sind mehr als hundert. Viel mehr!“ Ich gestehe, in dem Moment ging mir der Arsch auf Grundeis. Äh – sorry, wie sagt man bei ihnen wohl? Ach ja, i gets scared schittless. Der Mann nimmt den Hut ab und kratzt sich den Scheitel.

„Ewig schade, Herr Leutnant, aber diese Büffel sind schon lange über die Grenze, bevor wir sie einholen. Mit Kavallerie hätten wir die Wanderung unterbrechen können, aber zu Fuß? Niemals. Aber machen sie sich nichts daraus, wenn da oben in ein paar Monaten der Fluss fast trocken wird, kommen sie schon wieder von selbst herunter.“ Mir ist da aber ein riesiger Stein vom Herzen gefallen!“

Prinzessin Maria Sophia, Elisabeth von Oberwinden und die anderen beiden anwesenden Damen sowie die und zehn Herren brachen in Gelächter aus. Die Mienen und Gestiken, mit denen der Oberst seine kurze Erzählung untermalt hatte, waren zu komisch gewesen, um wirklich ernst zu bleiben.

„Ja, lachen Sie nur“, Inzersmarkt hob mit pikiertem Gesichtsausdruck eine Augenbraue. „Damals hätte niemand sicher auch nur einen Kreuzer – also, einen Penny darauf verwettet, dass ich noch ein guter Offizier werden könnte. Aber Gottfried hat mir dann peu a peu alles beigebracht, was in diesen Sturschädel hier hinein gepasst hat. Ein paar Mal hat er mich ganz sicher kräftig verflucht, aber noch öfter ich ihn. Wir haben uns in diesen Grenzscharmützel mit Banditen, die nicht einmal ihren Weg ins Hauptquartier finden und doch Leben kosten, gelernt, uns zu vertrauen. Auf Gottfried. Damit es ihm und seiner Familie wohl ergehe auf Erden!“ Der Oberst hob sein Glas und trank es aus. Dann signalisierte er dem Barmann, dass dieser doch nachschenken sollte.

„Das ist sehr interessant, Oberst!“ Lady Eleonore Bings-Finchburgh nahm einen frischen Zigarillo aus der für die Gäste bereit stehenden Kiste, während der Kellner die Entnahme gewissenhaft verzeichnete. Sechs Hände griffen zu Streichhölzern oder Feuerzeugen, der neben ihr sitzende Maler Gerald Howell war der schnellste.

„Danke, junger Mann.“ Die Lady, eine gut erhaltene Witwe, etwa Ende vierzig, Anfang fünfzig, nickte ihm gnädig zu. „Haben Sie auch eine Erzählung für uns, Colonel Slatin?“ Rudolph Carl Freiherr von Slatin betrachtete lange schweigend sein Glas Whisky, bis Lady Eleonore es nicht mehr aushielt. „Sir Rudolph?“ Slatin atmete tief durch, dann drehte er sich lächelnd der Gesellschaft zu.

„Ich fürchte, ich bin kein so guter Erzähler wie der Oberst“ gestand er. „Und vieles von dem, was ich erleben musste, eignet sich nicht für eine solche fröhliche Runde.“

„Ich habe sogar in England von Ihnen gehört, Colonel“, bekannte Miss Imogen Harris. „Sie haben viele Zivilisten vor dem Tod gerettet, als der Mahdi Karthum gestürmt hat!“

„So, haben Sie das gehört, Miss?“ Slatin stürzte seinen Whisky hinunter.

„Aber ja, der heldenhafte Retter! Eine glorreiche Tat!“, betonte Miss Imogen.

„Glorreich?“ Der Freiherr orderte noch ein Glas und nahm sich eine Zigarre. „Nun, so kann man es auch sehen!“

„Aber nur so kann man es sehen“, bekräftigte Major Theodor Stone von der Royal Infanterie. „Wir haben alle davon in den Zeitungen gelesen!“

„Man darf nicht alles glauben, was in der Zeitung steht“, wehrte Rudolph ab. „Am Geschrei der Verwundeten, am Blut und Pulverdampf, am zähen Ringen um das Überleben ist nichts Glorreiches. Manchmal etwas Heldenhaftes, aber die wirklichen Helden, die einfachen Soldaten und die Unteroffiziere, die mutig die manchmal idiotischen und leichtsinnigen Befehle der Kommandanten ausführen, werden nie erwähnt. So eine Schlacht ist schrecklich. Dass es manchmal nötig ist, ändert nichts daran, dass Krieg eine grausame Hölle ist!“

„Ich muss doch bitten, Sir“, empörte sich Stone. „Wie können Sie es wagen...“

„Haben Sie schon eine Kugel außerhalb eines Duellplatzes pfeifen gehört, Major?“ Slatin entzündete seine Zigarre und hielt den Barmann sein Glas entgegen. „Hat ihre Uniform schon ein einziges Mal ein Loch von einer Kugel abbekommen? Nein? Dann gehören Sie noch nicht zum Club.“

„Zu welchem Club, verdammt!“ beehrte Theodor Stone auf.

„Zum Club der echten Offiziere!“ Der pensionierte Colonel Sir Frederik Holeman vom 28. Royal Sussex Regiment of Foot wies mit seiner Zigarre auf den Major. „Dazu muss man zumindest ein Scharmützel erlebt haben, vorher ist und bleibt man ein Schaumschläger.“

„Aber...“

„Sie Schaumschläger wollen also wissen, wie es in Karthum war?“, unterbrach Slatin barsch.
„Meinetwegen. Aber verschonen Sie uns danach mit ihren Tränen.“ Rasch trank der österreichische Freiherr noch einen Schluck von seinem Glas, ehe er zu erzählen begann.

„Ich muss jetzt etwas ausholen, damit Sie mich besser verstehen. Zuerst einmal die geographische Lage von Karthum. Der weiße Nil kommt von Südsüdwest und fließt nach Norden. Der Blaue Nil kommt aus Südsüdost, macht dann eine plötzliche Kurve ziemlich direkt nach Westen und mündet 10 Kilometer später in den weißen. Auf dieser Landzunge liegt, auf drei Seiten von Wasser umgeben, die Stadt Khartum, oder auf arabisch al-Chartüm, der Elefantenrüssel. Anfang des 19. Jahrhunderts wollte der damalige Khedive von Ägypten, ich glaube, es war Mehemed Ali, an dieser Stelle einen gut befestigten Hafen mit einer starken Garnison bauen. Es war eine gute strategische Stelle, der Zusammenfluss von blauem und weißem Nil, und aus dem Westen kamen einige stark frequentierte Karawanenstraßen an den Fluss. Für die damalige Zeit war es auch eine durchaus stattliche und wehrhafte Festung, im Norden war die Mauer 10 Kilometer, also etwas mehr als 6 Meilen lang, und das war noch die kürzeste Seite. Außer an der Westseite reichte die Schutzmauer bis an das Ufer, im Westen war der Hafenkai vorgebaut. Bitte erinnern Sie sich, dass zu dieser Zeit Napoleon Kaiser der Franzosen war. Die Gewehre waren noch von vorne, also in stehender Position zu laden. Die Schützen auf den Stadtmauern standen also in guter Deckung, während die Angreifer von Land her wie Zielscheiben aufgereiht stehen mussten. Richtig schwere Kanonen waren aufgrund des lockeren Sandes im Süden schwer in Stellung zu bringen, und die damals gebräuchlichen Nilboote taugten auch nur für kleinere Kaliber. Ja, die Stellung war für diese Zeit ein harter Brocken für jeden Angreifer. Jetzt muss ich noch einmal um etwas Geduld bitten.“ Slatin trank ein kleines Schlückchen und paffte an seiner Zigarre, um die Glut neu anzufachen.

„Ich muss ihnen noch von einem Mann erzählen, dessen Geschichte im engen Zusammenhang mit Khartum steht. Sie werden, fürchte ich, von ihm noch nie gehört haben. 1821 lebte in Kairo am Hof des Khediven auch ein Österreicher namens Otto Jagdmann aus Linz. Er war halbwegs reich geworden, hatte eine Ägypterin gehehlicht und war so etwas wie ein Berater am Hof. Ob er die Idee mit dem Hafen dem Khedive nahe gebracht hatte oder dieser selbst den Plan fasste, ist unbekannt. Aber Jagdmann sah seine Möglichkeit, auch für sich einen schönen Gewinn zu machen. Er holte aus seiner Heimat einen Schiffsbauer, der mit ihm verwandt war, unternahm mit ihm eine Nilfahrt bei niedrigem Wasserstand und beauftragte seinen Verwandten, einen Luxusdampfer, einen Lastkahn und ein Kanonenboot für die Verhältnisse zu konstruieren. Es wurden die ersten Dampfschiffe auf dem Nil. Das Passagierschiff war ein Katamaran mit breitem Deck und wenig Tiefgang, mit dem Antriebsschaufelrad zwischen den Rümpfen und zum Steuern noch zwei zusätzlichen schmalen Rädern außenbords. Vier Etagen, also etwas höher als unsere MALIKAT MISR hier. 80 Meter lang und insgesamt 70 breit, und das bei einem Tiefgang von weniger als einem halben Meter. Das wären etwa 262 Fuß in der Länge, 230 in der Breite und runde 20 Zoll Tiefgang purer Luxus. Die vier Frachtkähne, welche er nach diesen Plänen bauen ließ, hatten ebenfalls einige Passagierkabinen. Diese waren allerdings nicht wirklich komfortabel, wurden aber von weniger begüterten Reisenden gerne angenommen. Es gab sogar einen Waschraum für Damen, der dann eben auch für Männer geöffnet werden konnte, wenn keine Frau an Bord war. Ein Kanonenboot tauschte er gegen ein Stück Land am Ufer des blauen Nils vis a vis der Stadt Khartum, und Jagdmann baute dort ein Nachschublager und eine Reparaturwerft für seine Schiffe. Dieses Gebiet war ein unumschränktes Geschenk, das Land besaß sogar exterritorialen Status. Der Passus war anfangs nur als Bekräftigung der Schenkung gedacht gewesen, aber im Laufe der Zeit sollte er sich noch als ziemlich bedeutsam erweisen. Wie auch immer, Jagdmann sah sich bald gezwungen, eine Schutzmauer um seinen Besitz zu ziehen und Söldner anzuheuern. Damals regierte Franz II über die österreichischen Lande, gegen eine kleine Beteiligung an der Firma stellte

er Jagdmann ein Bataillon Infanterie unter einem Hauptmann zur Verfügung und ernannte Otto Jagdmann zum Markgrafen von Al-Chartüm alnimsawia, also des österreichischen Khartums.“ Wieder legte Slatin eine kurze Pause ein, während alle an seinen Lippen hingen.

„Jetzt wird es kompliziert, und vielleicht verstehen es die Briten unter uns besser, aber ich selber habe ein wenig den Überblick verloren. Je nach Premierminister kamen und gingen britische Truppen im Sudan, war das Land manchmal mehr, manchmal weniger unter englischem Einfluss oder gar unter direkter Herrschaft Englands. Auf jeden Fall schickte der liberale Premierminister William Ewart Gladstone im Jahr 1873 Charles George Gordon, um Samuel Baker als Gouverneur abzulösen, im Namen Englands für Gewinn zu sorgen und im Namen des Khediven endlich die Sklaverei der Schwarzafrikaner zu beenden. Nebenbei sollte er in beider Namen Ägypten bis zu den äquatorialen Seen am Oberlauf des Nils und wenn möglich noch etwas weiter ausdehnen. Alle drei Aufgaben meisterte er im großen und ganzen eigentlich recht gut, und unter seiner Ägide wurde Khartum weiter ausgebaut und modernisiert. Die vier Eckbastionen wurden mit Naturstein und venezianischem Puzzolan bis in den Fluss vorgebaut und mit einigen Feldgeschützen bestückt. Die alten Vorderlader ließ er auf den Hafen ausrichten und Kartätschen bereit legen, um im Falle eines Überfalls den Kai verteidigen zu können. Ebenfalls 1873 wurden die ersten Fernluftschiffe in Ulm gebaut, und man bereitete eine Linie von Berlin nach Khartum vor. Also wurde auch die österreichische Festung verstärkt, allerdings verbot Gordon dort schwere Geschütze. 1877 wurde Gordon vom Khediven Ismael offiziell als erster Europäer zum Pascha ernannt. Ich weiß, schon vorher hatten sich andere britische und französische Offiziere und Regierungsbeamte gerne selbst mit diesem Titel geschmückt, den echten mit dem entsprechenden Zeichen auf der Kleidung gab es aber erst für Gouverneur Gordon. 1879 trat Gordon von seinem Amt als Gouverneur zurück, er hatte sich mit Sir Evelyn Baring, damals schon Gouverneur in Kairo, überworfen und empfand die Absetzung des Khediven Ismael durch europäische Mächte als Unrecht. Ich war damals noch ein blutjunger Leutnant, gerade einmal 20 Jahre alt. Mein erster Posten, und zwar war ich als Kommandant eines Motorgeschützes in Al-Chartüm alnimsawia stationiert. Ich sah Gouverneur Gordon, wenn er sich eines unserer Schiffe zu bedienen wünschte. Längst waren aus den fünf Schiffen Jagdmanns mehr als dreißig geworden, sie alle mittlerweile mit endothermischen Kesseln ausgestattet. Gouverneur Gordon war es egal, ob er mit einem Luxussschiff oder einem der Frachter mit Passagierkabinen fuhr, wenn er los wollte, nahm er das nächste Boot, das ablegte. Nun ja, wie gesagt, `79 verließ Gordon den Sudan, `80 wurde auch ich an einen neuen Posten abkommandiert. Als Oberleutnant und Kommandant einer Ausbildungskompanie nach Madagaskar, `81 berief man mich zurück nach Al-Chartüm. Ich habe schon immer leicht alle möglichen Sprachen gelernt, aber das Arabische lag mir irgendwie besonders.“

Slatins Augen waren in weite Fernen gerichtet gewesen, jetzt fokussierte er sie wieder auf die Anwesenden. „Zu dieser Zeit tobte ein Krieg gegen die Engländer im Sudan. Sie erinnern sich sicher, Muhamad Ahmad hatte den Mahdiaufstand ausgelöst und bereits erste Erfolge errungen. Gordon hatte der österreichischen Festung damals Waffen mit einem Kaliber über .80 Zoll verboten, nun, unsere neuen dampfbetriebenen Gatlings hatten nur .787, wir verteilten rund um die fünfeckige Festung aus Stahlbeton zwanzig davon und lagerten jede Menge Munition ein und rüsteten die Wälle mit jeder Menge .30 – Maxim-Gewehren aus. Dazu hatten wir noch acht Burstyn-Motorgeschütze der zweiten Generation zu Verfügung, ich kommandierte als Captain vier davon. Sie nannten es T – für Typ – 35, ein wahres Monster mit fünf Türmen. Einem zentralen, hohen mit einem 4,7 Zoll Geschütz, davor zwei mit je einer der .787 Gatlings und dahinter zwei zum Heck hin mit je einer 4,13 Zoll Kanone, alle fünf Türme zu einer kompakten fahrbaren Festung verbunden. Für die Wüste waren die T35 auch noch mit extrabreiten Ketten ausgestattet. Ja, das das waren deutlich größere Kaliber als die erlaubten .80. Aber es waren mobile Einheiten, und

Gordon hatte nur von der Bewaffnung der Zitadelle gesprochen.“ Der Oberstleutnant rollte noch einen Schluck Whisky über seine Zunge.

„1880 war auf den konservativen Disraeli wieder Gladstone gefolgt, doch der Liberale wollte keine Armee gegen den Mahdi in den Sudan schicken, sondern empfahl dem Khediven auch noch die Aufgabe des Gebietes“, fuhr er mit seiner Erzählung fort. „Was den Khediven vor ein Problem stellte, denn einige tausend Ägypter und auch von Ägypten angestellte Sudanesen mussten um ihr nacktes Leben fürchten, wenn der Gesandte Allahs sie in seine Finger bekam. 1883 erlaubte Gladstone schließlich Major-General Gordon, die Geschäfte Englands im Sudan aufzulösen und alle für Ägypten und Britannien tätig gewesenen Personen stromaufwärts aus dem Sudan zu bringen. Zur Unterstützung bekam der General kein Bataillon, keine Kompanie, ja nicht einmal einen Zug Infanterie zur Verfügung gestellt. Zwei zum Schreiber ausgebildete Warrant Officer und einen Major als Adjutanten. Ich glaube, als Charles George Gordon im Herbst 1883 mit dem Luftschiff aus Kairo kommend unseren Lufthafen verließ, wusste er, dass er die Gegend nicht mehr lebend verlassen würde. Ich war eben am Flusshafen, als er vom Abfertigungsgebäude kam und in ein Boot nach dem britisch-ägyptischen Khartum stieg. Knapp vorher blieb er stehen, drehte sich noch einmal um und nickte mir kurz zu, als ich salutierte. Dann nahm er langsam seine Uniformmütze ab, reichte sie seinem Adjutanten, Major Jeffrey Naght, und setzte einen roten Fez auf. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nicht nur die direkt betroffenen britischen und ägyptischen Mitarbeiter, sondern so viele Sudanesen wie möglich zu retten. Auf Gordon Pascha!“ Der Freiherr hob sein Glas und wartete, bis die anderen seinem Toast entsprochen hatten, ehe er fortfuhr.

„Hier muss ich noch einwerfen, dass Sudan nichts mit Süden zu tun hat, sondern Land der schwarzen Menschen bedeutet. Und Gordon hatte der Versklavung dieser Schwarzen den Kampf angesagt. Ohne Unterschied. Er hatte in seiner Zeit als Statthalter viele arabische oder ägyptische Menschenhändler und Sklavenjäger an den Galgen gebracht. Er schien, als er in den Siebzigern Gouverneur des Sudan war, überall gleichzeitig zu sein und viele Raubzüge regelrecht im Voraus wittern zu können, daher war er verehrt bei den Sudanesen und sowohl gefürchtet als auch verhasst bei den Arabern. Aus irgendeinem Grund hasste Chinese Gordon die Sklaverei abgrundtief, sodass hier zumindest eine Übereinkunft in der gegenseitigen Ablehnung herrschte. Trotzdem war der General bereit, dem Wort des Mahdi zu glauben, und auch der Mahdi vertraute dem Ehrenwort des Charles George Gordon. Nicht dem des Gouverneurs, nicht dem des Generals, sondern dem des Mannes.“

„Ist das nicht das Gleiche?“ unterbrach Imogen ratlos. „Das ist doch derselbe Mann!“

„Nein, Miss Harris, das ist nicht das Gleiche. Ein General kann, nein muss strategisch denken. Ein Politiker muss seinen Vorteil im Auge behalten. Bei dem Mann, der seine persönliche Ehre verpfändet, hat das keinen Platz. Also, wie schon erwähnt kam Gordon im Herbst '83 wieder in Khartum an und machte sich daran, die Stadt auf eine Belagerung vorzubereiten, während er die Familien der hier lebenden Briten zuerst evakuierte. Über den Fluss natürlich. Er borgte dafür eines der Schiffe der Jagdmann-Reederei, einen der besseren Passagierdampfer, und sandte zuerst einmal die Frauen mit Bedeckung auf den Weg. Die österreichische Garnison hatte dann für dieses Schiff eine Gatling-gun für das Vorder- und zwei Maxim-Gewehre für das Achterdeck und einen Zug Infanterie abgestellt. Knapp vorher waren für Al-Chartüm alnimsawia aus Wien drei Kompanien als Verstärkung eingetroffen, denn natürlich war der Vormarsch des Mahdi auch in Wien bekannt geworden. Wir hatten also genug Leute, um eine Eskorte für den Transport stellen zu können. Nun, ebenso wie Gordon bereiteten auch wir uns natürlich auf ein längeres Einigeln vor. Aber anders als Gordon, der Furage aus der Umgebung beziehen musste und aufgrund mangelnder

Versorgungslage mit jeder Patrone für seine Gewehre und jeder Kartusche für seine Kanonen knausern musste, erhielten wir regelmäßig Nachschub, das meiste per Schiff, aber einige Kleinigkeiten auch per Zeppelin. Es fehlte der österreichischen Garnison an nichts – außer an schweren, weitreichenden Geschützen. Rein prinzipiell hätten wir natürlich gerne mit Munition ausgeholfen, aber die Enfield-Gewehre, welche die Garnison drüben benutzte, hatten damals noch das Kaliber .35 Zoll, und unsere Mannlicher mit dem Geradestutzenverschluss .314. Außerdem waren unsere Patronen länger, es passte also hinten und vorne nicht. Die einzige Munition, die passte, war jene für die Revolver, und wir schafften einige Schachteln hinüber.

Das einzige, das Gordon leicht fiel, war seine neuerliche Ernennung zum Gouverneur des Sudan. Es wollte diesen Posten ja doch sonst niemand haben. Er war wieder überall und nirgends anzutreffen, kümmerte sich um jede Kleinigkeit. Nun, wie es auch sei, eines Tages kam eine offizielle Botschaft von Muhamad Ahmad an den Kommandanten der österreichischen Festung, damals Lieutenant Colonel Ludwig Graf Staubning. Der Mahdi versicherte uns Österreichern seiner Wertschätzung und dass er weder gegen die Festung noch gegen den weiteren Verbleib der österreichischen Garnison nördlich des blauen Niles Einwände hatte, solange wir nichts gegen seine Truppen unternahmen. Nun, wir sandten die Nachricht natürlich sofort nach Wien weiter, und der Graf begab sich nach Khartum, um mit Gordon Pascha über die Angelegenheit zu sprechen. Ich hatte die Ehre, den Kommandanten bei diesem Besuch begleiten zu dürfen. Die Antwort des Gouverneurs war kurz und bündig, er sah uns mit seinen stechenden Augen an, nickte kurz und sagte nur.

„Well! Mind your own Business und mischt euch nicht in meinen Kampf. Wenn ihr helfen wollt, dann mit Schiffsraum.“ Er wirkte irgendwie erleichtert, vielleicht weil er nun eine Sorge weniger hatte, obwohl wir ja nicht unter seiner Verantwortung standen.

Während Gordon Khartum weiter auf eine Belagerung vorbereitete, kam auch die MEMPHIS wieder zurück. Sie hatte die Frauen und Kinder problemlos bis Kairo gebracht, und Gordon begann mit der Auswahl für die nächste Fahrt. Aus allen Dörfern am Nil trafen jetzt Leute in Khartum ein, die den Sudan verlassen wollten. Auf der nächsten Reise der MEMPHIS Anfang 1884 war ich mit an Bord. Wir Offiziere hatten gelost, wer die Damen mit ihren Kindern begleiten sollte, und bei der zweiten Fahrt hatte es mich getroffen. Wir hatten auf dieser Reise auch einige britische Herren mit an Bord, zumeist ältere Männer, welche für einen Kampf Mann gegen Mann nicht mehr stark genug waren und schmalbrüstige Buchhaltertypen, welche nie dafür geeignet sein würden. Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, diese Herren waren durchaus mutig und intelligente nette Männer. Nur mit einem Säbel in der Hand in oder um Khartum zu kämpfen – nein, das wäre wohl nicht gut ausgegangen. Gordon wusste schon, was er tat. Einer von ihnen, ein pensionierter Kavalleriemajor mit einem weißen Vollbart, um den ihn wahrscheinlich jeder Mann beneidet hätte, stand die ersten Stunden endlos am Heck der MEMPHIS und starrte zurück. Auch, als Khartum schon lange verschwunden war.

„Wissen Sie, Captain, ich lasse das Grab meiner geliebten Saloumne zurück“, hat er zu mir gesagt. „Ich habe ihr versprochen, sie nicht zu verlassen, und jetzt bin ich doch gegangen.“

„Sie wird es verstehen, Major.“ Das glaubte ich wirklich. Major Woolman hat mich dann angesehen.

„Vielleicht. Wie auch immer, Sir. Ich habe meine Jagdgewehre und die Munition Gouverneur Gordon zur Verfügung gestellt. Er hofft, dass London doch noch eine Armee entsendet, wenn er in Khartum bleibt, also wird er jedes Gewehr benötigen. Ich für meinen Teil habe nur meinen

alten .44 Navy-Colt behalten, mit Pulverflasche und Kugelbeutel. Mag nicht viel sein, aber mein Revolver und ich stehen zu ihren Diensten.' Da habe ich nicht lang überlegt, sondern einfach genickt und salutiert.

„Bitte folgen Sie mir, Major“, forderte ich ihn auf, dann sind wir zum Waffenschrank gegangen, und ich habe ihm aus der Reserve einen Mannlicher Karabiner mit kurzem Lauf und einem Munitionsgurt mit 10 Ladestreifen zu je 5 Schuss ausgehändigt. Dem alten Soldaten den Geradzugverschluss und das Einsetzen der Patronen in das Kastenmagazin zu erklären, hat keine Minute in Anspruch genommen.

„Danke, Sir!“ Mehr konnte er nicht sagen, aber in seinen Augen brannte wieder ein heller Funke.

„Ich habe zu danken, Major“, antwortete ich ihm, und wir wurden so etwas wie Freunde. Soweit ein 68 Jahre alter Mann und ein 26-jähriger Jüngling Freunde sein können. Aber seine Erfahrung hat mir schon geholfen, später einige Schnitzer zu vermeiden.

Und dann gab es noch Lady Arboutnotton-Thorneywell. Alexandra Cornelia Arboutnotton-Thorneywell, Tochter des 14. Earl of Rockwater und verheiratet mit dem 16. Earl von Mollingou. Ach, der Name ist den Ladies und Gentlemen bekannt? Nun, damals, vor sieben Jahren, war sie Mitte der Vierzig und auf den ersten Blick eine durchaus aparte Erscheinung. Ihr Mann war den weißen Nil hinauf gereist, um dort eine von ihm gekaufte Goldmine zu inspizieren und hatte sie in Khartum zurück gelassen. Acht Jahre vorher, seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Lady Alexandra hat einige Männer mit Nachforschungen beauftragt, aber die haben nur herausgefunden, dass er mit einigen Männern aufgebrochen war. In der Mine, um die es ziemlich gut stand und der Lady recht gute Gewinne brachte, ist er nie angekommen. Allmählich hatte sie sich damit abgefunden, eine Witwe zu sein, eine letzte Hoffnung hatte sie aber bis jetzt in Khartum fest gehalten. Dem Befehl Gordons war sie nur widerwillig nachgekommen, sie wäre lieber



geblieben. Und die Lady hatte Haare auf den Zähnen. Ich sehe sie noch vor mir, in dem hellbraunen Kleid mit dem Cul de Paris, wie man damals die Turnüre nannte. Also, das Kissen über dem Allerwertesten. Dazu das Schnürmieder, der riesige Hut und der Sonnenschirm.

„Captain“, hatte sie mich gleich am ersten Tag angesprochen. „Ich wünsche um halb nach drei Uhr einen Spaziergang einige Male rund um das Deck zu unternehmen, etwa eine Stunde, und dann um fünf meinen Tee zu trinken. Sie werden die Güte haben, einen Steward für meine Gäste und mich zu meiner Verfügung zu halten.“ Ich musste

widersprechen.

„Ma'am, das geht leider so nicht“, habe ich geantwortet. „Ich bitte Sie, ihren Spaziergang dann zu halten, wenn keine Gefahr besteht! Der Steward wird selbstverständlich ab fünf vor fünf im Salon für die Damen bereit stehen!“

„Schnickschnack!“, winkte sie ab. „Wozu haben Sie denn sonst die zwei Schichten schwere Bohlen und die Sandsäcke an der Reling montiert?“ Ich musste kurz Luft holen, bevor ich antwortete.

„Sie sind nicht hoch genug, um einer aufrecht gehenden oder stehenden Person Schutz zu gewähren, Lady Alexandra. Bitte blicken Sie dort hin, diese Schornsteine sind nur noch Attrappen, ganz oben haben wir Krähenester für Beobachter eingerichtet. Solange diese Männer keine Gefahr erkennen, ist selbstverständlich nichts gegen einen Spaziergang auf Deck einzuwenden. Sollte aber einer der Posten in den Krähenestern mit drei kurzen Tönen die Dampfpeife betätigen, bitte ich Sie und alle anderen Passagiere, möglichst rasch eine Deckung aufzusuchen. Vorzugsweise im Inneren des Schiffes.“ Da hat mich die Dame ganz lange angesehen und dann genickt.

„Einverstanden, Captain. Wenn Sie mir eines dieser Krähenester zeigen.“ Eine starke, selbstständige Frau, mit der man gut sprechen konnte.

Ich möchte auch noch ganz kurz über eine dritte Person sprechen, bitte haben Geduld. Es geht um Corporal Hannes Sommer. Der Corporal wurde in einem kleinen Dorf westlich von Wien geboren, in einer Gegend, wo die Menschen von Getreideanbau, Milchwirtschaft und Schweinezucht lebten. Dort in diesem Ort mit etwa 40 Einwohnern gab es keine eigene Schule, und der Knabe musste über eine Stunde zu Fuß zur Schule gehen und eben so lange natürlich wieder zurück. Außer in Zeiten, wo seine Hilfe auf dem Bauernhof seiner Eltern benötigt wurde, also so gut wie immer, außer im Winter. Seine Schulkameraden hatten es nicht besser, und der Lehrer kannte es auch nicht anders. Immerhin lernten die Kinder halbwegs lesen, schreiben und rechnen. Sein älterer Bruder sollte einmal den Hof übernehmen, und für den Jüngeren war kein Erbe zu erwarten. Also beschloss er eines Tages, Soldat zu werden. Es war kein Problem, des Kaisers bunten Rock an zu ziehen, und er war gut genug, um zwei Mal befördert zu werden. Nach der Ausbildung wurde er hierhin und dahin versetzt und landete schließlich im Al-Chartūm alnimsawia. Hannes Sommer erwartete nicht viel vom Leben, er war glücklich über drei sichere Mahlzeiten am Tag, eine Unterkunft, Kleidung und Wäsche, dazu ein wenig Taschengeld für Tabak, ab und zu ein Bier und sonstige Kleinigkeiten. In den letzten Monaten lernte er für eine Prüfung, um Unteroffizier werden zu können. Er hatte sich in die Tochter eines Master Sergeant verliebt, und dieser hatte ihm klar gemacht, dass er ohne diese Prüfung zumindest versucht zu haben, keine Gnade vor seinen Augen fände. Sonst lässt sich über den Corporal nicht mehr viel sagen, er war ein absolut durchschnittlicher und unauffälliger Mann.

Nun, wir dampften also den Nil abwärts nach Norden, und ich fragte mich, warum Gouverneur Gordon eigentlich kein Luftschiff für den Transport der Zivilisten angefordert hatte. Es wäre sehr viel schneller und effizienter gewesen. Aber wahrscheinlich misstraute der alte Fuchs diesen neumodischen Dingern. Wenn es um neue Waffenkonstruktionen ging, forderte er diese sofort für seine Soldaten an, aber sonst war Technik, also technischer Fortschritt, für ihn ein Gräuel. Ich glaube, am liebsten wäre er von London bis Khartum gesegelt und hätte auf Dampfkraft verzichtet. Aber es eilte, und so hat er eben für seine Person den Luftweg gewählt. Aber für die Evakuierung verließ er sich dann doch wieder auf die Schiffe, und Graf Staubning schien diese Einstellung zu teilen. Die Fahrt verlief einige Tage eigentlich recht ereignislos. Als einziges unterbrach etwa 48

Meilen nördlich von Khartum ein Berg die Wüste, und der Nil hatte sich sein Bett quer durch diesen Fels gegraben. Es war ein erhabenes Gefühl, mit dem Schiff durch diese Schlucht zu fahren, aber das hinderte mich nicht, erhöhte Alarmbereitschaft anzuordnen. Wenn es eine Bande Freischärler auf das Leben einiger Weißer abgesehen hatte, war hier ein idealer Punkt. Aber es blieb alles ruhig, zumindest an diesem Tag. Es kehrte allmählich eine gewisse Routine im Bordleben ein. Ich diskutierte ein wenig mit Major Woolman und spielte zwei oder drei Partien Schach gegen ihn. Nachmittags lud mich manchmal Lady Alexandra ein, sie auf ihrem Spaziergang zu begleiten, es war eine Ehre und ein Vergnügen für mich jungen Offizier. Natürlich brachte ich meine Passagiere in Deckung, wenn wir uns einer Ortschaft näherten oder einige Reiter zu sehen waren. Manche von denen beschossen aus ihren Gewehren die MEMPHIS, aber das blieb immer ohne größere Folgen.

Etwa nach einer Woche erreichten wir einen der Katarakte, wo sich bei hohem Wasserstand der Nil in mehrere Arme teilt und größere, nicht ganz flache Inseln bildet, welche auch noch mit Bäumen und Buschwerk bewachsen sind. Bekannt geworden sind von Süd nach Nord die Inseln Doli, Dakhasa und Meinarti, welche das ganze Jahr als Inseln existieren. Gleichzeitig schiebt sich am Ostufer, also rechter Hand, ein niedriger Höhenzug bis an den Fluss. Wie gesagt, kein berühmtes Gebirge, aber hoch genug, um von unseren Ausgucken nicht überblickt werden zu können. Grund genug für mich, alle Posten besetzen zu lassen. Knapp nach diesen Inseln macht der Strom einen ziemlich scharfen Knick nach rechts, und da erwarteten sie uns auch. Zwei einmastige Feluken und zwei zweimastige lagen vor uns und zeigten uns ihre Breitseite. Die drei Signale von der Dampfpeife hätte es gar nicht gebraucht, jeder im vorderen Teil des Schiffes sah unser Problem. Und wenn es noch Zweifel gegeben hätte, der Kugelhagel von den Schiffen herüber hätte ihn ausgeräumt. Vorne, bei der zwei Zentimeter, Entschuldigung, der .787 Revolverkanone führte ein altgedienter Unteroffizier das Kommando. Der Rang entspräche wohl ihrem Warrant Officer 2nd Class. Noch bevor ich ihm die Feuererlaubnis signalisiert hatte, hatte er seine Waffe bereits ausgerichtet, und er muss nur Sekundenbruchteile nach meinem Signal den Abzug betätigt haben. Vor 5 Jahren hatten wir noch keine Hohlladungsgranaten für die .7-87er. Aber Sprengbrand. Und Feluken kann man nicht unbedingt als Schiffe mit starker Wandung bezeichnen. Kurz gesagt, die Revolverkanone machte Kleinholz aus den Booten, das man dort, wo es angeschwemmt wurde, nur noch zum Feuer machen benutzen konnte. Es gab einige Überlebende, aber die drei Infanteristen im Bug machten kurzen Prozess, wenn sie der MEMPHIS zu nahe kommen wollten. Auf den Unteroffizier Nagy aus Székesfehérvár konnte ich mich verlassen.

Hinter uns waren einige leichte Dahabijes und kleinere Feluken, welche hinter den Inseln hervor gekommen waren. Kleine, schmale Boote, welche sich mit der Strömung treiben ließen. Wir hatten während der Stromschnellen die Schrauben rückwärts laufen lassen, denn auch die Schaufelräder für den Antrieb waren mit der Umrüstung auf Steampowder-Kessel ausgebaut und durch Schiffsschrauben ersetzt worden. Nur an der Seite gab es sie noch, erstens wegen der Optik und zweitens halfen sie manchmal noch immer bei der Steuerung. Ja, also, unser Antrieb lief rückwärts, und diese Boote kamen ungebremst immer näher. Und während die schweren Granaten der .787 die Bootsrümpfe einfach zerfetzte, schlugen die wesentlich kleineren .30er Kugeln der Maxims kaum durch den Aufbau. Die sieben Infanteristen und Major Woolman schossen gezielt auf die Steuerleute, aber allmählich kamen doch einige Boote gefährlich nahe. Die Maxims konzentrierten sich auf die offenen Boote, ähnlich unseren Marinekuttern, aber schnittiger gebaut, die zwar am schnellsten näher kamen, aber deren Insassen keine Deckung hatten. Es entwickelte sich ein veritables Feuergefecht, denn die Aufständischen hatten auch keine alten Vorderladerflinten mehr, sondern ziemlich moderne Repetiergewehre. Nicht einheitlich, aber den gefundenen Projektilen nach französische, britische, deutsche und, ja, auch österreichische Waffen. Daher kann man auch

nicht von überlegener Reichweite sprechen. Unser einziger Vorteil waren die Maxims, und zwar gedeckte Varianten. Also, mit angeflanschten Schutzblechen, die dem Schützen ein wenig Deckung versprachen. Das – und natürlich eine starke Dampfmaschine.

Ich habe mein Gewehr von Mannlicher bei der Hand gehabt und den Kapitän gefragt.

„Geht es sich aus, dass wir drehen, ohne zu viel Vorsprung zu verlieren?“ Der Kapitän von der MEMPHIS hat ganz kurz überlegt, dann hat er zum Rudergänger hinüber gerufen.

„Backbordrad volle Kraft voraus, Steuerbordrad volle Kraft zurück!“, und der hat ganz ruhig geantwortet.

„Backbord voll voraus, Steuerbord voll zurück!“ Also ist der Bug nach rechts gewandert, und der Nagy hat sofort verstanden, was los ist und hat unsere Verfolger mit seiner Gatling unter Beschuss genommen. Wie gehabt, Kleinholz ist den Nil hinunter geschwommen, und die Aufständischen haben sich an das Ufer gerettet. Als das Gefecht vorbei war, hat man mich zum Heck gerufen. Es gab einige Blessuren, welche die Lady Alexandra bereits versorgt hatte, als ich ankam. Sie ist, noch während die Kugeln gewechselt wurden, hinaus gerannt und hat sich um Verwundete gekümmert, dass die weiter kämpfen konnten. Und als ihr eine Kugel den Hut vom Kopf riss, hat sie nur ein Wort gerufen. Ich weiß nicht, welches, niemand wollte es mir verraten. Hannes Sommer wurde während des Gefechtes von einem Querschläger in den Rücken getroffen, Major Woolman zog den Corporal zurück und nahm dessen Stelle ein, während Lady Alexandra versuchte, auch ihm erste Hilfe zu leisten. Ein hoffnungsloses Unterfangen, seine Gedärme lagen frei und waren stark zerrissen. Doktor Walser, unser Schiffsarzt hatte ihm eine hohe Dosis Schmerzmittel und ein starkes Schlafmittel injiziert, der Junge war mit dem Kopf auf Lady Alexandras Schoß eingeschlafen.

„Ein hoffnungsloser Fall.“ Walser hat traurig den Kopf geschüttelt. „Der arme Junge, aber er wird seine Wunde nicht überleben. Wir können ihm nur noch einen schmerzlosen Tod schenken.“ Was soll ich ihnen erzählen? Ich stand das erste Mal vor einer solchen Entscheidung, und ich war der einzige, der sie treffen konnte. Mein Blick wanderte über die Wüste auf der einen und die Berge auf der anderen Seite des Nils. Ich sah, wie Lady Alexandra ein leises Nicken anzudeuten schien, war mir aber nicht sicher und bin es heute noch nicht. Aber egal, es war ohnehin meine Entscheidung. Meine Verantwortung ganz allein. Ich – atmete einmal tief durch.

„Tun Sie es, Doktor!“ Walser hat nur genickt, er nahm eine Flasche aus seiner Tasche und zog eine dritte Injektion auf.“

Rudolph Carl von Slatin rieb sich über das Gesicht. „Jetzt brauche ich doch noch einen Whisky.“ Er wechselte kurz ins Deutsche. „Keine Sorge, Wilhelm, es wird der letzte für heute.“ Dann sprach er wieder auf Englisch weiter. „Also, Major Stone? Wie gefällt ihnen das Heldentum jetzt? Nun, auf jeden Fall brachten wir das Schiff und die Passagiere heil nach Kairo, dann wurde auf Gezira die MEMPHIS wieder aufpoliert, ehe sie zurück fuhr. Jetzt mit vier von den .787 Geschützen, zwei zum Bug und zwei zum Heck. Damit haben wir uns dann nach Khartum zurück gekämpft. Vielleicht hatte ja Mohammad Ahmad nichts gegen einige österreichische Stationen im Sudan, aber einige seiner Anhänger hatten definitiv etwas gegen unsere Fahrten. Im Frühjahr 1884 wurde noch eine Schiffsladung Zivilisten nach Kairo verschifft, dieses Mal traf das Los als begleitenden meinen direkten Vorgesetzten, Major Szilágyi. Er – kam nie zurück, und so beförderte mich Graf Staubning als den dienstälteren von uns beiden Oberleutnanten zum Major und Kommandanten der zwei Kompanien Motorgeschütze. 26 Jahre alt und schon Major, das hatte ich nicht erwartet, als ich

mich in der Theresianischen Militärakademie zur Ausbildung gemeldet hatte. Insgesamt war es gelungen, 2.500 Personen, in erster Linie britische Frauen, Kinder, Kranke, Alte und Schwache zu evakuieren. Und trotzdem gab es immer noch jede Menge ägyptische und sudanesischen Frauen und Kinder in Khartoum, welche wir noch versuchten, in Sicherheit zu bringen, als im Sommer der Mahdi mit seiner Armee eintraf. Der erste Sturm der Rebellen auf die Tore an der Südmauer, der einzige Zugang vom Land aus, wurde zu einem Gemetzel. Gordon hatte, wie schon erwähnt, die alten Bronzekanonen auf die Bastionen gestellt und mit Kartätschen laden lassen. Kamelreiter gegen moderne Schnellfeuerkanonen und Kartätschen – es war ein Blutbad. Am Ende des Tages lagen hunderte toter Menschen und Kamele vor den Toren. In der Stadt gab es noch ungebrauchte Salzvorräte, also schickte Gordon Männer vor die Tore, welche noch Fleisch von den am nächst liegenden Kamelen besorgen und einpökeln sollten. Er hoffte immer noch auf eine Rettungsmission aus England. Auf ein Entsatzheer. Auch jetzt noch, er wollte und konnte einfach nicht glauben, dass Gladstone ihn im Stich ließ.

Es war für uns nicht leicht, einfach untätig zu bleiben. Aber aus Wien war der Befehl gekommen, sich nicht in die Kämpfe einzumischen und Ruhe zu bewahren, Großbritannien hatte sich jede Einmischung verboten, also sahen wir wirklich nur zu. Mussten wir zusehen. Nun, es ging uns ja wirklich nichts an, es war nicht unser Kampf. Und wären in dem Fort nur Soldaten gewesen, oder wären die Truppen des Mahdi weniger fanatisch gewesen, wäre es uns auch sicher leichter gefallen. Abgesehen davon, dass viele unserer sudanesischen Arbeitskräfte natürlich noch Verwandte oder Freunde in Khartoum hatten. Das weitere ist soweit wohl bekannt? Die Araber bezogen ihr Lager rund um Khartoum, und der Mahdi selbst auf der anderen Seite des Nils, gerade außerhalb der effektiven Schussweite der britischen Kanonen. Mohammad Ahmad selbst war kein ungebildeter Mann, müssen Sie wissen. Und der Grund für den Aufstand ist ebenfalls nicht von der Hand zu weisen. Er war der Meinung, dass der Anbau von Lebensmitteln für das Volk besser war als die Produktion von Baumwolle, und das ist verständlich. Aber sein Verständnis zur Sklaverei und sein religiöser Fanatismus, seine Methoden des blanken Terrors jedem gegenüber, der nicht auf seiner Seite stand, disqualifizierten den Aufstand. Ja, es ist richtig, ich kann kein Omelette herstellen, ohne ein paar Eier zu zerbrechen. Aber ich werde jetzt lieber nicht ausführlich berichten, wie das Schicksal gefangener Sudanesischen aussah. Noch schlimmer erging es den Frauen, und wenn ihre Männer auch noch für Britannien gearbeitet hatten – wenn ich all das berichten wollte, bräuchte ich die ganze Flasche. Außerdem sind hier Damen anwesend. Vielleicht nur so viel – die Niederlands-Belgische Congo Samenleving ist bei aller Brutalität und Grausamkeit den dunkelhäutigen Africanern gegenüber weniger schlimm als Teile dieser Horde.

Im Dezember `84 war ich gerade bei Lieutenant Colonel Ludwig Graf Staubning zum Rapport, da greift er sich plötzlich an die Brust und ringt nach Atem. Ich habe sofort den Sanitätsoffizier verständigt, der ihn dann in die Krankenabteilung hat bringen lassen. Des letzte, was er noch gesagt hat, war ‚Slatin, übernehmen Sie bis auf Weiteres!‘. Zwei Tage später war er tot, und ich als blutjunger Major Kommandant der Festung Al-Chartūm alnimsawia. Nun, ich habe das ganze natürlich sofort nach Kairo und Wien gemeldet, von dort kam aber vorerst nur die Bestätigung meines derzeitigen Kommandos. Also habe ich erst einmal weiter gemacht und nach Möglichkeit noch ein paar Frauen und Kinder evakuiert, jetzt mit dem Luftschiff aus Kairo, das alle drei Wochen gekommen ist. Am 25.1.85 hat die GOSAU am Mast angelegt, und wie immer haben wir sie sofort mit allem Nötigen versorgt. Mit an Bord war Colonel Wenzel Kratochvil, er sollte am 26.1. das Kommando übernehmen. Am Morgen war der Fluss weiß von Booten, und da war klar, das wird der letzte Angriff. Da bin ich in die GOSAU gestiegen und habe befohlen, so viele Frauen wie möglich aus der Stadt zu retten. 150 Personen haben wir noch retten können, bevor die

Aufständischen die Verteidigung überrannt haben. Ganz zum Schluss kam noch Major Naght gelaufen und warf mir ein Päckchen zu.

„Die Flagge Britanniens, Sir! Ab nun kämpft Khartum unter der Fahne Gordon Paschas“, wies er zum Gouverneurspalast, und wirklich, über dem Gebäude wehte an den Ärmeln befestigt ein schwarzer Uniformrock Gordons. Ich hielt dem Major meine Hand entgegen, aber er schüttelte sie nur kurz, dann lief er wieder davon. Zur Hafenummauer, wo er dann auch starb. Als mutiger Kämpfer, mit dem Säbel in der Hand und von sechs Kugeln verwundet, ehe ein Mahdist ihm eine Lanze in den Bauch rampte und ihm dann die Kehle durchschnitt, wie man später hörte. Als die GOSAU aufstieg, sah ich Charles George Gordon auf der südlichen Westbastion, von wo er sowohl das Landtor im Süden als auch das Hafentor im Westen im Blick und im Schussfeld hatte. Ich bin sicher, dort ist er auch gestorben. Mit eiskaltem Blut dem Feind ins Auge blickend, kämpfend bis zur letzten Patrone und dem letzten Blutstropfen. Der Mann hätte sich nie in sein Schicksal ergeben, niemals. Als ihm einmal ein Abgesandter des Mahdis sagte, dass das Schicksal eines jeden Menschen bereits geschrieben stünde, sagte

„Es ist gar nichts geschrieben, junger Mann. Solange nicht, bis ich es selber schreiben!“ Also – vielleicht hat man ihn im Gouverneurspalast enthauptet, aber gestorben – gestorben ist er auf der Bastion. Mit einer Waffe in der Faust und einem stattlichen Gefolge für das Jenseits.

Nachher hat mich Kratochvil gleich mit der GOSAU nach Kairo geschickt und versucht, meinen Flug dem Mahdi als Alleingang zu verkaufen. Was es ja auch wirklich war. Eigentlich habe ich erwartet, meine Sterne ganz schnell wieder los zu werden, aber die internationale Presse hat Wind von der Sache bekommen und war auf der Suche nach irgend einem Helden, damit die Bevölkerung keinen Aufstand macht. Da hat sich für die englischen Blätter die Rettung der Fahne natürlich angeboten. Der Khedive hat mich zum Pascha ausgerufen, warum auch immer, und da haben die Herren Politiker in England eben säuerlich gelächelt und mich auch als Helden gefeiert. In Österreich hat man mich zum Lieutenant Colonel befördert und zum Kommandant der Burstyn-Kaserne gemacht. Da war ich ganz bestimmt der jüngste Garnisonsbefehlshaber in der österreichischen Geschichte. Horatio Kitchener hatte in der Zwischenzeit doch noch den Befehl erhalten, Khartum und vor allem Gordon zu retten, und wenn er ihn mit Gewalt nach England schleifen musste. Er, und noch viel mehr die britische Regierung haben die Rettung Gordons verbummelt. In Kairo waren genug von den Flusskanonenbooten der Gizehklasse, zehn davon hätten gereicht. Dazu noch fünf oder sechs Passagierschiffe, und Khartum wäre vollständig evakuiert gewesen. Mohammad Ahmad war, wie schon erwähnt, nicht dumm. Er hätte keinen Finger gerührt und danach die leere Stadt kampflos in Besitz genommen, und es hätte keinen Österreicher gebraucht, die Flagge in Sicherheit zu bringen. Nun ja, die Expedition vom Kitchener wäre zwei Tage zu spät gekommen, und als er die Nachricht von seinen Spähern bekam, ist er umgekehrt. Nicht ganz unverständlich, denke ich.“ Slatin schwieg und zündete seine mittlerweile verloschene Zigarre wieder an.

Colonel Holeman erhob sich und nahm sein Glas. „Meiner Meinung nach haben Sie alles richtig gemacht, Colonel Slatin. Ich trinke auf ihr Wohl.“

„Ich auch“, bemerkte Maria Sophia von Österreich. „Gut gemacht, Slatin!“

„Und, haben Sie sich auch ein Loch in der Uniform eingefangen?“, wollte es Major Stone genau wissen.

„Aber ja, genau hier!“ Slatin wies auf seinen linken Rippenbogen. „Ein halber Zoll weiter links, und Kapitän Stepanič hätte die Entscheidung bezüglich des Corporal Hannes Sommer fällen müssen. Wahrscheinlich wären wir, also der Corporal und ich, gemeinsam im Nil gelandet.“ Nun trank Slatin den letzten Schluck seines Whiskys und erhob sich. „So, Ladies und Gentlemen, das war meine Geschichte. Und jetzt bitte ich, mich zu entschuldigen. Gute Nacht.“

„Kann ich Sie noch für einen Spaziergang an Deck begeistern?“, fragte Imogen Harris hoffnungsvoll.

„Das halte ich für keine gute Idee, Miss Imogen. Nicht heute, bitte verzeihen Sie mir.“ Damit entfernte sich der große Mann aus dem Salon

Paris

Der kleine Mann mit dem beträchtlichen Bart starrte auf die vom Gaslicht flackernd beleuchtete Bühne, wo zwanzig Tänzerinnen ihre Röcke bis an die Brust hoben und die praktisch nackten Beine in den Knöpfchenstiefeln zum Can Can von Jaques Offenbach durch die Luft wirbelten. Sein Bleistift flog über den Skizzenblock und brachte einige Studien zu Papier, welche mit wenigen einfachen Strichen die Freude und die Erotik des Tanzes zum Ausdruck brachten.

„Oh, Monsieur Toulouse-Lautrec! Wie ich sehe, sind Sie wieder einmal fleißig!“

„Das nennt man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, Monsieur Offenbach. Vor allem, wenn es derart eingängige Melodien sind!“

„Oh, danke. Vielen Dank, mein Freund. Man tut, was man kann. Darf ich mich setzen, es ist ja schon sehr voll hier!“

Der Maler erhob sich kurz und wies auf einen Stuhl. „Oh, entschuldigen Sie, guter Freund, selbstverständlich sind Sie mir willkommen. Bitte, nehmen Sie doch Platz!“

„Danke, Monsieur. Hübsche Mädels heute Abend! Woran arbeiten Sie gerade?“

„An einer Reklame für Zigaretten.“

„Oh!“ Jaques Offenbach winkte einem Ober. „Entschuldigen Sie bitte, Monsieur Toulouse-Lautrec!“

„Nichts zu entschuldigen, mein Lieber. Von irgend etwas muss der Mensch doch leben und seine Rechnungen bezahlen! Es ist nur schade, dass dieses Gaslicht nicht heller ist und ständig flackert!“

Der Komponist schob sein Weinglas auf dem Tisch herum. „In Wien und Berlin beleuchten sie sogar ihre Bühnen schon seit einiger Zeit elektrisch“, erklärte Jaques Offenbach seinem Freund. „Viel Licht und überhaupt kein Flackern mehr. Nur noch in den Séparées, wo die Herren die Damen zum romantischen Tete a Tete treffen, werden Kerzen verwendet. Wegen der Stimmung!“

Toulouse-Lautrec warf seinen Bleistift auf den Tisch. „Und ich verderbe mir hier die Augen. Merde!“, schimpfte er. „Nun, die Armee und die Flotte haben ja ihre Scheinwerfer, aber selbst in Paris gibt es nicht einmal ordentliche elektrische Straßenbeleuchtung.“

Offenbach nippte an seinem Rotweinglas. „Überall in Europa gibt es schon Stadtbahnen oder Dampfbusse, in Paris kann man die Dampfdroschken an den Fingern einer Hand abzählen. Nur das Heer, das Heer, das Heer, das bekommt alles Neue! Will unser Kaiser Napoleon, der vierte der Dynastie, etwa wieder einen Krieg, vielleicht mit Italien oder Spanien anzetteln?“

„Hoffentlich nicht mit den Boches!“ stöhnte der Maler. „Dann haben wir auch noch die Österreicher am Hals, auch wenn unser Kaiser ein halber von denen ist. Deutschland lassen die nicht so schnell im Stich. Hallo, mein junger Freund! Edgar, das hier ist Monsieur Jaques Offenbach, Monsieur Offenbach, ein junges Talent, Edgar Degas! Wen hast du uns denn mitgebracht?“

„Ach, wenn ich vorstellen darf, Monsieur Gaston Leroux!“

Offenbach musterte den Jüngling. „Leroux? Sie sind als Kriminaljournalist für einige Zeitungen tätig?“

„Aber ja, Monsieur. Aber meine große Liebe gehört der Novelle. So wie Edgar Allen Poe!“ Der Mann fühlte sich geschmeichelt, dem Komponisten, der bereits sehr berühmt war, bekannt zu sein.

„Und, schwebt ihnen schon etwas vor?“ fragte Henri Toulouse-Lautrec. „Ein schrecklicher Fall in der Opera Populaire, der Leuchter stürzt herab, ein bösesartiges Monster treibt sein Unwesen. So in etwa!“

„Das klingt interessant!“ bemerkte Offenbach. „Darauf freue ich mich schon. Wie soll denn das Werk heißen?“

„Voraussichtlich ‚Das schreckliche Phantom in der Opera Populaire‘!“

„Zu lange, junger Freund!“ Ein bärtiger, wohlbeleibter Mann und eine Dame mit herben Gesichtszügen waren zu der Runde gestoßen, der Mann hatte diese Bemerkung gemacht.

„Wie würden Sie es denn nennen, Monsieur Zola?“ Der Autor schien wirklich an der Meinung des älteren Schreibers interessiert zu sein.

„Kurz, bündig und einfach. Vielleicht ‚Das Phantom der Oper‘. Unter Umständen kann man es ja sogar als Bühnenstück adaptieren!“

„So wie ihre Therese Raquin?“ Offenbach strich sich über das Kinn. „Ich überlege, ob ich nicht eine Operette daraus machen könnte. Aber es ist ein so tragischer Stoff, da wäre eher eine richtige Oper angebracht. Aber – das wäre nicht mein Metier!“

„Aber Monsieur Jaques! Sie schreiben doch so herrliche Musik“, mischte sich Alexandrine Zola ein.

„Danke, Madame Alexandrine. Aber es ist eben trotzdem leichte Musik, kein Verdi oder Rossini!“

„Na, wenn das nicht der ehrenweherte Toulouse-Lautrec ist!“

„Paul Cezanne! Sie sind also wieder einmal in Paris?“

Der Neuankömmling legte Stock und Hut ab. „Aber ja! Und bin natürlich sofort hierher in das Moulin Rouge gegangen. Was wäre Paris ohne dieses Lokal?“

„Natürlich!“ Zola nahm ein Schlückchen Rotwein und genoss das reiche Bouquet. „Hat eigentlich jemand schon von diesem neuesten spiritistischen Zirkel gehört? Printemps doré?“

„Nie gehört. Was soll dieser ‚Goldene Frühling‘ eigentlich sein?“ Henri Toulouse-Lautrec brachte seinen Skizzenblock vorsichtshalber einmal in Sicherheit.

„Zum Teil gelangweilte adelige Damen, zum anderen unglückliche Frauen und Männer aller Stände und Schichten. Die einen suchen dort Zerstreuung, die anderen Trost. Es soll während der Abendsitzungen sehr egalitär zugehen!“ Leroux schloss überlegend die Augen. „Madame Roxane Solange de Beauvoise und die Marquise de Ploutec gehen, habe ich gehört, auch dorthin. Man erzählt sich, dass ihr Mann, der Marquis, nur noch einmal alle drei, vier Monate über sie kommt, und sie zwischendurch Trost bei einem der Bediensteten der Leiterin des Zirkels erfährt, einem Monsieur Enormbité – ja, bitte nicht lachen, er soll tatsächlich so heißen, und das auch durchaus zu recht. Und Ausdauer soll dem Vernehmen nach er auch noch beweisen. Auf jeden Fall ist die Leiterin des Zirkels eine Mademoiselle Madeleine du Cartaille. Von der niemand weiß, woher sie kommt, außer dass sie eine wirkliche Schönheit sein soll. Aus der Gascogne vielleicht, sie wirkt schon ein klein wenig spanisch, habe ich gehört!“

„Aber Gaston!“ Jaques Offenbach musterte den Mann verwundert. „Wie gut Sie Bescheid wissen!“

„Ich soll einen Artikel darüber für ‚le Monde‘ schreiben und habe ein wenig recherchiert. Hoffentlich muss ich nicht auch noch zu einer solchen Seance gehen!“

=◇=

Die hübsche, wenn auch nicht mehr ganz junge Frau mit dem tiefen, gut gefüllten Dekolleté lag malerisch auf einem Diwan und lauschte vorerst dem Dialog der beiden Herren, eindeutig Vater und Sohn.

„François, wir brauchen endlich un grand succès. Das Volk wird immer unzufriedener, wir müssen es uns wieder gewogen machen. Unsere Regierung wankt!“

„Das ist mir bewusst, mon Père. Aber wie wollen wir das anstellen? Im Moment können wir unsere Grenzen auf niemandes Kosten erweitern, es sei denn, in Africa oder vielleicht noch im Pazifik!“ Der jüngere schritt mit langen Schritten im Raum vor dem Schreibtisch seines Vaters, Napoleon IV auf und ab.

„Wir Franzosen haben schon genug Überseekolonien!“ warf die Frau ein. „In Africa sind unsere Besitzungen riesig, bestehen aber zum größten Teil aus Sand. Nein, es wird Zeit, dass Frankreich auch wieder in Europa la grande Nation wird, wie wir es früher waren! Wie es unsere Heimat unter dem Aigle Napoleon Bonaparte gewesen ist!“

„Leicht gesagt, mon Amour!“ Charles Josef Napoleon Bonaparte IV lehnte sich zurück. „Damals hatte Frankreich ein großes und modernes Heer gegen ein halb zerstrittenes und von inneren Streitigkeiten zerfressenes Europa. Vor allem einige Länder im Norden wie Belgien und die Niederlande, auch Dänemark waren eines nach dem anderen eine leichte Beute. Und der Süden

war noch leichter, Spanien, Portugal, Italien. Aber heute? Belgien und die Niederlande haben sich zu einem starken Bund zusammen geschlossen, Skandinavien und Dänemark sind ein Reich geworden, die kleineren Fürstentümer sind entweder im deutschen Kaiserreich oder in den Donaumonarchien aufgegangen. Und wenn diese Reiche wenigstens untereinander zerstritten wären, aber nein, sie sind jetzt auch noch ganz dicke Verbündete. Besonders die Boches und die Österreicher. Und in Italien haben sich die einzelnen Stadtstaaten auch zu einem Reich verbunden und obendrein ein Verteidigungsbündnis mit Portugal und Spanien abgeschlossen.“

Roxane Solange, die Frau des französischen Kaisers, nippte geziert an ihrem Sektkelch. „Tu felix Austria, nube! Ein alter Spruch, also sollte sich Frankreich vielleicht dieses Mal auch daran halten und ein Stück Österreich erheiraten! Maria Sophia ist noch ledig.“

„Nein!“ lehnte François Louis kategorisch ab. „Diese femme mordante, diese émanze, nein, niemals! Lass dich doch scheiden und mon Père...“

„Garçon stupide!“ unterbrach Roxane ihren Sohn. „Weder Néné noch Sophie würden Frankreich Land bringen, so viele Männer könnten gar nicht sterben. Aber wenn du, mon fils, die Prinzessin Maria Sophia von Österreich heiratest, müssen nur noch der Thronfolger Franz Rudolph und vielleicht noch die Regentin sterben. Das geht nicht so schwer, und der Ehemann von Maria Sophia Ludovika wird Kaiser der Vereinigten Donaumonarchien. Du wirst sie eben zu zähmen wissen müssen! Wenn du zu diesem Weib gehst, darfst du natürlich die Peitsche nicht vergessen!“



„Das hat dieser Boche Nietzsche so nie gesagt, ma mère!“

„Nein, ICH sage DIR das!“

„Vielleicht sollte ich einmal in den Stallungen nachsehen, wo meine Gerte ist“, bemerkte der französische Kaiser lächelnd.

„Wenn ich gewusst hätte, dass es meiner Roxane danach gelüstet, einige Striemen auf den Bout...“

„Tais toi“, fuhr sie ihrem Mann über den Mund. „Sorge lieber dafür, dass FRANKREICH wieder groß wird! Ich muss direkt noch einmal mit Madeleine du Cartaille über eine solche Ehe sprechen.“

=◇=

Alexandria

Der große Alexander hätte die Stadt, welche er in Auftrag gegeben hatte und bis heute seinen Namen trug, nicht mehr erkannt. Groß sollte sein Hafen am Mittelmeer werden, nach mathematisch genau ausgearbeiteten Einteilungen. Breite Hauptverkehrsstraßen sollten die Stadt

in Quadrate aufteilen, diese von weniger breiten Straßen in kleinere unterteilt werden. Auch die kleinen Gassen sollten dann parallel zu den großen Straßen verlaufen und so die gesamte Stadt durchziehen. Unter Ptolemäus II wurde die Stadt genau so fertig gestellt und war lange Zeit Sitz der ägyptischen Könige mit griechischer Abstammung. Bis Kleopatra. Dann wurde Alexandria römisch, überstand aber unverändert noch beinahe vierhundert Jahre. Auch wenn Teile nach einigen Kriegen immer wieder neu aufgebaut werden mussten. Der große Niedergang begann 365 mit einem fürchterlichen Tsunami, ausgelöst von einem Seebeben vor Kreta. Die Küstenlinien waren danach ganz anders, große Teile der damals immer noch modernsten Stadt waren im Mittelmeer versunken. Die Renovierungen der übrig gebliebenen Gebäude kamen nur schleppend in Gang, Rom hatte ganz andere Sorgen. 619 setzten die Sassaniden und später die Araber dem Wiederaufbau ganz ein Ende und bauten eine muslimische Festung aus den Trümmern der Stadt. Auch die Osmanen, welche die Araber ablösten, zeigten kein Interesse an diesem Hafen, sie konzentrierten sich eher auf Rosette, das an einem der größten und wichtigsten Mündungsarme des Nils in das Mittelmeer lag. Die einst blühende Stadt verfiel und glich eher einem Fischerdorf zwischen den Ruinen einstiger Größe. Am Ende des 18. und zum Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die Briten und die Franzosen, welche an der strategisch günstig gelegenen Stelle erneut einen Hafen erbauten. Sie plünderten auch noch den Rest der Ruinen und benutzten den Marmor zur Ausschmückung der modernen Gebäude einer neuen Stadt nach europäischem Muster.

Der Gesang der Nonnen und Mönche erfüllte den verborgenen Tempel im Keller eines Hauses im modernen Teil der Hafenstadt Alexandria. Es waren einfache, sonore Kompositionen, mit nur wenigen Worten zu Ehren des großen Gottes, dem sie dienten, und seiner Nachkommenschaft. In der Mitte der singenden, in weite, weiße Kapuzenmäntel gehüllte Menschen stand mit segnend ausgebreiteten Armen ein noch sehr junger Mann, das schwarze, gelockte Haar trug er nackenlang, der Bart war sorgfältig kurz gestutzt. Johannes ben Atrà, der gesalbte Messias, würde bald die drei Mals sechs Jahre alt werden, und dann an die Öffentlichkeit treten, um den Frieden auf der Welt wieder herzustellen. Eine große Menge gläubiger Helfer würde den Weg des Heiligen Friedensfürsten vorbereiten. Er betete laut um Frieden, und er würde niemals Blut vergießen. Atrà, seine Mutter, die Um gadasa Bidhara, die Mutter des heiligen Samen, stand in bescheidener, beinahe demütiger Haltung neben ihrem Sohn. Ihre beinahe vierzig Jahre sah man ihr nicht im Entferntesten an, sie war ein Bild von einer Frau. Ihre stille Ruhe spiegelte sich in ihrem ebenmäßigen Gesicht wieder und sie hatte jene Sanduhrfigur, welche auf die meisten Männer so unwiderstehlich wirkte. Die Kapuze ihres Mantels hatte sie in den Nacken geworfen, das gewellte, schwarze Haar flutete über den Rücken, als sie sich jetzt ihres Kleidungsstückes entledigte.

„Nackt und bloß werden wir geboren, nackt und bloß treten wir vor unseren Schöpfer, also lasst uns nun auch nackt und bloß beten“, intonierte sie.

Einer nach dem anderen ließen die Anwesenden ihre Mäntel fallen und knieten nieder. „Nackt und bloß wollen wir beten!“

„Vor drei Mal sechshundert Jahren erstand aus dem Samen Davids ein Sohn, geboren von einem Schoß aus dem Hause Benjamins.“ Atrà rezitierte aus den uralten Texten der Gemeinschaft. „Doch nicht diese an sich schon überaus edle Abstammung war das Besondere an diesem Mann! Es war der Geist GOTTES, der sich des heiligen Gefäßes aus dem Stamme Benjamins bediente und es mit dem Blute Davids füllte, um seinem heiligen Geist eine Wohnstatt hier auf Erden zu schenken. Er war im Geiste der Sohn GOTTES, im Leibe der Nachfahre sowohl der Könige als auch der Priester Israels, ein wahrer König des Reiches GOTTES! Doch die Menschen waren noch nicht reif genug, sie sahen nur seine Macht, im Geiste wie im Leibe. Sie wollten sich bewaffnen und die Römer

vertreiben, aber nicht, um in Frieden und Freiheit zu leben, sondern um selbst zu herrschen im Land der Länder Israel und der Stadt der Städte Jerusalem. Seine Apostel waren eifersüchtig, denn die Frau des Heiligen verstand den gesalbten Messias schneller und besser als sie, und sie ging mit ihm zu den Aussätzigen und versorgte mit ihm die Ärmsten der Armen, heilte mit ihm ihre Wunden, speiste und tränkte sie. Sie gingen zu den Menschen und sprachen zu ihnen, nicht nur von den hohen Bergen ihrer Weisheit herab, sondern unter ihnen sitzend mit den einfachen Worten des einfachen Volkes. Unter Männer und Frauen sprach der Messias, damit seine Botschaft gehört und verstanden werden sollte. Doch das war ein Privileg, das seine Jünger für sich allein beanspruchten, denn nur auserwählte Männer sollten die ganze Lehre erfahren. Die Frau galt ihnen damals noch weniger als heute, sie sollte nur der Lust der Männer dienen und Kinder gebären, das Haus in Ordnung halten, arbeiten und schweigen. GOTT aber hatte es anders vorgehabt, ER wollte zwei Geschlechter, die einander ergänzen, denn sonst hätte ER der Frau doch kein eigenes Denkvermögen gegeben! Und so wollten seine Jünger zwar seinen Einfluss behalten, aber ihn selber loswerden. Pontius Pilatus, der Statthalter Roms, war ein zutiefst misstrauischer Mann, der überall eine Verschwörung gegen sich und seinen Cäsar Tiberius sah. So war es leicht, ihn von der Gefährlichkeit des Isa, Sohn von Joseph und Maria zu überzeugen. Seine Soldaten nahmen Isa ben Marjam gefangen, folterten ihn und wollten ihn töteten am Kreuze. Doch mit Hilfe einiger reicher Gönner konnte seine Familie ihn retten, und er floh mit seiner Frau und seinem Sohn, der nach dem Vater des Messias im Leibe Joseph genannt wurde, nach Alexandria! Dort hatte Maria Magdalena, die Frau des Isa, eine Schwester, welche Rahel genannt wurde. Der Sohn der Maria Magdalena und des Isa nahm die Tochter der Rahel, die Miriam genannt wurde, zu seiner Frau. Die Freunde und Helfer des Isa hatten die heiligen Gegenstände, die Gott den Israeliten im Laufe der Jahre überlassen hatte, mit nach Alexandria gebracht, wo wir sie heute noch ehren und beschützen. Wir, die wir die Nachkommen von Joseph und Miriam sind!“

„Wir behüten die Linie, wir behüten das Heilige!“ murmelten die Anwesenden.

„Drei Mal sechs Jahre soll ein Mensch reifen, ehe er in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen wird“, sprach Atrà weiter. „Drei Mal sechshundert Jahre haben wir gewartet, um das Reich GOTTES auf Erden neu zu erschaffen. Und das wird bald sein, sehr bald. Der Antichrist wütete bereits auf der Erde, und der neue Erhabene, der Auserwählte, der wahre Herrscher über das Geschlecht der Menschen wird sich erheben. Mein Sohn Johannes wird bald die drei Mal sechs Jahre vollendet haben, und er wird die drei Mal sechs Jahrhunderte der falschen Propheten beenden. Er wird auf dem Berg von Jerusalem stehen und den Frieden für das ganze Weltenrund verkünden, und es wird ein neues Zeitalter für die Menschen anbrechen, al Eumar Almukhlis. Der Satan wird sich in seine Hölle zurück ziehen müssen, und die Menschen werden glücklich in einem irdischen Paradies leben!“

„Wir werden in einem irdischen Paradies leben“, wiederholte die Menge.

„Friede sei mit uns und all unseren Freunden! Und möge GOTT jenen verzeihen, die zur Unterstützung unserer Sache Übles tun müssen!“

„Friede und Vergebung“, sprachen die Menschen in diesem Tempel die alte Formel, ehe sie sich erhoben und wieder in ihre Dschellabas schlüpfen. In diesen Kleidungsstücken fielen sie in Alexandria überhaupt nicht auf, als sie paarweise oder allein zufrieden ihren Wohnstätten zustrebten.

„Um qadasa Bidhara?“ Ein kleiner, aber muskulöser Mann betrat wenig später das Wohnzimmer Atràs in ihrem nicht eben kleinen Alexandriner Stadthaus. „Ich habe eine Nachricht aus Paris!“

„Was schreibt denn Madeleine du Cartaille?“ Die Frau blickte von einigen Papieren auf, in welchen sie eben gelesen hatte.

„Die Frau des Kaisers und Mutter des französischen Thronfolgers besucht ihre Seancen jetzt regelmäßig, Herrin! Unsere Agentin hat Roxane Solange de Beauvoise überreden können, dass ihr Sohn der österreichischen Prinzessin Maria Sophia den Hof machen soll, um sie zu heiraten!“

„Hervorragend“, freute sich Atrà. „Dann muss nur noch Franz Rudolph aus dem Weg sein, und die älteste Tochter wird Kaiserin. Über Madame Beauvoise werden Frankreich und Kakanien auf unserer Seite stehen!“

„Prinzessin Maria Sophia wird sicher nicht zustimmen, und das Verhältnis zwischen Österreich und Frankreich wird sich verschlechtern“, wagte der Mann einen Widerspruch.

„Ach was“, winkte Atrá ab. „Selbst sie wird es nicht wagen, Frankreich derart zu brüskieren. Und die Agenten des Frühlings in Wien sollen sich schon einmal darauf vorbereiten, den Weg der Prinzessin zum Thron frei zu machen. Weiß man etwas von Lady Abigail Chesterton? Hat sie schon einen Draht zum Hof der Queen gefunden?“

„Man berichtet, dass sie in den nächsten Tagen im Kensington-Palast bei Charlotte, der Duchess of Moorbay und Tochter der Queen, eingeladen ist. Auch die Königin soll vielleicht anwesend sein.“

„Wie schön!“ Atrà klappte ihren Sekretär auf und notierte sich rasch einige Stichworte. „Weiß man, wie Lady Abigail es geschafft hat?“

„Angeblich soll der Duke mehr an gut gebauten Männern als an der Duchess interessiert sein. Das kann aber auch nur ein Gerücht sein, denn natürlich kann Lady Abigail es nicht wagen, selbst einen Brief mit solchen Details hierher zu schreiben. Auf jeden Fall hat die Duchess eine intime Beziehung zu Sir Aidan, achter Marquess of Saussage begonnen, und Sir Aidan ist ein großer Bewunderer von Lady Abigail und ein treuer Diener des Goldenen Frühlings geworden.“

„Ach! Diese falsche Moral, nach der die Menschen nur im Verborgenen zu ihren sexuellen Gelüsten stehen dürfen, hat schon ihre Vorteile, zumindest für uns. Wenn der Duke die Tochter der Königin nicht geheiratet hätte, obwohl er einen Mann vorzog, hätte Charlotte vielleicht Sir Aidan nie beachtet. Das Schicksal hängt doch immer an ganz kleinen Fäden, und es sieht gut für unsere Sache aus. Wann wird Prinz François Louis in Schönbrunn eintreffen?“

„Im Moment möchte der Prinz nach Kairo kommen, Herrin.“

„Wieso um alles in der Welt das denn?“ Atrà hob erstaunt ihre Brauen.

„Er hat erfahren, dass die Prinzessin Maria Sophia von Österreich eben völlig privat und nur mit kleinem Gefolge begleitet eine Kreuzfahrt auf dem Nil unternimmt, Herrin!“

„Maleun“, fluchte die Mutter des heiligen Samen unbeherrscht los. „Alqarf almuqadas! Wieso erfahre ich jetzt erst davon?“

„Wir – wir haben es auch eben erst über Paris erfahren, Heilige Herrin! Vergebung!“ Der Mann warf sich schreckerfüllt zu Boden.

„Nein, ich muss dich um Verzeihung bitten, Sahid!“ Atra kniete sich vor den Mann und nahm ihn an der Schulter. „Ich habe unangemessen reagiert. Alsalam waltasamuh, Allah mahaba, wanarutah fih – Friede und Vergebung, Gott ist Liebe, und wir ruhen in ihr.“

„Nurath fi niemat Allah – wir ruhen in Gottes Gnade!“ Der Mann nahm die Hand Aktas und küsste ihre Handfläche, danach sie die seine.

„Lass doch bitte mein Gepäck vorbereiten, Sahid. Ich werde wohl selbst nach Kairo gehen und die Sache in meine eigenen Hände nehmen müssen. François Louis soll ja ein hübscher Mann und der Weiblichkeit nicht abhold sein. Und die Awlat Alrabi sollen sich doch diese habsburgische Kuh – nein, entschuldige, Sahid, ich bin heute sehr erregt. Ich meine natürlich, die Erzherzogin Maria Sophia von Österreich sollte eine Zeit Gast der Awlad Alrabi sein! Vielleicht – nein, ganz sicher sogar wird uns das doch noch zum Vorteil gereichen. Welche Frau kann schon zu ihrem Retter nein sagen, ohne die Öffentlichkeit gegen sich zu haben? Diese romantischen Schriftsteller mit ihren absurden Ideen werden uns mehr helfen als hunderte Kanonen!“

=◇=

Kairo

Wenn ein kaiserlicher Prinz und Thronfolger von Frankreich offiziell ein anderes Land besucht, so kann er nicht einfach sein eigenes Luftschiff besteigen, sondern hat seinen Besuch über diplomatische Kanäle anzukündigen. Genau genommen war der Besuch Maria Sophias ein Bruch der Etikette gewesen, aber da sie als Frau nicht die direkte Thronerbin war, sondern erst im Falle eines Todes ihres Bruders ohne Erben den Thron der Donaumonarchien besteigen würde, war ein rein privates Erscheinen in einem öffentlichen Passagierluftschiff zumindest nicht ganz ungehörig. Und Verhandlungen über ein mögliches Verlöbnis mit einer Tochter des Hauses Habsburg-Lothringen wären ja wohl eine mehr als offizielle Angelegenheit und auch extrem kompliziert. Néné und das Parlament der Vereinigten Donaumonarchien zeigten sich zwar prinzipiell gesprächsbereit, mussten dem Hof in Versailles allerdings mitteilen, dass Madame le Princesse derzeit in Ägypten weile. Ganz inoffiziell, ausschließlich zu ihrem Vergnügen. Nein, leider könne man nicht genau sagen, wo sie sich eben befände, aber die letzte Nachricht war, dass sie plante, demnächst eine Nilkreuzfahrt zu machen. Unangenehm für den französischen Thronerben, denn Ägypten war zwar eigentlich de jure osmanisches, de facto aber britisch kontrolliertes Gebiet. Und wenn auch derzeit kein Krieg zwischen Frankreich und Britannien herrschte, die Lage war wieder einmal angespannt. Es ging um Gebiete in Africa, um viel Land, das Frankreich derzeit kontrollierte und das die Queen gerne für das Empire besessen hätte. Auch Canada war selbstverständlich immer noch ein Zankapfel. Zuerst französisch, dann von den Briten erobert und von Napoleon wieder in den Besitz Frankreichs gebracht. Aber es half alles nichts, Maria Sophia war in Ägypten und derzeit nicht ohne weiteres erreichbar. Also spielten wieder die Telegraphen und die Telephone, die Diplomaten sprachen mit Ihresgleichen in den für sie üblichen Verklausulierungen und Vorbehalten. Endlich, nach Tagen konnte Prinz Franz Ludwig Johann Napoleon Bonaparte mit dem Luftschiff AIGLE aufbrechen, um Maria Sophia in Ägypten zu treffen und wenn irgend möglich eine Verlobung anzubahnen. Allerdings wurde der Zweck seiner Reise vor den britischen Diplomaten geheim gehalten, noch blieb es bei einem einfachen Staatsbesuch, ohne die Prinzessin

zu erwähnen. Natürlich war das erste Ziel der Reise des Prinzen Kairo, ein Treffen mit dem Generalkonsul Sir Evelyn Baring, erster Earl of Cromer. Und ganz selbstverständlich stieg auch der französische Prinz im Hotel Oriental ab. Es handelte sich nun einmal ganz unzweifelhaft um das luxuriöseste und beste Hotel in allen Stadtteilen Kairo.

Als der französische Dauphin die offizielle Luftjacht der Grande Nation AIGLE in Kairo verließ, war eine Ehrengarde der Royal Egypt Army in ihren hellen Blusen zu den schwarzen Hosen angetreten, die Enfield Repetiergewehre mit den säbelartigen, langen Bajonetten an die Brust gedrückt. Die scharlachroten Wolljacken der britischen Offiziere, eigentlich für dieses Klima nur in der Kühle der winterlichen Nächte wirklich brauchbar, stachen dazwischen auffällig hervor. Der Kommandant der Ehrengarde, Colonel Edgar Cunningham, Earl of Scarlett zog sein Schwert und brüllte seine Kommandos im besten Kasernenhoftone, während Sir Evelyn und Sirdar Kitchener am Ende der Treppe warteten, welche rasch an die Kanzel unter dem zigarrenförmigen Körper geschoben wurde. In der Uniform eines Colonel des Pariser Garderegiments Nummer 2, mittelblau mit roten Aufschlägen, Revers und Streifen an den Hosen, reich mit goldenen Borten und Schnüren verziert, mit dem typischen französischen Kepi in blau mit Gold bestickt, mit seinem hochgewachsenen, breitschultrigen Körperbau, seinem kleinen Oberlippenbart und dem kühnen Kinn machte François Louis Jean Napoleon Bonaparte eine durchaus stattliche Figur. Langsam und gemessen schritt er die Treppe hinunter und machte Front zu Sir Evelyn Baring, dem 1. Earl of Cromer und wartete, bis der Earl ihm die Hand reichte. Etikette war eine komplizierte Sache, aber man fuhr immer gut, wenn man etwas zurück stecken konnte. Und Sir Evelyn, wenn er auch kein Mitglied einer Herrscherfamilie war, hatte doch ein gewisses Hausrecht. Dann wandte er sich an Horatio Kitchener und wartete, bis der Sirdar salutierte, ehe er den Gruß erwiderte, bevor die drei Herren die Ehrengarde abschritten. Natürlich war der gesamte Auftritt auf die Minute im Vorfeld von den Diplomaten beider Nationen abgesprochen worden. Der Generalkonsul und der Sirdar begleiteten den Prinz bis zu einer großen Dampfdroschke, die beiden uniformierten Diener, der Fahrer und der Beifahrer standen in strammer Haltung vor dem Gefährt, einer der Bediensteten öffnete die Tür zum Fahrgastraum und klappte das kleine Treppchen hinunter. Als Franz Ludwig in die hohe Droschke gestiegen war, schwangen sich Fahrer und Beifahrer auf den Bock, die Diener sprangen hinten auf ihre Plätze, der Beifahrer blies in das Signalhorn und der Wagen fuhr langsam an.

„Zuerst diese habsburgische Prinzessin und jetzt der Franzmann. Ob das irgendwie zusammen hängt?“ Sir Evelyn zog sein rot-blaues Taschentuch hervor und trocknete damit den Schweiß auf seiner Stirn.

„Vielleicht will ja der Froschfresser dieses ungezügelte Weib heiraten und bändigen.“ Kitchener sah der Kutsche stirnrundelnd nach. „Aber wenn er das wirklich vor hätte, wäre er entweder völlig größenwahnsinnig oder total naiv.“

„Kitchener!“ Der Generalkonsul schrak sichtlich zusammen. „Malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Österreich, Deutschland, vielleicht auch Russland verstärkt von Frankreich – das wäre ein verdammt schwerer Stand für das Empire. Vielleicht sollte der Prime Minister auf eine Verständigung mit Russland hin arbeiten. Oder mit den Osmanen.“

„Es war nur eine Idee, Sir Evelyn“, beruhigte Kitchener den Politiker. „Und sie müssen sich nach meiner Meinung keine allzu großen Sorgen machen. Sie haben die Erzherzogin nicht kennengelernt, eher wird sie die Kaiserin und Franky-Boy sitzt im Palast von Schönbrunn und schaukelt seine – seinen Familienschmuck. Etwas in der Politik zu melden hätte nur dieses Flintenweib. Und die Prinzessin ist eine bekannte Anhängerin des Kurses ihres Großvaters. Also ein

Krieg zur Errichtung eines großen Kolonialreiches wäre von ihr kaum zu erwarten! Eher gute Mieteinnahmen, wenn sie wieder Gebiete für ihre Luftschiffhäfen benötigt.“

„Ihr Wort in Gottes Ohr, Kitchener, ihr Wort in Gottes Ohr!“ Der Earl of Cromer bekam langsam wieder Farbe im Gesicht.

„Ich mag diese adelige Suffragette nicht, Sir Evelyn. Ganz und gar nicht. Aber ich hätte es lieber mit diesem Mannweib zu tun als mit dieser Schlange Roxane Solange de Beauvoise und ihrem sogenannten Kaiser, der ja doch nur ihre Marionette ist.“

Das Foyer des Oriental war ganz im Stil der Belle Epoque eingerichtet, das gesamte Hotel verfügte natürlich bereits über elektrisches Licht und die gläsernen Schiebetüren zum Innenhof waren an diesem Tag im März weit geöffnet. Der Durchzug zwischen der Hitze der Straße und der Kühle des schattigen Atriums sorgten für eine angenehme Luft, unter der Decke drehten sich langsam die großen, von Dampfmaschinen im Keller betriebenen Ventilatoren. Natürlich wurde auch der Dauphin mit großem Bahnhof begrüßt, wie es gekrönten Häuptern und Thronfolgern nun einmal zustand, Direktor und Bedienstete wuselten herum und geleiteten François Louis zum Eingang. Ebenso selbstverständlich erhoben sich die im Foyer anwesenden anderen Gäste bei seinem Eintritt. Die anwesenden Herren verneigten sich vor den Dauphin, während die Damen einen tiefen Knicks vor dem französischen Thronfolger Franz Ludwig machten. Eine der Damen fiel ihm dabei besonders in das Auge. Eine mittelgroße Frau, schlanke Taille, üppige Oberweite und breite Hüften, ein herzförmiges, leicht dunkles Gesicht mit sinnlichen Lippen und großen, durch Khol noch extra betonten Augen. Ein fliederfarbenedes europäisches Reisegewand, das die Kurven der Frau eher betonte als verbarg, alles an ihr rief ‚komm nur näher, wenn glaubst, mutig und stark genug zu sein‘.

„Was für eine schöne Frau, Major de Milfort. Finden Sie heraus, wer das ist, und ob es vielleicht möglich wäre, morgen mit ihr zu soupieren“, wandte sich der Dauphin an seinen Adjutanten.

„Selbstverständlich, mon Colonel.“ Der Conte Richard de Milfort stiefelte davon, um die nötigen Informationen einzuholen, er hatte bereits mehrmals Erfahrung mit dieser Art von Aufträgen gesammelt. François Louis, Prinz von Frankreich konnte sich auf ihn, seine Fähigkeiten und seine Treue absolut verlassen. Ebenso auch auf seine absolute Verschwiegenheit.

„Die Frau heißt Atrà Troudeaut und ist aus Alexandria, mein Prinz“, konnte der Major auch schon wenig später rapportieren. „Sie ist teilweise arabisch-jüdischer und französischer Abstammung, ihre Mutter hat einen Claude Troudeaut aus der Carmague geheiratet, der geschäftlich in Alexandria war!“

„Wenn die Mutter wie die Tochter ausgesehen hat – absolut kein Wunder“, kommentierte François und strich sich mit schnellen Bewegungen über den schmalen Schnurrbart.

„Beide Eltern waren vor einigen Jahren auf dem Weg nach Marseille, ihr Schiff ist in einem Sturm gesunken. Keine Überlebenden“, fuhr der Conte fort. „Wenn es euer Hoheit recht ist, wäre die Dame gerne bereit, morgen um dreizehn Uhr mit eurer Hoheit zu speisen.“

„Sehr erfreulich! Bestellen sie mir doch gleich eine Flasche Champagner, und der Zimmerservice soll sich bereit halten. Und jetzt möchte ich noch unter die Dusche gehen. Gaston, ich brauche die große Uniform für heute, komplett mit allen Orden. Und natürlich den Säbel! Hurtig, hurtig!“

„Natürlich, mein Prinz“, bestätigte der Kammerdiener.

=◇=

Für das Treffen mit dem Prinzen hatte Atrà bint Selina ein raffiniertes Kleid aus aprikotfarbener Seide angelegt, das zwar bis zum Hals hochgeschlossen war und den gesamten Körper bedeckte, aber jede Kurve betonte und ein ganz klein wenig durchscheinend war. Im antiken Rom hatte man dieses Gewebe ‚koischer Stoff‘ genannt, und mehr als einmal wurde das Tragen desselben als unmoralisch von den Censoren verboten. Man konnte, wenn man genau hinsah, nicht nur ihre Brustwarzen und deren Höfe erkennen, sondern als dunklen Schatten auch das sorgfältig in Form getrimmte Schamhaar im ‚Delta der Venus‘. Es war schon beinahe aufdringlich zu nennen, aber für François Louis genau richtig. Der Dauphin war dafür bekannt, bei schönen Frauen gerne und sehr genau hin zu sehen.

„Hoheit!“ Bei ihrem tiefen Hofknicks fielen die Bahnen des Kleides beiseite und enthüllten eine wohlgeformte Wade, wie der Franzose voller Freude bemerkte.

„Willkommen, Mademoiselle Atrà. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Galant küsste der Prinz die Hand der Dame.

„Es ist mir eine ausgesprochene Ehre, mit eurer Kaiserlichen Hoheit speisen zu dürfen“, beteuerte die Orientalin in aufrichtigem Tonfall.

„Und ich versichere ihnen, Mademoiselle, dass das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite ist. Ein Glas Champagner?“ Gekonnt, ohne großen Knall und Überschäumen öffnete der französische Prinz die gekühlte Flasche.

„Sehr gerne, Hoheit!“ Elegant ließ sich Atrà auf einem der modernen Stühle aus Bugholz mit einer Polsterung, welche mit orientalischer Ornamentik bestickt war, nieder. „Hoheit sind zu großzügig!“ Mit schlanken Fingern ergriff sie das angebotene Glas und wartete, bis auch Franz Ludwig das seine erhob.

„Auf das Glück und ein langes Leben“, brachte er einen Trinkspruch aus. „Auf die Liebe und die Schönheit!“

„Das widerspricht einander, Hoheit.“ Nachdem sie getrunken hatte, stellte Atrà ihr Glas beiseite. „Langes Leben ist der natürliche Feind der Schönheit. Man – oder besser gesagt, Frau – muss zu immer mehr Tiegeln und Pudern greifen, wenn sie älter wird. Sie muss dort stützen und hier schnüren, dieses pudern und jenes verdecken. Und alles vergeblich, denn eines Tages stellen sich unweigerlich unübersehbare Falten ein, und dann, ja dann ist die ganze Schönheit auch schon perdu.“



„Aber Mademoiselle, dieser Tag ist bei ihnen doch ganz sicher noch in weiter Ferne!“ Franz verbeugte sich im Sitzen.

„Glauben Sie, Hoheit?“ Atrá betastete ihre Augenwinkel. „Hier beginnen sie üblicherweise, die Krähenfüße.“ sie wies auf ihre Mundwinkel. „Und hier setzen sie sich dann fort.“ Zu guter Letzt wies sie auf ihren Busen. „Und am Ende wird auch das Dekolleté faltig. Dann kann Frau keinen Ausschnitt mehr tragen.“ Franz Ludwig beugte sich wieder vor und betrachtete das Gesicht und den Busen der Alexandrinerin genau, sog dabei ihren Duft nach Jasmin, vermischt mit der nussigen Note marokkanischen Arganöles ein.

„Ich kann nichts entdecken, Mademoiselle! Machen Sie sich doch nicht so große Sorgen! Wollen wir nicht eine Kleinigkeit zu essen bestellen?“ Er griff zur Glocke, um den Diener zu rufen.

„Aber ja, essen wir doch zuerst einmal!“ Ein kaum hörbarer Unterton in ihrer Stimme brachte sein Blut noch mehr in Wallung, und er schwang die kleine Messingglocke, welche seinen Diener in den Raum rief.

„Das Essen soll serviert werden, Gaston!“

Der Kammerdiener hatte das Servierwägelchen vom Hotelpagen übernommen und bereit gestellt. Es handelte sich ohnehin nur um kleine, kalt zu servierende Häppchen wie etwa gegrillte zarte Wachtelbrüstchen mit Feigensenf auf Weißbrot, Lachs mit einer Honig-Senf-Sauce mit Dillspitzen, einige frische Austern mit Zitrone und ähnliches. Und natürlich noch mehr Champagner. Das Hotel hatte wirklich eine exquisite Auswahl auf Lager, mit exzellenten Jahrgängen. Auch der Koch verstand sich auf sein Handwerk, und so ließen sich Atrá und der Prinz das Essen schmecken. Unter Lachen und Scherzen öffnete sich ein Knopf der Kleidung nach dem anderen, bis die Hüllen ganz fielen. Machte sie den ersten Schritt oder ging es von ihm aus? Ganz egal, denn im Grunde wollten sie beide den jeweils anderen verführen, von Anfang an ging es bei diesem Treffen doch nur um das Eine.

„Ooooh! Mon Dieu!“, stöhnte Atrá laut, und François antwortete ebenso.

„Zuviel der Ehre, Mademoiselle, nur ein Dauphin!“

=◇=

„Aber ja, Hoheit! Die Prinzessin Maria Sophia war wirklich hier in Kairo!“ Der Prinz hatte es bei einem weiteren Dîner bei dem Generalkonsul Britanniens geschafft, unauffällig die Rede auf die Reise der Erzherzogin von Österreich zu bringen.

„Es war ein Alptraum“, jammerte der Generalkonsul Sir Evelyn Baring. „Ein richtiger Alptraum! Zuerst kommt sie völlig unangemeldet, dann geht sie in die alte arabische Stadt, fast arabisch angezogen und verprügelt dort den armen Earl von Wooster, weil er ihr angeblich an das Hinterteil gegriffen haben soll.“

„Das mit dem Gesäß der Dame glaube ich sofort“, warf Lady Silvia Baring in das Gespräch. „Keine hintere Rundung einer Frau ist vor diesem Mann sicher, außer ihr Mann ist gesellschaftlich hoch über ihm oder ein halbwegs guter Fechter.“

„Trotzdem“, beharrte der Attaché. „Es ist nicht schicklich für eine Dame, selbst in einem solchen Fall Hand an den Mann zu legen! Eine Furie ist die Prinzessin, mon Dauphin, eine wirkliche und wahrhaftige Furie! Und dann läuft ihr in der Altstadt auch noch so ein österreichisches Mädchen über den Weg, das wird vor ihren Augen erschossen und der Leibwächter der Prinzessin erschießt den Attentäter. Ohne Federlesen, sagt man sich. Zieht einfach die Waffe und – peng, peng, peng! Ich sage ihnen, ich hätte den Österreichern nicht so viel zugetraut, nachdem sie in der kleindeutschen Frage wegen der Parlamente und dem anderen Kram so schnell nachgegeben haben. Aber dieser Colonel Slatin, also der schießt wie ein leibhaftiger Teufel!“

„Und warum ist die Prinzessin denn heute nicht hier?“ François Louis sah sich angelegentlich um.

„Nun, sie ist doch nach zwei Tagen schon wieder abgereist. Mit dem Schiff, den Nil hinauf! Kommen Hoheit morgen mit zum Kamelrennen? Das ist eine ganz amüsante Sache, müssen Sie wissen. Also, selbstverständlich nicht zu vergleichen mit Ascott, aber trotzdem ganz lustig.“

„Aber natürlich, Generalkonsul.“ Der Prinz verneigte sich im Sitzen vor Sir Evelyn. „Es wird mir ein Vergnügen sein!“ Nun ja, es eilte ja nicht wirklich, der Prinzessin nachzueilen, mit der AIGLE konnte er dieses Dampfschiff doch ganz bestimmt rasch einholen. Und bis dahin konnte er noch ein wenig die Umarmungen Atrás und andere Annehmlichkeiten Kairos genießen. Eigentlich wäre es keine schlechte Idee, die Orientalin nachher mit an Bord zu nehmen, wenn er der Prinzessin nachfuhr. Ein wenig Amusement während des langweiligen Fluges, und dann war immer noch Zeit für einen Abschied. Oh, er würde sich schon erkenntlich zeigen, und das nicht zu knapp. Er war kein knauseriger Mann, das wussten viele Damen in Paris zu bestätigen. Und eine ernsthafte Beziehung mit einem Mann wie ihm konnte eine Frau wie sie ja wohl ohnehin nicht erwarten.

=◇=

Rom

Die Märzsonne schien auf die ewige Stadt am Tiber und leuchtete in die Fenster des Palazzo Quirinal, wo der Re d'Italia Umberto I mit seinem Ministerpräsidenten beratschlagte. Der siebzigjährige Politiker hielt sich noch immer kerzengerade, als er einige Papiere aus seiner Aktentasche nahm und dem König auf den Schreibtisch legte. Der blickte statt dessen unverwandt aus dem Fenster auf die Giardini del Quirinale mit ihren streng in Form geschnittenen Hecken und ornamentalen Beeten.

„Was ist mit der 23. gemischten Division Palermo, Ministerpräsident?“ Umberto Rainerio Carlo Emanuele Giovanni Maria Ferdinando Egenio di Savoia, König von Italien, drehte sich nicht einmal zu seinem Regierungschef um, als er die Frage bellte.

„Sie wird wie geplant Ende März von Mogadischu aufbrechen, Majestät“, wusste Crispi zu berichten.

„Wie viele Männer stehen dann insgesamt für den Krieg mit Abessinien im Feld?“ Der König wandte sich nun doch um und begann die Papiere auf seinem durchzusehen.

„Sechs Divisionen, Majestät.“ Crispi blieb die Ruhe selbst. „110.000 Männer aller Waffengattungen.“

„Gut, Crispi, sehr gut. Dann sollten wir hier zu Hause allmählich eine allgemeine Mobilmachung vorbereiten. Damit die anderen Mächte Europas nicht glauben, Italia wäre eine leichte Beute, während es in Africa seinen legitimen Interessen nachgeht!“

„Das würde dem Betreffenden schlecht bekommen, Majestät“, stimmte der Ministerpräsident zu. „Wenn auch nur einer versucht, Italia anzugreifen, würde das auch die anderen Fürsten auf den Plan rufen. Niemand will, dass andere zu groß werden. Und die Abessinier – nun, sie haben zwar teilweise österreichische Waffen, auch Britannien hat etwas geliefert. Aber unseren Beobachtungen nach auch nicht so viel, dass wir uns große Sorgen machen müssten!“

„Sehr gut, Crispi!“ Umberto I, der Mann mit den kurzen Haaren, dem gigantischen Schnurrbart und den fanatisch starrenden Augen legte seine Hand auf eine Karte, genau dort, wo das Kaiserreich Abessinien eingezeichnet war. „Vielleicht zeigt sich die Kurie versöhnt, wenn wir ein ganzes Land wieder dem Katholizismus zuführen können!“

„Ich fürchte, die Päpste werden es nie verwinden, dass das Patrimonium Petri auf das kleine Stück am vatikanischen Hügel geschrumpft ist, Hoheit!“

„Daran müssen sie sich gewöhnen!“ der König ballte die auf Abessinien liegende Hand zur Faust. „Das glorreiche italienische Königreich benötigt eine Hauptstadt, und das kann nur wie schon seit Ewigkeiten Rom sein, keine andere Stadt! Niemals, Crispi! Was macht die Invasionsarmee für den Abschnitt Baylul?“

„Diese Flotte mit der ROMA wird mit weiteren 86.000 Mann rechtzeitig vor Ort sein, um Äthiopien im Norden anzugreifen, Hoheit. Es kann nicht mehr schief gehen. Abessinien wird ein Teil Italiens werden! Der Negus Negest Yohannes IV wird den Zorn eurer Majestät Truppen zu spüren bekommen“, dienerte der Regierungschef.

„Schön, Crispi! Wie sehen die Finanzen aus?“

„Wir – haben genug, Majestät“, holte der Ministerpräsident eine Zahlenaufstellung aus der Aktentasche. „Wir müssen nur die Steuern für Grundnahrungsmittel und Mieten erhöhen, dann geht es sich schon aus!“

„Dann machen Sie das, Crispi“, befahl Umberto. „Wir brauchen die Küste von Eritrea und das Landesinnere von Abessinien für Italien. Bereiten Sie unser Land auf den Krieg vor. Vielleicht fällt ja auch noch ein Stück Österreich für uns ab, wenn die es wagen, sich einzumischen.“

=◇=

Wien

Wo einst der Linienwall stand und die Vorstädte Wiens vor Angriffen mehr schlecht als recht geschützt hatte, verlief jetzt der so genannte Gürtel. Eine mehrspurige Prachtstraße mit ausgedehnten Grünanlagen und Spielplätzen zwischen den Fahrspuren im Uhrzeigersinn des inneren und jenen gegen diese Richtung des äußeren Gürtels. Jenseits dieser Straße lagen die ehemaligen Vororte Wiens, unter anderem der aus den drei alten Ortschaften Simmering, Kaiserebersdorf und Albern zusammen gesetzte 11. Wiener Bezirk, der nach der größten Ortschaft Simmering genannt wurde. Dort waren in der Nähe dieses neuen Gürtels jene Häuser entstanden, welche die im Zuge des Ausbaus der Kronprinz Franz Joseph Straße ausgesiedelten Familien und Personen aufnahmen. Eigentlich wohnte man hier wieder Tür an Tür mit jenen Leuten, in deren Nähe man vorher schon gewohnt hatte. Der größte Unterschied zu den alten Wohnungen war, dass die Wohnungen größer, heller und besser beheizt waren, der Kaiser Franz Karl hatte sich den Ausbau des Weges von der Hofburg nach Schönbrunn zu einem Prachtboulevard schon einiges kosten lassen. Auch die ganzen Geschäfte, vom Greissler bis zum Wirten, wurden immer noch von den gleichen Leuten betrieben. Na ja, die Häuser waren mehr in die Höhe gebaut und nahmen weniger Baugrund in Anspruch, aber es gab ja Aufzüge für die oberen Etagen. Mit Dampf betrieben, natürlich. Rund herum von dem Grätzl standen noch alte Häuser, wie sie früher, in der Josephinischen Ära nach der großen Kaiserin Maria Theresia in den alten Vororten gang und gäbe gewesen waren. Niedrig, geduckt, billig gebaut. Niemand hatte den Mut gehabt, ordentliche Häuser dort hin zu stellen, zu oft waren sie schon in unzähligen Kriegen und Belagerungen zerstört worden. Dazwischen standen einige wenige größere Gebäude, Sommer- oder Lustschlösschen, die sich einige besonders mutige, reiche Adelige in die noch ländlich anmutende Gegend mit vielen Gemüsefeldern bauen ließen. Einige von den neu angelegten, breiteren Straßen mit Bim-Anbindung durchzogen bereits die Bezirke außerhalb des Gürtels, und auch entlang dieser Straßen wuchsen einige moderne, im Art Deco – Stil geschmückte Sozialwohnhäuser aus dem Boden. Wien war auf dem Weg zu einer Industriestadt, vielleicht nicht so schnell wie Berlin, Ulm oder Triest, aber die Stadt wuchs unaufhörlich. Die Wirtschaft benötigte Arbeiter und diese mussten irgendwo untergebracht werden. Möglichst viele Personen auf möglichst wenig Baugrund, der Ausweg war in die Höhe. Und dank des Kortwitz-Leichtstahls in Verbindung mit Beton war das kein Problem mehr, mit Liften waren obere Etagen leicht zu erreichen und auch durchaus begehrt.

Man munkelte unter vorgehaltener Hand sogar, diese ganz neuen Häuser hätten gar keine Dampf lifte mehr, sondern solche mit der ‚Erfindung von diesem Krowoten, dem Dings, dem Tesla! Dank schön! Wie sagen’s dazu? Strom! Genau, elektrischer Strom aus den Dampfturbinen, die’s aus die Resselpropeller g’macht haben. Formidabel, sag’ ich Ihnen! Überall im Haus elektrische Lampen und Dampfheizung. So kann man Leben. Und stell’ns Ihnen nur vor, in jeder Wohnung fließend Warm- und Kaltwasser, eine gekachelte Dusch’ und jede Wohnung hat ein eigenes Häusl! Nimmer am Gang, na, wenn ich’s Ihnen doch sag’. Also, das mit dem Wasser und dem Scheißhaus, das hab’ns ja schon bei die Linden- und Felberstraßler so g’macht, aber dort geh’n die Aufzüge’ halt noch nicht elektrisch. Und die Wänd’ sind auch noch aus Ziegel. D’rum sind’s ja so rot von außen, und ganz so hoch sind’s halt auch no net. Ja, und des muss man sich auf der Zungen zergeh’n lassen, also die Größ’ von die Wohnungen. Stellen’s ihnen vor, achtz’g, fünfadachtz’g Quadratmeter

für ein Paar mit nur zwei Kindern. Ein eigenes Zimmer für die Eltern, zwei Kabinetten für die Pamperletsch, ein gemeinsames Wohnzimmer, Küche, Bad, Klo, also, das ist fast schon herrschaftlich, so eine Wohnung. Und so billig dazu! Also, ein ung'lernter Ziegelböhm' kann sich so eine Wohnung schon leisten, wenn er auch einen Familienzuschuss kriegt, und hat noch immer genug zum Leben. Du glaubst es einfach nicht! Na ja, wenn der Behm' ka Familie hat, kriegt er klarerweis' kan Zuschuss, dann braucht er aber auch ka große Wohnung! Eh klar! Dann muss er sich halt eine kleinere Gemeindewohnung geben lassen. Bis er heirat', dann kann er ja eine Eingab' an die G'meinde mach'n!'

In den neuen Wohnvierteln wurden auch von Anfang an großzügige öffentliche Parkanlagen und, was ebenfalls ganz wichtig war, Marktplätze eingeplant. Solche Märkte waren immer noch die meist genutzte Möglichkeit, sich mit frischem Obst und Gemüse aus den umliegenden kleinen landwirtschaftlichen Gärtnereien einzudecken, oft in einer Direktvermarktung, auch wenn niemand es damals so genannt hätte. Die Frau des Gärtners stellte sich eben mit den paar Steigen Erdäpfeln, Gurken und Paradeisern, die sie am Vortag geerntet hatte, hin und verkaufte diese. Nebenan gab es Kraut oder Kohlsprossen, Paprika oder sonst irgend etwas, von dem der Gärtner hoffte, es verkaufen zu können. Einige der festen Stände gehörten Fleischhackern oder Bäckern, und manchmal bot auch der ‚Gigerer‘, also, der Pferdefleischhauer, seine Waren feil. Und weil Wien eben Wien war, ist und blieb, durften auch Möglichkeiten zum Konsum von Speisen, Bier und auch Wein nicht fehlen. Für den schnellen Imbiss gab es den sogenannten Würstelstand, wo allerlei Würste warm angeboten wurden, von den Frankfurter über Debreziner, Klobasse und natürlich der Klassiker, die Burenwurst. Mit Senf und Brot im Stehen verspeist, dazu ein schnelles Seiterl Bier, und schon war man wieder unterwegs. Oder man setzte sich in eines der kleinen Tschacherln und nahm eine etwas größere Mahlzeit zu sich, vielleicht eine Leberknödelsuppe, oder ein Gulasch mit einem frischen Semmerl, ein Blunzengröstel mit Erdäpfelschmarrn oder Knödel mit Ei und einem Salat. Dazu vielleicht ein Glaserl grünen Veltliner oder blauen Portugieser. Eventuell auch statt des Weines ein oder zwei Krügerl vom Ottakringer oder Schwechater, wenn der Verkäufer ein Budweiser aus Prag hatte, war sowieso ein Feiertag. Auf dem Simmeringer Markt beim Herderpark gab es ganz am Rand, etwas abseits vom Trubel und auf der anderen Seite des Parkplatzes für die Lieferanten die Antschi. Die Brantweinerin Anna Dvorak, bei der sich die Sandler und die Drecksarbeiter trafen, die Straßen- und Kanalreiniger, speckig und dreckig, einfach alle jene, welche das Leben nüchtern nicht mehr zu ertragen glaubten. Sie waren die Ausgestoßenen, die Parias und in gewisser Weise sogar ein wenig Stolz darauf. Und keiner sprach mit der Polizei, denn sonst hätten sie dem Unterkommissär Joschi Pospischil die Arbeit enorm erleichtern können. So war der Fesche Joschi, wie er bald auf dem Markt genannt wurde, tagelang auf dem Markt und im Park herumgegangen und hatte ein bestimmtes Haus im Blick behalten. Eine kleines Lustschlösschen im Rokoko-Stil inmitten einer entzückender Parkanlage, teilweise im englischen, natürlichen Stil, teilweise in französischer, streng in geometrischen Mustern angelegter und streng gestutzter Art. Der Erbe des Schlösschens hatte den Schlosspark zum größten Teil mit dem städtischen Herderpark vereinigt und für die Simmeringer frei gegeben. Er hatte nur einen ziemlich schmalen Streifen behalten, als er das Haus vermietete. An die Baroness Klederwald.

Joschi Pospischil war, wie man in Wien sagte, ein klein wenig in der Rue de Kack! In der Scheißgassen! Er konnte Lieferanten und Gäste beobachten, aber die Baroness Klederwald verließ selten das Haus. Natürlich brachte die Registrierung der Besucher einiges an Informationen. Die Frau des Geheimen Regierungsrates Joseph Prohaska war regelmäßig zu den Seancen zu Besuch, aber auch zu den Terminen, welche scheinbar weniger öffentlich waren und am Abend stattfanden. Ebenso kamen des Öfteren die Gräfin Wolfenstein, deren Mann im Heeresministerium die technische Kommission leitete. Diese sollte neue Innovationen zu prüfen und die Ausrüstung

der Armee und der Flotte auf dem neuesten Stand der Technik halten. Einige junge, gut aussehende Männer und Frauen in nicht ganz so eleganter Kleidung, welche am frühen Morgen das Schlösschen als letzte wieder verließen. Eine davon erkannte Joschi, es war die Flöten-Liesl. Die verdankte ihren Namen natürlich ihren großartigen Fähigkeiten im Flötenspiel, auch wenn diese Flöten nicht immer, nein, eigentlich niemals aus Holz waren. Eine von den Banern, die früher für den g'füllten Szigismund auf den Strich gegangen waren. Das war, bevor der mit einer Schlinge um den Hals in einem Hinterhof gelandet war. Nicht im berühmt-berüchtigten dreieckigen Hinterhof des Landl's, des Landesgerichtshofes, wo der Scharfrichter von Wien die selten gewordenen Todesurteile vollstreckte, sondern im Hof einer der schäbigen, alten Zinskasernen am Rand von Favoriten. Eines jener Häuser, in welchen kaum noch jemand wohnte und die bald Platz machen würden, für einen modernen Sozialbau wahrscheinlich. Und dann, eines Tages machte sich der Polizist stante Pede auf den Weg zum Kommissär Brunner und erstattete Meldung. Zu einer der Seancen war ein ganz neuer Gast erschienen, den der Joschi von der Zeitung her kannte, weil er eine Expedition in die Antarktis finanziert hatte. Der Graf Lichtenbach selbst! Jener Graf, dessen Tochter erst vor kurzem in Kairo erschossen worden war. Die weitere Beobachtung überließ der Fesche Joschi seinem jungen Kollegen Heinrich Navratil allein.

Und der Heinzl froh sich in seiner Verkleidung ein Asterl ab. Es war noch nicht sehr warm im März, auch wenn die Sonne schon langsam ein eitzerl an Kraft gewann. Darum suchte er sich ein windgeschütztes Platzerl und hielt das Gesicht in die Sonne, genoss das bisschen Wärme, und er begann sogar ein wenig vor sich hin zu träumen.

„Hack'nstad oder Kieberer?“ Eine helle Stimme riss ihn aus seiner Traumwelt, ein hübsches Ding in Dienstmädeluniform stand vor ihm. „Einmal schau, das G'wand ist net schlecht, hat aber schon bessere Zeiten g'sehen. Aber ein wengerl dünn für'n März. Kein Manterl, also die Leut' von der Kriminalkommission sollten doch zumindest ordentliche Mäntel tragen. So wie der Fesche Joschi, der da in letzter Zeit so offensichtlich herum nasert. Wenn des kein Kieberer ist, darfst Bumsti zu mir sagen!“

„Ich glaub' auch, des is einer von der He“, verfiel Heinrich sofort in den Vorstadtdialekt, mit dem er aufgewachsen war und den auch das Mädchen sprach. „Was der da eigentlich sucht?“

„Das weiß ich doch nicht! Was erfahrt denn unsereiner schon. Ich hab' ihn halt nur so oft da g'seh'n, wann ich für die Gnädigste einkaufen war!“ Sie deutete mit dem Kopf zu dem kleinen Schlösschen. „Für die Baroness Klederwald!“

„Ach was, eine echte Baroness wohnt da? Muss schön sein, in so einem Schloss. Na ja, ich warert schon mit einer von die Sozialwohnungen zufrieden.“ Heinrich seufzte. „Aber das bleibt ein Traum. Als kleiner Hack'nstader kannst dir net einmal das leisten.“

„Was kannst denn?“

Heinrich hob die Schultern. „G'lernt hab' ich eigentlich nichts, ich hab' halt bei meinem Vater im Kohleng'schäft gearbeitet. Aber jetzt, wo jeder eine Dampfheizung hat? Da ist er halt eingangen. Mit Rösser hab ich umgeh'n können, aber jetzt fährt jeder zweite schon mit Dampf, da ist auch kein Leiberl mehr zu reißen. Stark bin ich, und ich würd fast alles machen!“

„Fast?“ Das Dienstmädchen zwinkerte kokett.

„Na ja, ich würd' keinen umbringen oder so!“

„Aber sonst“, wackelte die junge Frau mit den Hüften. „Tätest dich zahlen lassen, wenn'st dafür eine Frau hobeln sollst!“

„Aber gnädiges Fräulein, Sie müss'n doch sicher net...“

„Wappler! Doch net mich“, fuhr ihm das Mädchen über den Mund. „Aber meine Gnädigste sucht immer wieder potente Herren, die es den Damen unter ihren Gästen so ordentlich besorgen können. Ich frag' einmal, aber vielleicht könn'st mir jetzt beim trag'n helf'n. Dann probier'n wir nachher halt einmal, ob'st überhaupt geeignet bist. Ein Teller Krautfleisch als Anzahlung könnt' ich auch noch abzweigen. Magst?“

„Ka Frag'! Klar mag ich!“ Dann schlenderte das Paar über den Markt, wo die junge Frau einiges an Obst, Gemüse und Fleisch einkaufte, während der Heinzl die Tasche trug.

„I wett' a Flasch'n Obstler, da Kiberer übernimmt de Klederwald jetzt mit'n Schmäh!“ Einer der Säufer bei der Branntweinerin stieß seinen Nachbarn an. „Siecht ja a Blinder mit da Kruck'n, dass de Trutschn ihm den Sandler abnimmt!“

„Ah, geh! Der glaubt sicher, des is da Kucheltrampel, der si auch amal durchhobeln lassen will. Schau amal, wie die mit'n Arsch wackelt, wie a rollerte Katz'. Na ja, so war die Pepi von der Viererstieg'n ja schon immer! Ich weiß gar nimmer, wann die angfang't hat, mit de Manner, aber mit sechszehne war die schon voll im G'schäft.“

„Ja, dann is auf amal a Zeitl weg g'wesen und wie's wieder da war, hat's glaubt, dass keiner mehr dakennt. Aber unsereiner ist ja a net auf der Nudelsuppen daher g'schwommen und hat Frittaten auf de Glurn. Des bisserl mehr auf die Dutteln und am Arsch, a andere Haarfarb', des langt no lang' net, um uns des eine zum drahn.“

„I was eh net, wem sie täuschen mecht. Bei der Papp'n muss' die do nur drei Wörter red'n, und kaner glaubt ihr mehr de Baronesse! Ja, Baronin, dann hätt's halt an stanalten Baron z'Tod g'ritten, aber aufg'wachsen in an guten Stall – da muss ma scho grenzdebil oder Kiberer sein, dass ma des glauben mechert.“

„Des is a Dings, no, a Pleini... na, so wie weißer Schimmel halt.“

„A Pleonasmus?“

„Aber ja, genau des. Bist a g'scheiter Bub. Warum bist du eigentlich da bei uns?“

„Ganz a blede G'schicht! I will a gar überhaupt net d'rüber reden! Trink ma lieber noch was!“

„Des is a Red'!“

„Aber so gut sollt's mir a amal geh'n. A fesche Katz' im Dienst für's Vaterland hobeln.“

„Da rederst aber anders, wennst die alte Schaßtrommel von Wolfenstein vor die Kanon' kriegerst und d'rüber raspeln müsstest!“

„Ach was, einfach Augen zu und an die Sicherheit von Österreich denken, dann schafft ma des a no!“

=◇=

Walter Brunner tigerte in seinem Büro auf und ab.

„Der Lichtenbach, das muss der Hammeten sofort erfahren, das ist ein wengerl über mein Gehalt. I geh' jetzt sofort zum Oberkommissär, der hat ein Telephon, da ruf'n wir gleich an. Gut g'macht, Pospischil. Hoffentlich wird der Heinzl mit seiner Aufgab' fertig!“

„Um den mach' ich mir ka Sorg', Herr Kommissär. Der Heinzl is ein schneller Denker, der ist fix. Der schafft des schon!“

*

„Schmeckt's, Herr Heinz?“ Der Unterkommissär saß an einem Tisch in der Küche, hatte einen Teller vor sich und löffelte das pikante Krautfleisch mit gelben, glänzenden Erdäpfelstücken, die junge Frau hatte sich ihm gegenüber niedergelassen und beobachtete ihn aufmerksam.

„Ausgezeichnet“, lobte er mit vollem Mund. „Fräulein Fini, ihr Szegediner ist was ganz was feines!“

*

„Woll'n wir's hoffen, Pospischil. Er ist halt noch gar jung!“ Brunner hatte sich erhoben und ging auf die Tür seines Büros zu. Der Joschi Pospischil öffnete ihm die Tür, ging dann neben ihm über den Flur und rapportierte.

„Knapp über zwanzig, Herr Kommissär. Aber er hat in der Schul' gut abg'schnitten und hat auch sonst schon ein paar Erfahrungen g'sammelt. Und er ist ein guter Beobachter!“

*

Die Fini stand auf und stellte den leer gegessenen Teller in die Abwasch.

„Wollen's net den kleinen Heinzl zum spielen ,rauslassen, Herr Heinz?“

„Aber ja, Frau Fini, herzlich gern.“ Der Polizist stand auf und knöpfte die Hose auf.

„Na was sagt man denn dazu? Das ist ja ein ganz prächtiger, großer Heinzl“ freute sich die Fini.

*

„Kommen's nur herein, Brunner! Haben's etwas Neues?“ Oberkommissär Konrad Graf Hagenbach wies auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch.

„Ja, es geht um die Baronesse Klederwald.“

„Ich erinnere mich!“ forderte der Graf seinen Kommissär zum weitersprechen auf.

„Heute hat der Graf Lichtenbach bei ihr vorgesprochen, Herr Graf. Er ist zwar net lang' geblieben, aber wenn man die Ermordung seiner Tochter...“

Der Graf hob seine Hand. „Kommen's am besten gleich mit, Brunner. Ihr Unterkommissär auch. Franz! Ruf' er im Palais Hametten an und meld' er uns an. Das ist was für's Evidenzbureau, Brunner, rapportieren's gleich dort!“

*

„Wollens net auch ihr kleines Katzerl amal an die Luft lassen, Fräulein Fini?“

„Warum denn net? Musst halt ganz lieb anklopfen!“ Sie zog ihren Rock aus und stand in knielangen Unterhosen vor ihm, setzte sich auf die Kante des Küchentisches und stützte den rechten Fuß an der Lehne seines Sessels ab.

*

Franz Bauer, das altgediente Faktotum des Grafen Hagenbach, half dem Regierungsrat noch rasch in den Mantel und reichte ihm Hut und Gehstock, ehe er die Tür öffnete.

„Ich werde gleich in der Remise anrufen, dass der Wagen des Herrn Grafen vorfährt!“

„Gut, Franz, mach Er das! Geh'n wir, Brunner!“

*

„Sie hab'm aber ganz entzückende Fußerln, Fräulein Fini!“ Heinz Navratil strich über das Waderl, das ihm so angeboten wurde und hauchte ein paar Küsschen auf den Knöchel, ehe er sich mit der Hand weiter nach oben zur Öffnung in der Bux und zum venerischen Delta wagte.

„Na guut, des war jetzt neeett genug ang'frraaagt! Stehen's jetzt auf und machen's es mir ordentlich!“

„Aber sofort, Fräulein Fini! Passert – es – so?“

„Oh – ja! Machen – Sie – nur – weiter ...“

*

„Gustl! Zum Palais Hametten, aber schnell!“ Die drei Herren sprangen in den Wagen, der Fahrer gab Dampf und ließ die gepanzerte Dienstroschke mit Dampfantrieb losfahren.

„Wir nehmen den Weg übern Schwarzenbergplatz, euer Gnaden! Ist net der kürzeste, aber der schnellste Weg!“

„Mach' er nur, Gustl!“

*

„Gut – Heinz – gut – machen’s – das! Oooh – JAAAA!“

*

„Der Fürst zu Hametten lässt bitten, meine Herren!“ Der Sekretär des Fürsten öffnete die Tür und setzte sich, den Schreibblock in der Hand, zu Seite.

„Also, meine Herren. Ich hab’ g’hört, der Lichtenbach war bei der Klederwald?“

„Das war er, Herr Geheimrat. Net lang’, aber er war da. Vielleicht hat’ er nur nach der Sabine g’fragt, weil er wusste, dass sie in dem Zirkel war, aber andererseits, der Baron hat eine Stelle bei der Hofsicherheit. Keine Hohe, aber das kleinste Loch in den Sicherheitsmaßnahmen unserer Herrscherfamilie – ich krieg’ eine Ganselhaut, wenn ich d’ran denk!“

„Ich auch, Hagenbach, glaub’n Sie’s mir, ich auch!“ Der Fürst zu Hametten griff nicht nach der Glocke, um seine Leute zusammen zu rufen, sondern zum elektrischen Signalgeber, der alle derzeit im Auswärtigen Amt anwesenden Agenten der geheimen Abteilung zu sich in das Palais rufen würde. Zu gut deutsch, er gab Großalarm!

*

„Ich glaub’, dich kann ich gut für meine Seancen brauchen. Hättest Lust, dir ein paar Gulden zu verdienen, Heinz?“ Die Baronin von Klederwald brachte ihre Toilette in Ordnung und verstaute den umfangreichen, aber festen Busen wieder in ihrer Bluse. „Schau nicht so desperat, ich probier’ halt alle Männer selber aus, bevor ich’s anstell’. Jetzt gehst aber wieder, komm am Abend an die Hintertür. Darfst eine Nacht im warmen schlafen. Morgen Abend hast dann einen Auftrag.“

„Hochwohlgeboren können über mich verfügen!“

„Übertreib’s jetzt nicht Heinz, Hochwohlgeboren sind nur die Fürsten. Gnädigste oder Baronesse reicht, im offiziellen Rahmen. Und jetzt schieb wieder ab!“

=◇=

Auf dem Nil

Die Stadt Assiut am Nilufer wurde von den Griechen in Verkennung des mit einem Schakalskopf dargestellten Anubis Lykopolis genannt. Schon in der Antike hatte hier der Karawanenweg durch die Wüste nach Darfur, also ins Land der Fur begonnen, ein Weg, den die Karawanen auch 1889 noch nahmen, und immer noch waren Kamele das gängigste Verkehrsmittel. Im modernen Hafen in der Nähe der antiken Pharaonenstadt war die MALIKAT MISR vor Anker gegangen und die Stewarts hatten die neugierigen Passagiere auf die alten Stätten bei diesem Halt aufmerksam gemacht. Auch Maria Sofia hatte ihrer Rolle als Touristin folgend das Schiff hier verlassen und bummelte nun durch die Ausgrabungen am Rand der Hafenstadt, als eine bekannte Gestalt ihren Schritt stocken ließ.

„Herr Maerz?“, fragte sie erfreut. „Das ist aber eine Überraschung! Da habe ich Sie im fernen Amerika verlassen und treffe Sie hier in Assiut wieder?“ Der mittelgroße Mann im Vollbart, der in einem weiten, weißen Burnus bekleidet die Ruine des Anubistempels und die Statue des Gottes von Assiut betrachtete, fuhr zu Maria Sophia herum!

„Kenne ich – Vergebung, Hoheit, mit euch habe ich hier überhaupt nicht gerechnet“, beugte sich Carl Friedrich Maerz über die Hand der Prinzessin.



„Hatten wir das nicht schon hinter uns, Scharly?“ Maria Sophia hob die linke Augenbraue.

„Damals – ihr wart siebzehn, ein Backfisch mit Liebeskummer, der sich gleich in das nächste Abenteuer stürzen wollte“, nickte der Deutsche.

„Ja! Mit K'ááTo“, erinnerte sich Maria Sophia. „Aber der Gute war ja schon vergeben.“

„Er war und ist ein Mann von Ehre, Hoheit“, versicherte Maerz. „Weder er noch ich hätten euch je unsittlich berührt.“

„Leider“, bedauerte die Prinzessin. „Aber auch dann nicht, wenn ich's

auf biege'n und breche'n drauf ang'legt hätt'?“

„Auch dann nicht, Hoheit!“

„Scharly, sagen's doch wieder Mary zu mir, wie damals am Pecos“, insistierte Maria Sophia.

„Das – wäre mir zwar eine Ehre, aber es wäre auch – unpassend“, wehrte Maerz ab.

Maria Sophia seufzte. „Also gut, aber zumindest...“

„Mary! Ich habe dich schon überall gesucht!“ Henry Jones raste auf die Beiden zu und umarmte die Prinzessin. „Ich muss mich doch noch von dir noch verabschieden. Wir gehen hier ein paar Kilometer nach Westen in eine winzige Oase, da sollen ein paar Bauwerke sein. Me'y... Ma'ja...“

„Ma'Jayid“, half Maerz in der richtigen Aussprache aus.

„Ja genau! Danke Herr Beduine.“

„Henry, das ist Herr Maerz“, stellte Maria den Schriftsteller vor, während sie Henry zu ihm umdrehte.

„Old Skullbreaker? Wirklich!“ Das Gesicht des Knaben strahlte. „Warum haben Sie denn eigentlich aus T'ée'ńt-ch'i und der Mary in ihrer Erzählung zwei Männer gemacht!“

„Mein Verleger hat gesagt, es wäre völlig unglaublich, wenn zwei Frauen diese Abenteuer erleben“, schmunzelte Maerz. „Das müsste ich noch einmal überarbeiten. Und da habe ich halt zwei Männer aus den Mädchen gemacht.“

„Dürfte ich vielleicht ein Autogramm haben?“, bat Henry.

„Natürlich. Schreibe mir nur auf, wo ich die Karte hin schicken kann! Ich fahre mit dem Schiff weiter, mit der QUEEN OF EGYPT, auf dem seid ihr ja wahrscheinlich gekommen!“

„Ja, Mister! Danke, Mister!“ Damit lief der Junge schon wieder davon und winkte noch einmal.

„Sie sind wieder auf der Suche nach einem Buch?“ Maria Sophia betrachtete angelegentlich das Gräberfeld.

„Das bin ich doch immer, Hoheit!“

„Könnten wir uns vielleicht zumindest auf Fräulein Maria einigen?“, drang die Erzherzogin weiter in Maerz.

„Das...“

„Bitte“, zog Maria den gleichen Flunsch wie damals in Texas. Mit dem gleichen Erfolg. Maerz seufzte.

„Na gut, Fräulein Maria. Aber Sie erklären es ihren Begleitern.“

„Woher wissen Sie...“

„Ich bin nicht blind und dumm“, grinste der Autor. „Wenn ich auch nicht so klug wie unser gemeinsamer Freund K'ááTo... – RUNTER!“ Er sprang die Prinzessin an und riss sie zu Boden, jetzt hörte auch sie aus dem Westen Schüsse knallen. Sie rollte herum, sah eine Horde Beduinen auf Kamelen reitend auf sich und Maerz zustreben. Der Jäger und Autor griff unter seinen Burnus, seine Hände kamen mit zwei schweren elf Millimeter Mauser Revolvern hervor. Auch Maria Sophias Rechte griff unter ihrem Cape nach ihrer großen, halbautomatischen Pistole im Kaliber 8 Millimeter, das neueste Modell der kaiserlich-königlichen Waffenmanufaktur Mannlicher & Kraus und zog sie aus ihrem Halfter.

„Das ist wirklich keine Fantasia!“ rief die Prinzessin und eröffnete das Feuer. Zehn mal, elf mal, zwölf mal, dann blieb der Verschluss offen. Unflätig fluchend warf Maria Sophia das Magazin aus und klemmte ein neues in die Halterung vor dem Abzug.

„Du verabscheust Munitionsverschwendung also immer noch!“ brüllte Maerz durch den Lärm der Schüsse, auch seine Revolver spien dem Feind heißes Blei entgegen. Vom Schiff her fielen jetzt Schüsse aus einem schweren Scharfschützengewehr. Der Knall war eindeutig, Wilhelm Graf von Inzersmarkt griff mit seiner liebsten Waffe in den Kampf ein. Ein Schrei aus einer Frauenkehle

durchbrach das Knallen der Waffen, die Beduinen machten kehrt und galoppierten auf ihren Kamelen davon. Slatin kam von hinten keuchend angerannt und warf Maria Sophia einen der mit dem Rückstoß repetierenden halbautomatischen Karabiner der kakanischen Dragoner zu.

„Sie haben Henrietta Jones mitgenommen, Hoheit“, rief der Pascha.

„Verdammt!“ Die Prinzessin stampfte mit dem Fuß auf, der Sand nahm dieser Demonstration ihrer Wut allerdings viel von seiner Wirkung.

„Nicht fluchen, Mary! Kommt mit!“ Maerz lief südwärts, wo eine Straße zum Fluss verlief und eine Karawanserei lag. „HALIL! JAMAL! Aljamal Wabunduqiati, sarie, sarie“, rief er laut, aus dem Han kam ein Beduine mit dem dampfhydraulischen Pfeilgewehr und dem schweren, extrem großkalibrigen Jagdgewehr Carls, ein weiterer kam mit vier gesattelten Kamelen.

„Hier, Effendi!“ der Beduine warf Maerz sein Gewehre zu, der sie geschickt fing.

„Ich hoffe, du kannst nicht nur Pferde reiten“, rief er Maria zu, die Kamele wurden zum knien gebracht, Maerz sprang in einen Sattel.

„Ich schaff's“ Die Erzherzogin sprang auf ein zweites und Slatin, der seiner Prinzessin nie von der Seite wich, nahm ein drittes. Die Kamele erhoben sich mit den ihnen eigenen Bewegungen, nach vorne, hinten hoch, dann die Vorderbeine gestreckt.

„Vorwärts!“ Die drei stürmten los, ungeachtet der Gefahr. Die in Assiut stationierten Asaker liefen noch zu ihren Tieren und Fahrzeugen, da stürmten die drei Kamele bereits über den Dünenkamm und immer weiter den leicht zu erkennenden Spuren nach in die Wüste hinein.

=◇=

Die Hufe der Kamele warfen den Sand hinter sich, die Beduinen in den dunkelblauen Kaftans und den Turbanen mit Gesichtsschleiern feuerten einander zu immer größerer Geschwindigkeit an. Einer hatte die zappelnde und kreischende Henrietta Jones vor sich und hielt sie mit harter Hand fest.

„Tamlmal faqat, Fatat“ rief er, dann vorsichtshalber in gebrochenem Englisch. „Nicht wehren, bist gute Beute! lilaa al'amam!“

„lilaa al'amam“, antworteten die anderen schreiend und trillernd! „Vorwärts, Vorwärts!“ Henrietta kam es endlos vor, dass sie von den rauen Männerhänden umklammert und durch die Wüste verschleppt wurde. Weiter, immer weiter, die Angst der Amerobritin stieg. Was stand ihr wohl bevor? Nun, eigentlich erwartete sie nur noch eines, denn warum sollten Beduinen, Halbwilde, eine weiße, rothaarige Frau entführen, wenn nicht, um sie zu vergewaltigen. Einen nach dem anderen sah sie bereits über sich kommen, während sie von den anderen festgehalten wurde. Warum sonst sollte man sie lebend mitnehmen, denn hohes Lösegeld war für sie doch nicht zu erwarten. Nein, es war nur eine Antwort möglich, mehr und mehr ergriff die Panik von ihr Besitz. Dann galoppierten sie auf eine Gruppe von drei Personen zu, welche abgestiegen im Schatten eines offenen Zeltes offensichtlich auf die Horde warteten. Der Entführer Henriettas ritt vor das Zelt und ließ sie in den Sand fallen. Sie hob den Kopf und sah in ein lächelndes Gesicht, das sich gleich darauf zornig verzerrte.

„Ayuha al'ahmaq, hadha hu alkhata“, tobte der Mann. „Wer ist das, du hirnloser Hund?“

„Du hast gesagt, die Frau mit dem roten Haar“, schrie der Reiter zurück. „Das war die einzige Rothaarige, die da war!“

„Aber das ist nicht Marie Sophie min Alsnamsa! Für diese Frau werde ich nichts bezahlen“, schimpfte der Fremde vor dem Zelt.

„Unser Stamm hat mehr als dreißig Männer verloren, keiner hat uns gesagt, dass dort zwei Männer sind, die schwer bewaffnet sind und scheinbar ewig schießen können. Wir haben trotzdem gekämpft und die Frau erobert! Sie ist für uns wertlos! Lösegeld ist zu riskant!“ Der Scheich war mehr als unzufrieden.

„Dann biete sie auf dem Sklavenmarkt an. Ist sie wirklich eine echte Rothaarige oder ist sie eine mit Henna gefärbte?“

„Keine Ahnung!“ brummte der Scheich und schwang sich aus dem Sattel. „Kontrollieren wir es doch einmal.“ Er ging auf Henrietta zu, die vor Angst bebend zurückwich. Der Anführer der Männer im Zelt packte sie bei den Armen, der Scheich hob ihren Rock. „Jetzt geschieht es“, dachte Henrietta, die kein Wort verstanden hatte, und schloss die Augen. Sie wollte schreien, doch ihr Hals war wie zugeschnürt. Sie wollte kämpfen, doch sie war wie gelähmt. Der Mann zog aber nur ihre Unterwäsche beiseite und sah genau hin.

„Die Haarfarbe ist echt“, konstatierte er und ließ das Kleid wieder fallen. „Nun ja, im Süden kann so eine Frau schon ein wenig bringen. Auch wenn sie keine Jungfrau mehr ist!“

„Dann bring sie am Besten den Nil hinunter nach Dahschur. Dort erzielen solche Weiber den besten Preis. Aber wo ist diese Alsnamsa? Die brauche ich wirklich!“

Das Stirn des Scheichs der Beduinen, die Assiut angegriffen bildete mit Kimme und Korn des Karabiners einer Prinzessin aus dem Haus Österreich eine perfekte Linie, der Zeigefinger Maria Sofias krümmte sich langsam, der Hahn schlug auf den Schlagbolzen, der die Pulverladung entzündete und das Projektil genau zwischen die Augen des Scheichs trieben, der sich plötzlich keine Gedanken mehr über einen eventuellen Gewinn aus einem Verkauf Henriettas mehr machen musste. Er machte sich überhaupt keine Gedanken mehr, ebenso einige seiner Kumpane, als von der Höhe der Düne die Schüsse aus den Gewehren der beiden Österreicher und die Flechettes des Deutschen ihre Opfer suchten und fanden. Auch wenn die Wüstensöhne sofort ihre Waffen ergriffen, nach einem Ziel suchten und ihrerseits das Feuer eröffneten, die Verfolger hatten sich gut aufgeteilt und schossen abwechselnd. Nach nur wenigen Minuten war nur noch jener Mann im Zelt am Leben, welcher Henrietta immer noch festhielt. Maria Sophia und Slatin Pascha erhoben sich und schritten langsam die Düne hinab.

„Ach, der Scheich hat dich in den Hosen wohl nicht als Frau erkannt, Hoheit“ rief er ihnen entgegen. „Bleib stehen, oder diese Frau, die mir der Scheich an deiner Statt gebracht hat, stirbt.“ Maria senkte ihren Karabiner und stützte die rechte Hand in ihre Hüfte.

„Und wie soll es weiter gehen, wer auch immer du bist“, fragte sie.

„Du hast recht, kleine Prinzessin. Es gibt keine befriedigende Lösung mehr, nur noch eine endgültige! Möge Gott dem goldenen Frühling den Sieg und mir die ewige Seligkeit schenken!“ Er hob seinen Revolver und zielte auch Maria Sophia, drei winzige Löcher entstanden in schneller Folge in seiner Stirn. Sein Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an, die Waffe wurde zu schwer für seine Hand, die Mündung senkte sich und der Mann brach zusammen.

„Von dem erfahren wir jetzt auch nichts mehr“, knurrte Maria Sofia ärgerlich und betrachtete den Mann genau, doch außer einem für diese Gegend unauffälligem Aussehen konnte sie weder bei ihm noch seinen Begleitern etwas besonderes feststellen.

„In welche Bredouille bist du denn schon wieder geschlittert, Mary?“, fragte Carl Friedrich Maerz. Er war mittlerweile seine Düne mit dem Dampfgewehr über die Schulter gelegt herunter gekommen. Slatin öffnete bereits den Mund zu einer Strafpredigt, doch Maria Sophia hob die Hand.

„Es ist in Ordnung“, beruhigte die Erzherzogin den Oberstleutnant. „Der Mann ist ein wirklich guter Freund und Kamerad, und es würd' mich freuen, wenn wir in Zukunft auf das Hoheits-Gerede verzichten könnt'n. Rudolph, das ist Scharly, Carl Friedrich Maerz, Scharly, das ist Rudolph. Rudolph Carl Freiherr von Slatin. Ich bin Mary, solange wir in Africa oder sonst wie in der Wildnis sind. In manchen Fällen kann eine Silbe mehr, die man rufen muss, ein Todesurteil sein, also keine langen Fisimatenten mehr. Reiten wir jetzt zurück!“ Sie wechselte vom Deutschen ins Englische. „Kommen Sie, Henrietta. Wir reiten zurück zu ihrem Mann und ihrem Sohn!“ Aufschluchzend legte die Amerikanerin ihren Kopf an Maria Sophias Brust. „Schon gut, Henrietta. Weinen Sie nur. Sch-sch! Alles wird gut, nichts ist passiert. Alles wird gut“, tröstete die Erzherzogin die Frau des Abenteurers Orville Jones, ehe sie wieder nach Assiut zurück kehrten.

Als sie nach der Befreiung Henriettas aus den Händen einiger Beduinen nach Assiut zurückkehrte, sah sich Maria Sophia gezwungen, Carl Friedrich Maerz und die erwachsenen Mitglieder der Familie Jones zumindest teilweise in ihr Vertrauen zu ziehen und ein wenig über die Hintergründe ihrer Reise und wahrscheinlich auch des Überfalls aufzuklären. Henrietta überlegte nicht lange.

„Orville ist nicht nur ein Abenteurer, Majestät, er ist auch Historiker und Völkerkundler, und im Britischen Empire sogar ein recht bekannter! Wenn er ihnen helfen kann...“

Orville nickte. „Ich werde meinem Auftraggeber telegraphieren, dass sich die Expedition aus begreiflichen Gründen noch verzögert, zumindest sind die Gründe aus meiner Sicht verständlich.“ Maria Sophia legte den Finger auf einen notwendigen Punkt.

„Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Finanzen, Orville. Ein wenig Geld hat die Prinzessin von Österreich doch noch zur Verfügung! Sie werden also keinen finanziellen Schaden davon tragen. Aber die Reise wird vielleicht gefährlicher als ihr Trip in die Wüste, um dort nach alten Artefakten zu suchen, Henrietta.“ Frau Jones winkte ab.

„Aber ich habe auch die besten Aufpasser, die man sich vorstellen kann!“ kicherte sie plötzlich los. „Old Skullbreaker persönlich, und den Mann mit dem flammenden Haar! Auch, wenn der plötzlich zu einer hochadligen Frau geworden ist. Und wer kennt denn nicht den Slatin Pascha, sogar bei uns drüben in den Kolonien ist er für seine mutigen Raids bekannt!“

Der Freiherr zuckte mit keiner Wimper. „Dann hat man ihnen meine Beichte nicht berichtet?“

„Doch, hat man“, nickte Henrietta eifrig. „Umso mehr bin ich froh über ihre Begleitung.“ Orville war ebenfalls schon mehr als nur halb überzeugt.

„Für ihr großzügiges Angebot danke ich euer Hoheit, aber ich – nun, das Abenteuer an sich reizt mich doch schon sehr.“

„Dann nehmen Sie die Gulden schon – kaufen Sie doch Henrietta ein Reit- und Reisekleid damit. Möglicherweise in Dendera. Was meinst, Lisi, deine Franziska könnte von der Größe halbwegs hinkommen, dass sie ein Gewand für die Henrietta anprobieren könnte? Und im Abändern ist sie doch auch ganz gut. Da hat dann die Henrietta ein hübsches Gewand, wenn wir weiter fahren!“ Henrietta sah an sich herab.

„Was ist mit meinem Kleid denn nicht in Ordnung?“

„Zu viel schwere Wolle, zu wenig leichte Baumwolle, und entschuldige, aber ordentlich bewegen kannst du dich darin auch nicht. Zu eng, zu wenig Spielraum. Das Kleid ist vielleicht für die Stadt noch halbwegs brauchbar, aber sicher nicht dort, wo wir hingehen. Und es ist, mit Verlaub, hässlich! Farblos! Völlig aus der Mode! Einmal schauen, grün würde zu deiner blassen Haut und der knallroten Haarfarbe passen. Vielleicht ein paar Ziernähte in Rot und Schwarz hier und da, vorne noch so etwas wie eine Verschnürung und dann sollten wir schauen, dass das Gewand am Hals nicht zu eng und zu hoch ist, damit man auch eine Kleinigkeit von dir zu sehen bekommt. Und, nachdem wir in Africa sind, auch noch ein sandfarbenes Reisekostüm, mit einem breiten, hellbraunen Ledergürtel, in der gleichen Farbe hübsche, nicht ganz kniehohe Stiefelchen – solche Leinwandstiefeln zum schnüren vielleicht – und natürlich für den Fall der Fälle ein paar Tüllhandschuhe.“

„Aber...“

„Vertrau einfach auf die Franziska. Später werden wir dir auch noch ordentliche Hosen besorg'n“, winkte Maria alle Einwände beiseite.

„Besitzen Sie eigentlich irgendwelche Waffen, Orville“, warf Maerz plötzlich ins Gespräch.

„Nun, ja, besitze ich natürlich. Ein Repetiergewehr Marke Winchester 44/40 mit Vorderschaftrepetierung und einen vom Kaliber dazu passenden Revolver Modell 3 von Smith and Wesson. Den mit dem abklappbaren Lauf!“

„Und wo waren die vorher?“, fragte Slatin und hob eine Augenbraue.

„Noch in meinem Gepäck verstaut. Ich dachte doch, Assiut wäre sicher!“

„Derzeit ist für uns leider nichts sicher, Orville, tut mir leid“, insistierte der Freiherr von Slatin. „Tragen Sie ihren Revolver ständig bei sich, wenn Sie nicht an Bord sind. Und auch an Bord schadet es nicht. Wenn Sie mit Henrietta in ihrer Kabine sind, dürfen Sie ihn ablegen, aber lassen Sie ihn griffbereit liegen. Wir wissen nicht viel über unseren Gegner, nur, dass er scheinbar ‚Goldener Frühling‘ heißt.“

„Vielleicht sollen wir das aber auch nur denken“, überlegte Maria Sophia. „Egal, wir nennen ihn für das Erste einfach so. Ob Saloumne dazu gehört oder zu einer Konkurrenz, das müssen wir noch herausfinden. Aber jetzt gehen Sie telegraphieren, Orville. Ich besorge in der Zwischenzeit ihre Tickets! Beherrschen Sie eigentlich die deutsche Sprache?“

„Meine Mutter war eine Deutsche, aus dem Schwabeländle!“, wechselte Henrietta in den deutschen Dialekt. „Und meim Orville, dem hab' ich unser schöne Sprach auch so ei bissle beibracht. Wir schaffe es aber auch fast hochdeutsch.“

„Sehr gut. Also, Orville, drahten's nach Haus, an ihren Auftraggeber, wir besorgen ihnen inzwischen eine Kabine. Henrietta, können's eigentlich mit einer Waff'n umgeh'n?“ Die Amerikanerin machte große Augen.

„Wer, ich? Schon, natürlich, mit einem leichten Jagdgewehr. Und auch mit einem Revolver, wenn er nicht zu schwer ist.“

„Na gut. Oberst von Inzersmarkt wird mit ihnen ein wenig treffen trainieren“, bestimmte Maria Sophia.

„Ich glaub', ich hab' sogar die richtige Puff'n für die junge Dame mit. Von Skoda in Pilsen für unsere zivilen Kieberer entwickelt, hat zwar nur vier Komma acht Millimeter im Kaliber, aber eine respektable Kraft hinter'm Geschoss. Mannstoppend, bis auf sechzig Meter noch halbwegs zielgenau. Klein und handlich!“ Der Oberst zog eine kleine halbautomatische Pistole unter der Jacke hervor. „Lasst sich ganz unauffällig trag'n und hat doch ganze zwanz'g Schuss im Magazin. Das wiederum steckt da im Griff, nehmen's das Ding, junge Frau, ich hab' noch eine zweite in Reserve!“

„Danke, Herr Graf. Vielen herzlichen Dank!“ Henrietta stellte sich auf die Zehenspitzen und gab Inzersdorf einen dicken Kuss auf die rechte Backe! „Na, wenn'st jetzt noch Busserl auf die linke gibst, dann ist die Krach'n für mich mehr als gut bezahlt, Madl“, grinste der alte Oberst, und Henrietta nahm sich für den zweiten Kuss etwas mehr Zeit! „Genug, Madl“, brummte der alte Oberst gerührt und schob sie schließlich zurück. „Sonst wird ja dein Mann vielleicht noch eifersüchtig auf mich!“ „Und, Henrietta, Sie sollt'n sich von der Lisi noch zeigen lass'n, wie man einem Mannsbild, das einem zu nah' kommt, mit bloßen Händ' und Füß' so richtig weh tun kann“, schlug Maria Sophia abschließend vor.

=◇=

Die MALIKAT MISR hatte Assiut hinter sich gelassen und dampfte weiter gemütlich stromaufwärts nach Süden, ihr nächstes Ziel war Dendera, einer der berühmtesten Tempel mit wunderschönen Hieroglyphen und Wandmalereien. Jener Tempel, in welchem nach Meinung einiger Historiker eine Art Göbellampe abgebildet sein sollte, woher Ägypter allerdings den Strom genommen hatten – man diskutierte noch darüber. Maria Sophia war es im Grunde völlig egal, ob die Ägypter mit Öllampen, Göbel- oder Teslabirnen Licht erzeugt hatten, von ihr aus hätte auch einer der Priester eine leuchtende Scheibe aus Ektoplasma beschwören dürfen, um die Erschaffung der prächtigen Malereien an den Wänden zu ermöglichen! Jetzt saß die Gruppe gemütlich in der Kabine der Prinzessin von Kakanien zusammen und besprach wieder einmal die vorhandenen Informationen.

„Feuer aus den Rohren von Flugschiffen, Goldener Frühling, Toussidé, Awlad Alrabi, Paradies, Messias in Jerusalem, Gonder, es hätte so schön...! Das hat mir die junge Lichtenbach zugeflüstert“, rekapitulierte Maria Sophia und trank einen Schluck Sodawasser, Maerz und die Jones hatten die Worte bisher noch nicht gehört.

„Wir haben uns immer gefragt, wo die Zusammenhänge sind“, fuhr Slatin fort. „Ich meine, warum sollten Flugschiffe des Goldenen Frühling Jerusalem beschießen, und wo wollen sie diese Schiffe überhaupt her nehmen? Und was hat das Paradies damit zu tun. Und wie passt Gonder mit Jerusalem und dem Rest zusammen. Gonder ist doch eine absolut unwichtig gewordene Provinz in Abessinien!“

„Unwichtig? Für uns vielleicht schon, aber für die Äthiopier wahrscheinlich nicht. Und es gibt da schon eine Verbindung zwischen Gonder und Jerusalem!“ Orville Jones hob seinen Zeigefinger an seine Nase. „Moment – mir fällt es gleich ein!“ Er schnippte mit den Fingern. „Ja, genau, die Falaschen!“

Maria Sophia zündete sich einen Cohiba-Zigarillo mit der Holzspitze an. „Und wer oder was sind diese Falaschen?“

„Ein africanischer Volksstamm, der von sich behauptet, von den Juden Israels abzustammen“, referierte Orville. „Sie haben Rabbiner, halten sich an die jüdischen Gesetze und Gebote, verehren den Talmud und ehren alle alten Feiertage. Sie sagen, sie wären der geflohene Stamm Dan.“

„Wirklich?“ Carl Friedrich Maerz war nur mäßig überzeugt. „Na ja, behaupten kann man viel, und glauben alles!“

„Möglich wäre es scho, Scharly“, bekräftigte Henrietta. „Sie habe nicht wenige Schrifte aufbewahrt, zwar in ihre eigene Schriftele, aber das Amharische, das in ganz Abessinien gesproche wird, ist mit dem Aramäischen, der altjüdische Sprache sehr eng verwandt.“

„Was sagen denn die Rabbis dazu“, fragte Oberst Inzersmarkt.

„Was schon, genau das, was in so an Fall' alle Pfaff'n von jeder Religion sag'n würd'n“, Lisi von Oberwinden versuchte sich im jiddeln. „Werden wer holt klären, wos is die Wohrheit, und donn werden wer klären, ob se in der Thora und dem Talmud steht und zum Schluss, ob wer se werden anerkennen!“ Ihre Parodie wurde mit einigem Gelächter aufgenommen, doch rasch war man wieder ernst und kam zurück auf das Thema.

„Interessant sind aber auch die in der Nähe liegenden Kirchen von Lalibela!“ Orville nippte an seiner heißen Schokolade mit Rum. „Statt in die Höhe zu bauen, haben sie ganze Kathedralen aus dem Boden gegraben. Man sieht sie erst, wenn man knapp davor steht, und von der Größe müssen sie sich vor so mancher europäischen großen Kirche nicht verstecken. Sie haben sehr, sehr tief gegraben, es sind keine niedrigen romanischen Gotteshäuser, die Räume sind verdammt hoch!“

„Ach geh', wie soll'n ein paar Bloßfüßige denn das g'schafft haben?“, näselte der Oberst.

„So wie die Pyramiden, Wilhelm“, antwortete Elisabeth von Oberwinden. „Wir wissen auch nicht wie und wer's hing'stellt hat, aber sie steh'n da. Logischerweis' müssen's baut worden sein, weil der Herrgott wird's ja net fixfertig vom Himmel g'worfen haben.“

„Ein Punkt für sie, Lisi. Aber es wundert einen halt!“

„Wolle sie noch etwas interessantes wisse?“ Auch Henrietta Jones hatte sich mit fremden Kulturen beschäftigt, aus reiner Neugier. „In de Äthiopisch-orthodoxe Kirchle, die sie Tewahedo nenne, ist der Judas Ischariot ein verehrte Heilige, und zwar als jener Apostel, der Jesus bei der Erfüllung seiner Aufgabe g'holfe hat!“

„Judas? Bist sicher?“ Für die Anderen war das kaum zu glauben, Lisi gab dem Ausdruck.

„Wenn de Professor Neil Holeman kein komplette Narr war, dann könne wir davon ausgehe, dass es stimmt.“

„Es gibt da noch etwas, das nicht nur der Oberst nicht glauben wird!“ Orville grinste in die Runde.

„Sie mach'n uns neugierig, Orville. Raus mit der Sprach'!“

„Wie kaiserlich-königliche Hoheit befehlen“, verbeugte sich Orville. „Hat jemand schon etwas vom Bundesring gehört?“

„Ist das auch so ein Mythos wie die Bundeslade oder der heilige Gral?“ Sogar Lisi sah skeptisch aus der Wäsche.

„Der Sage nach gab Jehova dem Stamme Daniel einen Gegenstand zur Aufbewahrung, der die Feinde des Volkes Israel davon abhalten sollte, das auserwählte Volk Gottes zu vernichten“, erzählte der Wissenschaftler.

„Hat ja hervorragend g'klappt“, warf die Erzherzogin ein. „Das Volk wurd' doch net nur einmal vertrieb'n, besiegt und in alle Welt verschleppt.“

„Nun, es steht geschrieben ‚Der Herr gibt und der Herr nimmt, geheiligt sei der Name des Herrn, sein Wille geschehe, nicht jener des Menschen‘. Und damit kann man dann alles entschuldigen und erklären!“ Orville entzündete eine Zigarre und paffte zufrieden. „Ich habe ja gesagt, es wird mir niemand glauben. Ich wollte es nur der Vollständigkeit halber erwähnt haben!“

„In Ordnung“, klopfte Maria Sofia mit den Knöcheln auf den Tisch. „Danke, Orville! Weiter! Die Wab'n hat g'sagt, ich hab' alles in Kairo erfahr'n, was ich wiss'n muss. Für Jerusalem hätt's mich nicht nach Kairo und dann den Nil aufwärts schicken müssen, also schau'n wir uns zuerst in Abessinien um. Zuerst in Gonder bei den schwarzen Juden, und dann in Laladings...“

„Lalibela!“

„Genau! Toussidé behalten wir im Hinterkopf, aber ich glaub irgendwie nicht wirklich, dass unser nächstes Ziel irgendein abgelegener Schichtvulkan im Tschad sein soll. Ist klarer Weise ein Risiko, aber mit einem Arsch auf zwei Kirtag zugleich kann halt auch eine Prinzessin nicht sein. Pack'n wir's. Nächste Station ist Dendera, und danach kommt Luxor, da gibt's schon eine Telegrammstation. Und sicher ein paar Kameltreiber, die uns zu einem bestimmten Punkt am Nil bringen können. Lieber Rudolf, Sie werden doch sicher vom Kapitän Einblick in die Karten

bekommen, bestimmen Sie einen guten Koordinatensatz, an dem wir uns unauffällig abholen lassen können. Und jetzt, jetzt gehen wir noch ein bisserl Tontauben schießen.“

=◇=

Am Heck der MALIKAT MISR, über dem Schaufelrad, war ein gesicherter, nur nach hinten offener Schießstand eingerichtet, beiderseits mit Werfern für die Tonscheiben ausgestattet, welche es üblicherweise mit Schrotflinten zu treffen galt. Es waren für wenig Entgelt an Bord solche Waffen auch zu mieten, und Munition dafür war genügend vorhanden. Für diese Übung hatte Oberst Inzersmarkt aber einige alte, wieder verschlossene Flaschen und andere zerbrechliche Schwimmkörper besorgt, welche hinter das Schiff ins Wasser katapultiert wurden.

„Also, Mädels! So eine Skoda ist was anderes als ein Revolver. Lass dir Zeit, zerlegt und zusammenbaut hast sie ja schon einmal. Magazin in den Griff, bis einrast', Verschluss bis zum Anschlag zurückziehen, loslassen. Jetzt legst die rechte Hand mit der Waff'n in die Linke, Kimme, Korn und Ziel in einer Linie, langsam den Zeigefi...“ WAMM! Der Schuss brach für Henrietta völlig überraschend, eine kleine Fontäne im Wasser zeigte den Einschlag der Kugel zwischen zwei Flaschen. „Langsam hab' ich g'sagt! Beide Augen offen, und immer nur auf ein Ziel konzentrieren – net auf zwei gleichzeitig zielen! Noch einmal. Zielen – langsam drücken...“ WAMM! „Fast! Schon viel besser. Das wird schon, wenn'st genug übst. Noch einmal! Und wenn's ernst wird, dann denk immer daran: auf die Mitt'n vom Oberkörper ziel'n.“

Auf der anderen Seite des Standes hatte Maerz seine überdimensionale Jagdflinte zur Hand genommen, eine Springfield Rifle Modell 1866.

„Ich wette, das ist die letzte 66er Version, die es noch gibt“, bemerkte Maria Sophia mit einem Seitenblick auf die monströse Waffe. „Wo bekommst du eigentlich die .50-70 Munition her? Es gibt doch gar kein anderes Gewehr im 12,73 Millimeter Kaliber mehr.“

Der Autor und Jäger grinste. „Spezialanfertigung eurer Mannlicher-Kraus-Werke. Alter Hülsenaufbau von den Ausmaßen, aber modernes Pulver und Material. Teuer, aber manchmal lohnend, wenn das Ziel weiter als einen Kilometer entfernt ist.“

„Ich bin beeindruckt, Scharly!“ Maria Sophia nahm eine Coiba aus der Packung und riss ein Streichholz an. „Treffsicher auf einen Kilometer ist auch mit aufg'legter Waff'n schon eine reife Leistung!“ Maerz ließ sich auf ein Knie nieder und stützte die schwere Waffe ab.

„Heute bekommen die Bewohner des Dorfes da oben ihren Flusspferdspeck ohne Gefahr und große Anstrengung.“ Das Donnern der schweren Waffe war ohrenbetäubend, das anvisierte Flusspferd brach, exakt in den Kopf getroffen, tot zusammen.

„Respekt!“ Maria Sophia lehnte sich an die Reling, während Maerz den Scharnierverschluss hochklappte und sein Gewehr nachlud. „Es ist schon irgendwie ein bisserl seltsam, dass wir uns nach so langer Zeit grad hier in Africa wieder über'n Weg laufen!“ Maria nahm einen tiefen Zug aus ihrem Zigarillo.

„Nicht so sehr, Mary.“ Maerz fummelte am Visier seiner Büchse herum. „Ich bin doch immer in der Welt unterwegs, um neuen Stoff für meine Bücher zu sammeln. Es war wohl Gottes Fügung!“

„Wirklich?“ Sie nahm sein Gesicht in die Hand, drehte es zu sich und sah ihm tief in die Augen. „Ich glaub’ net so richtig an göttliche Fügungen. Ich glaub’ eher, du hast Sehnsucht nach mir g’habt? Aber woher hättest du wissen können, dass – nein! Nein, ich glaub’ doch eher, es war meine Frau Mama, die dir einen Brief und ein paar Billetts nach Deutschland g’schickt hat, damit der große Jäger ein Aug’ auf das missratene Töchterl hat! Ha! Ich hab’s doch g’wusst! Du hast grad mit dem Aug’ zwinkert. Ich hab’ dich ertappt!“

„Ich bekenne mich schuldig“, gestand Maerz. „Aber das Abenteuer konnte ich mir doch nicht entgehen lassen, mit dir durch Africa zu reisen und diesen Schuft zu finden.“

„Und dann machst wieder einen Mann aus mir, wenn’st das Büchel niederschreibst“, Maria drohte Carl schelmisch mit dem Finger. „Aber heut’ bin ich kein liebeskranker Backfisch mehr, sondern eine erwachsene Frau!“

„Das ist mir nicht entgangen“, schluckte Maerz mit trockenem Mund. „Aber du bist immer noch Prinzessin, und ich immer noch ein einfacher Bürgerlicher!“

„Na und? Glaubst, ich hab’ in die letzten zehn Jahr’ noch keinen bürgerlichen Hengst g’ritten? Und heirat’n will ich dich ja schließlich eh net! Aber red’n wir später d’rüber. Zuerst...“ sie legte den Zigarillo in den Aschenbecher, nahm Maerz das schwere Gewehr aus der Hand und kniete damit hin. „Schau’n wir einmal, ob ich die Flasche da hinten mit deinem Mörser treff’n kann!“ Wieder dröhnte das Geräusch des schweren Gewehres über den Fluss, und etwa 800 Meter hinter dem Schiff zerbarst eine Flasche beim Aufprall der schweren Kugel in kleine Scherben. „Geht ja!“ Maria Sophia reichte Maerz die Springfield zurück und nahm ihren Zigarillo wieder auf.

„Darf ich auch einmal?“, fragte Elisabeth von Oberwinden nach vor tretend.

„Natürlich!“ Carl Friedrich reichte ihr das Gewehr, aber die Baronesse winkte ab.

„Ich hab’ doch nicht dieses Feldgeschütz g’meint. Das bricht mir ja mein zartes Schulterl. Ich will nur wiss’n, wie die Winchester vom Orville ist. Und ihm vielleicht ein paar Tricks zeig’n. Wenn’s ihr ein bisserl zur Seit’n geh’n könntet?“ Maria Sophia und Carl Friedrich traten ein wenig zur Seite, und Elisabeth nach vor. Auf ihren Ruf wurden wieder einige Ziele in die Luft geschleudert, und die Baronesse riss Orvilles Gewehr hoch. Drei, vier, fünfmal bellte die Waffe auf, fünf Ziele zerbrachen noch in der Luft, ehe das sechste im Wasser des Nils landete.

„Der Lademechanismus ist ein wengerl schwergängig. Das kostet Zeit beim Durchladen. Ich denk’, dass der Schlitten am Vorderschaft oder der Verschluss nicht ganz exakt eing’schliffen ist. Einmal schau’n, vielleicht hat der Maschinist eine feine Feile. Aber jetzt komm her, Orville. Du musst beim Zielen mit alle zwei Augen schau’n, nicht das linke zukneifen. Die linke Hand so weit wie möglich nach hint’n – das ist einer von den Gründen, warum ich die Vorderschaftrepetierer nicht wirklich mag. Man hat die Linke zu weit vorn – notgedrungen. Und weil das Durchladen im Liegen nicht so einfach ist. Man muss sich immer herumrollen, damit der linke Arm frei zu bewegen wird. Aber gut, weiter. Den linken Oberarm an den Oberkörper pressen, den Kolben ganz fest an die Schulter pressen. Tief durchatmen, entspannen und Schuss! Na gut! Für einen Infanteristen würd’s reichen, aber ein Scharfschütz’ wirst du wohl nicht mehr werden. Noch einmal, beide Augen, fest anpressen...“

Dendera, oder Tantarar, wie die Stadt am linken, westlichen Nilufer in der ägyptischen Sprache auch genannt wurde, war einer der Höhepunkte jeder Nilkreuzfahrt. Kaum ein Passagier versäumte es, den großen Tempel der Hathor, welcher im 19. Jahrhundert etwa zwei Kilometer vom Flussufer entfernt am Rande des fruchtbaren Streifen Landes lag, mit den spektakulären Wandmalereien oder das kleinere Heiligtum der Isis zu besuchen.

„Willkommen im Tempel der Hathor, dessen Bau vermutlich auf Pharaos Cheops...“, begann der Führer mit dem Rundgang.

„Ist das der mit den Pyramiden?“ Lady Hortense Fowlingbull, eine ältere Engländerin, welche in Begleitung einer jungen bezahlten Sekretärin reiste, unterbrach den Vortrag des Führers, welcher die Touristen von der MALIKAT MISR durch die Anlage führte, schon nach wenigen Worten.

„Einer Pyramide, gnädige Frau. Ja, auch die große Pyramide von Gizeh geht auf diesen Herrscher zurück. Unter Pepi I wurde dieser Tempel hier hinter uns dann angeblich erstmals renoviert. Wahrscheinlich, denn so genau weiß es leider niemand. Im Inneren der Vorhalle des Tempels ist an der Decke noch ein Astrologischer Zodiak erhalten, den zweiten haben die Franzosen unter dem Korsen Napoleon Bonaparte 1820 mitgenommen, seit 1822 wird er bis heute im Louvre ausgestellt. Es wird angenommen, dass der noch vorhandene Tierkreis und die Vorhalle in der Zeit des römischen Kaisers Tiberius, genauer wohl zwischen 32 und 37 nach Christus, errichtet wurde“, erzählte der Reiseführer weiter, während er seine Gruppe weiter in die Tempelanlage brachte. „Hier finden Sie auch jene Wandzeichnungen, welche von einigen Ägyptologen als Göbel- oder Teslabirnen gedeutet werden, mit einem dicken Kabel daran! Ich persönlich glaube jetzt nicht unbedingt daran, aber die Ähnlichkeit ist auch nicht komplett abzustreiten. Die Theorie ist also nicht ganz von der Hand zu weisen. Also, bitte, sehen Sie selber, hier ist doch eindeutig ein ‚wir können es nicht wirklich beweisen, aber auch nicht ganz ausschließen‘ angebracht. Das einzige, was mich persönlich davon abhält, an die elektrische Beleuchtung zu glauben, ist das Fehlen einer nachweisbaren Energiequelle. Aber wer weiß, immerhin ist ja auch der Herr Volta auf die richtige Idee gekommen, und unsere Vorfahren waren wohl auch nicht dümmer als wir heute. Und man hat in der Nähe Bagdads Gebilde gefunden, welche als Batterien funktionieren könnten.“

„Also waren es vielleicht doch elektrische Birnen! Wie hell die wohl waren?“ Oberst Ludwig von Sylditz aus Brandenburg sprach die englische Sprache zwar mit einem etwas harten Akzent, aber durchaus verständlich.

„Colonel, diese Frage kann ich nicht beantworten“, bedauerte der Ägypter. „Soweit ich weiß, wurde es noch nie getestet. Bitte kommen Sie jetzt weiter, meine Damen und Herren, hier entlang! Diese Statue der Hathor ist sehr interessant, da sie in einem völlig anderen Stil als alle anderen Statuen aufweist. Wie Sie sehen, sind der Löwenkopf und der menschliche Körper der Göttin weit naturalistischer als in allen Dynastien üblich dargestellt. Sie wirkt, als würde sie sich jeden Moment erheben und aus dem Tempel schreiten wollen.“

Es wurde wirklich eine recht interessante Besichtigung, an deren Ende die Reisenden in einen Dampfbus mit überdimensionalen Rädern gebeten wurden, um auch noch die Nekropole im Westen zu besuchen. In dieser Totenstadt lagen zwischen den Gräbern aus den dynastischen und prädynastischen Epochen Ägyptens auch römische und griechische Begräbnisstätten, teilweise prunkvoll mit Malereien und Mosaiken ausgestattet. Der Bus besaß oben ein Deck mit Schanzkleid, auf welchem sechs Posten hinter Maxim-Gewehren unter einem Stoffdach sitzend Wache hielten

und die Umgebung nicht aus den Augen ließen. Durch Schutzplatten, welche auf den Maschinengewehren befestigt waren, besaßen diese Leibwächter gute Deckung und hielten ständig Ausschau nach eventuellen Wüstenräubern.



„Es gibt räuberische Beduinen, die Lösegeld fordern oder hellhäutige Frauen nach Süden in fürstliche Harems verkaufen. Echte Gold- oder Rothaarige bringen eine Menge Geld für diese Nomaden“, erklärte der Reiseführer. „Der Khedive versucht zwar schon seit längerem, dieser Verbrecher Herr zu werden, aber bisher leider mit nur geringem Erfolg. Der Sklavenhandel blüht, man muss es einfach gestehen, nach wie vor. Hellhäutige und -haarige Frauen werden in den Süden, schwarze Frauen nach Norden verschleppt, die Männer kaufen immer wieder exotische Gespielinnen, die sich nicht zur Wehr zu setzen wagen. Leider ist das immer noch ein Bombengeschäft, nur der

Waffenschmuggel ist mit und nach dem Aufstand des Mahdi noch einträglicher als der Sklavenhandel geworden.“

„Die Sudanesen woll’n halt keine Baumwolle mehr für die Londoner Bankiers anbau’n, sondern was zum essen“, raunte die Prinzessin ihrer Freundin Lisi zu, welche ihr recht gab.

„Und weil die Londoner nicht auf ihr’n Reibach verzichten woll’n, brauchen die Sudanesen Waff’n“ ergänzte die Baronesse. „Krieg’n doch eh nur die veralteten Repetiersteinschleudern, die alle andern Armeen schon lang’ aus’gmustert haben. Grad’, dass keine Vorderlader mehr sind!“

„Sehen Sie sich die beiden Revolver unseres Guide an!“ Maerz hatte von seinem Platz eine Reihe dahinter zugehört und lehnte sich nun zu den Damen vor. „Das sind zwei uralte Adams Perkussionsrevolver, keine Hinterlader. Diese alten Dinger sind hier immer also noch im Gebrauch.“

„Vorderlader gegen moderne Selbstlader.“ Elisabeth schüttelte den Kopf. „Der Kitchener geht kein Risiko in der eigenen Kolonie ein, oder?“

Slatin zuckte mit den Schulter. „Ägypten ist doch keine britische Kolonie, Hoheit, sondern steht nur unter dem wohlthätigen Schutz...“

„Der Londoner Börse“, unterbrach Elisabeth. „Wiss’n wir eh. Was aber im Endeffekt auch auf’s gleiche rauskommt, die Engländer benehmen sich, als wären’s die Herren der ganz’n Welt.“

Auch die Prinzessin und ihre Begleiter hatten natürlich diesen Ausflug in die Nekropole gebucht, die von den Herren im Gefolge der Erzherzogin offen und griffbereit am Gürtel getragenen Faustfeuerwaffen hatten ein beifälliges Nicken der ansässigen Bevölkerung hervorgerufen. Die Bewaffnung der Damen war nicht so leicht zu sehen, aber durchaus vorhanden gewesen. Nach Assiut wollte wirklich niemand mehr ein unnötiges Risiko eingehen, Maria Sophia und Elisabeth von Oberwinden trugen die kleinen, leichten Flechettepistolen im Kreuz in den dafür verstärkten Rockbund ihrer Reisekostüme gesteckt, während Henrietta Jones ihre Skoda dort trug. Ohne diese verließ diese Frau noch nicht einmal mehr ihre Kabine. Die Lehren von Lisi Oberwinden und des Obersten hatten bereits ein wenig gefruchtet, und wenn Henrietta auch noch keine Meisterschützin war und wahrscheinlich auch nicht mehr werden würde, verteidigen konnte sie sich schon ganz gut. An diesem speziellen Tag ging jedoch die größte Gefahr für die Reisenden nur von den Souvenirhändlern am Hafen aus, welche für minderwertigen Ramsch höchste Preise verlangten – und bitter enttäuscht waren, wenn sie die gesamte zuerst genannte Summe auch tatsächlich erhielten. Ohne Feilschen machte ihnen das Handeln einfach kein richtiges Vergnügen, andererseits ermöglichte es den Leuten, ihr kärgliches Leben etwas besser zu gestalten. Maria Sophia und ihre Entourage fanden eine einfache Lösung. Sie handelten den Preis für eine Tabatiere aus blauem Glasfluss, welche einige Zigarillos fasste, einer kleinen Hathorstatue und einigen falschen Papyri mit aufgedruckten Bildern aus dem Tempel auf weniger als die Hälfte und gaben danach noch ein hübsches Bakschisch. Damit war der Tag für einige der Händler ein sehr guter Tag geworden, sie bekamen ihren Spaß und trotzdem mehr Geld.

=◇=

Während die Herrschaften den Tempel und die Nekropole besuchten, waren Josepha Müller, die Zofe der Prinzessin und Franziska Maurer, die Zofe der Baroness Elisabeth von Oberwinden gemeinsam mit Horst Komarek als Bewachung und Helfer im Suq des Hafens einkaufen. Hatte man zur Zeit der Pharaonen die großen Städte noch aus Stein gebaut, so war das moslemische Dendera wie die meisten anderen kleineren Städte am Nil vorwiegend aus Lehmziegel erbaut. Auch die Stadtmauer. Innerhalb dieser Mauern waren die Straßen eng und verwinkelt, bunte, leichte Stoffe, welche von Haus zu Haus gespannt waren, schützten vor der heißen Sonne des Tages. Und auch ein wenig gegen die Kälte der Nacht. Auf Anraten der Schiffsbesatzung trugen die beiden Zofen einen leichten Mantel über ihrer Kleidung und hatten ihre Haare mit Schals bedeckt.

„Also, das mit dem grün wird eine ungute G’schicht. Die Engländer steh’n ja so auf ihre farblosen G’wandeln – wo soll man da was finden? Und dann ist ja grün auch noch die Farb’ von dem Prophet’n von die Moslems, da werden wir nicht viele Kleid’ln in Grün krieg’n. Nicht einmal einen – wart einmal, Pepi! Schau’ dir das an! Die Farb’ find ich gut, so ein richtiges sattes schönes dunkles Tannengrün. G’fallert mir noch besser wie des Prophetengrün!“ Franziska hielt einen Frauenkaftan aus leichter Baumwolle hoch.

„Ja, schon, aber der Schnitt! Der ist ja extrem locker!“ mokierte sich Josepha.

„Das krieg ich hin“, wiegelte Franziska ab.

„Missis wollen Hauskleid kaufen“, radebrechte der Händler, welcher aus seinem Geschäft kam, in englischer Sprache. „Sir Mann von Missis?“

„Nein, nein“, wehrte Horst Komarek automatisch ab, dann dachte er, dass die volle Wahrheit in diesem Falle vielleicht doch nicht ganz angebracht war. „Das ist meine Missis“, wies er auf Josepha,

und das war, wie er fand, keine wirkliche Lüge. Nicht mehr, und er war darüber glücklich wie selten zuvor in seinem Leben. Und Josepha hatte scheinbar ganz und gar nichts gegen diese Bezeichnung einzuwenden, zumindest strahlte sie Horst erst einmal an, um sich dann dem Verkäufer mit gesenktem Blick zuzuwenden.

„Meine Schwester möchte ihren Mann gerne überraschen und sucht etwas Hübsches dafür“, erklärte sie.

„Gute Frau“, lobte der Ägypter. „Ist gut, wenn Frau Mann glücklich machen will! Bitte, hereinkommen, große Auswahl! Sehr große Auswahl. Haben Glück, beste Stoffe von ganz Masr bei Omar! Kommen, kommen. Setzen, Sir, Tee, während zwei Missis Ware ansehen?“

Noch ehe Horst ablehnen konnte, rief Omar laut „Aliii! Athnayn min alshay, sarie.“ Er wandte sich an Horst. „Tee kommen gleich, Sir.“ Dann klatschte er laut in die Hände und rief eine Treppe hinauf. „Khepri, tazhar lilnisa' badayiuna“

„Sa'akun hunak, Saydaa!“ Von oben kam ein zartes, schwächtiges Mädchen herab, das einen diesen Kaftans mit einem Kapuzenmantel darüber trug. „M'ladies?“

Franziska wandte das grüne Kleidungsstück immer noch hin und her. „Just a Moment, Miss!“ Dann legte sie den grünen Kaftan auf den Tisch. „Greifert sich doch gut auf der Haut an, ist auch net schwer. Pass auf, Pepi, und stell's dir vor. Da auf der Seiten wird's nach den Maßen der Frau Jones enger g'näht, und dass die paar Falterln dabei net so auffallen, leg' i noch eine grobe Ziernaht mit roten Bändern d'rüber. Die Ärmel schneid' i auf Ellenbogenköhe ab, so weit, wie die sind, verschwindt' eh der ganze Arm im Rest und ist im Schatten. Am Ausschnitt schneid' ich in einem V runter bis in die Höhe vom Brustmittelpunkt, damit man die Krapferln noch ein wengerl sehen kann und säum das Ganze mit einer roten Bort'n ein. Dazu den breit'n rot'n Gürtel dort, nach dem müss'n wir dann den Rest vom Nahtmaterial und die Säum' halt ausrichten. So ist's gut.“ Sie nickte und sah sich noch einmal in Geschäft um, während Horst mit dem Besitzer Tee trank.

Dann wandte sie sich in englischer Sprache an das Mädchen. „Also, diesen Kaftan, haben Sie den auch in anderen Farben, Miss?“

„Ja, natürlich, gnädige Frau! In welcher wünschen Sie ihn denn?“

„In der Farbe der Wüste...“

Alles in allem wurde ein recht umfangreiches Paket vor Horst Komarek abgestellt, zwei Kaftane, Borten, Nahtmaterial in verschiedener Stärke und zwei beinahe 20 Zentimeter breite Ledergürtel, ein hellbrauner aus dickem und ein roter aus hauchdünn präpariertem Kamelleder.

„Diese Qualsteln und Schnürln werden wir halt entfernen müssen“, überlegte Franziska. „Miss, wozu sind diese Schnüre da?“

„Für – Ein.. Aus... Geschenke bei der Hochzeit, oder auch später. Hier werden – entsprechend geformte Münzen oder Ringe aus Gold oder Silber befestigt, gnädige Frau“, erklärte Kephri. „Es ist der – der – ich weiß nicht – eine Art Notgroschen, damit die Frau etwas zum Leben hat, wenn ihr Mann sich von ihr scheiden lässt. So, wie auch an diesem Kopfschmuck, oder diesem Halsgehänge! Diese Sachen gehören nicht nur nach dem Gesetz des Khedive, sondern auch dem des Korans ganz

allein und ausschließlich der Frau, wenn der Mann seine Hand daran legt, kann er schwer bestraft werden.“

„Das heißt, wenn ein Mann seine Frau schlecht behandelt und Pleite geht, kann sie ihn verhungern lassen, indem sie ihm die Mittel von dem Schmuck vorenthält?“

Die Frau lächelte still. „Aber ja.“

„Dann sollten Männer ihre Frauen besser gut behandeln, sonst könnten sie eines Tages ganz tief fallen“, bemerkte Franziska.

„Allah ist groß und er sieht alles, Sayidati“, bestätigte Kephri. „Und er ist gerecht!“

Unterdessen hatten Omar, der Besitzer der Ladens, und Horst Komarek den Einkauf inspiziert und Omar seine erste Forderung gestellt. Eine exorbitante, völlig illusorische Summe, wie ihm Horst sofort mitteilte. Eine solche Summe würde man nicht einmal der Hofschneiderin in Wien für ein gesamtes Kleid mit Bluse und Jacke aus bester chinesischer Seide bezahlen! Er sei doch nicht nach Masr gekommen, um Räuber reich zu machen. Ein Zehntel! Eine schiere Beleidigung für Omar, der Ausländer könne sich doch hier auf dem Markt umsehen, er werde keine bessere Ware um diesen Preis bekommen, die Baumwolle sei die allerfeinste und am besten gewebte in dieser Gegend, und er wisse nicht, warum er den Mann mit seinen zwei Frauen nicht gleich zur Tür hinaus warf. 90 Prozent, keinen Piaster weniger. Während sich die Herren um den Preis stritten, brachte Khepri eine Kanne Tee und drei Gläser auf einem kleinen Silbertablett und raunte Ali, dem Knaben etwas ins Ohr, der sofort den Laden verließ und schnell davon lief.

„Bei diesen Beträgen kann es ein wenig dauern, wenn euer Mann gut ist. Ich habe dem Kapitän der MALIKAT MISR Bescheid geben lassen, wenn er zum Zeitpunkt des Ablegens seine Passagiere vermisst, so sind sie noch hier! Und er wird den Männern frischen Tee besorgen.“

„Aber warum gießen wir ihnen nicht einfach von unserer Kanne hier ein“, wunderte sich Josepha.

„Weil bei uns nur Männer andere Männer beim Feilschen stören dürfen. Frauen sind darüber erhaben, oder besser, haben darüber erhaben zu sein. Wahrscheinlich, weil die Männer Angst haben, dass wir schneller reden und besser rechnen könnten. Und ich sage euch etwas, sie haben diese Angst völlig zu recht!“

„Amen, meine Schwester, Amen“, nickte Franziska. „Nichts gegen deinen Horst, Pepi, und ich will auch nichts gegen – na, unwichtig, was ich sagen wollte, die Universitäten in den Donaumonarchien und auch in Deutschland und der Schweiz zeigen, dass Frauen ziemlich oft schneller als ihre männlichen Kommilitonen sind, oder besser.“

„Ach was.“ Josepha winkte ab. „Ich finde, Männer und Frauen können beide etwas besser und sie sollten nicht versuchen, an zwei Enden eines Seiles, sondern gemeinsam an einem zu ziehen!“

„Wo bleibt denn da der Spaß, Pepi?“

„Bei dem, das zu zweit schon immer sehr viel lustiger war, als allein.“

„Oh! Na gut, ja klar“, gab Franziska nach. „Das möchte ich jetzt nicht ganz abstreiten.“

Mit reicher Beute beladen kehrte das Trio endlich auf die MALIKAT MISR zurück, und Josepha eilte sofort zur Kabine der Prinzessin, um ihr den Erfolg der Einkaufstour zu melden.

„Klingt fesch, Josepha, das hat Sie wirklich gut g'macht. Aber dass der Horst so gut handeln kann, hätt' ich mir nicht dacht“, lobte Maria Sophia.

„Ich hab' halt ein bisserl mit ihm trainiert, Hoheit. Weil, wie ich die ersten Orientbüchl vom Herrn Maerz gelesen hab', wo's ihn wegen sein Flechetteg'wehr Hams Almawt g'nannt haben, da hab' ich mir dacht, im Orient muss man handeln können. Und d'rum... na ja, hab'n wir halt ein bisserl g'übt. Handeln und so, damit's net fad wird auf der Fahrt.“

„Freut mich, dass Ihr auch Euern Spaß habt's“, bekundete Maria. „Gibt's auch ordentliche Schuh' in Dendera?“

„Fesche schon, aber die Qualität – in die Wüste möchte ich damit nicht geh'n. Da sind die Knopferlstiefeletten der Frau Jones noch besser geeignet.“

„Ja, da kann man halt nichts machen. Dann sagt Sie jetzt noch Frau Jones Bescheid und macht dann Schluss für Heut'. Gute Nacht!“

„Danke, kaiserliche Hoheit!“ Josepha knickste noch einmal und verließ das Zimmer.

„Das da soll i anziehe?“ Ungläubig sah sich Henrietta in dem großen Spiegel an. „Das isch ja so kurz und so bunt! Und obwohls so – so weit gschnidde ist, zeichnet sich alles darunte ab! Da kommet man sich ja ganz nackicht vor!“

„Frau Jones sind nackt unter'm Kleid“, erinnerte Franziska. „Eigentlich ja unter jeder Panier – entschuldigen Sie, unter jedem Kleid, die Frage ist halt immer nur, wie viele Schichten es darüber sind.“

„Ja, scho! Aber dem Kittel sechet mas holt au an“, jammerte die Germanobritin. „Wenn isch damit in London oder in Amerika uf de Schtraß geh, würd misch de näschte Bobby ins Gfängnis schmeiße.“

„Wenn ich fertig bin, wird man es nicht mehr so stark sehen, Frau Jones“, beruhigte Franziska. „Und Sie können ja noch ein Unterkleid tragen. So, fertig für Heute, bitte kommen's doch morgen Abend wieder!“

„So schnell“, wunderte sich Henrietta.

„Na ja, pass'n sollt' es morgen.“ Franziska half ihrem Besuch aus dem Kleid. „Wenn das ordentlich sitzt, können übermorg'n die Accessoires dran. Ich denke mir, ich nehme mir zuerst das sandfarbene vor, das werden Sie wohl früher brauch'n als wie das grüne Kleid.“

=◇=

Am Roten Meer

Selbstverständlich hatten Deutschland und Kakanien nicht das absolute Monopol auf den Flugverkehr leichter als Luft, sie besaßen nur einen deutlichen Vorsprung, was die Metallurgie des Kristall-Leichtstahls und der PS-Stärke der Motoren anging. Es verkehrten im britischen Empire durchaus auch eigene kommerzielle Luftschiffe, doch in erster Linie bauten die Briten militärische Zeppeline, leichte, schnelle Aviso-Schiffe mit einem Rumpf aus dünnem Balsaholz mit Segeltuchbespannung, um Gewicht zu sparen und dennoch wenig Luftwiderstand zu generieren, große Truppentransporter und dickbäuchige Versorgungsschiffe für die Army, der Transport von Waren und Personen spielte sich jedoch weiterhin zum größten Teil auf dem Wasser ab. Nun, Britannia rules the waves, das Meer hat Old England groß gemacht, es wird die Größe Englands auch erhalten. So hörte man es in den Clubs und Kneipen, den Häusern und den Straßen. Nichts davon stimmte. Zwar hatte der große Horatio Nelson der Flotte des kleinen Korsen im Mittelmeer eine empfindliche Niederlage abringen können, aber im Atlantik hatten die modernen, gepanzerten Dampfschiffe aus Metall, welche die Franzosen vom heiligen deutschen Reich kauften, die auf Wind angewiesenen Holzschiffe mit den riesigen Masten und Segeln der Briten besiegt und die französischen Kolonien in Canada wieder hergestellt. Nur in den amerikanischen Kolonien südlich der großen Seenplatte waren es noch die Briten, welche das Ruder weiterhin in der Hand hielten. In den unendlichen Weiten der Great Plains zwischen den Appalachen im Osten und Rocky Mountains im Westen hatten die recht selbständig agierenden Kolonisten einige Anlegestellen gebaut und betrieben auch einige Verkehrslinien mit eigenen, zum Teil recht abenteuerlichen Konstruktionen. Selbst mit gezielt abgefeuerten Böllern als Antrieb hatte man eine Zeitlang experimentiert, der Erfolg war im Prinzip durchaus nicht so übel gewesen. Wenn man drei Viertel des vorhandenen Platzes mit Schießpulver füllen wollte und eine Automatik erfand, welche regelmäßige Pulvereinbringung in die Sprengkammer garantierte, wurde ein funktionierender Antrieb daraus. Und wenn man bereit war, ein Vermögen auszugeben. In Europa und Africa jedoch war das zivile Luftfahrtgeschäft ziemlich fest in den Händen der deutschsprachigen Länder, der österreichischen ÖDLAG und der deutschen Flughanse. Beide Gesellschaften waren eben dabei, auch den asiatischen Luftraum mit einzubeziehen, die ÖDLAG eher im Süden, während die Hanse stark nach Russland expandierte und als großes Ziel vorderhand einmal Wladiwostok anvisierte. Für diese Expansionen waren aber natürlich entsprechende Versorgungsstationen und Lufthäfen nötig. Bis jetzt war es erst einmal von Berlin Richtung Nordost bis ins 1.300 km entfernte Sankt Petersburg, von dort 600 km nach Südost, nach Moskau und über Kiew, das auch von der ÖDLAG angefahren wurde, zurück nach Berlin. Von Moskau aus, das bereits an das europäische Schienennetz angeschlossen war, hatte der Zar den gleichzeitigen Ausbau eines Schienennetzes ausverhandelt, im Gegenzug ging alles Land in der Entfernung von 500 Metern um die Zeppelinhäfen in den Besitz des Deutschen Reiches über. Und so verkehrten auch bereits sowohl Züge als auch Luftschiffe von Moskau über Nischni Nowgorod und Kasan nach Jekaterinburg.

Für ihren geplanten Ausbau ihrer Luftfahrtrouten im Süden über Africa und Arabien nach Bombay und Kalkutta, danach via Birma nach Bangkok, und von dort über Singapur, Jakarta und Timor nach Germania Australia hatten daher im Jahre des Herrn 1881 die Vereinigten Donaumonarchien vom ägyptischen Khedive die Bucht Zula mit einem fünf Kilometer breiten Streifen Landes und die Halbinsel Buri im Osten der Bucht gekauft. An der Westküste des Festlandes der Bucht, an der Mündung des Flusses Alighede, hatte dann die halb staatliche ÖDLAG einen Versorgungsstützpunkt für ihre Luftschifflinie eingerichtet, welche von Al-Chartūm alnimsawia oder Kairo kommend von der Bucht Zula aus zuerst Dschidda und Riad ansteuerte und derzeit von dort noch nach Bahrein führte. Kakanien hatte dort im Osten der arabischen Halbinsel die etwa 20 Quadratmeter große Insel Umm Nasan von den Briten gekauft und bereiteten eben den dauerhaften Betrieb einer Linie über den persischen Golf nach Bombay in Indien vor. Dort, im Norden der Stadt, sollte nach den österreichischen Plänen zwischen den Flüssen Vasai und Vaitarna ein moderner großer Lufthafen,

ein Knotenpunkt verschiedener Luftschifflinien mit direkter Anbindung an das britisch-indische Schienennetz entstehen. Die Verhandlungen über den Verkauf der Landfläche waren bereits in vollem Gange. Premierminister Robert Gascoyne-Cecil, dritter Marquess of Salisbury, zeigte sich auch prinzipiell einem Verkauf nicht abgeneigt, bestand jedoch darauf, dass dem britischen Militär volle polizeiliche Rechte auf dem Areal zugestanden wurden, während Österreich lieber zivile Kräfte und eine geteilte Hoheit gehabt hätte. Aber das waren Details, wie immer würde jede Seite ein wenig nachgeben und den Vertragsabschluss zu Hause als Erfolg den großen Sieg über den anderen propagieren.

An der Flussmündung des Alighede in den Golf von Zula hatten die ÖDLAG und die österreichische Regierung jedenfalls neben dem Stützpunkt auch einen Seehafen und eine recht formidable Stadt gebaut, ähnlich jener auf Gezira, nur ein wenig größer, die Bauherren hatten selbstverständlich auch hier auf heimische Architekturformen zurückgegriffen. Auf dicke Mauern und winzige Fenster zur Straße hin, welche die Hitze draußen halten sollten, auf grüne, schattige Innenhöfe und sprudelnde Brunnen zur Abkühlung. Und sie hatten eine entsprechend starke Garnison an die Flussmündung gebaut. Am Meeresufer waren dünne Folien aus reißfestem K-Leichtstahl, zusammengesweißte Reste aus dem Luftschiffbau, über gigantische flache Meerwasserbassins gespannt und leiteten das verdunstende Wasser in die große Zisternen von Port Erzherzogin Helene. Das getrocknete Salz wurde zusammengetragen und brachte, nach Qualität sortiert, der Gesellschaft durch den Verkauf auch noch ein kleines Zubrot. Das so gewonnene Wasser wurde teilweise gespeichert, um im Notfall den Dampftank eines Luft- oder Flugschiffes füllen zu können, teilweise auf die umliegenden Felder der über Nacht zu kakanischen Untertanen gewordenen Bauern geleitet. Auch der Fluss speiste ein Bewässerungssystem, das nach alten, ägyptischen Vorlagen und von den Ingenieuren der Luftfahrtgesellschaft optimiert und mit besten Materialien gebaut worden war. Dieses System machte den Hafen, was Lebensmittel anging, ziemlich autark. Nun ja – zumindest überlebensfähig, denn Käse oder auch Joghurt aus Ziegenmilch ist zwar durchaus köstlich, Kuchen aus Schaf- oder Ziegenmilch jedoch zumindest gewöhnungsbedürftig, Ziegenmilch in den Kaffee aber blieb eine kulinarische Katastrophe!

Im Jahr 1889 war Konteradmiral Hermann Fürst von Kaltenfels der Garnisonskommandant des Hafens Port Erzherzogin Helene. Eine kleine Flotte unterstützte die achtzehn schweren Festungsbatterien mit ihren 48 Zentimeter Zwillingsgeschützen und den kleineren 10,5 Zentimeter Feldartilleriestellungen bei ihrer Aufgabe, Bucht und Stadt zu verteidigen. Sie bestand aus drei älteren, schweren Schlachtschiffen und acht ebenso alten Panzerkreuzern, die Bewaffnung der schweren Schiffe war auf den neuesten Stand gebracht, die Motoren jedoch stammten noch aus der Zeit, ehe Werner die wirklich starke Dampfturbine erfunden hatte. Es waren reine Wasserfahrzeuge, langsam und behäbig, aber nutzlos waren die alten Schiffe noch lange nicht. Bei gleicher Größe konnten die Wasserschiffe mehr und stärkere Bewaffnung tragen, stärkere Panzerung und mehr Munition bunkern. Auch war die effektive Reichweite und Treffsicherheit der Kanonen aufgrund der Möglichkeit, längere Rohre zu benutzen, weit höher. Das alten Schlachtschiffe waren mit 321 Metern jetzt nicht wesentlich größer als ein schnellerer, flugfähiger Schlachtkreuzer, aber bei weitem schwerer. Ihre Rümpfe waren noch aus normalem Stahl, während die neueren Modelle aus dem Ulmer Leichtstahl von Kortwitz gebaut wurden. Im Vergleich zu den modernen Schiffen besaßen die alten Stahlmonster einen wesentlich größeren Innenraum, denn die Röhren mit den Hubschrauben und jene für den Vortrieb im Inneren der Flugschiffe nahmen eben doch sehr viel Platz in Anspruch.

Zu diesen rein maritimen Schiffen kamen noch acht bereits mit Werner-Turbinen ausgestattete und flugfähige Fregatten mit Dampfantrieb und drei Dutzend Torpedo- und Kanonenboote mit

Thornycroft-Wernerantrieb. Schnell, wendig und ziemlich bissig. Sie führten eine Kanone Kaliber 14 Zentimeter, zwei 7,62 Maxim-Gewehre und vier Torpedorohre. Aber das modernste hier stationierte Fahrzeug war zweifellos die FELDMARSCHALL RADETZKY, ein schneller Kreuzer, bei dem die Dampfmaschinen ihre Kraft nicht mehr rein mechanisch in Bewegung umsetzten und dadurch immer wieder Wasser verloren. Die RADETZKY war eines jener vaporelektrischen Fahrzeuge mit einem komplett geschlossenen System, welches elektrische Energie für den eigentlichen Antrieb produzierte – eine Technik, welche vor allem die Reichweite enorm erhöhte. Vom scharfen Bug bis zum spitzen Heck waren es 206,3 Meter, die breiteste Stelle des Decks maß 24,2 Meter. In den vier gepanzerten Drehtürmen lauerten je zwei Schnellfeuerkanonen vom Kaliber 29,6 Zentimeter, die beinahe dreißig Schüsse in einer Minute schafften. Dazu in kleineren Kasematten außenbords zehn Kanonen im Kaliber 10,5 Zentimeter, welche auch abwärts gerichtet werden konnten, und 12 Revolverkanonen. Kanonen, welche es schafften, in einer Minute 250 Spreng- oder Panzergranaten mit einem Durchmesser von zwei Zentimetern abzufeuern. Rundum und auf den Kommandoaufbauten standen noch einige Maxim-Gewehre bereit, je 600 Schüsse im Kaliber 7,62 Millimeter in der Minute abzugeben. Als Bewaffnung nach unten vier im Rumpf versenkbare Kielgeschütze, 15,5 Zentimeter – und alle Geschütze mit Ausnahme der Revolverkanonen durch spezielle Lafetten mit langem, hydraulischem Rücklauf wirklich rückstoßfrei und mit einer halbautomatischen Ladevorrichtung. In der Luft konnte die RADETZKY in forcierter Fahrt 185 Kilometer in der Stunde schaffen, im Wasser unter Ausnützung aller Reserven 95. Ein riskantes Unterfangen, aber für kurze Zeit durchaus vertretbar.

Port Helene war ein gemütlicher Posten für einen altgedienten Veteranen wie Hermann Fürst von Kaltenfels, der sich längst damit abgefunden hatte, dass in der modernen Marine das Können mehr zählte als der Adel. Höher als zum Konteradmiral würde er nie steigen, aber der Posten hier in der Bucht von Zula hatte durchaus seine Meriten. Er war nicht oft zu Hause, die Fürstin konnte in Wien eigentlich treiben, was immer sie wollte – und mit wem, solange sie nur diskret blieb! So, wie er es hier in Zula auch hielt. Und es geschah hier eigentlich nie etwas Besonderes. Das Leben lief in der Bucht von Zula ganz gemütlich nach der Uhr, der alltägliche Trott wurde kaum jemals unterbrochen. Der Konteradmiral hatte es sich daher wie jeden Tag in seinem bequemen Fauteuil bequem gemacht, die Beine auf einen Hocker gelegt und seine Zeitung entfaltet. Langsam war sodann der kahle Kopf auf die Brust und die Zeitung auf den beachtlichen Bauch des Konteradmirals gesunken, tiefe, regelmäßige Atemzüge verrieten, dass der Fürst eingeschlafen war, bis...

„HERR ADMIRAL!“ Die Tür zu seinem Büro flog auf und knallte gegen die Wand, Oberstabsbootsmann Fritz Rosenblatt stürmte in das Büro.

„Ja Himmelkrutzitürken verdammt nochmal! Rosenblatt! Ja, ist er auf einmal komplett deppert word'n? Was rennt er denn wie vom wild'n Aff'n bischen herum und brüllt wie einer aus Steinhof?“ Die Zeitung fiel zu Boden und es fehlte nicht viel, und der Fürst hätte dieses Schicksal geteilt!

„Herr Admiral! Herr Admiral“, japste der Unteroffizier, der im Vorzimmer des Admirals als Garnisonsspieß seinen Dienst versah.

„Ja, ich weiß eh, dass ich Admiral bin, du Rindviech! Jetzt red' Er doch endlich oder scheiß' Er von mir aus Buchstaben! Was bringt' Ihn denn so um den Verstand?“

„Melde gehorsamst, Herr Admiral, eine verschlüsselte Meldung ist vom Telegraphenbureau eingetroffen!“ Der Oberstabsbootsmann nahm Grundstellung ein und salutierte.

„Ja, was steht denn da d’rin, dass Er gar so aus dem Häus’l ist?“, fragte der Konteradmiral.

„Melde Herrn Admiral gehorsamst, dass ich das nicht kann! Die Botschaft ist doch verschlüsselt!“ Der Unteroffizier salutierte zum wiederholten Male.

„Na, dann ENTschlüsselt Er sie halt! Seit wann muss ich Ihm denn alles sag’n?“

„Melde gehorsamst, ich hab’ dazu den Schlüssel nicht, Herr Admiral!“ Noch einmal fuhr die Hand Rosenblatts zur Schläfe.

„Ja Himmel, Arsch und Wolkenbruch noch einmal, was soll denn das jetzt schon wieder heiß’n? Ich hab’ Ihm doch alle Schlüssel bis auf...“ Der Admiral unterbrach sich, wurde blass, deutete zur Decke und Rosenblatt nickte eifrig.

„Allergeheimster Schlüssel der Allerhöchsten kaiserlich-königlichen Familie, Herr Admiral. Nur von den Herren Stützpunktkommandanten, in Port Erzherzogin Helene, also nur von Herrn Admiral selbst und persönlich zu entschlüsseln, Herr Admiral! Also, quasi – eigenhändig, Herr Admiral. Möchten der Herr Admiral gnädigst entschuldigen!“

„Jetzt hör’ Er doch schon mir dem ewigen Herr Admiral auf! Geb’ Er mir schon den Wisch her, und dann bringt Er mir einen Cognac!“

„Zu Befehl, He... sofort!“ Noch einmal salutierte Friedrich Rosenblatt, ehe er aus dem Zimmer schlich.

„Einen großen, Rosenblatt! Hat er g’hört? Einen großen doppelt’n Cognac! Und nehm’ er sich auch ein Schluckerl, damit er wieder ordentlich arbeiten kann!“

„Melde gehorsamst, das ja! Einen großen doppelten Cognac für den Herrn Admiral“, schallte es aus dem Vorzimmer. „Und vielen Dank, Herr Admiral!“

„Ja, so ein Schass mit Quasteln aber auch“, dachte der Fürst von Kaltenfels halblaut. „G’rad jetzt zu Mittag, wie man ein kleines Schlaferl machen hätt woll’n, muss so eine g’sch... – muss so eine geheime Meldung vom Herrscherhaus hereinschnei’n!“ Der Konteradmiral holte einen kleinen Schlüssel aus der Brusttasche seiner marineblauen Uniformbluse und ging zur Wand mit einigen Regalen. Dort öffnete er einen Safe, dem er ein kleines Büchel entnahm und es sekundenlang sinnend in der Hand wog.

„Nur kein Kriegsausbruch“, betete er. „Nur kein Kriegsausbruch oder gar Todesfall in der kaiserlichen Familie. Mit allem könnt’n wir fertig werd’n, aber, lieber Gott, wenn du Österreich und den Heinzl Kaltenfels nur ein klein bisserl gern hast, dann bitte keinen Krieg, keinen Tot’n im Herrscherhaus!“ Er ging zum Schreibtisch zurück, setzte sich und holte aus seiner Schreibtischlade einen Bogen Papier. „Und keine Versetzung nach z’Haus, nicht g’rad jetzt, wo die putzige Emma endlich bei mir zum anbeißen anfängert.“ Er begann den Text ins Reine zu schreiben, dann kratzte er ausgiebig seine Glatze und seinen mächtigen aufgerollten Backenbart. Er räusperte sich und begann seine Arbeit noch einmal von vorne. Am Ergebnis änderte sich nichts, er hatte wirklich

schon beim ersten Mal alles richtig übersetzt. Verstehen konnte er es nicht wirklich, aber – nun ja, allerhöchster Befehl war halt allerhöchster Befehl.

Linienkapitän zur See Chawa Liebermann war eine der ersten Frauen des mosaischen Glaubens, welche die Marineakademie in Fiume absolviert hatten, und das auf Anhieb als einer der Besten ihres Jahrganges. Dann hatte sie sich mit Fleiß und Können weiter nach oben gearbeitet, die neue Marine interessierte sich nach einigen Reformen Franz Karls ganz plötzlich nicht mehr für den Stand oder die Religion einer Person, nur noch für erbrachte Leistungen. Es war zu Beginn nicht leicht gewesen, aber nach einer radikalen Dezimierung des ohnehin viel zu groß gewordenen Admiralsstabes durch Versetzung in den Ruhestand und der Berufung neuer Kräfte nicht nur in das oberste Kommando der Marine hatte sich das Problem lösen lassen. Ebenso bei der Armee übrigens. Damals war der Kaiser Franz Karl noch ein beinahe absoluter Herrscher gewesen, und es wird ihm nach einem der vielen bedeutungslosen Grenzscharmützel eine Ansprache an den Generalstab nachgesagt.

„Ihr liefert's mir da irgendwelche Verlustzahlen? Als ob's stolz wäret's, möglichst hohe Zahlen zu meld'n, und dass es nur ein Bonus wär', dass der Feind sich z'rück zogen hätt! Ich scheiß' auf euren Stolz, dass ihr Leut' verloren habt's. Ich brauch' Leut', die mir sagen, dass der Feind ohne große eigene Verluste z'rück g'schlagen word'n ist. Ich brauch' Offiziere, für welche die Soldaten nicht zum sinnlos'n Verheiz'n in unnötigen Schlacht'n da sind, sondern die wiss'n, dass die Leut' auch am nächst'n und übernächst'n Tag noch braucht werden. Ich brauch' gut ausgebildete Soldaten, und die haben sich gute Unteroffiziere und denkende Offiziere verdient, keine Ordensständer wie euch! Also schleicht's euch in die Pension und lasst's endlich Profis an die Arbeit geh'n! Wer in fünf Minuten noch im Zimmer ist, kriegt ein Krawattl aus bestem Hanf g'schenkt! Und wer von euch nächstes Monat nicht in der Rent'n ist, der auch.“

Als vor nicht ganz einem Jahr die RADETZKY vom Stapel lief, hatte man Chawa Liebermann vom Fregattenkapitän zum Linienkapitän befördert und ihr das Kommando über eines dieser hochmodernen, vaporelektrisch angetriebenen Schiffen mit den neuen, endlich wirklich komplett rückstoßfreien Lafetten und den überarbeiteten halbautomatischen 10.5 Zentimeter Schnellfeuerkanonen übertragen. An diesem Tag im März des Jahres 1889, an dem der Admiral das allerhöchste Telegramm entschlüsselte und sich über den Grund des Befehls den Kopf zerbrach, läutete an der Anlegestelle ihres Schiffes an der Mole des Hafens von Zula überraschend die Alarmglocke, sofort hatte sie mit der Signalpfeife das Signal ‚Vorbereiten zum Auslaufen‘ blasen lassen. Das mächtige Horn an der Anlegestelle hatte alle Landurlauber zurück gerufen, dann machte sich die Linienkapitän auf den Weg zum Admiral. Das Faktotum Fritz Rosenblatt öffnete der Offizier die Tür und meldete sie bei seinem Admiral an.

„Nur herein mit der Kapitän“, rief Admiral von Kaltenfels. „Setzen's ihnen, Kapitän. Ich hab' einen allerhöchsten Befehl für Sie. Und zwar soll ich das schnellste Flugschiff, das ich hab', sofort in Marsch setzen, damit es die Prinzessin Maria Sophia abholt. Am Nil. Die RADETZKY ist das bei weitem schnellste Schiff in weitem Umkreis, also werden Sie umgehend aufbrechen, nach Karthoum fliegen, nach Bedarf Wasser aufnehmen und dann den Nil hinab nach Norden steuern. Die Prinzessin und ihre Entourage möchte Sie in der Nähe von einem kleinen Nest namens Koptos treffen, genauer gesagt, bei den Koordinaten 26 Grad Null Minuten Nord und 32 Grad 49 Minuten Ost. Also, Kapitän, auf geht's, machen's mir bloß keine Schand'. Zum Glück haben wir ja die Überflugs- und Wasserfahrtsrechte in Ägypten auch mit den Briten ausg'handelt. Und noch eins, Kapitän. Zu niemand ein Wort, Ihre Besatzung bleibt bis auf Weiteres vollzählig an Bord. Kein Wort zu irgendwem, haben's mich verstanden, Kapitän?“

„Zu Befehl, Herr Admiral können sich auf mich verlassen.“ Chawa Liebermann hatte sich erhoben und salutierte. „Herr Admiral, Linienkapitän Chawa Liebermann meldet mich zum Sondereinsatz ab!“



„Ich weiß, Kapitän!“ Auch Kaltenfels hatte sich erhoben und legte die Hand an die Schläfe. „Viel Erfolg, Frau Kapitän. Wegtreten!“

Der Linienschiffleutnant Hartoszy Istvan, der erste Offizier der KKS RADETZKY, erwartete seinen Kapitän bereits auf der Brücke des Schiffes, von wo man einen hervorragenden Blick über das gesamte Schiff hatte. Nur das Peildeck lag noch eine Etage höher im Kommandoturm, sechs halbrunde Inseln umgaben etwas über der Befehlsstelle diesen Aufbau, auf jeder saß ein Mann windgeschützt vor einer optischen Apparatur, welche weit entfernte Objekte auf eine Mattscheibe spiegelte. Eine Art Teleskop, nur

viel kräfteschonender zu betrachten. Mit Hilfe von eingespiegelten Kompasskreisen und Winkeln konnten sogar Kurs, Entfernung und Geschwindigkeit eines entdeckten Schiffes genau trianguliert werden, sobald mehr als einer der Posten das Ziel erkannte.

„Alle Mann auf Position, klar Schiff zum Auslaufen, Frau Kapitän“, meldete der gebürtige Ungar salutierend.

„Dann bringen Sie uns in die Luft, Leutnant“, befahl Chawa.

„Zu Befehl! Leinen los,“ rief der Leutnant, und ein Bootsmann wiederholte den Befehl laut rufend in ein Sprachrohr.

„Leinen sind los und werden eingeholt!“ meldete er dann.

„Flugpropeller halbe Kraft“, befahl der Erste. Ein Hebel an der Seite des Ruders wurde in Stellung gebracht.

„Halbe Kraft, steigen“, meldete der Oberrudergänger.

„Weitersteigen auf 5.000 Meter, Ruder Steuerbord, Kurs 280 Grad. Minimale Fahrt voraus“, lautete das nächste Kommando Hartoszys.

„Minimale Fahrt voraus!“ Der Oberrudergänger schob einen großen Hebel ein kleines Stück nach vor und arretierte ihn in dieser Stellung. „Kurs West 280 liegt an, steigen noch, Schiff ist frei!“

„Große Fahrt voraus!“ Damit war die RADETZKY unterwegs nach Karthoum.

=◇=

An den Ufern des Nils

Neben Luxor, dem alten, ägyptischen Theben am rechten, südöstlichen Ufer des Nils, war zuerst ein typisches, ägyptisches Nilstädtchen aus Lehmziegeln entstanden. Teilweise mit dem außerhalb der Suq liegenden Teil verschmelzend hatte sich auch eine moderne Stadt des ausgehenden 19. Jahrhunderts entwickelt. In vielen Teilen sogar schon kräftig angliert, besonders was den Bereich rund um den modernen Flusshafen anging. Ein wenig Stromauf war noch ein altes arabisch-ägyptisches Fischerdorf mit der Anlegestelle für die kleinen Feluken zu finden, während noch weiter Stromaufwärts die antiken Ruinen der ägyptischen Königsstadt lagen. Auf der gegenüberliegenden Flussseite fand man noch das so genannte Tal der Könige und jenes der Königinnen, obgleich nicht nur Herrscher und ihre Gemahlinnen hier beerdigt lagen. Slatin Pascha und Maerz waren in den arabischen Teil Luxors gegangen, während Maria Sophia das Telegraphenbüro der ÖDLAG aufsuchte und dort jene verschlüsselte Depesche senden ließ, welche Konteradmiral von Kaltenfels und seinen Garnisonsspieß derart aus der Ruhe gebracht hatte. Auch wenn hier kein Luftschiffhafen war, so unterhielt die Luftfahrtgesellschaft doch entlang des Nils einige Telegraphenstationen. Mit Erlaubnis der Briten, welche nur Vorrang von eigenen wichtigen militärischen Depeschen dafür verlangt hatten. Dann hatte sich die nun vierzehnköpfige Reisegruppe nur mit dem allernötigsten Gepäck und ihren Waffen ausgestattet im Han des alten Dorfes getroffen.

„Wir haben Glück, Scheich Mohammed hat Waren hierher gebracht, möchte heute noch nach Hause reiten und ist bereit, uns mit seinen Kamelen bis Koptos mitzunehmen“, rapportierte Slatin Pascha. „Er wird dann nach Osten weiterreisen und uns nie gesehen haben!“

Maria Sophia nickte. „Das soll mir schon ein paar Guld'n wert sein, meine Freunde. Mach'n wir uns auf den Weg!“

„Maria Theresienthaler wären besser, Mary“, warf Maerz ein. „Die werden hier irgendwie immer noch am liebsten genommen. Seltsamerweise noch viel lieber als goldene Sovereign.“

„Soll so sein. Ein paar Dutzend von den silbernen Münzen hab'n wir ja dank unserem Slatin Pascha eh vorsichtshalber eing'steckt. Präg'frisch, ganz neu!“

Der Beduine und seine beiden Begleiter waren mehr als erstaunt, als sie Maria Sophia und Elisabeth von Oberwinden in ihren Hosen und Uniformblusen sahen, die schweren Pistolen offen am Gürtel tragend. Immerhin hatten beide an ihren Tropenhelmen Tücher befestigt, welche sich hervorragend als Schleier benutzen ließen und auch den Oberkörper teilweise bedeckten, und sowohl Henrietta Jones als auch die beiden Zofen hatten ebenfalls ihre Gesichter unter den Kapuzen ihrer langen Wüstenmäntel verborgen. Nicht nur, weil es hier so Sitte war, sondern weil sich so eine Reise durch eine Sandwüste einfach leichter ertragen ließ. Bei einem solchen Ritt nahmen auch die Männer einen Schleier vor Mund und Nase, völlig freiwillig. Des allgegenwärtigen Sandes wegen.

Der Scheich ging zu Slatin, als die Österreicher ihre Taschen an den Kamelen verstauten. „Pascha, ich möchte dich etwas fragen.“

„Nur zu, Scheik! Frage nur.“

„Warum tragen diese beiden Frauen Hosen und Waffen?“

Slatin hob eine Augenbraue. „Warum sollten sie es nicht tun?“

„Weil – nun, weil – Allah, es sind eben Frauen!“

Der Freiherr drehte sich um und sah zu Maria Sophia und Elisabeth. „Ja. Ja, das sind sie wirklich, Scheik. Und was für welche!“

„Und du erlaubst es ihnen“, staunte Scheik Mohammed mit großen Augen.

„Scheik Mohammed, bei uns haben Frauen das Recht, Waffen und Hosen zu tragen. Und ganz ehrlich – es wäre wirklich nicht leicht, speziell diese Beiden davon zu trennen, wenn sie es nicht wollen. Sowohl von den Hosen als auch den Waffen.“

„Was soll daran schwer sein?“ Mohammed war noch erstaunter. „Man nimmt ihr diese Pistole aus der Hand, und wenn sie sich wehrt, bekommt sie eben die Hosen ausgezogen und den Hintern vollgehauen, damit sie sich merkt, wer der Herr ist.“

„Das könnte dir schlecht bekommen, Scheich. Im Alter von sechzehn Jahren hat die Prinzessin...“, er wies auf Maria Sophia, „...im Zweikampf mit gleichen Waffen einen drei Jahre älteren Attentäter mit dem Säbel getötet. Drei Jahre später dann hat sie einem der berühmtesten Piraten der Adria mit einem Revolver den Kopf weggeschossen und den Rudergänger seines Schiffes außer Gefecht gesetzt. Beide Male eigenhändig. Aber nur zu, versuche dein Glück, Scheich. Vielleicht gefälltst du ihr ja und sie lässt sie dich zumindest am Leben!“

„Ach, mir kann es ja völlig egal sein. Es hat mich nur gewundert, dass deine Frau...“

„Sie ist nicht meine Frau, Scheich. Sie ist die Schwester meines Herrschers, und es ist meine Pflicht, sie zu beschützen und ihr auch zu dienen!“

„Das verstehe ich jetzt, Pascha. Es ist immer eine ehrenhafte Aufgabe, seinem Herrscher zu dienen.“ Mohammed verschränkte seine Arme und verneigte sich kurz, eine Geste, welche Slatin entgegnete. „Können wir jetzt aufbrechen, Sayid?“

Slatin klatschte in die Hände. „Alles fertig? Der Scheik möchte losziehen!“

Der Oberstleutnant und Maerz halfen den Unerfahrenen aus der Gruppe zuerst beim Aufsteigen, und dann schritten die Kamele den Zügeln gehorchend gemächlich nach Osten, um später in einem Viertelkreis nach Norden zu gehen. Der Anblick einer Karawane im Lichte der tiefer sinkenden Sonne weist eine gewisse Eleganz und eine ganz eigenartige Schönheit auf. Der langsame, stetige Schritt der Kamele, kaum schneller, als ein Mensch zu gehen vermag, das Wiegen der Körper auf den Sätteln, die jeden Schritt ausgleichen müssen. Wenn man es aber einmal geschafft hat,

während des Aufstehens der Kamele nicht abgeworfen zu werden, ist es auch für ungeübte Personen nicht allzu schwer sich auf dem Sattel zu halten. Man gewöhnt sich auch recht schnell an das stetige Wiegen wie in einem Boot, hervorgerufen durch den Passgang der Tiere. Der stetige Wüstenwind verweht den aufgewirbelten Sand in langen, einmal dichteren, dann wieder feineren Bahnen und lässt die Tücher, welche die Reiter gegen diese stetige Plage vor das Gesicht genommen haben, wie Flaggen wehen. Selbst im ausgehenden 19. Jahrhundert, dem Zeitalter des Dampfes und der Luftschiffe, war das Kamel immer noch eines der zuverlässigsten Transportmittel in der Sahara. Sie fühlen rechtzeitig, wenn der Sand nicht richtig ist und weichen den gefährlichen tiefen Treibsandstellen oft genug selbständig aus. Ein dampfbetriebenes Fahrzeug mag schneller sein und größere Lasten transportieren können, doch die Beine eines Kamels erreichen auch Stellen, wo die Räder eines Wagens schon längst nicht mehr weiter können. Den Weg von Luxor nach Koptos wäre für einen Wagen allerdings kein Problem gewesen, aber die Reisegruppe hatte es nicht sonderlich eilig, der Flugkreuzer konnte vor Ablauf von etwa zwölf, dreizehn Stunden ohnehin nicht an den angegebenen Koordinaten sein. Außerdem wollte Maria Sophia ihre Abreise mit einem Kriegsschiff nicht unbedingt an die große Glocke hängen. Saloume oder ein anderer Bote würde mit dem Gegengift am richtigen Ort bereits auf sie warten, oder doch zeitnah eintreffen. An der Erzherzogin lag es jetzt, diese Stelle zum richtigen Zeitpunkt zu finden, und an diesem Ort würde jener Bote mit dem Mittel zu ihr kommen. Und die Prinzessin war fest davon überzeugt, dass es am 18. April in der abessinischen Stadt Gonder sein würde. Vorher wollte sie sich noch dieses Lalibela mit den in den Boden gegrabenen Kirchen ansehen. Von der Zeit her war es praktischer gewesen, den Reiseplan etwas umzustellen. Irgendwie schien ihr alles miteinander in Verbindung zu stehen, und je schneller sie Informationen fand, desto schneller würde sie vom Haken kommen und vielleicht gar diesen al Masr, al Massur oder wie auch immer er heißen mochte endlich finden können. Also ritten sie auf dem Kamelen des Scheich Mohammed langsam und gemütlich Richtung Nordwest, wo Koptos lag.

Die Sonne näherte sich riesig und blutrot aussehend dem streckenweise steil abfallenden Höhenzug hinter dem Tal der Könige auf der anderen Flussseite und warf bereits lange Schatten über den Nil. Wie in diesen Breiten häufig, gab es nur eine kurze Dämmerung, praktisch sofort nach dem Sonnenuntergang wurde der Wind aus der Wüste schnell kalt. Der Sand konnte die Sonnenhitze nicht lange speichern und kühlte daher rasch ab, der Wind trug diese Kälte mit sich zu den Reisenden. Zuerst war für diese die Kühle ein wahres Labsal nach der großen Hitze des Tages, doch bald hüllten sich die Reiter dichter in ihre Burnusse, um dem scharfen Luftzug zu entgehen. So richtig dunkel wurde es in dieser Nacht allerdings nicht, denn der beinahe volle Mond beschien die Wüste und den Weg der Reisenden mit seinem silbernen Licht. Besonders der Nil zeigte sich als hell-silbernes Band vom erhöhten Aussichtspunkt auf dem Sattel der Kamelreiter, immer wieder glitzerte es noch heller auf, wenn ein Fisch die Oberfläche durchbrach. Oder es entstand ein dunkler Fleck am Ufer, wenn ein Flusspferd an Land trottete. Eine kleine Feluke trieb mit der Strömung unter einem dreieckigen geblähten Segel nach Norden. Ein Fischer? Ein Händler? Oder war es gar ein Schmuggler? Die Sterne funkelten vom wolkenlosen Himmel und zeigten sich in ihrer vollen Pracht, die Bewegung der Kamele hatte eine beinahe hypnotische Wirkung auf die Menschen. Die Gedanken schweiften ab, bis ein Löwe nicht weit entfernt aus der Richtung des Niles sein Brüllen ertönen ließ. Eine zweite Großkatze antwortete beinahe sofort von einer anderen Stelle, noch näher der Karawane gelegen. Sofort legten Maria Sophia und Elisabeth ihre Hände auf die Kolben ihrer Pistolen, während die Männer ihre Gewehre bereit hielten. Das nächste Gebrüll zeigte den Reisenden jedoch, dass die Tiere mehr aneinander Interesse hatten als an Beute. Zwei um ein Revier streitende Männchen? Ein Weibchen, abseits ihres Rudels auf der Suche nach einem Galan? Oder nach Anschluss an ein neues Rudel? Die Nacht war voller Geräusche,

mehr noch als in der brütenden Hitze des Tage waren in der Abend- und Nachtkühle die verschiedensten Tiere unterwegs.

Der Morgen begann schon zu grauen, als Scheik Mohammed sein Kamel zügelte. „Hier ist die Stelle, Pascha!“ Slatin brachte sein Tier nach dem neunstündigen Ritt zum niederknien, stieg von seinem Kamel und ging zu Elisabeth von Oberwinden, um ihr zu helfen, während Oberst Inzersmarkt als erstes Henrietta dabei half, ihr Kamel in die Knie zu bringen. Die Prinzessin von Österreich Maria Sophia nahm die Hilfe von Carl Maerz gerne an, und als er seine Arme zu ihr ausstreckte, ließ sie sich lächelnd hineingleiten. Nur kurz, aber um so intensiver fühlte sie seine starken Hände an ihren Hüften, so wie damals, in New Mexiko, als er sie gepackt und vor einem durchgehenden Pferd gerettet hatte. Und enttäuschender Weise noch immer genau so unpersönlich wie in jener Zeit. Danach holten sie Orville, die Beduinen hatte den Bediensteten und dem Burschen des Oberst beim Absteigen geholfen. Janosch Pospischil, der Pfeifendeckel des Slatin Pascha hatte bereits Erfahrung mit Kamelen gesammelt und stieg souverän selber ab.

„Befehlen Herr Oberstleutnant abkochen?“, böhmakelte er salutierend.

„Keine schlechte Idee, Janosch. Zumindest eine Kanne Kaffee und ein wenig Zwieback würden uns schon gut tun! Leg er auch noch ein paar Datteln und ein wenig von der Dauerwurst dazu.“ Er wechselte wieder ins Arabische. „Möchtest du uns Gesellschaft leisten, Scheik, und an unserem kargen, aber mit Freuden geteiltem Frühstück teilzunehmen?“

„Ich danke dir für deine Gastfreundschaft. Sie erhellt selbst die dunkelste Nacht!“ Ohne Umstände setzten sich die Männer zusammen, während sich die Damen hinter ein schnell gespanntes Tuch zurückzogen.

„Wo willst’n hin, Henrietta?“, fragte Maria Sophia, während sie einige Streckübungen machte.

„Mit dem Spate e Loch grabe und mich drüber hocke, wenn Sie mich schon so frasche tun. Ich muss einfach mal.“

„Nicht ohne bewaffnete Eskorte“, bestimmte die Erzherzogin. „Lisi, komm!“

Henrietta bekam große Augen. „Wolle Sie etwa danebe stehe, wenn ich mal...“

„Ja, g’wöhn dich besser dran“ nickte Maria und griff nach ihrem Gewehr. „Hier draußen geht man nicht allein und unbewaffnet irgendwohin. Noch nicht einmal schieß’n, mit Verlaub g’sagt. Aber wir werd’n uns umdreh’n, wir müss’n ja sowieso die Umgebung sichern und hab’n gar nicht die Zeit, dass wir dir zuschauen. Und dann kannst du uns sichern helfen, wir werd’n die Gelegenheit klarer Weise auch gleich nutz’n. Josepha, geb’ Sie mir bitte die Papierrolle aus meiner Tasche. Und Franziska, nehm’ Sie doch bitte auch noch den Stoffparavent mit.“ Sie grinste Henrietta an. „Eine stofferne Wand mit ein paar Stecken ist halt besser wie gar nichts, und wenigstens sieht man dein’ Vollmond nicht bis Timbuktu leuchten. Nach vorn musst halt selber auch mit aufpassen. Am Besten, du nimmst deine Pistol’n gleich zur Hand.“

Lisi musterte Henrietta, die ihren Mantel ausgezogen hatte. „Steht dir gut, das kurze Sandfarbene! Also, den vorderen und den hinteren Zipfel steckst dir am besten ordentlich in den Gürtel, die Franziska hat mir da immer zwei Knöpf innen am Saum ang’näht und untern Gürtel die Laschen, dass der Stoff net rausrutscht und dann dreckert wird.“

„Jetzt bin ich aber scho beruhigt“, versetzte die Amerikanerin. „Ich mein, so ein paar Sache möcht man doch scho au privat und ohne Zuseher verrichte.“

„Schon richtig“, zeigte Elisabeth Verständnis für den Neuling. „Aber hier ist’s nun mal nicht sicher, ob nicht zwei- oder vierbeiniges Raubzeug um die Eck’n schaut. Denk nur an Assiut!“

Henrietta schüttelte sich. „Das vergess’ ich mei Lebe lang nicht. Als mir der Kerl mein Rock g’hobe hat, hab ich schon geglaubt, jetzt fällt er glei über mich her. Aber er hat dann nur e Blick unter mei Wäsch geworfe. Wenn ich nur wisse tät, warum.“

Lisi zuckte mit der Schulter. „Der wird halt bei dein Buscherl nachg’schaut haben, ob die roten Haare auch wirklich echt sind. Im Süden bringen die Rotschöpfe den höchsten Preis, danach kommen die Blonden. Hat uns der Führer in Dendera erzählt.“

Die Reisegruppe blickte dem Scheich mit seinen Kamelen nach, als er nach Nordosten verschwand. Vorher hatte Mohammed Slatin noch gewarnt.

„Hier treiben sich gerne Banden herum, Pascha. Zumeist Schmuggler, aber natürlich auch Sklavenhändler. Die Briten und der Khedive bestrafen sie zwar hart, aber der Handel blüht im Verborgenen wie eh und je. Die fünf Frauen in deiner Begleitung sind alle hübsch genug, um weiter im Süden, im Sudan und noch südlicher sehr hohe Preise zu erzielen. Da könnte sogar mancher Mudir schwach werden. Bleibe bitte wachsam!“

„Danke, Scheich! Auch für deine gut gemeinte Warnung.“

„Ich habe euer Silber genommen und euer Brot gegessen, wir scheiden als Freunde. Der Friede Gottes sei mit dir auf deinen Wegen, Pascha.“ Der Beduine faltete die Hände vor der Brust und neigte das Haupt, Slatin und die anderen erwiderten die Geste.

„Auch mit dir sei Gottes Frieden, deine Schritte sollen gesegnet sein!“ Danach waren die Beduinen auf ihre Kamele gestiegen und fort geritten.

„Er hat recht, wir dürfen nicht nachlässig sein. Dort ist nach den Karten der MALIKAT MISR eine der wenigen guten Stellen in der Gegend, um mit Kamelen bis an das Flussufer zu kommen, wahrscheinlich auch für eine Überquerung. Weiter unten die Insel sieht nicht schlecht zum Verstecken eines kleinen Nilbootes aus, wir sollten also nicht so auf dem Präsentierteller sitzen bleiben.“ Maerz hatte sich nach den Worten des Scheichs rasch umgesehen. „Wenn Scheich Mohammed recht hat, und nichts spricht dagegen, dann glaubt er, dass der Mudir von Koptos in den Schmuggel verwickelt ist. Vielleicht... dort drüben, am anderen Flussufer!“ Carl Friedrich wies in die entsprechende Richtung. „Wenn man vom Teufel spricht! So wird der Sand nur von einer Karawane aufgewirbelt. Rasch, nehmt unser Gepäck, und dann dort, in das Palmenwäldchen hinein. Duckt euch ins Unterholz, bereitet die Waffen vor und bewegt euch möglichst wenig!“

„Ihr habt’s den Mann g’hört, also los!“ Maria Sophia schnappte ihre Tasche und ihren Karabiner, ehe sie ganz undamenhaft mit langen Schritten loslief, gefolgt von den Anderen.

Wirklich näherte sich aus dem Norden den Nil entlang kommend eine kleine Karawane dem jenseitigen Flussufer, eilig wurden die Feldstecher zur Hand genommen.

„Schau an, das sind französische Munitionskisten auf den Kamelen“, stellte Oberst von Inzersmarkt fest. „Kaliber 7,62 Millimeter, neh'm ich fast an, weil die anderen Kisten dort schau'n genau so aus wie verpackte Maxim-Gewehre.“

„Vier moderne Maschineng'wehr und ein paar tausend Schuss Munition? Ob die in den Sudan sollen“, spekulierte Maria Sophia.

„Ich kann mir nicht wirklich etwas anderes vorstellen“, pflichtete Slatin bei.

„Da wird sich der Sirdar aber freuen“, murmelte Lisi. „Mir tun nur die ägyptischen Soldaten leid, die er bei seinem Angriff verheizen wird!“

„Ja, der Kitchener wird wie immer seinen Arsch in Sicherheit haben und Massen von Soldaten vorschicken, und er wird als der große Held und Befreier des Sudan gefeiert werden“, bemerkte Maerz bitter.

„Da ist er aber in guter G'sellschaft“, warf Maria Sophia ein. „Glaubt's ihr denn, der Wellington, der Radetzky, der Moltke oder irgend einer von die bekannten Feldherrn haben's anders g'macht? Es sind doch immer die armen Frontschweine, die für die Taktik der Oberen den Schädel hinhalten müssen. Wie war denn das, der Cäsar hat Alesia eing'nommen? Hat er denn nicht einmal einen Koch mitg'habt?“

„Allah `akbar! Yamut alkufaar!“ Hinter den Beobachtern klang Geraschel und der laute Schrei nach dem Tod der Ungläubigen, eine Pistole knallte einmal, zweimal, dreimal!

„Hab' ich euch, ihr muselmanischen Katzelmacher, ihr muselmanischen“ tönte die Stimme von Horst Komarek. „Zwei G'fraster, aber da werd'n ganz bestimmt noch mehr sein.“ Beim ersten Geräusch hatten alle nach ihren Waffen gegriffen und sahen sich jetzt aufmerksam um. Dort bewegte sich noch etwas, ein Schuss bellte, der Tropenhelm des Oberst Inzersmarkt flog davon.

„Marandanna, das war knapp! Fast hätt' mich der depperte Wappler derschossen. Wart' nur!“ Wilhelm erwiderte das Feuer, traf aber nur noch den Baum.

Maerz legte seine schwere Büchse für alle Fälle schon einmal bereit, griff aber vorderhand noch zum Pfeilgewehr und linste immer wieder an das andere Ufer auf die Karawane. „Da kommt eine Dahabije von der Ortschaft und hält auf die Karawane zu“, rief er.

Die leichte Pistole Henriettas bellte hinter ihm in kurzen Abständen zwei Mal auf. „Du verkaufst keine Rothaarige mehr nach Süde, so viel steht eimal fest“, rief sie triumphierend, bis über beide Ohren voll mit Adrenalin, als ihr Angreifer mit einer Kugel in der Brust und einer knapp darunter zu Boden ging. „Henry, hiergeblieben, an meiner Seite!“ Orville neben ihr schoss konzentriert mit seiner Winchester, wenn sich ein Ziel bot, und erzielte einige Treffer. Die Beduinen, welche sie angriffen, verfeuerten ständig ihre Kugeln auf die Stellung der Reisegruppe um Maria Sophia und zwangen sie so ständig in Deckung. Es mussten eine ganze Menge Leute sein, die hier angriffen, und eine Menge Geschosse schlugen in das leichte Gepäck.

„Sie verladen die Gewehre und Munitionskisten auf das Boot“, berichtete Maerz, der zwischen den Schüssen aus seinem Flechettegewehr immer wieder das andere Ufer im Auge behielt. Vor der in

der Deckung eines Baumes knienden Elisabeth von Oberwinden wuchs plötzlich eine Gestalt empor, einer Angreifer war unbemerkt ganz nahe gekommen und stürzte sich auf sie, wohl in Absicht, sie als Schild für seinen weiteren Angriff zu benutzen. Das war allerdings eine ganz schlechte Idee, denn sie ließ sich einfach rücklings fallen, hob die Rechte und der Mann sprang genau auf die Mündung ihrer Pistole, die Lisi zögerte keine Sekunde, den Abzug zu betätigen.

„Kräul' abe von mir, du Drecksau!“ Sie stieß die Leiche beiseite und nahm ihre Stellung wieder ein. „Total blutig bin ich, des G'wand kann ich wegschmeißen, des kriegt keiner mehr sauber!“

„Ich schenk' dir ein Neues“, rief die Prinzessin ihr zu. „Wenn wir wieder in Wien sind!“

„Warum?“ Elisabeth schoss erfolgreich auf einen weiteren Angreifer und trieb den Verletzten mit weiteren Kugeln in Deckung. „Gibt's in Port Helene `leicht keine Maßschneider für Uniformen?“

„Keine schlechte Idee!“ Eine Kugel aus der schweren Pistole der Prinzessin riss einen Beduinen von den Beinen. „Da können wir uns neu ausstatten und auch für Henrietta ordentliches G'wand besorgen. Aber auf Maß, das dauert wahrscheinlich z'lang. Ob die G'rieser da mit den Waffenschmugglern unter einer Deck'n stecken oder eine eigene Bande sind?“

„Die Dahabije legt ab und segelt stromauf nach Süden, hält sich aber stets am anderen Ufer!“ Carl Friedrich beobachtete das andere Ufer immer noch. „Die Kamelreiter von der Karawane da drüben verschwinden auch wieder!“

„Auf unserer Seit'n auch!“ Oberstleutnant Slatin stand auf und blickte einer auf Pferden eilig davon reitenden Schar nach. „Da reiten sie, nach dem Gewand sind's Mahdisten aus dem Su...“ In der Uniformjacke des Oberstleutnant Rudolf Carl Freiherr von Slatin war plötzlich auf der Brust ein Loch, das Geräusch des Schusses kam erst mit Verspätung an, die helle Uniform färbte sich schnell rot. „So ein verdammter Mist! Ich glaub' fast, das...“ Die stämmige Gestalt des Freiherrn sank in sich zusammen, wie eine Marionette, der Schnüre durchgeschnitten wurden.

„Herr Oberstleitnant, was ist mit ihnen!“ Schockiert lief sein Offiziersbursche Janosch Pospischil zu seinem Herrn. „Herr Oberstleitnant, Sie kennen mir doch nicht so einfach wegsterben. Was soll ich denn machen ohne den Herrn Oberstleitnant?“ Maerz ging auf ein Knie und legte seine Springfield Rifle an. WAMM! Wie ein Kanonenschuss krachte die schwere Waffe, einer der Reiter wurde nach vorne gestoßen und fiel vom Kamel, Maerz öffnete den Verschluss des Hinterladers, schob eine neue Patrone in die Waffe und klappte wieder zu. Wieder donnerte das Gewehr, erst Sekunden später zeigte sich, dass der Schuss des Deutschen abermals ein Treffer war. Noch bevor die zweite Kugel ihr Ziel traf, hatte der Autor und Abenteuer bereits den Blockverschluss hochgeklappt, während die zweite Kugel ihr Opfer traf, rastete der Verschlussdeckel ein, ein kurzes Zielen, und ein drittes Projektil machte sich auf den Weg und tötete einen der Flüchtigen Mahdisten. Maerz beeilte sich und schob mit fliegenden noch eine frische Patrone in die Kammer, aber ein Blick genügte um ihm zu zeigen, dass die Reiter jetzt bereits auch außerhalb seiner Schussweite waren.

„Ist er wirklich...?“ Maria Sophia war zu Slatin getreten, Janosch sah sie mit weinenden Augen an und nickte.

„Hoheit verzeihen, aber Herr Oberstleitnant ist wirklich ganz tot. Entschuldigen bitteschon, Majestet!“

„Verdammt!“ Maria Sophia stampfte mit dem Fuß auf. „Verdammt, verdammt, verdammt!“ Sie wechselte mit zittrigen Fingern das Magazin ihrer Pistole. „Jetzt ist der arme Kerl tot, weil ein perveres Schwein sein deppert’s Spiel spielt und ich blöde Kuh auch noch d’rauf eing’stiegen bin! Wenn ich den Arsch mit Ohren derwisch’, kann er was erleben. Überleben glaub’ ich im Moment aber eher net!“ Die Prinzessin schämte sich nicht, als ihr die Tränen über die Wangen liefen.

„Du bist doch nicht schuld!“ Elisabeth von Oberwinden nahm ihre Freundin in den Arm. „Komm’ lass’ es raus, heul’ dich doch endlich einmal so richtig aus!“ Und in Maria Sophia brachen in Elisabeths Armen alle Dämme, ein Weinkrampf erschütterte den Körper der Erzherzogin, erleichterte aber ihre Seele ungemein, während alle anderen Wache hielten.

=◇=

Das seltsame, markante Singen eines modernen, vaporelektrisch betriebenen Flugkreuzers erfüllte die Luft über dem Nil, und ein großer Schatten glitt über das Wäldchen, als die RADETZKY zur Landung ansetzte. Maria Sophia trat ins Freie und winkte dem Schiff zu, das mit dem Signalwimpel antwortete und anschließend wasserte. Eine Gangway wurde rasch ausgebracht und zwei Waffenmatrosen bezogen schiffseitig daran Wache. Als sie sich dem Schiff näherte, hatte die Erzherzogin keinen Zweifel, dass auch hinter den Maxim-Gewehren und den Revolverkanonen die Schützen auf irgend etwas Verdächtiges lauerten, ganz nach allgemeiner Order Kapitel 2, Paragraph 3, Abschnitt 1. Es gab Regeln selbst für Fälle wie diesen, und der Kapitän überprüfte nicht nur die Identität der sich Nähernden, sondern achtete auch auf eventuelle unauffällige Handbewegungen als Warnung und Zeichen einer Gefahr. Dann erst setzte Kapitän Chawa Liebermann das Fernglas ab und ging zur Zugangsbrücke.

„Erlaubnis, an Bord zu kommen, Linienkapitän?“, fragte Maria Sophia salutierend. Ein altes Ritual, aber es unterstrich die Sitte, dass ein Kapitän der unumschränkte Herr an Bord seines Schiffes war. Obwohl es bestimmt keinen Seeoffizier gegeben hätte, welcher einer Schwester seiner kaiserlichen und königlichen Majestät, Kronprinz Franz Rudolf von Habsburg-Lothringen das Besteigen eines österreichischen Schiffes ohne wirklich schwerwiegenden Grund verweigert hätte. So gab es für Kapitän Chawa Liebermann auch nur eine mögliche Antwort auf die Frage der Prinzessin.

„Erlaubnis erteilt, Hoheit!“ Die Wache und der Offizier nahmen Haltung an, als Maria Sophia das Schiff betrat, die Kapitän legte die Hand an die Mütze. „Willkommen an Bord, kaiserliche und königliche Hoheit!“

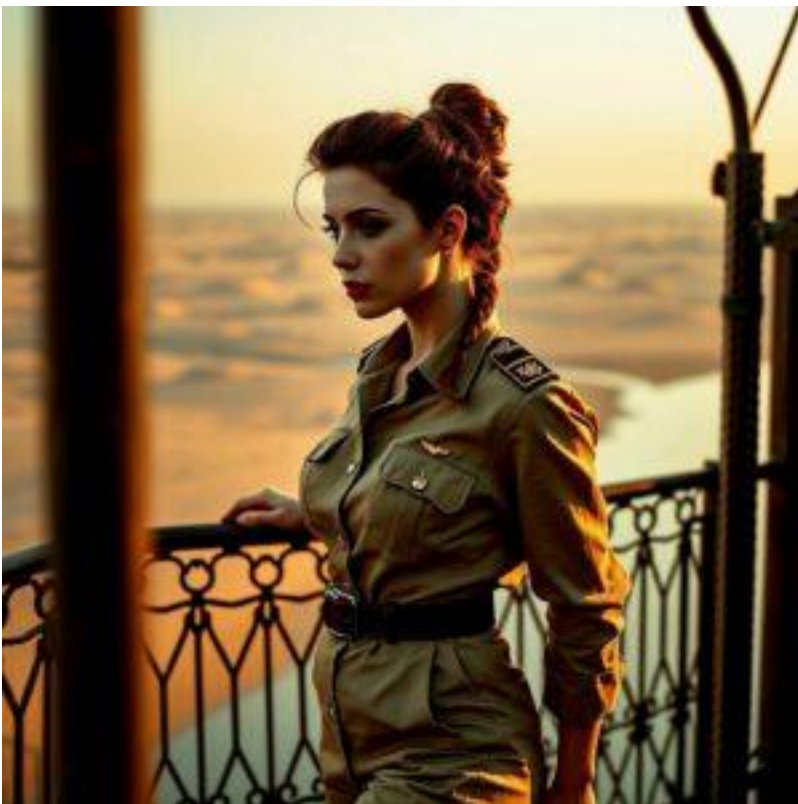
„Danke, Kapitän!“, akzeptierte Maria die Einladung. „Bitte, stehen Sie doch bequem. Hätten Sie die Güte, meine Begleitung ebenfalls an Bord zu nehmen, und bitte, stellen Sie noch zwei Matrosen ab. Unser Kamerad, der Oberstleutnant Rudolph Carl Freiherr von Slatin ist im Kampf gegen sudanesishe Mahdisten ehrenhaft gefallen. Er hat sich eine Beerdigung in Port Helene mit allen militärischen Ehren und eine Eintragung an der Ehrentafel auf dem Hietzinger Friedhof bei Schönbrunn verdient!“

„Selbstverständlich, Majestät. Bitte entschuldigen mich Hoheit, ich werde sofort alles in die Wege leiten. Oberbootsmann Kratochvil wird Hoheit und ihre Entourage zu ihren Gemächern begleiten. Leider es sind nur enge Kajüten und Kojen. Wir sind nicht mit übermäßig viel Platz an Bord gesegnet.“

„Das ist schon in Ordnung, Kapitän. Ich bin dankbar, dass ich so schnell nach Abessinien komm'. Bitte, lass'n Sie sich durch mich nicht stören und aufhalt'n. Und das ständige Hoheit ist auch nicht nötig! Nur ein's, eine Dusch' würden wir halt alle gern' nehmen, und vielleicht ein frisches G'wand wär nach der Schießerei auch schön. Eine Uniform wäre völlig ausreichend, Kapitän.“

„Der Zeugmeister hat sicher Uniformen und auch Unterwäsche für euch und eure Entourage, Prinzessin“, versprach Chawa. „Wenn das Unterzeugs auch eher – nun ja, Baumwolle und ohne Chic. Männerunterhosen halt, praktisch, aber nicht sehr schön.“

„Passt schon, Kapitän“, nickte Maria Sophia. „Sauber ist uns allen im Moment wichtiger als modischer Schnitt, und zumindest mit Unterwäsch' sind wir gottlob noch versorgt.“ Maria Sophia zog eine Coiba aus der Tasche und die Kapitän beeilte sich, ihr Feuer zu reichen. „Vielen Dank für ihre Freundlichkeit, Linienkapitän Liebermann! Aber bitte, ich will Sie nicht länger aufhalten. Widmen Sie sich wieder ihren Pflichten!“



Chawa Liebermann salutierte.

„Hoheit, melde mich zum Dienst ab!“

Von der Reling beobachtete Maria Sophia, wie ihre Begleitung die KKS RADEZKY bestieg und der Leichnam Slatin Paschas an Bord getragen wurde. Ein leises Rumpeln verriet ihr, dass sich die Abdeckungen der Hubröhren unter Wasser und die Lamellen über den Einsaugschlitzen in der Bordwand direkt unter dem Hauptdeck öffneten. Die Ventile zu den Druckrohren der mit Vaporid geheizten Dampfkessel wurden weiter geöffnet, der Dampf traf auf die Werner-Turbinen und brachten sie in überaus schnelle Rotation. Dadurch wurde mit starken

Magneten jener elektrische Strom gewonnen, welcher dann die von Tesla optimierten Elektromotore speiste. Diese betrieben die gegengleich rotierenden Schrauben in Rohren innerhalb des Schiffskörpers, je eine im Bug und im Heck und vier an den beiden Seiten. In jedem Rohr drehten sich acht Propeller mit verstellbaren Schaufelblätter, sodass ein geschickter Steuermann das Schiff Millimeterweise heben, senken und schweben lassen konnte. Den Vortrieb besorgten drei mit je zehn Propeller ausgestattete Rohre, von denen eines durch den Einsatz von Strahlrudern die Antriebströmung an Bug und Heck auch zur seitwärtigen Bewegung nutzen konnte. So konnte die RADEZKY sogar seitwärts fahren oder auf der Stelle drehen – letzteres nicht einmal so langsam.

Eigentlich waren elektrische Motore so gut wie lautlos, doch der oben eingesaugte und unten wieder ausgestoßene Luftstrom der Hubröhren erzeugte das typische Singen der modernen vaporelektrischen Schiffe der Vereinigten Donaumonarchien. Das Wasser des Nils wallte hoch auf,

als die nach unten gepresste Luft an den Bordwänden hochstieg. Doch schon schwebte das Schiff in die Höhe, drehte seinen Bug in jene Richtung, in welcher Port Helene lag und nahm rasch Fahrt auf. Nachdenklich sah Maria Sophia zurück, wo sich der Nil rasch entfernte. Bisher hatte sie in diesem Spiel nicht sehr gut abgeschnitten, und ein treuer Begleiter, ein Freund, hatte sein Leben lassen müssen. Weil sie dieses Mal nicht vorsichtig genug gewesen war. Sie als Erzherzogin und Generaloberst war verantwortlich, und sie schwor sich, in Zukunft noch mehr acht zu geben. Sie warf den Stummel ihres aufgerauchten Zigarillos beiläufig in den Aschenbecher und begab sich unter Deck.

=◇=

Wien

Die Baroness Klederwald, geborene Josephine Hintwitz, war schon das, was man ein fesches Pupperl nennen konnte. Mittelgroß, schlank, eine beachtliche Oberweite und runde Hüften. Das herzförmige Gesicht mit dem koketten Näschen war eher hübsch als klassisch schön zu nennen, ihre Beine waren lang und gut geformt, die Hände elegant, schmal und gepflegt. So, wie sie sich nun auf ihren abendlichen Auftritt vorbereitete, hätte man ihr die Abkunft aus dem tiefsten Milieu der wiener Vororte überhaupt nicht mehr angesehen. Ihre Mutter war eine der billigen, weil bereits ziemlich verlebten und versoffenen Prostituierten gewesen, welche sich im Prater herumtrieben und auf willige Kunden warteten. Männer, die für billiges Geld kurzfristige Befriedigung zu finden hofften und es sich nicht leisten konnten, sonderlich wählerisch zu sein. Nur war ihr der echte Prater jenseits des Donaukanals zu Fuß viel zu weit gewesen, aber beim ‚Böhmischen Prater‘ auf dem Laaerberg gab es auch genügend von dichtem, grünen Gebüsch versteckte Orte, wo Finis Frau Mama den eigenen Buschen vorzeigen und benutzen lassen konnte. Oder auch anderes, sie nahm es da nicht so genau, wenn der betreffende Mann nur zwei, drei Silbergulden zu ihr hinüberwachsen ließ. Das meiste ihrer ohnehin kargen Einnahmen hatte der Vater gemeinsam mit ihr zumeist gleich an Ort und Stelle in den Wirtschaften im böhmischen Prater versoffen und so hatte der Herr Papa auch seine Tochter schon früh zum Geld verdienen geschickt. Natürlich im gleichen Gewerbe wie die Mutter, aber als hübsches, frisches Mädel mit besser zahlendem Klientel, nicht hinter einem Gebüsch am ‚Monte Laa‘. So schnell sie nur irgendwie konnte, hatte sich die Fini dann mit ihrem G’schäft selbstständig gemacht und ihr sauer verdientes Geld lieber selbst behalten, statt es zu Hause abzuliefern. Mittlerweile waren auch einige von den besser situierten Herren in der Vorstadt auf das hübsche Mädchen aufmerksam geworden, das auch ihre geheimen und geheimsten Wünsche erfüllte. Ganz diskret, natürlich. Einer von diesen Herren hatte ihr dann sogar im Gegenzug für ganz besondere Dienstleistungen eine eigene Wohnung weit weg von ihrem Elternhaus bezahlt. Monopolansprüche hatte er keine gestellt, aber wenn ihr Telephon klingelte, hatte sie eventuelle andere Kunden aus ihrem Bett und seiner Wohnung zu werfen.

Es war nicht immer leicht verdientes Geld gewesen, manche der Herren hatten schon wirklich seltsame und absonderliche Gelüste gehabt. So mancher hatte auch nicht nur ungewaschen gerochen, sondern war es auch wirklich. Besonders in der Hose. Aber die Pepi biss die Zähne zusammen – na ja, natürlich ging das in ihrem Gewerbe nicht immer wirklich, oder zumindest nur im übertragenen Sinn – und legte sich einige kleine Ersparnisse zusammen. Nicht berühmt, aber ein bisserl was war im Laufe weniger Jahre schon zusammen gekommen. Einer der Herren nahm sie eines Tages mit nach Paris, und dort hatte einer seiner Freunde den Freund und dessen G’spusi zu einer der in Paris berühmten Seancen von Madame Madelaine de Cartaille mitgenommen. Josephine Hintwitz war tief beeindruckt gewesen, wieviel die Madame wusste. Und noch viel mehr

von der Art, wie sie ihr Wissen ihren Kunden verkaufte. Und Madelaine hatte in der kleinen Pepi Hintwitz sofort eine verwandte Seele entdeckt, besonders, als nach einigen spirituellen Sitzungen eine Einladung zum ‚Inneren Zirkel‘ erfolgte und alle Hüllen fielen. Die Pariserin hatte die Wienerin dabei einfach einmal zur Seite genommen, und während sie den Anwesenden Herren ein veritables, sehr intimes Schauspiel boten, sondierte Madame de Cartaille, die recht gut deutsch sprach, flüsternd die Ansichten Josephines. Sowohl die Performance als auch das Gespräch wurden schnell intensiver, und der Galan der Pepi Hintwitz durfte allein nach Wien zurück kehren. Das störte ihn jedoch nicht besonders, er hatte ja doch bereits ein anderes Mädels im Visier gehabt und mit seiner Brieftasche letztendlich auch erobert.

Pepi Hintwitz blieb noch einige Zeit bei Madelaine de Cartaille. Es war zwar jetzt keine wirklich andere Arbeit, die sie zu verrichten hatte, aber sie wurde besser bezahlt als je zuvor. Außerdem wurde sie von einigen der extremeren Gelüsten so mancher Herren verschont, da Madame de Cartaille dafür besondere Angestellte hatte. Damals hatte nicht lange vorher ein Herr Leopold von Sacher-Masoch sein Werk ‚Venus im Pelz‘ verfasst und jeder wollte es plötzlich auch versuchen. Nun machte es der Peperl auch nicht wirklich etwas aus, eine Reitgerte zu schwingen und einem Kunden damit den Hintern zu verdreschen, wenn der wirklich scharf darauf war. Sie zeigte sich aber verständlicherweise weit weniger davon begeistert, wenn der Kunde sich lieber am Marquis de Sade orientieren wollte und sie besagte Gerte auf ihrem eigenen hübschen Hinterteil fühlen sollte. Madelaine de Cartaille nahm die Jüngere Frau aus Simmering unter ihre Fittiche und in ihre Schule.

„Du musst dir vorstellen, alles ist mit allem verbunden, hatte das Medium ihrer Schülerin erklärt. „Alles, jeder Gedanke, beeinflusst einen anderen Gedanken in deiner Nähe. Oder, wenn du wirklich stark bist, sogar diese winzigen Dinge, die von den Griechen Atomos genannt wurden. Damit kannst du zum Beispiel Kerzen anzünden oder löschen, und du spürst, was der andere für Begierden hat. Das sind nicht immer die, welche er selbst befriedigt haben will, weil er es gar nicht wagt, sich diese geheimen Gelüste selbst einzugestehen. Ich habe da einen Mann in der Runde, der es eigentlich mit einem anderen Mann treiben möchte. Aber das kann er nicht einmal sich selber eingestehen, also ist er jetzt ganz scharf auf große Brüste, die zusammengedrückt sein müssen und dann nach einem Hintern aussehen. Was aber nicht unbedingt bedeutet, das jeder, der auf große Busen oder Hintern steht, eigentlich auch auf Männer abfährt. Manchmal ist eine Zigarre nur eine Zigarre. Manchmal mehr. Du musst ein Gefühl dafür bekommen, was deine Kunden wirklich wollen, und die Männer werden dir aus der Hand fressen.“

Und die Pepi lernte und entwickelte auch ein ganz gutes Gefühl für die Wünsche der Männer und Frauen, welche den Zirkel der Madame Madelaine de Cartaille besuchten. Sie lernte auch den Trick mit den Kerzen, aber einige ganz wenige Menschen entzogen sich ihrem Gespür auch, manchen konnte sie beim besten Willen ihre Gedanken und Wünsche nicht ansehen.

„Daran musst du dich gewöhnen, Schätzchen“, hatte Madelaine ihr erklärt. „Manche Menschen sind so stark, dass sie sich gegen Leute wie uns abschotten können, instinktiv oder gelernt, und andere bleiben einfach ohne erkennbaren Eindruck in diesem Magnetfeld, das uns umgibt. Keine Ahnung, warum, aber damit müssen wir eben leben. Aber die sind selten genug, und die wenigsten davon kommen zu so einem Zirkel, wie wir ihn führen.“ Sechs Jahre später war Josephine Hintwitz eine ausgebildete ‚Agent amoureuse‘ und kehrte mit neuer Haarfarbe, neuem Namen mitsamt dem dazu gehörenden Pass und einer nicht geringen Menge Bargeld nach Wien zurück. Die Baroness Klederwald mietete sich in Simmering ein und begann ihre Arbeit für den ‚Goldenen Frühling‘.

Wenn man einmal ganz ehrlich sein wollte, dann musste man sagen, dass die politischen und religiösen Ziele des Frühlings der Pepi eigentlich ziemlich Powidl, also mehr als nur egal waren. Aber sie war halt ein Geschäft eingegangen, um in Zukunft besser leben zu können, und wenn die Josephine Hintwitz einmal ein Wort gegeben hatte, dann konnte man sich auch darauf verlassen.

„Eine Hure ist kein Politiker!“ hatte Madeleine du Cartaille immer wieder betont. „Eine Hure zieht ihren Arsch nicht zurück, sondern hält ihn auch hin, wenn sie sich einmal dafür bezahlen hat lassen!“ Also begann sie damit, interessante Leute an sich zu ziehen, sowohl mit ihren spiritistischen Sitzungen als auch mit dem wilden, hemmungs- und tabulosen Sex, den sie einer schnell größer werdenden Klientel zugänglich machte. Absolut diskret, selbstverständlich, aber in ihrem Salon konnte jeder Mann und jede Frau auf ihre Kosten kommen, die Baronesse konnte für jedes Töpfchen ein passendes Deckelchen besorgen. Und sie erfuhr von Dingen, die sie nie für möglich gehalten hätte, obwohl sie sich für abgebrüht gehalten hatte. Dieses Wissen beförderte sie dann mit Boten nach Paris oder Triest, letztendlich landete es ihres Wissens in Kairo. Nach und nach scharte sie auch einen Kreis von wahren, ja teilweise sogar fanatischen Gläubigen um sich, von denen sie einige als Pilger über Kairo nach Jerusalem sandte, um dort die Ankunft des neuen Messias vorzubereiten. Auch wenn die Pepi nicht sonderlich an einen neuen Erlöser glaubte, so glaubte sie an eine bessere Position im Leben für die Baronesse Klederwald, wenn ein neuer Herrscher über Europa seine frühen Anhänger und Unterstützer belohnen würde. Und das lohnte sich in ihren Augen doch weit eher, als die Aussicht auf ein eigenes Wolkerl, eine kleine Harfe und ein viel zu enger Heiligenschein im Jenseits. Und dazu vielleicht noch ein kratziges, schmuckloses Wollkleiderl. Abgesehen davon stand ihr weiße Kleidung überhaupt nicht gut, fand sie. Außerdem machte sie mit ihren Orgien einen ganz schönen Haufen Geld, das nicht zur Gänze den Zielen des Frühlings diente, sondern schon auch der Pepi einen ziemlich luxuriösen Lebensstil gestattete.

Noch ein letzter Blick in den Spiegel, und es gefiel ihr durchaus, was sie dort sah. Und sie wusste auch, dass sie nicht nur bei den Männern gut ankam, sondern dass durchaus auch Frauen ihrem Charme und Aussehen erlagen, auch darin war sie eine gelehrige Schülerin von Madame . Josephine zwinkerte sich noch selber zu, dann ging sie in den Salon und unterzog die professionellen Mädchen und Männer, die sich um die nicht ganz so begehrenswerten Gäste und diejenigen mit den Sonderwünschen des heutigen Tages kümmern sollten, vorher noch einer genauen Musterung.

„Wetty, wo hast du denn um Himmels will’n nur dieses Hemd’l her? Das ist ja viel zu lang, du weißt doch, der Oberst will dein Popscherl gut als Ganzes sehen und draufklopf’n können! Fridi, deine Brüstln hängen viel zu wenig aus dem G’wand, heut’ kommt der Brunnstein!“

„Muss ich denn schon wieder den alt’n Ungust’l auf mich nehmen?“ raunzte die Fridi.

„Du kannst auch mit der Wetty tauschen, wenn’st magst, und dem Oberst den Hintern hinhalten“, schlug die Hintwitz der Fridi mit einem süffisanten Lächeln vor. „Nein, doch net? Dann ist ja alles klar! Karli, Heinzl, ihr zwei kümmert’s euch um die Wolfenstein. Beide, die Frau Gräfin wünschen heute halt zwei Männer gleichzeitig, welche sie vorne und hinten bedienen! Und das, meine Herren, ist bitteschön wirklich wörtlich zu nehmen, habt’s ihr das verstanden? Also, noch Fragen? Heinzl, komm einmal her! Da hast, trink’ das. So eine Schlappe in deinem G’mächt wie neulich können wir uns wirklich nimmer leisten. Ich weiß, ich weiß, die Muckensteidl miachtlt fürchterlich zehn Kilometer gegen den Wind, und fäult, als warats beim Schinder in der Kost und hätt’ noch nie an Badezuber g’senh’n. Aber du bist jetzt halt einmal dafür da, dass diese schiachen, aber reichen

und einflussreichen Weiber auch einmal so richtig durchg'vögelt werden. Und ja, die Wolfenstein ist eine alte, viel zu fette Schasstrommel mit riesige gottgefälligen Brüstln. Aber sie sorgt mit ihrer Marie auch mit dafür, dass es uns allen so halbwegs gut geht, also, reiß dich g'fälligst zam und besorg's ihr gemeinsam mit dem Karli so ordentlich, dass nachher z'fried'n is. Musst halt auf die Wetty oder die Fridi schau'n, wenn'st was Appetitlicheres für d' Augen brauchst. Trink das jetzt, das wird dir dabei helfen!“

„Wah! Des schmeckt aber scheußlich!“ Heinz schüttelte sich.

„Aber es hilft! Und jetzt los, der Berg ruft nach dir, rauf auf ihn. Oder besser g'sagt, aufe auf den Arsch von der Wolfenstein mit dir! Oder ist dir unter ihr lieber?“

=◇=

Und Heinrich Navratil hielt wirklich lange genug durch, um gemeinsam mit dem Karli die Gräfin zufrieden zu stellen. Nicht nur, aber auch mit Hilfe dieses Getränks.

„Die alte Gräfin von Wolfenstein“, zählte er an den Fingern am nächsten Tag noch etwas müde in der Kommission ab. „Die Tochter vom Grafen Ferdinand zu Perggreith, die Wilhelmine, dann noch Susanne, Baronin Leithfurt, der Oberst Ludwig Graf von Hinterhausen, der Baron Gottfried von Brunnstein, der Maximilian Ritter zu Wölbling, ein gewisser Julius Kolmitzky und ein Alexander Meister! Dazu natürlich noch die Klederwald-Hintwitz, die Barbara Pschistranek, die Elfriede Morak, der Karl Pepper und ich. Wie immer also dreizehn Leut' gesamt. Keine Ahnung, warum die so darauf abfährt.“

„Also, dass du des mit der alten Bissgurn Wolfenstein wirklich g'schafft hast! Ich hätt' mich ja an deiner Stell' ang'spieben!“ Der fesche Joschi Pospischil schüttelte sich. „Das nennt man vollen Einsatz für's Vaterland. Wenn ich könnt, ich würd' dich fürs Verdienstkreuz vorschlag'n!“

„Die Wolfenstein ist doch gar nicht so arg schlimm“, wiegelte Navratil ab. „Die ist zwar eine ziemlich blade Wuchtel, aber sie ist auch ganz nett und was noch viel, viel wichtiger ist, sie ist immer sauber und frisch g'waschen, die stinkt nie. Und die Frau ist hinterher wirklich dankbar für den Spaß, den's mit uns g'habt hat, und es ist ganz amüsant, mit ihr nachher noch zu plauschen. Wenn wir mit ihr unter Dusch' sind, zum Beispiel, da redet's noch ganz gern. Über Gott und die Welt, und manchmal auch was ganz was Interessant's. Da hat's zum Beispiel dieses Mal erzählt, dass die Elisabeth von Lichtenbach gar nimmer kommt, obwohl die doch so narrisch auf die Rudelbumsabende vom Goldenen Frühling, aber auch auf die Gelegenheit war, dass man Jerusalem wieder von den Muselmanen befreit. Weil ja ein neuer Messias dort hin kommen soll, von dem ein goldenes Zeitalter eingeläutet wird. Die Wolfenstein glaubt das zwar überhaupt net, der geht's nur um die Männer, die's vernasch'n kann, weil ihr Alter nimmer mit ihr nagel'n will. Oder kann. Oder Beides! Aber sie hat die Lichtenberg ganz gern g'habt. Ja, und jetzt sind die Leithfurt, der Wölbling und der Meister auch schon ganz deppert drauf, die fahr'n voll auf den Schmä mit'n neuen Messias in Jerusalem ab, richtig fanatisch. Der Wölbling red't schon davon, dass er nach Jerusalem abe will, um alles für die Ankunft des neuen Messias vorzubereiten. Wie und was er da unten machen will, sagt er aber nicht. Ich glaub' fast, da fehlt ihm noch selber a bisserl der Durchblick. Aber die Klederwald, die hat schon irgendwann etwas von einem Gebirge in Africa erzählt, wo die Blitze des Messias geschmiedet werden sollen!“

„Na fesch, weil's ja auch nur ein Gebirg' in ganz Africa gibt! Weiß jemand, ob der Wölbling irgend eine Ausbildung hat, was der Meister hackelt und ob die Leithfurt was kann.“ Walter Brunner nahm die Mitschrift des Berichtes an sich und gab jedem eine Kopie. „Nein? Dann findet's das heraus, meine Herren! Gemma, gemma, kalt is net! Und fragt's doch noch einmal in Triest an, was die herausgefunden haben mit dem al Masr! Gibt's doch nicht, dass wir so gar keine Antworten kriegen. Drohen's diesmal ruhig mit dem Kriegsgericht, immerhin geht's um einen Anschlag auf das Leben der Schwester unseres zukünftigen Kaisers! Auf geht's!“

„Ja Hergottsakra! Ist das eine verdammte, beschissene Schlamperei bei de Krowot'n!“ Unterkommissär Helmuth Kollomwetz betrat nur wenige Minuten später voller Inbrunst schimpfend wieder das Büro von Kommissär Walter Bauer. „Der arrogante, dekadente, völlig hirnrise, grenzdebile Arsch von einem Polizeichef g'hört genau so wie sein Hornochs' von Kommissär net nur entlassen, denen sollt' einer den Arsch bis zum Hemdkrag'n aufreiß'n. Aufhängen sollt' ma de zwa, mit nasse Fetzen derschlagen. Mit an rostigen Gurkerl derschließen! Gleich geht mir ja gleich der Fisch in der Tasch'n auf. Stellen's ihnen vor, Herr Kommissär, der Aff' hat unser Telegramm an den Piancetwicz weitergeb'n und dann – dann ist genau gar nichts passiert. Und statt dass der Wappler Bornthal einmal nachfragt, und seinem Mann Feuer unter'm Hintern macht, interessiert er sich plötzlich für sein inneres Selbst und für die Malerei! Szenen aus dem Hafen malt er jetzt, stundenlang sitzt er da und malt Schiffe! Aber seine Arbeit macht er nicht, und der Illyrer auch nicht! Explodieren könnt' ich!“

Die Faust des Kommissärs donnerte auf den Schreibtisch. „WAS! Zu was telegraphieren wir uns die Finger wund, wenn dann doch alles in der Rundablage landet? Wart' nur, Bürscherl. Das soll dir noch leid tun! Freiherr hin, Baron her, wenn er seine Arbeit nicht macht, g'hört er weg!“ Aufgeregt griff er zum Telephon und wählte.

„Herr Oberkommissär! Ich müsst' einen ganz schlimmen Fall von Arbeitsverweigerung und Sabotage melden! Ja, es ist der Freiherr von Bornthal und sein spezieller Haberer Piancevicz, Chefkommissär und Kommissär in Triest! Ich mein', Triest ist ja nicht irgendein blödes unwichtig's Nest, des ist immerhin einer unserer wichtigsten Kriegshäfen. Und wenn dort der Polizeichef lieber irgendwelche Schinken pinselt statt seiner Profession nachzukommen, dann hapert's aber gewaltig! Jawohl, Herr Oberkommissär! Ja, und die große Werft für die Teslaschiff' ist auch dort. Vielleicht könnt' ja die Marine die Sicherung von der Werft bis auf weiteres übernehmen? Danke, Herr Oberkommissär. Ja! Ja! Hervorragend! Ihr Diener, Herr Oberkommissär.“ Er warf den Hörer auf die Gabel. „Er ruft gleich den k.u.k. Polizeigeneralkommissär, Hugo Adolph Fürst von und zu Oderburg an, in spätestens einer Stunde ist der Bornthal in Triest Geschichte, und ein neuer Polizeichef wird ernannt. In der Zwischenzeit arbeitet ein Kommissär Hektor Čipron an dem Fall und als interimistischer Leiter der Kommission von Triest. Und die Marine übernimmt die Posten an der Werft. Eine solche Sauerei aber auch. WAS IST DENN?“ Die Tür zu seinem Büro war mit lauten Krach gegen die Wand geschlagen, als der fesche Joschi ganz aufgeregt in den Raum gerannt kam.

„Herr Kommissär mögen entschuldigen, aber der Ritter von Wölbling, also der Friedrich, der Vater von dem Max, der hat die neuen panzerbrechenden Granaten für die zwei Zentimeter Revolverkanonen erfunden“ stotterte Joschi aufgeregt. „Wenn der Bub das Geheimnis kennt und verscherbelt, dann gute Nacht, schöne Großmutter!“

„Scheiße“, machte Helmuth Kollomwetz seinem Schrecken Luft.

„Schön sprechen, ganze Sätze bilden“, mahnte Brunner.

„Zu Befehl, Herr Kommissär!“ Kollomwetz salutierte. „Das ist eine verdammte Scheiße!“

„Na bitte, geht doch“, brummte der Kommissär Brunner. „Aber wir können ihn ja schlecht aus dem Verkehr zieh'n, nur weil er in so ein komisches Puff geht und saublöd daherred't! Oder hat einer von denen vielleicht subversive Reden gegen die Donaumonarchien oder unser Herrscherhaus g'halten? Na also!“

„Wir könnten's bei der Strich-Kommission vernadern“, schlug Helmuth Kollomwetz nach einiger Überlegung vor, aber Brunner winkte ab.

„Wenn die hör'n, wer dort zum nageln hinkommt, dann geht denen der Arsch derart auf Grundeis, dass unter'm Teppich Fahrrad'l fahr'n können. Mitsamt'n Zylinder!“

„Was soll's“, lehnte sich der fesche Joschi ganz entspannt zurück. „Wir haben ja noch den standfesten Heinzl, der wird uns schon weiter berichten, was da vor sich geht.“

„Hoppala!“ Heinz Navratil hatte gegen den Sessel Pospischils getreten, und der war mitsamt dem Unterkommissär umgefallen.

„Wenn die Herren jetzt mit die Kindereien fertig sind?“ Der Kommissär betrachtete angelegentlich den Stadtplan an der Wand, an dem im Moment gar nichts wichtiges zu sehen war.

„Aber...“ Ein Klopfen an der Tür unterbrach Joschi Pospischil.

„Herein!“ Walter Brunner drehte sich um. „Ach, Köberl! Er hat die Sachen, um die ich ihn geschickt hab'?“ Bruno Köberl, der uniformierte Polizist, welcher die gleiche Statur und Größe wie Heinrich Navratil hatte, nickte.

„Jawohl, Herr Kommissär. Einen warmen Mantel und eine neue Hos'n in der Größe vom Herrn Unterkommissär, wie aufgetragen!“

Heinrich Navratil nahm die Kleidungsstücke entgegen. „Den Mantel zieh' ich gleich an, die Hos'n trag' ich in der Tasch'n. Danke, Köberl!“ Navratil schlüpfte in den Überzieher. „Da hat der Köberl gut einkauft. Der trägt sich wirklich fesch.“

„Hast dir ja auch sauer verdient, das Gerst'l fürs Manterl“, stichelte Pospischil noch einmal.

Heinrich schlug den großen Pelzkragen hoch und setzte seinen Hut auf. „Da spricht doch der blanke Neid aus dem feschen Joschi, weil man den g'schniegelt'n Herrn gleich als Kieberer erkannt und net auf an guten Rutsch eing'laden hat! Habe die Ehre!“

=◇=

Mit der Dampftram der Linie 71, die den 1874 eröffneten Zentralfriedhof, das k.u.k. Schloss Neugebäude und die an das Schloss grenzende Artilleriekaserne weit draußen in Simmering mit der Ringstraße verband, fuhr Heinrich Navratil wieder hinaus in den Vorort. Dort angekommen

ging er zum Hintereingang des kleinen Lustschlösschens beim Herderpark, das die Pepi Hintwitz unter dem Namen Baronesse von Klederwald gemietet hatte!

„Die Gnädichste will, dass‘d sofort chummst zu ihr“, informierte die Köchin Ruzena den Heinzl, als dieser an der Küche vorbei ging.

„Ich geh‘ gleich zur Chefin“, versprach der Navratil, über die Dienstbotentreppe ging er zuerst noch in das Zimmer, welches ihm zur Verfügung stand. Immerhin galt er hier als arbeits- und unterstandlos, ersteres mittlerweile sogar mit offiziellen Papieren. Diese hatte die Pepi Hintwitz bei einem unauffälligen Besuch in dieser Kammer auch schon auf dem Tisch liegen gesehen. Nachdem er seinen neuen Mantel und die Hose verstaut hatte, ging er in den herrschaftlichen Teil des Hauses und betrat nach einem obligatorischen Klopfen den kleinen Salon der Hintwitz.

„Ich soll mich bei ihnen melden?“, fragte er.

„Ja! Wo warst du denn so lange?“ Pepi räkelte sich auf einer Chaiselongue.

„Na, ich hab‘ mir halt einen warm‘n Mantel kauft, und eine neue Hos‘n, weil die jetzige kann ich nicht mehr lang anzieh‘n, erklärte Heinzl. „Nicht einmal, wenn ich’s gleich wieder ausziehen soll!“

„G’scheit“, bekundete die Hintwitz. „Sorgst ein wengerl für die Zukunft vor. Seh‘ ich sogar ein, bist halt nicht so gern‘ a Strichbub. Aber so lang‘ du für mich arbeit‘st, möchte ich wissen, wann‘st gehst und wann‘st wiederkommen willst, ist des klar? Ich muss ja richtig disponieren können, hast mich? Gut, pass auch, heut‘ hast eine angenehmere Schicht, die Hannelore Krafczik ist jung und halbwegs fesch, aber du wirst es nicht glauben, die hat mir glatt anvertraut, sie würd‘ gern‘ mit dir und der Wetty einen Dreier schieb‘n, warum’s des will, ist mir ziemlich wurscht. Also, hau‘ dich jetzt in die Hapf‘n, damit du ordentlich durchhaltest heut Abend. Die Krafczik ist für uns nicht so ganz unwichtig, und arm ist’s auch nicht g‘rad!“

„Nicht unwichtig, Chefin?“ Heinzl Navratil hob eine Braue. „Wie soll ich das versteh‘n?“

„Gar net, Heinzl. Du bist ja net zum denk‘n oder zum plauschen da, sondern zum nageln. Und jetzt schleich dich in dei‘ Hapfen.“

=◇=

In der Sahara

„Sie hat klug gewirkt, Ahmad! Aber wird sie klug genug sein, all die Spuren zu finden und zu erkennen?“ Saloumne, die Wahib alhaya, saß mit Ahmad al Massud auf dem flachen Dach ihres Hauses in der Oase Bahariyya und genoss mit ihm die Kühle des Abends. „Du hast bei deinem Plan doch auch nicht einkalkuliert, dass dieses Mädchen aus Österreich erschossen wird, als du es befreit hast, oder?“

„Nein, das habe ich nicht! Omar al Nasr hätte zu diesem Zeitpunkt nicht einmal in der Nähe von Kairo sein sollen, und auch die anderen Mitglieder von Yasmins Gefolge hatten anderswo zu tun. Es war alles eingefädelt, und dann kommt dieser Omar zu früh zurück und geht ausgerechnet dort herum, wo die Prinzessin auf ihrem Rückweg ins Hotel vorbeiging. Aber ich habe gehört, was das Mädchen der Prinzessin sagte, du wirst sehen, Maria Sophia wird rechtzeitig in Gonder eintreffen.“

„Das arme Ding! Sie war noch so jung, und als sie in Kairo ankam, so voller Hoffnung und Hingabe. Wir wussten ja, das Yasmin eiskalt und berechnend ist, aber für so böseartig, das Kind noch derart zu quälen, hätte ich sie nicht eingeschätzt.“ „Nun, die grausamen waren Abdullah und Omar, die haben Yasmin gesagt, was sie mit dem Mädchen anstellen wollen und was sie dabei tun soll. Der Goldene Frühling, der Orden der Yegēt Lijochi, braucht nun einmal seinen bewaffneten Arm, und daher hat Abdullah viele Freiheiten. Zu viele, er ist eine Bestie in Menschengestalt. Gott wird ihn dereinst im Jenseits strafen, und ich hoffentlich bald im Diesseits!“

Lange Zeit schwiegen die Beiden, während sie ihre Shisha rauchten, dann sprach Saloumne leise weiter. „Ist es nicht auch grausam von uns, die Prinzessin so zu quälen. Sie hat Todesangst, sie glaubt, elend sterben zu müssen. Auch das ist doch grausam.“

„Das ist es, Bhajm! Ich bin bereit, dafür zu büßen, aber sie musste nach Africa kommen. Wir mussten verhindern, dass der Plan Atrás aufgeht, denn die Prinzessin wies den Sohn des französischen Kaisers mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit zurück. Und ein Krieg wäre dann nur noch sehr schwer zu vermeiden. Oder, falls sie sich doch bereit erklärte, bräche der Krieg zwischen Britannien und Frankreich wieder aus. Auf welcher Seite Deutschland, Russland und die anderen europäischen Mächte dann stünden, lässt sich nicht voraussagen. Aber Atrá und die Yegēt Lijochi, die Awlad Alrabi, wären am Ende die einzigen Herren der Welt, und wehe allen Menschen, die anderen Glaubens als sie und ihre Gefolgschaft sind! Die Inquisition der Christen wäre im Vergleich dazu wie ein lauer Wind im Verhältnis zu einem mächtigen Samum. Und wir wären noch nicht bereit, abgesehen davon, dass wir die Prinzessin wegen der Suche nach den Reliquien auch noch benötigen. Und es ist auch wichtig für die Auserwählte, dem Tod ins Angesicht zu blicken. Sehr wichtig.“

Wieder rauchten sie schweigend, dann seufzte Saloumne. „Nun gut, das Schicksal vieler hängt an dieser Prinzessin, aber was macht das aus uns? Grausame, eiskalte Pragmatiker? Wir werden später einen hohen Preis für unser Engagement zu bezahlen haben, möge Gott uns dann gnädiger sein, als wir es jetzt sein dürfen!“

„Ich weiß! Und ich bin bereit zu büßen, und wenn der Preis mein Leben und meine unsterbliche Seele sind!“

=◇=

Triest

Der Kommissär Graf Hektor Čipron war der Spross einer uralten Adelsfamilie, aber er hatte sich damit abgefunden, besser gesagt abfinden müssen, dass seiner Familie das Geld ausgegangen war. Sein Vater hatte ihm empirisch bewiesen, dass Spielkarten und Alkohol ganz schlecht zusammen passten, im Suff hatte er das Vermögen der Čiprons zum größten Teil verspielt. Und da auch ein Adelige Geld benötigte, um zu essen, von der Erhaltung des Palais Čipron ganz zu schweigen, hatte er sich eben bei der Polizei beworben. Seine Frau hatte Hektor auch überredet, zumindest die untere Etage des Palastes zu vermieten, die Räumlichkeiten des oberen Geschosses mit der riesigen Terrasse reiche für die Familie des Kommissärs mit zwei Kindern doch völlig aus. So wurde das Erdgeschoss eben in zwei Wohnungen aufgeteilt, und der Graf war froh, zwei ruhige Familien als Mieter gefunden zu haben. Natürlich war im Zuge der Innenarbeiten auch ein Anschluss an die allgemeine Triester Dampfleitung für Heizung und Warmwasser vorgenommen worden, und ein

dickes Kabel brachte Strom für das Licht und die Herde. Ganz modern, der neueste Schrei aus Wien. Theresa ersparte sich des Morgens das langwierige Einheizen des Herdes mit Papier, Spänen und Holz. Sie stellte einfach die eiserne Kaffeekanne gut gefüllt mit Wasser und Kaffeemehl auf die Platte, drehte einen Knopf, nur kurze Zeit später drang der Wasserdampf aus dem Gefäß unten durch den Kaffee im Sieb in den oberen Behälter und kondensierte dort als italienischer Espresso. Der beste Kaffee dieser Welt. Und die einzig wahre Methode, ihn zu kochen, fand der Kommissär.

Derzeit war der etwas dunkelhäutige, gepflegte Mann mit dem schmalen Oberlippenbärtchen im Büro der ÖDLAG in Triest. „Entschuldigen Sie, ich weiß, es ist schon mehr als ein Monat her, aber erinnert sich eine von den Damen oder Herren vielleicht an einen Herrn al Masr? Oder an einen Herrn, der so oder doch sehr ähnlich ausgesehen hat?“ Hektor hatte im Posteingangskorb seines ehemaligen Vorgesetzten das Phantombild des Flüchtlings gefunden.

„Al Masr – da haben wir ihn schon!“ Fräulein Josepha Solottič hatte sich in den angrenzenden riesigen Saal zu einem der Aktenschränke begeben, auf dem groß MAS bis MAT stand. „Ein Glück, dass wir jeden Zettel aufheben sollen. Da haben wir es, ja, das kurze Signalement stimmt mit der Beschreibung und dem Bild überein. Also, das wird er schon gewesen sein.“

„Steht da etwas von seinen weiteren Aktivitäten, Fräulein?“



„Nur, dass er am Tag danach einen Flug nach Konstantinopel gebucht und ihn am 25. Februar auch wirklich angetreten hat.“ Solottič studierte den Akt. „Moment, die Ankunft wurde von Wachtmeister Morovitz abgewickelt, das Formular zeigt hier seine Paraphe. Er müsste jetzt eben Dienst haben, aber bis die Passagiere von der GRAZ den Kontrollschalter und die Gepäckaushang erreichen, dauert es doch noch etwas. Er wird also ohnehin noch in der Cafeteria sitzen. Kommen Sie bitte mit, Herr Kommissär!“

Der Wachtmeister war groß! Wirklich groß, und dazu noch mehr als bullig gebaut. Er war auf

dem Land aufgewachsen, hatte kaum seinen Namen lesen und schon gar nicht schreiben können. Aber Moro ging als Fabrikarbeiter in die Stadt. Nach Triest, es war die Nächstgelegene mit halbwegs gut bezahlten Stellungen. Dort hatte er als Hilfsarbeiter auf einer der Werften begonnen und allmählich die wichtigsten von den Schildern zu entziffern gelernt. Dann war er eines Tages von der Arbeit nach Hause gefahren und hatte ein Plakat im gelb-schwarz der Habsburger, aber auch der ÖDLAG gesehen. Es hatte lange gedauert, bis der Hilfsarbeiter es endlich geschafft hatte, die Worte zu lesen und sinnvoll zusammen zu stellen, aber dann hatte er sich am angegebenen Ort gemeldet. Bei der österreichischen Dampflluftschiffahrtsgesellschaft. Zuerst als Gepäckträger, in seiner Freizeit hatte er die von der Gesellschaft angebotene Möglichkeit wahrgenommen, nicht nur

lesen und schreiben zu lernen, sondern auch deutsch. Dann kam französisch, danach englisch. Da saß Moro bereits an der Gepäckaushilfe, später wurde er Sicherheitskraft und letztendlich Wachtmeister. Aber nicht nur sein Körper erinnerte an einen Elefanten, auch sein Gedächtnis. Es war einfach phänomenal, woran er sich erinnern konnte, und das noch lange nachdem es geschehen war.

Der Wachtmeister warf nur einen Blick auf das Bild und schloss kurz die Augen. „Der Mann war unter den letzten, die von Bord gegangen sind. Dann ist er in der Toilette dort drüben verschwunden, genau für – äh – 11 Minuten und 36 Sekunden nach der großen Uhr dort drüben in der Halle. Dann ist er zu meinem Schalter gekommen und hat Billett und Pass vorgezeigt. Er hat leicht nach Seife gerochen, und an seinem linken Ohr hing auch noch ein winziger Rest Seifenschaum. Er hatte einen ganz normalen Gehrock in dunklem Bordeauxrot, eine weiße Weste über weißem Hemd und schwarzen Hosen an. Elegante, italienische Stiefeletten, auch schwarz. Sehr kultivierte Sprache. Er hat mich nach einem guten Hotel gefragt, da habe ich ihm das Kaiserin Maria Theresia und das Triest empfohlen. Dann hat der Herr den Dienstmann Nummer drei acht eins angesprochen und ihm seinen Gepäckschein gegeben.“

Čipron war verblüfft. So viel Glück hatte er sich gar nicht erwartet, wenn der Mann in einem der Hotels abgestiegen war, konnten vielleicht auch dort noch schriftliche Aufzeichnungen existieren. Leider hatte er mit dem Dienstmann weniger Glück, der konnte sich an diesen Gast überhaupt nicht erinnern. Der Kommissär konnte auch ganz gut riechen, woher sowohl die Gedächtnislücke als auch die rote Nase des Mannes kamen. Von reinstem Sliwowitz nämlich. Der Kommissär verließ das Gebäude der ÖDLAG wieder und überlegte kurz. Das Maria Theresia lag näher, höchstens zehn Minuten zu Fuß, und es ging ohnehin gerade gegen Mittag. Warum also nicht das angenehme mit dem nützlichen verbinden und gleich eine Kleinigkeit zu sich nehmen? Also drückte der Graf seinen Hut auf seinen Scheitel, wirbelte seinen Gehstock einmal durch die Luft und spazierte gemächlich durch die Straßen von Triest. Seine Gedanken wanderten...

Gestern erst war es gewesen, als ein Leutnant zur See, ein Waffenmaat und sechs Waffenmatrosen, wie die Marineinfanteristen der kaiserlich-königlichen Streitkräfte im offiziellen Sprachgebrauch genannt wurden, mit den neuen kurzen halbautomatischen Karabinern über der Schulter zu ihm in das Büro gekommen waren.

„Kommissär Hektor Graf Čipron?“, hatte der Leutnant gefragt und den Titel und den Namen dabei nach österreichischer Art umgestellt, doch der Illyrer war daran schon lange gewöhnt und störte sich nicht daran.

„Ja, Herr Leutnant“, hatte er in fragendem Unterton geantwortet, nicht sicher, was der Auftritt zu bedeuten hatte.

„Ich bin Leutnant zur See Casim Donjakovič. Bitte heben Sie die rechte Hand, Herr Graf. Schwören Sie, als amtsführender Vertreter des Chefkommissär alles zu tun, um Schaden von den Donaumonarchien abzuwenden und der kaiserlich-königlichen Familie die Treue in ihrem vorübergehenden Amt als Leiter dieser Behörde?“

„Selbstverständlich schwöre ich es, bei meiner Ehre und der heiligen Bibel!“

„Dann gratuliere ich, Herr Kommissär.“ Der Leutnant reichte dem Graf die Hand. „Das wäre der angenehme Teil meiner Aufgabe. Jetzt muss ich noch den ehemaligen Polizeichef Bornthal und den

ehemaligen Kommissär Pjancetwicz verhaften. Waffenmaat Dvořak, Sie und drei Waffenmatrosen kümmern sich um den Pjancetwicz. Seien Sie vorsichtig, Maat, der Mann ist bewaffnet und unter Umständen auch gefährlich!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“, salutierte Dvořak und wandte sich an die Matrosen. „Engel, Novtny, Bokor, mitkommään! Ohne Schritt, marsch!“ Die vier Männer in ihren blauen Uniformen verließen das Büro, um ihre Amtshandlung durchzuführen.

„Ich denke, der Bornthal wird wieder einmal im Hafen sitzen und malen. Herr Kommissär, bitte entschuldigen Sie mich, ich habe heute noch eine Verhaftung vorzunehmen“, verabschiedete sich der Offizier und ließ einen fassungslosen Grafen zurück, der die Nachricht erst einmal verdauen musste.

Der stellvertretende Leiter der Polizei erreichte das Hotel und zwang seine Gedanken in die Gegenwart zurück. Das im modernen Stil in einer luftig-leichten Ansicht mit viel Glas und Leichtstahl erbaute Hotel, das nach der großen Kaiserin Maria Theresia benannt war, lag direkt am maritimen Hafen der Stadt. Die Terrasse des Speisesaales bot einen hervorragenden Blick über den Golf von Triest und das Mittelmeer und die Küche war berühmt für die Vermischung klassischer illyrischer mit französischer, italienischer und österreichischer Küche, man speiste hier wirklich hervorragend. Auch die strikte Diskretion des Personals war stadtbekannt, doch hatte der Besitzer nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass Polizeibeamte jederzeit Auskunft erhielten, wenn ein Verbrechen im Spiel war. Untreue Ehemänner und -Frauen durften sich in diesem Haus völlig sicher fühlen, dass keiner ihrer Seitensprünge ans Licht kam. Zumindest solange sie kein Gesetz übertraten. Graf Čipron nahm bei seinem Eintritt durch die große, gläserne Drehtür, welche ein Page für ihn in Bewegung setzte, den Hut ab und steuerte sofort den Tresen der Rezeption an.

Das Lächeln der jungen Dame hätte ohne weiteres einen Tesla-Scheinwerfer überstrahlt, als sie sich an den Neuankömmling wandte. „Was kann ich für Sie tun, mein Herr?“

Der Graf holte seinen Dienstausweis aus der Tasche und legte ihn auf den Tresen. „Kommissär Graf Hektor Čipron, k.u.k. Polizei Triest.“

Sie reichte den Ausweis zurück. „Ich bin Julia Arnottovic. Fräulein Julia Arnottovic. Bitte, wie kann ich der Polizei helfen?“

„Haben Sie Aufzeichnungen über einen Mann namens al Masr? Achmed al Masr, Fräulein Arnottovic?“

„Einen Moment, Herr Kommissär.“ Die junge Dame blätterte im dicken Gästebuch und holte dann fünf dünne Journale hervor. „Da haben wir ihn schon. 21. bis 25. Februar. Achmed al Masr.“ Ein kurzes Blättern in einem der dünnen Bücher. „Der Herr hat am 22. einen Tisch für zwei Personen bestellt, er hat dann mit Frau Sabine Baronin von Alpaach zu Abend gespeist. Die Dame ist pünktlich um 20 Uhr erschienen. Weder die Dame noch der Herr haben einen abgeschiedenen Tisch bestellt, und es ist nichts besonderes im Speisesaal vorgefallen. Er hat die Dame nach dem Diner draußen zur Droschke, welche wir für ihn gerufen hatten, begleitet und ist dann noch kurz an die Bar gegangen, wo er ein Glas Sekt bestellte. Wollen Sie die Quittungen sehen?“ Ein Päckchen Papier landete auf dem Tresen.

„Fräulein Arnottovic, dürfte ich mir das bitte ganz kurz ausborgen? Ich werde mich dort an diesem Tisch hin setzen und mir ein paar Notizen machen. Und vielleicht könnten Sie mir für danach noch einen Tisch im Speisesaal für heute Mittag geben?“

„Aber selbstverständlich, Herr Kommissär! Beides ist ohne Probleme machbar!“

Innerlich fluchte Čipron. All diese Informationen hätte man bereits vor einem Monat sammeln können, und alles wäre noch frisch in den Erinnerungen der Personen gewesen. So konnte er nur hoffen, von der Gräfin Alpaach nach so langer Zeit noch brauchbare Informationen zu erhalten. Gleich morgen würde er versuchen, die Dame zu besuchen und so diskret wie nur irgend möglich mit ihr über diesen Abend zu sprechen. Jetzt aber erhob er sich, nachdem er die Daten von den Belegen des Hotels in sein Notizbuch übertragen hatte, und gab die Papiere an Fräulein Arnottovic zurück.

„Danke, Fräulein. Sie haben mir meine Arbeit sehr viel angenehmer und leichter gemacht!“

„Das freut mich!“ Wieder flammte das Gigawattlächeln der jungen Frau auf. „Ihr Tisch erwartet Sie, Herr Graf. Der Oberkellner weiß bereits Bescheid!“ Hektor verbeugte sich dankend und suchte den Raum auf. Es war noch nicht ganz zwölf Uhr, und der Speisesaal noch ziemlich leer, vor allem Deutsch-Österreicher hatten jetzt bereits Platz genommen. Die Südländer würden wie meistens erst um dreizehn Uhr oder gar noch später speisen, dafür aber um so länger und gemütlicher, mit einem guten Glas Wein oder mehreren. Danach noch eine kleine Siesta, bis 15, 16 Uhr, und erst dann wurde weiter gearbeitet. Die Bewohner der nördlichen Länder hielten die Südländer deshalb für faul, aber das war einfach nicht richtig – sie verlegten die Arbeit nur aus den warmen Stunden hinaus. Im Sommer eine absolute Notwendigkeit, und warum den Rhythmus dann im Winter aufgeben? Der Graf sah aus dem Fenster auf den Hafen mit den großen Frachtschiffen aus aller Welt zur rechten und den sehr viel kleineren Yachten zur linken Hand. Er entspannte sich etwas, nippte genussvoll an seinem Glas Malvasier. Schön gekühlt, wie ein Weißwein eben sein musste, mit fruchtig-herbem Geschmack. Es war Freitag, also entschloss sich der Graf für eine fleischlose Pasta zur Vorspeise. Al Salmone, eine Spezialität des Hauses, Penne, Lachs, Tomaten-Sahnesauce, elegant abgeschmeckt, hervorragend, der reinste Genuss. Als der gegrillte Fisch des Hauptganges mit den in Butter geschwenken Rosmarinkartoffelchen an den Tisch kam, atmete Hektor Čipron den würzigen Duft vorher noch genießerisch ein, ehe er zum Besteck griff und das zarte Fleisch gekonnt von den Gräten löste. Es schmeckte einfach himmlisch, und der Graf bestellte noch ein zweites Gläschen Wein zum Hauptgang. Und auch noch ein drittes zum Dessert, eine Auswahl an verschiedenen Käsen mit Weintrauben. Danach setzte er sich an die Bar im Foyer, bestellte einen Mokka mit Schuss, also einen Espresso mit einem kleinen Trebernem, und zog eine seiner dünnen Zigarren aus der Tasche. Er riss das Zündholz an, wartete, bis der Schwefel verbrannt war und entzündete damit den Tabak. Endgültig mit der Welt und sich zufrieden genoss er den starken, schwarzen Kaffee mit Alkohol und blätterte gemütlich durch eine Zeitung, ehe er seinen Mantel und Hut von der Garderobe holte und das Hotel wieder verließ. Ein Blick auf die Taschenuhr, es war knapp nach 15 Uhr. Er beschloss, jetzt zuerst einmal in die Kommission zurück zu kehren und die Kollegen in Wien vom bisherigen Fortschritt und seinem Plan für den nächsten Tag zu unterrichten, einen Bericht schreiben und sich danach vielleicht noch einige Akten vorzunehmen, ehe er zu seiner Gattin nach Hause ging und ihr von seiner temporären Beförderung zu erzählen. Theresa würde sich darüber sicher freuen.

„Gnädige Frau, ein Herr ist da und bittet um eine kurze Unterredung mit gnädiger Frau Baronin!“ Das Stubenmädchen knickte und hielt Sabine, Baronin von Alpaach das Silbertablett mit der Besuchskarte entgegen.

„Graf Hektor Čipron! Nie gehört. Wie sieht er denn aus?“

„Sehr elegant, Gnädige Frau.“

„Na gut, Raffaella. Führ' Sie ihn in den Salon, ich wird' gleich kommen!“ Die Baronin mochte etwa vierzig Jahre alt sein, das blonde Haar trug sie modisch hochgesteckt, nur an den Schläfen ringelten sich neckisch ein paar Löckchen. Sabine war nicht hässlich, aber eine Schönheit konnte man sie auch nicht unbedingt nennen. Alles an ihr wirkte überaus durchschnittlich und eher langweilig bieder, doch sie war sehr intelligent, auch wenn sie es sogar vor ihren Bediensteten gekonnt verbarg. Eine Frau und klüger als ihr Mann, das durfte in der Öffentlichkeit nicht bekannt werden.

„Mein lieber Herr Graf!“ Sie rauschte in ihrem langen Kleid in den Salon, wo Čipron rasch aufsprang. „Sie müssen mir verzeihen, lieber Herr Graf, aber ich habe keine Ahnung, woher wir uns kennen!“ Sie hielt ihm die Hand entgegen, welche der Illyrer galant küsste.

„Wir sind uns auch noch nie begegnet, Frau Baronin. Aber die Donaumonarchien benötigen ihre Hilfe, und wir müssen dabei so diskret wie nur möglich vorgehen. Darum hat der Polizeichef mich gebeten, persönlich mit ihnen zu sprechen. So, auf Augenhöhe quasi! Nicht, dass Frau Baronin vielleicht mit einem Polizisten in Uniform sprechen müsste.“

Sabine kniff lächelnd die Augen zusammen. „Also besser mit einem Polizisten ohne Uniform? Nein, nein. Ich bin wirklich dankbar für die nette Geste. Aber bitte, Herr Graf, möchten sie nicht etwas trinken? Ich habe einen hervorragenden Pinot Noir im Haus! Oder Kaffee, es ist ja noch nicht so spät?“

„Sie haben mich durchschaut, ja ich arbeite für die Polizei. Aber ich bin wirklich auch ein echter Graf. Kaffee wäre übrigens herrlich!“

Die Baronin klingelte, gab Raffaella den Auftrag, für eine Kanne Kaffee zu sorgen und wandte sich wieder an Hektor. „Also, Herr Kommissär, wie kann ich ihnen – oder wie Sie g'sagt haben, den Donaumonarchien – denn helfen, um was geht's?“

„Um ihr Abendessen mit Achmed al'Masr!“

„Ach! Dafür interessiert sich die Polizei?“ Sabine lachte entspannt auf. „Das ist doch schon so lang' her und war eigentlich auch gar nichts Besonderes. Mein Mann und ich haben den Herrn im Dezember vorigen Jahres kennen gelernt. Eigentlich hat er ja uns beide im Februar zum Essen eingeladen, aber mein Mann war an dem Tag leider verhindert.“

„Können Sie mir vielleicht noch sagen, ob etwas zur Sprache kam, das nicht alltäglich ist?“

Die Baronin überlegte lange, dann seufzte sie. „Wenn ich jetzt nur wüsst', was Sie für nicht alltäglich halten. Wir haben über Kairo gesprochen, wie sich manche Engländer dort benehmen. Aber, was die dort machen, ist wahrscheinlich auch nicht viel schlimmer als das, was wir in manchen von unseren Gebieten anstellen. Oder die Franzosen. Über die Belgier woll'n wir da erst

gar nicht red'n, da bekomm ich gleich einen dicken Hals. Entschuldigen Sie die Abschweifung, aber..., also weiter. Wir haben über meinen Mann geredet, und dass der an dem Abend schon eine Verabredung bei der Fürstin Sabatini g'habt hat. Er geht dort schon eine Zeitlang hin und hofft halt, etwas von seiner verstorbenen Mutter zu erfahr'n. Er glaubt ganz fest daran, also an Geister und dieses Spiridingsbums. Ich kenn' mich da ja nicht so aus, mein Mann ist der G'scheite in der Familie. Ach, Raffaella, danke für den Kaffee! Sie kann dann wieder gehen, ich schenk' schon ein. Milch, Zucker, Herr Graf?"

„Nur ein wenig Zucker, danke!“

„Ja, was war denn noch? Oh, über unsere Kinder haben wir gesprochen, also die von meinem Mann und mir, der al'Masr hat ja keine. Über irgendwelche neuen Schiffe, die wir, also die Donaumonarchien, angeblich hier in Triest bauen wollen. Aber mein Gott im Himmel, wo denn sonst, nirgends anders hat man so gute Möglichkeiten dazu. Und über das Essen im Maria Theresia, das war aber auch wirklich formidabel. Ach ja, er hat mir auch erzählt, dass er in Wien war, und wie die Leute auf der Straße auf den Geburtstag von unserer Prinzessin Maria Sophia angestoßen haben. Überall haben die Wiener gefeiert, und wie das große Feuerwerk angefangen hat, haben's alle Vivat Maria Sophia geschrien! Also, wir hier haben den Geburtstag von der Prinzessin ja auch gefeiert, aber bei weitem nicht so derart intensiv, mehr im kleinen Kreis. Das war es auch schon, mehr kann ich ihnen leider nicht mehr erzählen!“

„Dann danke ich ihnen, Baronin. Ich kann jetzt noch nicht sagen, ob etwas Wichtiges dabei war, aber ich bin ihnen auf jeden Fall für den charmanten Empfang und die Gastfreundschaft dankbar!“

„Gerne, Herr Graf. Kommen Sie doch wieder vorbei, wenn es nicht um einen Fall geht. Privat!“

Čipron erhob sich und küsste der Dame die Hand. „Das wäre mir eine große Ehre und ein Vergnügen, Gräfin Alpaach. Aber dann, bitte, stellen Sie ihr Licht nicht mehr so sehr unter den Scheffel. Ich erkenne eine kluge Frau, und Sie sind die Intelligente in der Familie. Stehen Sie dazu, wir leben nicht mehr im Mittelalter, sondern am Ende des 19. Jahrhunderts.“

Nachdenklich warf sich der Kommissär, nachdem er in sein Büro zurück gekehrt war, in seinen prächtigen, gepolsterten Drehsessel aus Bugholz von Thonet und las seine Notizen noch einmal durch.

„Johannis!“ Durch die offene Bürotür hörte er eilige Schritte, dann kam Inspektor Johannis Gamtič durch die Tür.

„Ja, bitte?“ fragte er dabei höflich, und Čipron winkte ihn herein.

„Komm' herein! Setz dich“, wies der Graf auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch. „Hast du nicht einmal erwähnt, dass deine Mutter irgend etwas von einer Wahrsagerin erzählt hat, die ungemein gut gewesen sein soll?“

„Ja, da war etwas. Ist aber schon eine Weile her, irgend eine Ausländerin. Kairo, Tunis, so irgendwo aus Arabia!“

„Hm, bitte frage sie doch, ob sie noch etwas Näheres weiß, und finde auch etwas über eine Fürstin Sabatini heraus. Und über den Baron Alpaach. Wenn's geht, gestern noch, und halt mich auf dem Laufenden!“

Johannis sprang auf und salutierte. „Gern, Herr Kommissär. Ich mache mich gleich daran!“ Der Graf machte sich über die Akten des Polizeichefs. Eine sprang ihm dabei besonders ins Auge, eine mit rotem Deckel. MUGGIA – KAISERIN MARIA JOSEPHA stand in großen Druckbuchstaben auf dem Deckel. Čipron öffnete den Ordner und begann den Inhalt zu studieren.

Triest

Guido Folmatini, der Vertraute der Gräfin Sabatini, hatte sich auf einem Hügel der Halbinsel von Muggia versteckt und beobachtete die kaiserlich-königliche Werft von Triest. Der kleine, seiner Herrin Mariamne absolut hörig gewordene Ingenieur Josip Tarkič hatte ihr berichtet, dass die KAISERIN MARIA JOSEPHA noch heute zu einem Probeflug starten sollte, und Guido wollte diesen Flug mit eigenen Augen sehen. Die große Montagehalle wurde jetzt geöffnet, er konnte genau sehen, wie sich die dicken Flügel zur Seite schoben. Dreißig Meter war jede Torhälfte breit, über Wasser beinahe fünfzig hoch und unter der Wasserlinie auch nicht kleiner. Und dann fuhr das Schiff majestätisch heraus, wunderschön und elegant, von der Bugspitze bis zum Flaggenmast am Heck 301,5 Meter messend, die Bordwand war eine durchgehende geschwungene Linie, mittschiffs die breiteste Stelle mit 41,8 Metern. Der Haupttrumpf war 39,6 Meter hoch, die vier Drehtürme der Hauptartillerie standen auf stufig erhöhten Decks und waren mit je drei Kanonen ausgerüstet. Zwischen dem Hauptdeck und der Wasserlinie ragten auf jeder Seite vier Inseln aus dem Rumpf, aus denen die Rohre je zweier 10,5 Zentimeter-Geschütze ragten. Die Formen der Deckaufbauten und des Ruder- und Kommandoturmes hatten geneigte Wände, die Kanten waren weich gerundet, nichts an dem Schiff war mehr kantig und eckig. Jetzt ertönte ein Signalhorn vom Land, die Signalfolge großen Mast über dem Peildeck der MARIA JOSEPHA wippte noch einmal unternehmungslustig und wurde dann eingeholt. Das Wasser rund um das Schiff schien mit einem Mal zu kochen, langsam, majestätisch, hob sich der schwere Körper aus dem Wasser, stieg dann schneller und immer schneller werdend in den Himmel, kaum konnte Guido mit dem Feldstecher der Bewegung folgen, und dann verlor er sie aus den Augen, der Kapitän musste auch auf Vortrieb gestellt haben. Da, mit bloßem Auge fand er das rasch kleiner werdende Schiff wieder, die Geschwindigkeit musste enorm sein. Dann war die MARIA JOSEPHA verschwunden, und Guido sah mit verträumten Augen über die Bucht von Triest. Was für Zähne des wahren Glaubens würde dieses Schiff abgeben. Blitzschnell an Ort und Stelle, und mit Blitzen ausgestattet, die Feinde des Ordens zu zerschmettern! Jetzt, die JOSEPHA kam zurück, in rasender Fahrt im Wasser, eine solche Bugwelle hatte Guido noch nie gesehen. Vor der Montagehalle stoppte die KAISERIN MARIA JOSEPHA und legte dann sanft am werfteigenen Pier an, die Montagehalle benötigte das neue Wunderwerk des Genies Teslas nun nicht mehr. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, dieses Schiff war voll einsatzbereit.

=◇=

Mariamne kam ihrem Gast mit ausgebreiteten Armen entgegen. „„Mein lieber Herr Chefkommissär! Sie haben mich schon so lange nicht mehr besucht, mein Lieber! Haben Sie etwa ihr Gemälde von Muggia beendet? Darf ich es bitte sehen?“

Bornthal nickte glücklich. „Es ist fertig, und wie Sie es mir rieten, meine liebe Fürstin, es ist sehr detailliert geworden.“ Er küsste die gereichte Hand hingebungsvoll. „Es ist wahr, diese

Beschäftigung mit den winzigen Kleinigkeiten hat meinem Bild eine ganz neue Tiefe gegeben, und mir auch über mich selbst die Augen geöffnet. Es war großartig! Sehen Sie nur, meine liebe Mariamne!“ Er stellte das große Bild auf eine Staffelei im Salon Mariamnes. Es war zwar vom künstlerischen nicht so toll, aber wirklich sehr detailgetreu. Das Bild erinnerte eher an eine militärische Lagezeichnung als an ein Kunstwerk, doch gerade dieser Umstand machte die Begeisterung der Gräfin um so überzeugender!

„Grandios, mein lieber Franz! Genial! Bitte, Sie müssen es mir überlassen! Ich werde, wenn Sie dereinst ein berühmter Künstler sind, sagen können, ich besäße eines ihrer ersten Bilder! Ich bitte Sie!“

Franz Bornthal beugte sich noch einmal über ihre Hand. „Es gehört ihnen, teure Freundin. Werden Sie mir jetzt Modell sitzen, wie Sie es versprochen haben?“

„Aber selbstverständlich, mein lieber Franz! Bitte, kommen Sie doch mit, wir wollen auf ihren Erfolg anstoßen! Kommen Sie! Wir müssen sprechen, darüber, was ich tragen soll. Perlen? Ein Diadem mit Smaragden und eine Kette mit Anhänger?“ Sie ging zur Anrichte und goss zwei Gläser Portwein ein.

„Am liebsten, meine teuerste Freundin, mit ihrer Perlenkette um den Hals, einer ähnlichen um die Hüfte und ihren wundervollen Schuhen!“

„Und sonst gar nichts? Sie sind aber ein ganz ein böser Junge! Meinen Sie etwa so?“ Sie warf ihre dünnen Schleiergewänder ab und stellte sich in Positur. „Salute, mein lieber Freund!“ Die Gläser klangen hell, und Bornthal war so intensiv in die Betrachtung ihrer Kurven vertieft, dass es ihm nicht auffiel, dass die Fürstin gar nicht trank, und als das Brennen in seiner Kehle begann, war es bereits viel zu spät. Die Fürstin Sabatini sah ungerührt zu, wie sich Bornthal sterbend in schweren Krämpfen wand und erstickte. Dann zog sie ihr Gewand wieder an und klingelte ihrem Vertrauten.

„Schaff dieses Aas in den Kühlkeller, Guido, in ein paar Tagen schaffen wir dann ihn in den Hafen. Und dann nimm dieses Bild, instruiere deine Leute, übermorgen wird das Chaos nach dem Verschwinden von Bornthal am größten sein. Niemand wird sich groß darum kümmern, die Bewachung für die KAISERIN MARIA JOSEPHA zu verstärken, bis der neue Polizeichef ernannt ist, und dann ist es zu spät!“ Die Sabatini lachte vergnügt auf. „Die Österreicher haben dem Orden die besten Zähne auf und über dem Meer und dem Land gebaut, und wir werden damit kräftig zuzubeißen wissen!“

=◇=

Der Fußtritt des Waffenmatrosen Karol Novotny sprengte das Schloss, und krachend prallte die Tür gegen die Wand. Zwei Gewehrläufe ragten in den Raum, in welchem ein Mann zu seiner Kleidung sprang und eine nackte Frau kreischend hinter dem Bett Zuflucht suchte.

„Im Namen ihrer kaiserlich-königlichen Majestät“, donnerte die befehlsgewohnte Stimme des Waffenmaates Johann Dvořak. „Raffael Pjancetwicz, ich erkläre Sie für festgenommen. Wir sind berechtigt, im Falle einer Gegenwehr von der Schusswaffe Gebrauch zu machen, heben Sie beide Hände und treten Sie von dem Stuhl zurück! Tummel dich ein bisschen, sonst blas' ich dir dein depperten Fetz'nschäd'l von den Schultern. Mit Verrätern hab' ich kann Pardon!“

„Verräter? Aber ich bin doch kein...“

„Statt zu recherchieren, wie man dir's auftragen hat, bist zu deiner Freundin nageln `gangen. Wegen deiner Schlamperei hab'n wir wertvolle Zeit verlor'n, nach dem Attentäter zu fahnden, der die Prinzessin Maria Sophia umbringen will. Ich hoff', die Katz' war's zumindest wert, dass du jetzt in Häf'n gehst. Und rech'n net mit dein Polizeichef. Den such'n wir auch schon.“ Der Waffenmaat untersuchte die Kleidung des ehemaligen Kommissärs und nahm dessen Pistole und Ausweistasche an sich. Dann warf er Piancetwicz die Hose zu. „Zieh' dir die Hosen an, Bub. Im Häfen werd'n's dir's eh schnell genug wieder ausziehen. Verräter und Kieberer mag man dort nicht so gerne, und verräterische Kieberer no weniger! Nämlich genau gar net! Fräulein, das wird die letzte Zahlung von diesem Herrn sein, jetzt werden's einen neuen Gschamsterer brauchen, fürcht' ich!“ Er warf dem immer noch nackten Mädchen, das sich jetzt eine Decke vorhielt, ein paar Geldscheine aus der Tasche des Arretierten zu und salutierte flüchtig. „Habe die Ehre!“ Dann wandte er sich an seine Matrosen und deutete auf den Ex-Kommissär. „Abführen!“

=◇=

Es war an sich natürlich nichts Besonderes, dass der Markgraf von Buri, Andreas Malkevics aus Udine, in der Nähe des nur 52 Kilometer von seiner Heimatstadt entfernten Ortes Grado eine kleine Strandvilla erbauen ließ. Es fiel auch nicht weiter auf, dass er eine eigene Mole davor in das Meer betonieren ließ und so seinen eigenen, sogar ziemlich großen und sicheren Hafen besaß. In diesem lagen eine neue Dampfyacht mit Schraubenantrieb sowie einige moderne Sport- und Rennboote ebenso wie eine alte Yacht mit Segelmasten und Schaufelrad-Antrieb aus dem vorigen Jahrhundert, als man noch die Dampfkessel mit Kohle heizte, der originalgetreue Nachbau einer römischen Liburne, einer mittelalterlichen Karacke und einer venezianischen Galeasse. Falls jemand den kleinen Kutter zwischen all diesen Schiffen und Booten überhaupt gesehen hätte, was sollte man sich dabei schon denken? Der Markgraf war eben ein Sammler, vielleicht war es der Kutter eines berühmten Schiffes gewesen. Was wusste man schon, was im Gehirn eines solchen Mannes, eines Sammlers maritimer Fahrzeuge, so vorging? Man hätte unter Umständen noch die Achseln über dem neuen Boot gezuckt und wäre auf jeden Fall einfach weiter gegangen. Dieses spezielle Mal hätte man den Markgrafen allerdings bitter Unrecht getan, denn er hatte dieses unscheinbare Boot nie gesehen. Seit er die Villa im Oktober 1888 winterfest gemacht hatte, war er nur einmal kurz mit einer Dame, welche allerdings nicht die Markgräfin war, im November für einige wenige Tage hier gewesen. Doch selbst wenn der sonst so in die verschiedensten Wasserfahrzeuge vernarrte Markgraf sich damals von seinem Gast für kurze Zeit losgemacht und auch nach seinen Schiffen gesehen hätte, damals war dieses Boot noch gar nicht in seinem Hafen. Und vor Mitte Mai war die Familie Malkevics auf keinen Fall zurück in Grado zu erwarten, denn den Winter verbrachte sie auf den Gütern der Familie in der Bucht von Zula. Die Familie der Malkevics war mit dem Bau innovativer Dampfschiffe geradezu unverschämt reich geworden und war heute noch zu einem nicht unbeträchtlichen Teil an der kaiserlich-königlichen Werft zu Triest beteiligt. Als Gegenleistung für den Bau einer starken Verteidigungsanlage auf der Insel Dissei in der Einfahrt zum Golf von Zula zu einem vernünftigen Preis hatte ihn die Regentin zum Markgraf der Halbinsel Buri im Osten der Bucht ernannt. Andreas Malkevics nahm diese seine Stellung als Markgraf durchaus ernst, auch im Norden dieser zumeist flachen Halbinsel stand jetzt zur Verteidigung der Einfahrt in die Bucht eine tief in den Boden gegrabene kombinierte Langgeschütz- und Mörserstellung aus bestem Beton, der mit einigen Gittern aus Kortwitz-Leichtstahl verstärkt und an manchen Stellen meterdick war und selbst direkten Treffern der schwersten bekannten Schiffsgeschütze standhalten konnte. So hatte der Markgraf keine Ahnung, dass in seinem Hafen

einige Zeit ein 13,5 Meter langer und 3,9 Meter breiter Kutter für 9 Riemenpaare, aber ohne Mast vertäut lag.

Die achtzehn Männer an den Riemen dieses ausgemusterten italienischen Marinekutters, der jetzt über die Bucht von Triest Richtung Muggia fuhr, trugen wie die anderen Männer an Bord warm gefütterte Jacken aus dichtem, wasserabweisendem Material, so genannte Friesennerze, denn Abends kühlte es auf dem Wasser immer noch ganz empfindlich ab. Guido Folmatini hatte einige wegen diverser Unregelmäßigkeiten aus dem Dienst in der kaiserlich-königlichen Marine ausgemusterte Matrosen aufgetrieben und angeheuert, damit sie im Falle eines Falles bereit stehen sollten. Auf vielen, ja, auf fast jedem Handelsschiff, welches hier oder in Venedig einlief, hatte er die eine oder andere gescheiterte Existenz gefunden. Zumeist Schläger und Stänkerer, einige hatten Material abgezweigt und verkauft. Von denen, die wegen Trunkenheit im Dienst geschasst wurden, hatte er vorsichtshalber die Finger gelassen, sie schienen ihm verständlicherweise viel zu Unzuverlässig. Dafür hatte er einen ehemaligen Rudermaat gefunden, der auf einem Flugkreuzer gedient hatte und wegen sexueller Belästigung eines einfachen Matrosen fünf Jahre im Marinegefängnis in Monfalcone gesessen hatte. Guido hatte auch den ausgemusterten Waffengast Willi Horaček gefunden, einen baumlangen Kerl, der in seinem Leben bisher schon mehr Arme und Beine gebrochen hatte als eine durchschnittliche Verbrecherbande in Wien. Wegen seiner Gewalttätigkeit Untergebenen gegenüber aus der Marine entlassen, hatte sich Horaček danach als Wächter und Geldeintreiber verdingt. Dafür war er auch schon mehr als einmal vor einem Gericht gestanden. Insgesamt war er aber nur wenige Wochen im Bau gewesen, denn nach jedem Mal war er einfach in eine andere Stadt gezogen und hatte dort neu begonnen. Und als vermeintlicher Ersttäter war die Strafe geringer als für Jemand, der eine Dauerkarte in den Kommissionen gelöst hatte. Für Guido war Willi der perfekte Mann, um die anderen zwielichtigen Kerle mit seinen Fäusten in Schach zu halten. Die letzten Tage hatten sie in der Villa des Markgrafen geschlafen und mit dem Kutter geübt, gleichzeitig aber auch begonnen, den Rumpf des alten Raddampfers neu zu lackieren und das Gehäuse über den Rädern vorsichtig abzutragen. ‚Renovierungsarbeiten‘ hatten sich die Fischer von Grado nur gedacht und waren weiter ihren Geschäften nachgegangen.

Nun näherte sich der mattschwarz gestrichene Kutter allmählich Muggia, und Guido am Bug des Bootes bedeutete Horaček, der am Ruder saß, das Tempo verringern zu lassen. Der Lichtschein des Leuchtturmes huschte am Bug vorbei, und die Ruderer legten sich unaufgefordert mächtig in die Riemen. Wenn der Strahl das nächste Mal an diese Stelle kam, wollten sie schon wieder unentdeckt aus dem Bereich sein. Das gelang auch mit der Leichtigkeit stundenlangen trainierens, und nun ließen sie das Boot wieder langsamer werden. Sie hatten alles Dutzende von Malen immer und immer wieder durchgekaut, die letzten Male sogar mit einem Bild. Jetzt musste jeden Moment das Patrouillenboot der Küstenwache vorbei kommen, und pünktlich auf die Minute fuhr die Kanonenbarkasse P-355 HAMMERAXT in der vorherberechneten Entfernung an dem Kutter vorbei. Die zumeist aus dem italienischen oder illyrischen Teil der Monarchien stammenden Männer grinsten stumm vor sich hin. Diese dumme Pünktlichkeit der Tedesci, diesmal sollten sie lernen, dass man alles übertreiben konnte, auch Disziplin und Pünktlichkeit.

„Weiter“, zischte Guido, und der Kutter näherte sich langsam dem silbergrauen Schatten, der an der Mole der Werft vertäut war.

„Herr Bootsmann!“ In dem ruhigen Raum des Küstenbunkers trug selbst das gehauchte Flüstern des Waffenmatrosen erster Klasse Johann Woitila einige Meter weit. Waffenbootsmann Jiri Vitašil

sah sich um und den Waffenmatrosen winken, mit wenigen großen Schritten war er am Horchposten des Matrosen.

„Was gibt es?“

„Rhythmisches Plätschern, Herr Bootsmann. Moment, jetzt ist's still.“ Er sah auf seine Uhr. „Die Kanonenbarkasse KKB HAMMERAXT müsste jetzt gleich in den Sektor komm'n. Ah ja, genau! Bitte um Geduld, Herr Bootsmann.“

„Schon gut, Woitila. Ist das Rohr noch auf die letzte Position ihrer Ortung gerichtet?“

„Melde gehorsamst, das ja, Herr Bootsmann!“

„Lassen's mich einmal d'ran!“ Der Bootsmann winkte den Matrosen weg, verlängerte das Schallrohr des großen Schalltrichters unter Wasser und presste sein Ohr dagegen.

Woitila behielt den Zeiger seiner Uhr im Auge. „Jetzt sollt' ...“

„Still“, zischte der Bootsmann. „Richtig g'hört, Woitila, gut g'macht. Was schätzen's?“

„Vierzehn bis achtzehn Riemen, also ein Kutter, würd' ich sagen!“

„Ich auch! Weitermachen!“ Sofort klebte das Ohr Woitilas wieder am Schallrohr, das er für seine Größe wieder verkürzte. Der Waffenbootsmann aber verließ so leise wie möglich den Raum und griff draußen nach dem Fernsprecher.

„Herr Wachkommandant? Meldung!“

Am Bug des Kutters hob Guido Folmatini eine altertümlich wirkende Armbrust und zielte steil aufwärts. Die ausgelöste Sehne riss die mit Stoff umwickelte Enterdregge nach vorne, sie machte kaum ein Geräusch, als sie auf das Deck der KAISERIN MARIA JOSEPHA fiel. Als das Tau eingeholt wurde, verhakte sich einer der Arme fest am Schanzkleid. Guido gab dem schwächlichen Fassadenkletterer, einem der wenigen Landratten an Bord, einen leichten Stups.

„Los, Fredi!“ Der grinste und begann geschickt mit dem Aufstieg, eine Strickleiter hinter sich her ziehend. Oben angekommen lugte er vorsichtig über den Rand der Schanze, ehe er sich darüber schwang. Rasch befestigte er die Strickleiter an der verhakten Dregge und lehnte sich kurz hinaus, um nach unten zu winken.

„Also, Leute, zuerst die Nahkämpfer, dann die Nautiker!“ flüsterte Guido überflüssigerweise, und das Entern der MARIA JOSEPHA begann.

Der Balasz Andraš, ein Waffenmatrose zweiter Klasse, lag unter einer Persenning auf dem Deck, seinen Karabiner schussbereit vor sich. Es klapperte leise, dann folgte ab und zu ein leises Knirschen. Danach war Ruhe, nervenzerreißende Stille, ein Flüstern, unverständlich für den Andraš, dessen Adrenalinspiegel mehr und mehr stieg. Weiteres Flüstern, dann flutete grelles Licht von den Scheinwerfern des Peildecks ganz oben über das Hauptdeck, dreißig Waffenmatrosen der k. u. k. Marine sprangen aus ihren Verstecken und richteten ihre Waffen auf die völlig überrumpelten Piraten. Ein Leutnant zur See beugte sich über die Schanzung.

„Ihr könnt's ruhig alle `rauf kommen. Den Maxim-Gewehren werdet's sowieso nicht entkommen. Also, G'fängnis oder Kugel, entscheidet's euch schnell, ihr Haderlumpen. Mir ist's gleich!“ Guido ließ die Schultern und den Kopf hängen. Gescheitert. Ein Glück nur, dass er zu den Treffen mit seinen Leuten immer mit Perücke und Bart erschienen war, eine genaue Beschreibung durch seine Helfer war so nicht möglich.

„Also, wer will, steigt hinauf. Ich halte euch nicht.“ Er setzte sich in das Heck und beobachtete seine Kumpane beim Aufstieg. Dann holte er eine Bombe aus seiner Tasche, riss den Zünder ab und hielt sich die Höllenmaschine an den Kopf. Die Explosion hinterließ nicht genug, um Guido identifizieren zu können, zumindest seine Vorgesetzte und der Orden waren für den Moment gerettet.

=◇=

„Herr Kommissär, Sie werden nicht glauben, was letzte Nacht geschehen ist!“ Inspektor Gamtič sprang von seinem Stuhl auf, als Graf Čipron die Kriminalkommission betrat.

„Dann erzähle es mir erst gar nicht, Johannis. Wenn ich es ja sowieso nicht glauben werde!“ Der interimistische Polizeichef stellte seinen Stock in den dafür vorgesehenen Halter und legte den Mantel ab, den der Inspektor sofort in den Kleiderschrank hing.

„Die Werft haben einige Verbrecher überfallen! Die wollten die MARIA JOSEPHA stehlen!“

„Na, dann ist es ja gut, dass die Seesoldaten der Marine seit zwei Tagen die Sicherung und Bewachung in Muggia übernommen haben. Ich hätte gar nicht gewusst, wo ich welche Leute hinstellen soll und worauf die aufpassen sollten!“ Der Kommissär blätterte rasch durch die offizielle Post. „Geh, sei so gut, gehe zu den Alpaachs, ich lasse dem Baron Alpaach ausrichten, ich würde ihn gerne sprechen. Heute noch, sei höflich, aber lass dich nicht verträsten.“

Ein schlanker, großer Mann mit einem Monokel im rechten Auge betrat das Büro des Kommissärs. „Ich bin Viktor, Baron Alpaach. Sie hab'n ein paar Frag'n an mich, Kommissär?“ Die Stimme des Nordländers klang knapp und unwirsch. „Wenn wir's kurz machen können, ich hab' wenig Zeit!“

„Danke für ihr Kommen, Alpaach!“ Hektor Čipron wies auf einen Stuhl. „Bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Der Baron hob eine Braue. „Herr Baron Alpaach, wenn's recht ist. So viel Zeit muss sein, Kommissär.“

„Herr Graf von Čipron, wenn es genehm ist! So viel Zeit muss schon sein! Können wir diese dummen Spielchen jetzt lassen? Wie Sie es auch drehen und wenden, mit einer hohen Nase kommen Sie bei mir nicht weiter!“ Čipron schlug mit der Faust auf den Tisch. „Also, steigen Sie von ihrem hohen Ross, Alpaach, und erzählen Sie mir etwas von Achmed al'Masr und wie es dazu gekommen ist, dass Sie bei dem Dîner ihrer Gattin mit dem Ägypter nicht anwesend waren! Und keine Fisimatenten mehr, Alpaach. Es geht um einen Mordanschlag an unserer Prinzessin Maria Sophia!“

„Na, ja, also der al'Masr hat mich nicht interessiert, also hab' ich g'sagt, ich geh' wieder zu einer von den Seancen, wo meine Frau auch schon einmal mit war. Weil ich `was von meiner Mutter

selig erfahren wollt'. Das war aber net ganz wahr, eigentlich war ich zum, na Sie wissen schon..." Der Baron wies auf seine Leibesmitte. „Die Sabatini hat da ein paar Mäderln, also, Herrgott, ich bin halt ein Mann, und des sind fescche Pupperln. Sie war'n bei meiner Frau, die ist so langweilig, und bei der Sabatini ist's halt so viel aufregender! Die Weiber liegen net einfach nur gelangweilt und langweilig herum und warten, bis man fertig ist! Die geben richtig contra, so aus der Hüft'n!“ Der Baron hatte sich in Feuer geredet.

„Alpaach, es ist mir völlig gleichgültig, wo Sie sich ihren Spaß holen! Aber wenn der al'Masr seine Hände oder Fragen im Spiel hat, dann halte ich das für wichtig. Wer war denn noch dort?“

„Das weiß ich doch nicht!“ Der Baron holte eine Zigarette aus seiner Tasche, entzündete sie und inhalierte tief. „Bei der Sabatini tragt jeder so eine Halbmaske, wie auf einem Maskenball, und ich hab nun wirklich keine Ahnung, wer der Mann mit den Muttermalen am Hinterteil oder die Dame mit den tollen Brüsten war. Außerhalb der Spaßrunden bei der Sabatini seh' ich die Leute ja nicht nackt, und dort seh' ich des G'sicht nicht. Und dunkle Flecken irgendwo, mein Gott, die sind schnell aufg'malt. Ich hab' meinen Beitrag bezahlt, der nicht zu knapp war, hab' mich auszog'n, mir eine Maske g'nommen und meinen Spaß g'habt. Net mehr und net weniger! Und net zum ersten, aber sicher auch net zum letzten Mal! Darf i jetzt geh'n?“

„Meinetwegen, ihre sexuellen Verfehlungen gehen mich nichts an. Aber wenn Sie sagen, ihre Frau liege nur langweilig und gelangweilt unter ihnen, dann liegt das sehr wahrscheinlich an ihnen. Vielleicht sollten Sie mit ihrer Frau einmal darüber sprechen, was sie gerne hätte. Dann ist sie dabei auch nicht mehr gelangweilt. Aber, Alpaach, es ist ihre Sache, mich geht es nichts an! Auf Wiedersehen.“

„Habe die Ehre!“ Der Baron ergriff mit zornrotem Gesicht seinen Hut und stürmte hinaus.

=◇=

„So ein bleder Krowot“, schimpfte der Baron noch beim Heimkommen. „Jetzt stell' dir vor, ich soll mit dir über unser Liebesleben red'n. Eine solche Impertinenz! Raffaella, bringen's Stock und Hut weg! Ich mein', das ist doch nichts, worüber man mit einer wohlerzogenen und ehrbaren Frau reden kann! Das ist beleidigend!“

„Du redest schon mit mir darüber, Viktor. Nur falls es dir entgangen sein sollte“ gab die Baronin contra. „Und warum sollen wir nicht darüber reden? Vielleicht, weil es sich für eine ehrbare Frau nicht schickt, d'ran zu denk'n und vielleicht auch noch Lust zu empfinden, wenn der Herr Gemahl sich gnädiger weis' herablässt, einen Erben zeugen zu woll'n? Jetzt platzt mir aber endgültig die Hutschnur! Na klar ist mir fad, wenn du nur so herumrutscht und herumpfuscht und nichts zambringst! Da ist mir wirklich viel lieber, du gehst zu deine Katzen bei der Sabatini und lasst mich ganz in Ruh'.“ Die Baronin hatte in der typisch weiblichen Geste die Hände in die Hüften gestemmt, ihre Wangen hatten sich gerötet und bei einer schnellen Kopfbewegung hatte sich eine Strähne ihres Haares aus dem Knoten gelöst und hing ihr ins Gesicht.

„Aber Sabine...“

„Nichts mit ‚aber Sabine‘, wehrte sie mittels einer beidhändigen Geste mit weit gespreizten Fingern ab. „Da hast du überhaupt keine Ahnung davon, wie man eine Frau zufrieden stellt, aber groß reden und zu den Banern hobeln geh'n, des kannst. Und jetzt sag' ich dir was“, sie stach mit

dem manikürten Zeigefinger nach seiner Brust. „Das, was du kannst, kann ich noch viel besser. Weil ich weiß von deine Weiber, von deine Hur'n und auch von der Sabatini, aber du hast keine Ahnung dass, wo und mit wem ich's treib'. Na gut, dass ich's tu', das weißt jetzt, das hab' ich dir ja grad' selber g'sagt, aber den Rest wirst du nie erfahren. Nie! Weil ich's g'scheiter als du anstell! Und es ist ein Mann, der net nur mit der Gosch'n g'schickt ist und sonst eigentlich gar nichts zu stand' bringt, einer, der mich dort hin bringt, wo ich hin will und der dafür sorgt, dass ich auf meine Kost'n komm'!“



„Aber Sabine, so, so kenn' ich dich...“

„Du hast mich doch noch nie `kannt. Du hast mich ja die letzt'n Jahr seit der Geburt vom Joschi net einmal mehr richtig angeschaut, du schaut nur mehr in deine Zeitungen und dann gehst!“

„Was soll ich denn jetzt mach'n, Sabine, ich...“

„Du könntest ja vielleicht einmal damit anfangen, dass mich angreifst. Zart, genau da.“ Sie drückte ihn auf einen Stuhl, setzte einen Fuß auf seinen Oberschenkel und führte seine Hand an ihre Waden. „Und jetzt arbeitest du dich langsam nach oben vor.

Langsamer und zarter, du patscherter grober Lackl. Ja, so ist's recht, jetzt bist endlich auf der richtigen Spur. Ein bisserl weiter, ja! Da, oh ja, genau richtig! Und jetzt darfst ein klein wenig fester hin greif'n, aber trotzdem mit G'fühl! Du hast noch nie g'sehen, wie eine Frau dort aussieht, oder?“ Sie setzte sich auf die Tischkante. „Jetzt schau's dir an, und ich erklär's dir ... Ja, Viktor, ja ... oh, Mariandjoseph, ich mag das G'fühl von an Backenbart zwischen meine Schenker!“

Der Baron hob den Kopf und strich sich über die glatten Wangen. „Meinst, mir würd' so einer steh'n?“

„Im Moment genügen noch die Koteletten, aber später... Und jetzt – viens ici et agis comme un Homme!“

„Du kannst französisch, Sabine?“

„Nur, wenn du vorher unter die Dusch' gehst und dich ordentlich waschst. Überall. Und mit einer Menge Seife!“

Viktor von Alpaach schluckte trocken. „Echt jetzt? Das tätest' du wirklich tun? Und gr...“

„Niemals! Vergiss es gleich wieder!“

„Aber so von...“

„Jederzeit, Viktor. Natürlich! Komm schon!“

=◇=

Lange bevor es an der Tür klopfte wusste Graf Čipron bereits, dass der Bürobote eine Depesche für ihn hatte. Niemand außer dem jungen Bogumir hatte diesen harten, metallischen Schritt. Und nur sein Erscheinen wurde von einer Reihe von Flüchen angekündigt, wenn der kleine, wieselflinke Mann wieder einmal unterwegs war. Einerseits wünschte sich der Graf eine moderne, mit Dampfdruck betriebene Rohrpostanlage, andererseits waren da Bogumir und andere, die ähnlich arm daran waren und als Boten noch ihr Essen verdienen konnten. Und irgendwie – eine dampfbetriebene Postverteilung hatte er in der Person von Bogumir und seinen Beinprothesen ja ohnehin schon. Ein Gefecht mit Banditen in der gebirgigen Grenzregion zwischen Bosnien und Serbien hatte Bogumir seine Beine gekostet. Ein Scharmützel, unwichtig, bedeutungslos, der Bericht war wahrscheinlich in den übergeordneten Stellen abgelegt worden, wenn er Wien überhaupt je erreicht hatte. Aber Bogumir war seither ein Krüppel, eine Kugel hatte seine linke Kniescheibe zertrümmert, andere seine Kameraden getötet. Seine Arme konnte der illyrische Soldat aber noch benutzen, und Bogumir erwiderte das Feuer. Gezielt und effektiv. Er blieb der letzte Überlebende des Kampfes und kämpfte sich durch den tiefen Schnee den Berg hinunter. Er überlebte, aber seine Beine waren erfroren und mussten amputiert werden. Das Militär hatte ihm eine Blechscheibe an die Brust geheftet und ihn ehrenhaft entlassen, die k. u. k. Soldatenversicherung hatte seine neuen Beine bezahlt und ihm nach seiner Heilung einen Posten besorgt. Bei der Polizei von Triest.

„Eine Depesche aus Wien, Herr Polizeichef Oberkommissär“, meldete Bogumir salutierend.

„Ich bin weder der Polizeichef von Triest noch Oberkommissär“, berichtigte Hektor den Boten.

„Dann hat der Josip was falsches gesagt, wie er die Depesche niedergeschrieben hat, Herr Oberkommissär. ‚Endlich wird einer von uns Chef in Triest‘, hat er gesagt.“

„Hat er? Und du hast es ganz zufällig gehört?“

„Jawo... nein, Herr Oberkommissär. Mit voller Absicht“, gestand Bogumir grinsend. Čipron lächelte amüsiert zurück und öffnete die Depesche.

„Stimmt! Der k.u.k. Polizeigeneralkommissär Fürst von und zu Oderburg ernennt mich zum Oberkommissär und zum Chefkommisär von Triest. Muggia fällt weiter unter die Zuständigkeit der Militärpolizei und der Waffensoldaten. Gott sei es gedankt, mir ist das ganz recht, da kann ich in Ruhe weiter an der Causa al’Masr arbeiten. Außerdem soll ein neuer Kommissär aus Wien auf eigenen Wunsch nach Triest versetzt werden und der Johannis Gamtič wird Unterkommisär. Johannis, komm her! Ich gratuliere dir zum Unterkommisär, und jetzt besorgt uns der Bogumir ein paar Fläschchen Sekt zum Einstand, den trinken wir dann nach Dienstschluss mit den Kollegen. Was hast du heraus bekommen mit der Wahrsagerin und der Sabatini?“

„Dass die Hexe von meiner Mutter eine Serbin mit falschem arabischen Akzent war, und das noch schlecht imitiert. Und auch sonst war die Alte eine richtige Schwindlerin. Es gibt keine echten Hellseher, Chefkommissär.“

„Bist du sicher, Johannes?“ Čipron lehnte sich zurück, bot seinem neuen Unterkommissär eine Zigarre an und nahm auch selbst eine. „Ich nicht. Ja, von tausend Zigeunerinnen, Wahrsagerinnen, Orakel, Hexen und Orientalinnen sind wahrscheinlich neunhundertneunundneunzig gefälscht. Aber die eine, die echte, die schaut wahrscheinlich aus wie meine Frau oder eine von den Touristinnen, die im Sommer nach Triest kommen. Und sie redet auch nicht viel anders. Unter den Damen, denen man überhaupt nichts ansieht, unter all den Frauen auf der Welt gibt es wahrscheinlich eine Menge echter Medien. So, wie es ja auch echte Vampire und Werwölfe gibt.“

„Vampire ganz sicher, Herr Chefkommissär. Die arbeiten wahrscheinlich alle für die Finanzämter. Oder als Anwälte.“

Čipron verdrehte die Augen. „Wirklich witzig, Johannes. Sehr witzig. Und die Sabatini? Was hast du gehört?“

„Nur Gerüchte. Reiche Frau aus Alexandria, die sich einen Fürsten Sabatini gekauft hat, der jetzt irgendwo in Ägypten weggeschlossen ist, während sie ihren Spaß als Fürstin hat“, referierte der frischgebackene Unterkommissär aus dem Kopf. „Eine Circe, welche den Fürsten Sabatini geheiratet und dann entweder mit ihren Hexenkräften oder ihrer unersättlichen Leidenschaft in sein Grab gebracht hat. Ich wünschte mir für ihn, es war letzteres. Zumindest wär's doch ein schöner Tod! Wie auch immer – es gibt nichts Handfestes, alles nur Gerede und Getratsche. Interessant ist auf jeden Fall, dass es im italienischen Adelsverzeichnis eine Familie Sabatini gibt, die den Titel Conte, also Graf, und eine Familie Sobati, welche den Titel Principe, also Fürst tragen darf. Also entweder ist sie keine Sabatini, oder keine Principessa!“

„Sauber“, lobte der Polizeichef. „Noch eine Fälschung. Wie bist du an eine italienische Adelsliste gekommen?“

Unterkommissär Johannes Gamtič nahm Haltung an. „Melde gehorsamst, aus der öffentlichen Bibliothek, Herr Oberkommissär!“

Čipron schloss die Augen und seufzte. „Dass ich gar nicht daran gedacht habe! Sehr gut gemacht, Johannes. Wirklich sehr gut. Dann werden wir der Dame einmal einen Besuch abstatten. Aber lass die Hose zu, Unterkommissär! Sie soll sehr verführerisch sein.“

„Ach, an mir wird sie überhaupt nicht interessiert sein“, lachte Gamtič auf. „Ich bin doch weder Ober- noch Chefkommissär, und Graf bin ich auch keiner. Ich werde für sie gar nicht da sein, sie wird alle Aufmerksamkeit auf Sie richten!“

Der frischgebackene Chefkommissär nahm rasch noch einige private Besuchskarten aus der Tasche und fügte dem ‚Graf Hektor Čipron‘ noch handschriftlich ein ‚Chefkommissär von Triest‘ hinzu.

„So, und jetzt können wir gehen“, befand er, als die Tinte getrocknet und steckte seine neuen Karten ein. Es war ein sonniger Märztag in Triest, und die erste Ahnung von Frühling hing hier im Süden bereits in der Luft, als die Herren mit der Dienstdampfdroschke durch die Straßen Triests zur Villa der falschen Fürstin Sabatini fuhren.

„Komisch, dass bis jetzt niemand von ihren Besuchern nachgeschaut hat, ob die Sabatini und ihr Titel echt sind“, wunderte sich Hektor Čipron.

„Naja, wer hat denn das letzte Mal im Gotha den Namen Čipron gesucht?“, fragte Gamtič achselzuckend. „Man nimmt schon an, dass ein Ausweis echt ist.“

Čipron schüttelte den Kopf. „Da hast du auch wieder recht, Johannis, aber die Gutgläubigkeit der Menschen, wenn jemand einen Titel benützt – das ist schon erschreckend!“

=◇=

Ein Kammerdiener öffnete die Tür des Palais Tridor. „Guten Tag, meine Herren. Willkommen bei der Fürstin Sabatini!“ Der Lakai führte die beiden Polizeibeamten weiter und ließ sie in den Salon.

„Sie sind etwas zu früh, meine Herren, aber ich werde der Fürstin ihr Eintreffen selbstverständlich sofort melden.“ Er nahm ihre Mäntel und Hüte entgegen, dann legten die Polizisten ihre Besuchskarten auf das dafür bereit gestellte Tablett, welches der Diener sofort gegen ein neues auswechselte und jenes mit den Karten mit nahm.

„Ziemlich geschmackvoll!“ Johannis bewunderte die wenigen, aber guten Gemälde an der Wand. „Diese Bilder sind derart erotisch, dass einem die Hose platzen möchte und trotzdem könnte man sie in jeder Kirche aufhängen, weil eigentlich gar nichts Anstößiges zu sehen ist. Der Künstler war wirklich gut!“

„Das ist aber nett“, erklang hinter den Polizisten eine sehr feminine Stimme auf. „Der Polizeichef von Triest beehrt mein Haus mit seinem Besuch! Ich wusste gar nicht, dass Sie an einer Seance interessiert sind, mein lieber Herr Chefkommisär!“

Der Graf deutete eine Verbeugung an. „Ich muss einen delikaten Fall aufklären, Fürstin. Und ich erhoffe mir hier einige Informationen!“

„Oh, aber natürlich werde ich der Polizei nach Kräften helfen“, säuselte Mariamne süß. „Wer ist denn der oder die Tote, welche ich befragen soll? Bitte, nehmen Sie doch Platz! Tee oder Kaffee?“

„Danke, nein“, wehrte Čipron ab. „Das Opfer lebt glücklicherweise noch. Aber Sie könnten mir erzählen, was es mit dem Goldenen Frühling auf sich hat, und wie ihre Verbindung zum Goldenen Frühling in Wien aussieht!“ Mariamne hob mit erstauntem Gesichtsausdruck eine Augenbraue.

„Sehen Sie, wir wissen, dass Sie hier wie dort spiritistische Sitzungen abhalten und ebenso, dass Sie hier wie dort ein exklusives, wenn auch ein wenig seltsames Bordell betreiben“, warf Unterkommisär Gamtič ein.

„Aber so ist das doch gar nicht!“ Mariamne lächelte sanft. „Wir sind hier ein spiritistischer Zirkel, der Antworten aus dem Jenseits sucht, bei den Toten. Daran ist doch nichts Verwerfliches, Herr Chefkommisär, oder? Und wir stehen für eine freiere Art der Liebe und der Lust, auch sexuell! Das mag in den Augen so mancher Menschen unmoralisch sein, aber ist es verboten? Vom Gesetz untersagt? Wenn ich richtig informiert bin, ist vor sieben Jahren sogar das Gesetz gegen Homosexualität abgeschafft worden. Solange die Beziehung freiwillig ist, selbstverständlich. Auch

das mag vom Standpunkt der römischen Kirche unmoralisch sein, in Kakanien aber nicht mehr gegen das Gesetz!“

Unterkommissär Gamtič verzog das Gesicht zu einem aggressiven Grinsen. „Es ist auch legal, ein Puff zu betreiben und reiche, alte Säcke mit volljährigen, aber eigentlich noch immer zu jungen Mädchen zu versorgen!“ Čipron wand sich äußerlich, ganz der Graf, der mit einem ordinären, vorlauten Untergebenen gestraft war, dessen Ausdrucksweise ihm zuwider zu sein schien.

Sabatini winkte etwas blasiert ab. „Sie sagen es, Unterkommissär, auch das wäre legal, selbst wenn dieses Haus ein Bordell wäre! Was es aber nicht ist. Wir wollen nur, dass unsere begüterten Mitglieder die weniger mit Wohlstand gesegneten unterstützen. Das ist alles!“

„Ist das in Wien auch so?“, erkundigte sich Graf Čipron zurückhaltend.

„Das kann ich ihnen nicht sagen, Herr Oberkommissär. Der Name ist ja nicht irgendwie geschützt oder so. Jeder darf ihn benützen. Bei uns steht der Name für das Erwachen einer spirituellen und auch sexuellen Freiheit! Mehr wollen wir nicht, und da es für die breite Masse sicher ein Problem wäre, halten wir uns lieber noch bedeckt. Bitte, Herr Oberkommissär, kommen Sie doch einmal zu einem unserer Abende. Dann werden Sie sehen, dass bei uns alles in Ordnung ist!“

Der Unterkommissär mischte sich wieder in das Gespräch. „Sagt ihnen der Satz respektive der Name algye aldhahabiu etwas?“

„Nein, warum?“ Mariamne machte ein erstauntes Gesicht. „Sollte er das denn?“

Gamtič lehnte sich vor und drang noch einmal aggressiv in den privaten Freiraum Sabatinis vor. „Weiß ich nicht. Nur – so heißt Goldener Frühling auf arabisch!“

„Und?“ Mariamne blieb ruhig sitzen und lächelte sparsam. „Es tut mir leid, aber ich spreche kein Arabisch.“

„Und einer von denen, die diesen Namen in Ägypten nutzen, wollte unsere Prinzessin entführen. Die Maria Sophia! Was sagen Sie dazu?“

Mariamne Sabatini machte ein entsetztes Gesicht und wandte sich wieder an Čipron. „Das ist ja schrecklich! Ich hoffe doch sehr, ihre Hoheit ist wohlauf!“

„Schon! Sie gestatten?“ Čipron holte während seiner Worte eine Zigarre aus der Tasche, und die Fürstin machte eine zustimmende Handbewegung.

„Bitte, Herr Graf!“

Hector paffte an der Zigarre, während er weiter sprach. „Leider hat sich aber der Mann umgebracht, bevor wir ihn verhören konnten!“

„Das ist aber schade“, bedauerte Mariamne. „Ich kann natürlich versuchen, seinen Geist zu suchen und zu befragen. Wenn ich etwas erfahre, melde ich mich nur allzu gerne bei ihnen, Herr Polizeichef. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

Gamtič zückte seinen Block und seinen Füller. „Ihren echten Namen hätte ich gerne gehört. Für unsere Akten.“

„Meinen echten...“

„Also bitte, Gnädigste. Wir wissen, dass es keine Principessa Sabatini geben kann. Also, wie heißt du wirklich?“ Der Füller stach in Mariamnes Richtung. „Jetzt rede schon!“

„Also gut, Mariamne Sabatini ist wirklich mein Künstlernamen“, gestand das Medium. „In Wirklichkeit heiße ich Marianne Sabič und komme aus Agram. Weil, wer horcht schon auf eine Sabič, aber eine Fürstin Sabatini ist halt exotischer, da kommen die Leute Rudelweise.“

„Dann danke, das wäre es vorderhand“, nickte Čipron und erhob sich. „Wenn sich noch Fragen ergeben, wir wissen ja, wo wir Sie finden, Frau Sabič. Auf Wiedersehen!“

Gamtič tippte sich auf das rechte Auge und wies dann auf die Sabič. ‚Ich behalte dich im Auge‘ sollte diese Geste bedeuten, und Marianne Sabič wusste es genau. Ihre Beherrschung hielt gerade so lange, bis sich die Türe hinter ihrem Besuch geschlossen hatte, dann fluchte sie lauthals und ordinär los. Auf Kroatisch.

Vor dem Palais Tridor blieben die Herren noch kurz stehen. „Es ist ein schöner Tag, lass uns zu Fuß zur Kommission zurück gehen“, schlug Čipron vor.

Gamtič hielt sein Gesicht mit geschlossenen Augen der Sonne entgegen und nickte. „Die Sonne wird uns gut tun, und die frische Luft auch. Haben Sie gesehen, wie ihr Gesichtsausdruck ganz kurz entgleist ist, wie ich den arabischen Satz gesagt habe, und die winzige Erleichterung, als Sie ihr dann gesagt haben, er hat sich umgebracht? Die Puffmutter weiß mehr, als sie zugeben will!“

„Das auf jeden Fall“, pflichtete Čipron seinem Untergebenen bei. „Johannis, wir haben doch diesen jungen Inspektor, dem man den Polizisten sogar in Zivil ansieht. Pass auf, ich möchte, dass er das Tridor überwacht. Ständig. Aber so, dass die Sabič es bemerkt.“

Gamtič nickte begeistert. „Geht in Ordnung, Herr Chefkommissär.“

=◇=

Berlin

Die Hauptstadt des deutschen Kaisers hatte in den Bezirken Charlottenburg und Tiergarten viele schöne Straßen aufzuweisen, welche selbstverständlich auch schon elektrisch beleuchtet waren. Immerhin war die Erfindung von Johann Heinrich Christoph Göbel kein Geheimnis geblieben, und dass man mit Magneten und Drehung ein wenig Strom erzeugen konnte, wusste man auch in Berlin schon lange. Das Geheimnis von Tesla war, wie er genug Starkstrom für die Flugschiffe erzeugen konnte und die kräftigen Motore, die das Gewicht der gepanzerten Schiffe heben konnten, ohne Dampf zu verschwenden. Für Glühbirnen stand aber auch in Berlin schon mehr als genug elektrischer Strom zur Verfügung. Ein Umstand, welchen der Kaiser mit einem lachenden und einem weinenden Auge sah. Lachend, weil auch sein Schloss natürlich davon profitierte und illuminiert wurde, mit einem weinenden, weil die Umsetzung der elektrischen Energie in

Fortbewegung noch immer nicht für seine geliebten Schiffe ausreichend war. Seine Schiffe, die sich immer noch mit üblichen Flugreichweiten von 500 Kilometern herumschlagen mussten.

Die Hauptstraßen Berlins wie der Kurfürstendamm, Unter den Linden und der Alexanderplatz erstrahlten also bereits im Licht hunderter Göbellampen, und auch die dortigen Häuser waren bereits ebenso an ein Stromnetz angeschlossen wie an ein zentrales Dampfnetz. Die dort Lebenden konnten sich diesen Luxus leisten, und es war nicht mehr nur der Adel. Es war auch ein immer größer werdender Teil von Industriellen und Handelsherren, die mit dem Fernhandel ganz gute Geschäfte und ein Vermögen machten. Produkte ‚Made in Germany‘ hatten weltweit einen guten Ruf bekommen, oft innovativ, gut verarbeitet, aus hervorragendem Material. Erwirtschaftet wurde dieser Reichtum einiger weniger Personen natürlich wieder einmal auf dem Rücken der vielen Lohnsklaven und Tagelöhner, welche kaum genug zum Überleben ihrer Familien verdienten. Trotzdem zog die Stadt nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Russland und Polen jede Menge Menschen an. Menschen, denen es in den Gebieten, in welchen sie geboren waren, oft sogar noch wesentlich schlechter ging als in Berlin. Diese Stadt bot zumindest noch die Hoffnung auf eine Stellung, so gering die Chancen auch sein mochten.

Seit 1739 das Forschungsschiff HRRS SÜDLAND, ein mit Dampf betriebener Raddampfer, aus dem Pazifik zurückgekehrt war und die von dieser Expedition entdeckte große Landmasse mit dem Namen Germania Australia unter den deutschen Fürsten aufgeteilt wurde, verurteilten die Gerichte auch immer wieder Menschen wegen kleinerer Vergehen wie etwa dem Herumlungern in verschiedenen Straßen, betteln und streunen zum Exil in den Kolonien. Preußen hatte damals bei der Verteilung der Gebiete auf der pazifischen Landmasse ein recht schönes, fruchtbares Stück Land im Südosten erhalten, am größten Fluss des Kontinents, der nach der Lieblingsschwester des Königs Rivière Amélié benannt wurde. An der Mündung des Flusses in den Otto-Golf gründeten die Siedler als Verwaltungszentrum die Stadt Friedrichsburg. Von all den Exilierungen und Aussiedelungen bemerkte man allerdings in den besseren Wohngebieten nicht sehr viel. Deren Bewohner wurden ja nicht deportiert, sondern gingen wenn, dann freiwillig in die Kolonien. Als Herren, als hohe Beamte oder Leiter eines Unternehmens. Vielleicht auch als Großgrundbesitzer. Wie es eben überall und zu allen Zeiten geschah.

In diese strahlende Welt der Reichen und Erfolgreichen verirrten sich die ausgemergelten Arbeiter nur selten. Und wenn sie doch aus irgendeinem Grund diese Straßen frequentieren mussten, dann wurden sie von den hier zum Schutz der Bevölkerung häufiger als anderswo in Berlin patrouillierenden Schutzmännern stets misstrauisch beobachtet. Die höheren Herrschaften ignorierten die Arbeiter, auf die sie eigentlich angewiesen waren und blieben zumeist unter sich. Eine Zwischenschicht bildeten die Ladenbesitzer und Handwerker, denen es leidlich gut ging, und welche sich selbstverständlich in beiden Welten bewegten. Man erkannte sie leicht, sie waren nicht so gut gekleidet wie die Oberschicht, aber es fehlte ihnen der stets hungrige, ausgeehrte Blick der Unterschicht.

In diesen besseren Bezirken lagen auch die besten Kabarets und Revuetheater des deutschen Reiches, moderne Tanzlokale, in denen schon nicht mehr der verzopfte, alte Walzer gespielt wurde, sondern rasante Melodien wie Offenbachs Cancan oder ähnliches. Manchmal mischten sich unter diese Melodien in besonders mutigen Lokalen auch schon wildere, heißere Rhythmen einer halb africanischen, halb europäischen Musikform und wurden vom verwöhnten Publikum gerne angenommen. Das Leben war ein Fest für diese Bürger, man speiste mit der Ehefrau gemütlich in den besten Lokalen und besuchte danach ohne die Gattin auch schon einmal ein Lokal, in dem die Mädchen halb- oder manches Mal sogar ganz nackt auf der Bühne zotige Lieder sangen und dazu

tanzten. Nun ja, sich zumindest bewegten. Vielleicht noch ein Abstecher hinter die Bühne, hier ein kleines Trinkgeld, dort ein größeres, ein kurzes Abenteuer in einer Garderobe. Und warum denn auch nicht, man konnte es sich doch gönnen! Jeder konnte heute reich und berühmt werden, er musste nur eine entsprechende Marktlücke finden, man hatte da keinerlei Ressentiments. Altes Geld, neues Geld, Hauptsache reich. So mancher Graf oder Baron war sowieso ärmer als diese Nutznießer der industriellen Revolution.

Der März im Jahre 1889 war in Berlin bisher ungewöhnlich kalt gewesen, der Schnee wollte dieses Jahr überhaupt nicht schmelzen. Im Gegenteil, eben fiel wieder eine frische, weiße und saubere Schicht auf den festgetretenen, schmutzigen Altschnee. Der kalte Nordwind machte das Wetter noch unangenehmer, und die beiden Schutzleute auf der Friedrichstraße hatten sich in die dicken Mäntel ihrer Uniform gehüllt, mit den Schals den Tschako noch extra fest gebunden und so auch die Ohren geschützt.

„Mensch, Kalle, dit is`n Wetta, da schickste keen Hund uff de Straße, und wir jehen Streife. Wat denkt sich der olle Inspektör eijentlich, wat jetzt bei dem Sauwetter jeschehen soll?“, grummelte der Eine.

Der Andere war auch alles andere als mit seinem Los zufrieden. „Tja, Fritze, dat Verbrechen schläft nich, und wir folgich ooch nich. Die Bürger von die Stadt haben een Recht uf Schutz, und wir müssen ihnen den jeben.“

„Mensch! Jetzt kieck dir dit an!“, stieß Friedrich seinen Kollegen plötzlich an. „Den Hintern kenn` ick och unterm dicksten Mantel. Wenn dit nich die Brauross-Anne ist. Wo woll`n wa so eilig hin, Anne?“

„Nich jetzt, Fritze“, wehrte die Frau ab. „Icke hab` da `nen janz spendablen Herrn, den icke besuchen soll! Der soll janz dolle uf meene zwee Prachtstücke und dit dazwischen abfahr`n!“ Sie klopfte demonstrativ auf ihre Hinterbacken. „Hallo, Kalle! Kommt doch morjen uf eenen Sprung oder zwee zu mir. Ich wart` so um viere herum uf euch, vasprochen, Jungs!“

„Dit is`n Wort, Anne“, bemerkte Kalle erfreut. „Wir bringen och `n bischen Muckefuk mit, dit et jemütlicher wird! Pass` nur schön uf uf dir!“

„Mach icke, Kalle! Bist`n dufter Kumpel. Bis morjen, Jungs!“

„Die Brauross-Anne!“, lächelte Karl trotz des kalten Wetters. „Da ham wa ja wat for morjen, uf dit wir uns freu`n könn`n.“

=◇=

Die Wohnung der Brauross-Anne, der Johanna Ziegler, lag gleich an der Hochbahn im südlichen Scheunenviertel, aber die beiden Polizisten sollten in dieser Wohnung leider keinen gemütlichen Nachmittag mehr verbringen dürfen.

„Kalle! Fritze!“ Der Major, der das Revier Scheunenviertel Süd – Dorotheenstadt Nord an der Waidendammer Brücke leitete, rief die beiden Schutzleute in sein Büro. „Da hat jemand eine Leiche entdeckt, in der Bahnstraße 51, im Hinterhof. Eine Professionelle, die...“

„Die Brauross-Anne“, rief Fritze. „Die ham wa jestern noch jesehen, in der Nähe von die Friedrichstraße, da hat se jesacht, sie hat nen ganz Spendablen. Sojar `nen Hausbesuch wollt' se machen.“

„Ihr kennt die Frau?“, fragte der Major überrascht.

„Die hat jeda jekannt im Scheunenviertel, Herr Major“, erläuterte Kalle. „Der ihr Ah – Hinterteil wär dit rechte Wappenschild für'n Bezirk jewesen!“

„Also gut, wenn ihr euch so gut auskennt, dann schaut einmal dort in der Wohnung nach“, befahl der Major und wandte sich wieder seinen Papieren zu. „Die Bestatter schicke ich dann nach!“

Kalle und Fritze salutierten. „Jut, Chef, wa sind dann mal wech!“ In der großen Gemeinschaftsgarderobe der Wache schlüpfen sie in ihre dicken Wollmäntel, schnallten die Koppel mit den Dienstrevolvern um und banden ihre Tschakos mit den Schals fest, ehe sie auf die Straße und in die Kälte traten.

In der Mitte der Chausee Straße durch das Scheunenviertel hatte man auf Stehern aus Leichtstahl eine Schienenbahn in der Höhe der dritten Etage gebaut, auf der Straßenebene wäre für eine Stadteisenbahn zusätzlich zu Dampf- und Pferdedroschken viel zu wenig Platz gewesen. Auch auf der Friedrichstraße in der Dorotheenstadt bis Charlottenburg lag dieses Verkehrsmittel weit über Straßenniveau, allerdings war die Trasse dort hinter undurchsichtigen Schallschutzwänden verborgen, damit die Bewohner keine Störung erfuhren. Außen waren diese Wände streckenweise mit wahren Kunstwerken verziert, dort hatte sich ein Geldgeber gefunden, der nicht nur auf eine nackte Stahlwand sehen wollte.

Die Nummer 51 der Chausee Straße war ein bereits älterer, etwas heruntergekommener Bau aus der Gründerzeit, der früher einmal ganz schön gewesen war, jetzt aber bereits schmutzig und ein wenig baufällig wirkte. Fritze und Kalle waren von dem Polizeirevier zwei Stationen mit der Hochbahn gefahren und hatten die Wohnung mit einem ganz flauen Gefühl in der Magengrube betreten. Im Leben war die Brauross-Anne keine hässliche Frau gewesen, vielleicht ein wenig zu mollig und mit einem etwas zu ausladendem Hinterteil. Einem Hintern, dem sie auch ihren Namen verdankte und welchen sie als Kapital einzusetzen gelernt hatte. So, wie sie jetzt aber tot und beinahe nackt auf dem Bauch in ihrem Bett lag, wirkte sie nur noch erbarmungswürdig. Alles straffe, lebendige war aus ihr gewichen und hatte nur eine schlaffe Masse Fleisch hinterlassen.

„Arme Anne! Dit hat sich keener vadiant“, schniefte Fritze vernehmlich. „Verdamnte Kälte.“

„Stimmt genau!“ Auch Kalle zog vernehmlich auf. „Sieh mal Fritze, dit sieht aus, hätt' ihr eener von hinten die Hände um'n Hals jelegt und zujedrückt!“

Friedrich Brauwitz beugte sich vor. „Hilf mich mal, dit Anne umzudreh'n, Kalle!“ Bei dieser Aktion rutschte das Hemd der Toten noch weiter nach oben, und Kalle nahm rasch einen Schal von einer Kommode und bedeckte die Körpermitte der Toten.

„Ick glob, dat de recht hast, Kalle! Schau mal, dit sind sieben Abdrücke, hier vier und hier fehlt ener. Ick denk', der Kerl hat en Finger weniger, links der Ringfinger, tippe ick mal!“

„Dunnersaxen! Fritze, wenn dit stimmt, denn könnt'n wa dit Mordsvieh sojar kennen! Det miese Aas von Schmissbacke-Bobo hat doch bei eener Stecherei mal eenen Finger an der linke Hand verlor'n.“

Friedrich nahm den Tschako ab und strich sich durch die Haare. „Nicht so hastig, Kalle. Wenn wa dit Bobo jetzt gleich hops neh'm'n, dann erfahren wa nie, für wen er dit Anne erwürgt hat. Und dit, Kalle, dit möchte ick nur zu jerne wissen!“

„Wenn dit mit der Friedrichstraße in Charlottenburg zusammen hängt, Fritze, wenn da eener von de Jeldsäcke mit drinne hängt, da kannste nix machen, Fritze, jar nüscht! Die kannste nich verhaften, und wenn, dann sind se schneller raus als rin! Die Bonzen haben alle janz jerissene Rdchtsverdreher.“

Friedrich klopfte auf seine Revolvertasche. „Ick hab' nischt von Verhaften jesacht, Kalle!“

Karl Fischer prallte zurück. „Fritze! Mach' dir nich unglücklich! Det kannste nich machen!“

„Ne, aber träumen kann ick davor. Ah, die Bestatter sind auch schon hier. Na, dann woll'n wa mal schauen, ob wa in dem Zimmerchen noch wat finden!“

=◇=

Im ganzen Scheunenviertel und dem Wedding war Robert Rolkonsky, genannt Schmissbacke-Bobo, als ein skrupelloser Schläger und Mörder bekannt, der für wenige Märker die Drecksarbeit für andere erledigte. Zumindest, solange es mit Gewalt zu tun hatte. Seinen Namen verdankte er einer Messernarbe im Gesicht, die ihn beinahe wie ein Mitglied einer schlagenden Studentenverbindung aussehen ließ, zumindest in der Visage. Wenig überraschend hatte er aber kaum je eine Schule von Innen gesehen, seine Lese- und Schreibfähigkeiten hielten sich in engen Grenzen. In den engsten nur vorstellbaren Grenzen, er war praktisch Analphabet. Man wusste im Miljöh, dass Bobo vor überhaupt nichts zurück schreckte, wenn man ihm nur ein wenig Geld unter die Nase hielt. Dazu kam noch, dass er ein riesiger, breitschultriger Kerl war, mit dem man sicher besser nicht anlegte, und trotz seiner Masse auch noch verteufelt schnell mit dem Messer. Am liebsten aber brachte er seine Opfer mit den eigenen Händen um die Ecke. Männer, Frauen – ihm war es völlig egal, die Hauptsache war, dass er seinen Opfern bei ihrem Sterben zusehen konnte. Sie beobachteten, wie sie verzweifelt um einen letzten Atemzug kämpften. Manchmal ließ Schmissbacke sogar zwischendurch mit seinem Griff noch etwas nach, ehe er wieder zudrückte. Damit verlängerte er den Todeskampf und sein perverses Vergnügen. Bobo war eben nicht nur ein gemeiner Mörder, sondern auch noch ein ganz übler Sadist. Die Brauross-Anne hatte ihn noch selber in ihre Wohnung gelassen, im Glauben, einen Kunden vor sich zu haben. Dann hatte sie sich umgedreht, aber es hätte auch keinen Unterschied für ihn gemacht, wenn sie es unterlassen hätte. Nun, das waren für ihn jedenfalls leicht verdiente fufzehn Mark gewesen, und Robert Rolkonsky ging vergnügt pfeifend durch das Schneegestöber zu seiner Lieblingskneipe. Den zart gebauten Mann, der ihm mit einer tief ins Gesicht gezogenen Kappe entgegen kam und ein wenig zur Seite wich, beachtete er zuerst überhaupt nicht. Bis sie beide beinahe gleichauf waren. Plötzlich durchfuhr den Riesen ein brennender Schmerz im unteren Brustbereich, und er bemerkte, wie es warm über seinen Bauch rieselte.

„Wat, wat is dit?“ Er sah auf das schwächliche Bürschchen, bemerkte eine kleine, druckbetriebene Pfeilpistole in der schmalen Hand. „Warum denn?“ Das Kerlchen zog jetzt die Mütze kurz aus dem Gesicht, enthüllte ein engelsgleich anmutendes Frauengesicht.

„Dat du mir nich mehr bei die Bullen verpfeifen kannst, Bobo“, flüsterte ihm die Frau noch ins Ohr, dann verschwand sie im Schneegestöber, während Robert zusammensackte.

„Verdamm mich, die Kosaken-Kathi“, stöhnte er noch leise in den Schnee, von ganz weit weg hörte er leise das Schrillen einer Pfeife, wie sie von den Schutzmännern benützt wurde, dann war der Mörder Schmissbacke-Bobo selbst ermordet.

=◇=

„Zu uns kommt frieh um sechse – der jute Kohlemann, – der bringt uns frieh um sechse – zwee Zentner Kohlen ran. Wenn unser Vaddern Friehschicht hätt’ – denn is er janz besonders nett – und bringt die Kohle huckepack – in senem alte schwarz’n Sack – zu Muddern in dit Bett!“ Von Ferne tönnten die Worte des alten Gassenhauers an die Ohren der Schutzleute.

„Stimmt, dit is dat Schmissbacke-Bobo. Dank’ dir, Atze!“

„Immer wieda jern’, Kalle! Wa mach’n denn ma wieda die Flieje!“ Atze Friedmann und Manfred Jankowsky, welche den Bobo gefunden und sofort einen Stepke auf die Suche nach Kalle und Fritze geschickt hatten, wandten sich ab.

„Grüß mal deine Alte un meene Jören, Manni“, zog Fritze den erst seit kurzem Verlobten Manfred auf.

„Wat, allet dree sin deene, Fritze?“ wandte sich Manfred mit toderntem Gesicht wieder um. „Ihr habt dit doch alle jehört, Jungens? Der Fritze hat’s zujegeben! Also rüch’ nu ma dit Alimentationsjeld rüber, dit du meener Jrete schuldich bist!“ Er hielt die Hand auf.

„Na Fritze, nu is dich dit eigene Jroßmaul uf de Birne jeknallt!“, lachend hieb Kalle dem Freund auf den Rücken. „Tschüss, Manni! Dank dir noch eenmal!“

Beide bückten sich und betrachteten die Leiche, zogen die Reste des dicken Mantels vom Magen des Opfers.

„Uhh!“ Kalle wandte sich würgend ab, als sein Abendessen den Magen wieder verlassen wollte. Selbst für einen erfahrenen und abgebrühten Schutzmann war dieser Anblick eine starke Herausforderung.

„Da wollt eener janz sicher jeh’n“, konstatierte Fritze. „Dit war ne Dingens, ne Fleschettepistole, dit sach ick dir! Nobel, nobel, so’n Ding is jar nich billich!“

Kalle blieb mit dem Rücken zu Bobos Leiche stehen. „Kannste ooch sajen, warum eener erst den Auftrag jibt, det Anne umzubringen und dann Haschee aus den Einjewiden vom Mörder macht? Warum hat dit Sau die Anne nich gleech selber erledicht, sondern den Bobo jeschickt?“ Fritze deckte die Wunde wieder zu.

„Und wenn et zwee war'n“, überlegte Fritze kopfkratzend.

„Globste selber nich, Fritze! Ne, ne, dit hängt zusammen! Da kann ooch der kriminale Rat sachen, wat er will!“

„Der Kriminalrat sacht, dat er ooch an nen Zusammenhang gloobt!“ klang hinter den Beiden noch eine Stimme auf, sie fuhren herum und sahen den zivilen Kriminalrat Kaltenegger. „Juter Bericht, Leute. Armes Anne!“

BILD S124-17

„Armes Anne“, bestätigte Fritze. „Stellt sich die Frache, wo hat dit Anne wen wie warum jesehen, Herr Kriminalrat!“

„Wie? Nackich, würd' ick sachen. Warum? Weil er ihr Spezialanjebot in Anspruch neh'm'n wollte! Wen? Een hohet Viech, mecht ick denken, und wo? In det Nähe von die Friedrichstraße“, zählte Kaltenegger an den Fingern ab.

„Siehste Fritze! Jenau dit hab' ick dir ooch jesacht! Aber mir gloobste ja nich!“

„Sachte, Kalle!“ Fritz hob beschwichtigend die Hände. „Ick wollt' mir doch nur noch nich festlechen. Glooben heißt nix wissen!“

Kaltenegger wies von einem zum anderen. „Ihr jehört für diesen Fall mir! Kommt mal mit, Jungens, zeicht mir mal, wo ihr dit Anne jetroffen habt!“

In der Friedrichstraße, die sich durch einige Bezirke Berlins zog, war in einem der nobleren Viertel das Haus einer Frau zu finden, die eine Marktlücke entdeckt und bedient hatte. Also, genau genommen war Katharina Kostrowski auch nicht von selbst auf den Dreh gekommen. Sie war zwar bildhübsch und gut proportioniert, aber doch nur eine der unzähligen ganz normalen Prostituierten Berlins gewesen, wurde aber von einem reisenden Paar entdeckt und nach eingehender Ausbildung angeworben. Katharina legte sich einen russischen Akzent zu, gab sich geheimnisvoll, was ihre Abstammung anging und bot den Damen und Herren der sogenannten besseren Gesellschaft Ablenkung. Zuerst nur mit spiritistischen Einzel- und Gruppensitzungen. Ihre Informationen waren durchaus gefragt, denn sie traf oft genug genau ins Schwarze. Ein Kreis besonders treuer Personen bildete sich heraus, Männer und Frauen, welche ihr und ihren Aussagen blind vertrauten. Als sie dann davon zu sprechen begann, Jerusalem wieder zu Hauptstadt eines neuen Reich Gottes auf Erden zu machen, waren diese Personen Katharina bereits hörig und glaubten auch das. Dazu gehörte der Polizeipräfekt des Bezirks, in dem ihr Haus lag, ein Mann, der eine kleine Gießerei für Alltagsgegenstände aus Stahl besaß, die Frau eines Generalinspektors der Armee und sogar eine Hofdame der Kaiserin. Und der Krake wollte seine Arme noch weiter nach oben ausstrecken. Katharina Kostrowski weitete ihr Geschäft wieder mehr auf ihren ursprünglichen Beruf aus, um einige ihrer Anhänger noch enger an sich zu binden, und sie befriedigte die seltsamsten Gelüste eines dekadenten Adels und eines nach Ausschweifung und Abwechslung gierenden Geldadels. Einer Schicht, welcher der ‚normale‘ Sex plötzlich zu gewöhnlich und zu langweilig wurde. Sie sammelte auch auf diesem Weg einiges an wertvollen Informationen, welche sie zum größten Teil weiter gab. Nach Kairo. Und sie achtete auf strikteste Geheimhaltung.

Vor wenigen Tagen hatte sie einen Fehler begangen, sie wusste, dass der Markgraf Ludovsky eine Vorliebe für eine eigene sexuelle Praktik hatte, eine Spezialität, welche in den besseren Bezirken nur von einigen wenigen Prostituierten befriedigt wurde. In den ärmeren Gegenden gab es mehr von jenen Professionellen Frauen im ältesten Gewerbe, unter anderem die Brauross-Anne. Diese Frauen aus den unteren sozialen Schichten konnten eben nicht so wählerisch sein, wenn sie ein paar Mark mehr mit ihrem Körper verdienen wollten. Und dann hatte die Anne den Markgrafen erkannt, als Katharina sie kommen ließ. Trotz der Maske. Dass jemand erfuhr, dass Ludovsky auf Hinterteile abfuhr, war der Kosaken-Kathi völlig egal. Aber dass er bei ihr verkehrte und ihre Spieleabende besuchte, das durfte nun wirklich niemand erfahren. Unter gar keinen Umständen. Denn der Markgraf hatte einen ganz direkten Draht zum Beschaffungssamt der Marine, und er hatte der Kathi schon so einiges besorgt. Von Papieren über die Formel für besseres Pulver für Gewehre und Pistolen bis hin zu Informationen über die neue SPREEWALD. Ludovsky war zu wichtig für sie, und so hatte sie eben Schmissbacke beauftragt, die Anne umzubringen und ihn danach eigenhändig aus dem Weg geräumt. Mit einer gewissen Befriedigung, es hatte da eine private Rechnung aus der Vergangenheit gegeben, welche noch offen gewesen war. Aus der Zeit, ehe sie in die Friedrichstraße gezogen war.

„Jenau hier haben wa jestanden, und dit Anne hat uns von hinten überholt, Herr Rat“, berichtete Kalle und wies mit den Händen.

„Da vorne is sie dann ieber dit Straße jeloofen, und dann war da een Laster, da ham wa se aus die Oojen valor’n“, ergänzte Fritze. „Wa ham ja nich jewußt, dat wa dit Anne zum letzten Mal...“ Fritze schluckte trocken, dann winkte er ab. „Jeht schon wieda, Herr Rat. Uf alle Fälle ist sie dort rüber jegangen.“

„Denn woll’n wa dit ooch machen“, nickte Kriminalrat Kaltenegger und überquerte mit den beiden Uniformierten die Friedrichstraße.

„Ick gloobe, wenn wa hier wen frajen, wechen dit Anne, da kriechen wa keene Antwort. So hoch, wie die jucken, da hat keener so’n armes Luder wie dit Anne jesehen, und wenn er in sie hinein jeloofen wär!“ Fritze holte sein Taschentuch hervor und blies kräftig hinein.

„Wir kriechen es heraus, Fritze. Dit schaffen wa!“ Kalle knuffte dabei den Freund gegen die Schulter, dann wandte er sich wieder an seinen Vorgesetzten. „Wat machen wa jetzt, Herr Rat?“

„Ihr zwee schreibt mal uf, wer hier in die Häuser uf dieser Seite loschiert!“

„Wat, die janze Friedrichstraße? Det dauert, Herr Rat. Det dauert“, beschied Friedrich Brauwitz.

„Ne, ne, Jungens, nur bis – sachen wa mal, bis zum Trapistenplatz.“

„Aber wieso...“

„Mensch, Fritze! Wenn se in ne Bude hinterm Trapi wollte, dann wär dit Anne mit det Dampftram ne Schtatsiong weiter jefahren. Dann hätten wa se jar nich jesehen! Det sind vier Straßen, dit ham wa gleech, Herr Rat!“

„Na, dit hoffe ick ooch mal“, bestätigte Kaltenegger. „Kennt ihr dat Brauhaus neben det Morgue in der Louisenstraße? Ick geh jetzt mal zum Leichenschneider, mal schaun, wat der alte Eisenbart jefunden hat!“



Seit einiger Zeit wurden die Todesopfer von Gewaltverbrechen in der Charité von dem bekannten Professor Doktor Rudolf Virchow untersucht, zumeist im Beisein seiner Studenten.

„Man muss das nützliche mit dem nützlichen verbinden“, predigte der berühmte Chirurg und Anatom. Bei dem Kriminalrat Kaltenegger hatte er seinen Spitznamen weg, auch wenn niemand es wagte, ihn vor dem Doktor zu gebrauchen.

„Ach, der Kriminalrat Kaltenegger“, begrüßte Virchow den Polizisten. „Sie kommen wegen der beiden Leichen, die man mir heute gebracht hat? Ja, glauben Sie denn, ich kann zaubern?“

„Selbstverständlich nicht, Herr Professor. Aber ick hätt jehofft, dabei zukieken zu dürfen!“

„Dürfen Sie, junger Mann, dürfen Sie. Aber nichts angreifen, außer Sie werden dazu ausdrücklich aufgefordert.“

„Danke, Herr Professor.“ Der Kriminalrat verneigte sich knapp.

„Na, dann kommen Sie einmal mit, Kriminalrat.“

Der Obduktionsraum war ein großer Saal mit Rängen ähnlich dem Kolosseum in Rom, nur natürlich wesentlich kleiner. Unten standen zwei Rollbahnen, die Körper darauf mit Leinentüchern bedeckt. Etwa vierzig Studenten hatten sich auf den Zuseherrängen eingefunden und warteten gespannt auf die Vorlesung über Anatomie, mit einem kleinen Abstecher zur damals noch ziemlich neuen Forensik.

„Guten Tag, Kolleginnen und Kollegen“, begann Virchow seine Vorlesung. „Sie haben sicher schon gesehen, dass Sie seit heute zwei Kommilitoninnen haben. Die beiden Damen haben ihre Vorbereitungsexamina bestanden, also ist jede Herabwürdigung ihrer Personen auf Grund ihres Geschlechts völlig unangebracht und wird unangenehme Folgen haben. Für Sie unangenehm, meine Herren. Der Genuss von zu viel Bier und eine Verletzung in der Visage, erworben durch eine gewisse Ungeschicklichkeit im Umgang mit einem Schläger, reichen wirklich nicht aus, um ein guter Student zu sein oder Arzt zu werden.“ Er entfernte beinahe sanft das Tuch von der Leiche der Brauross-Anne. „Wie Sie unschwer sehen können, handelt es sich um den Körper einer Frau. Sie da, mit der Stoppelfrisur und dem Schmiss, der gerade seinem Nachbarn etwas scheinbar ganz Wichtiges zu sagen hat!“ Virchow zeigte auf einen der Studenten mit dem Abzeichen einer schlagenden Verbindung. „Kommen Sie hier herunter und schätzen Sie das Alter.“

„Herr Professor, diese Frau ist dreiundvierzig Jahre und etwa drei Monate alt!“

„Respekt, so eine genaue Schätzung. Woran machen Sie das fest, junger Mann?“

„Ich kenne – kannte die Frau, Herr Professor“, erklärte der Student. „Sie – sie war eine Dame der horizontalen Zunft, und ich glaube, die meisten von uns haben die eine oder andere Erfahrung bei ihr machen dürfen. Uns den ersten Bast vom Horn fegen lassen, oder die Hörner abstoßen, wie mein alter Herr es nannte, Herr Professor.“

„Na gut“, akzeptierte Virchow die Erklärung. „Also, die Todesursache ist wohl ziemlich leicht ersichtlich. Sie da, was denken Sie?“

„Das sind Würgemale, Herr Professor.“

„Richtig. Wie zu erkennen ist, hatte der Mörder den linken Ringfinger weggestreckt oder er hat keinen. Versuchen Sie einmal, wie schwierig es ist, gerade mit dem Ringfinger überhaupt keine Spuren zu hinterlassen. Die Wahrscheinlichkeit eines fehlenden Gliedes ist wohl als größer einzustufen. Sie dort oben, kommen Sie einmal herunter.“ Wieder wies der gefürchtete Zeigefinger auf einen Studenten. „Wie groß mag der Mörder wohl gewesen sein?“

Aus den oberen Reihen meldete sich eine zarte, feminine Stimme. „Herr Professor?“

„Ja, junge Dame?“

„Ist die Frau wirklich an mangelnder Sauerstoffversorgung durch das Würgen gestorben oder gehörte das zu einem bizarren Sexualspiel, und sie wurde beispielsweise danach von einem anderen Mann vergiftet? Oder auch von einer Frau, vielleicht von einer Konkurrentin.“

Virchow hob ganz erstaunt eine Augenbraue. „Fräulein, das ist wirklich eine Kardinalfrage. Meine Hochachtung. Kommen Sie bitte herunter. Nun kommen Sie schon, nur Mut. Schauen Sie sich die Leiche ganz genau an.“ Der Professor wartete ab, bis die junge Dame die Bahre erreicht hatte. „Die Einblutungen in den Augen sind ein recht deutliches Indiz für Strangulation, aber Sie haben Recht, das könnte auch prä mortal, also früher als zum Zeitpunkt des Todeseintritts geschehen sein“, dozierte Virchow und wies mit einem dünnen Stöckchen auf die bezeichneten Stellen, ohne sie zu berühren. „Natürlich werden wir erst durch eine gründliche Obduktion herausfinden, was wirklich geschehen ist, und ob das offensichtliche wirklich richtig ist. Hier bitte, Fräulein, Sie haben sich ihren ersten Schnitt verdient!“ Der berühmte Anatom reichte Annabelle Reicherth das Skalpell. „Sie waren noch nie bei einer Obduktion anwesend?“

„Nein, Herr Professor! Ich kenne eine Leichenöffnung bisher nur aus der Theorie.“ Die Studentin band sich schon einmal die Haare hoch.

„Nehmen Sie sich dort drüben einen von den Mänteln und eine von den Schürzen. Krempeln Sie die Ärmel ihrer Bluse hoch und ich rate zu diesen neuen Handschuhen aus Gummi.“ Virchow wartete geduldig, während sich die Studentin adjustierte und diktierte einem Gerichtsschreiber in dieser Zeit schon einmal Größe, Alter, geschätztes Gewicht und andere körperliche Merkmale der Brauross-Anne. Dann kam die junge Frau wieder an den Tisch. Sie wirkte schon ein wenig blass um die Nase, zeigte aber den eisernen Willen, sich der neuen Herausforderung zu stellen.

„Tief durchatmen, Fräulein. Erst einmal sammeln. Also, Sie setzen das Messer hier an der Schulter an und schneiden diese Linie bis zum Brustbein, dann auf der anderen Seite das Gleiche. Gut gemacht. Jetzt kommt das ganz Spannende. Sie ziehen jetzt den Schnitt gerade nach unten in Richtung Scham, einen kleinen Schwenk um den Bauchnabel herum, ja, gut so. Gute Arbeit. Nein, bleiben Sie doch bitte hier, assistieren Sie mir weiter. Wir beginnen mit der Beschau der inneren Organe. Zuerst entfernen wir den Brustkorb, dazu zerschneiden wir mit dieser Knochenschere die Rippen. Und zwar genau hier...“ Annabelle arbeitete sich unter der Anleitung des Professors durch ihre allererste Sektion, entfernte ein Organ nach dem anderen. „Wir können also davon ausgehen, dass die Frau tatsächlich an der Strangulation gestorben ist. Sie haben ihre Sache sehr gut gemacht, Fräulein. Bitte nehmen Sie doch wieder Platz, dort drüben können Sie sich waschen.“

Das Laken wurde wieder über die ausgeweidete Leiche der Brauross-Anne gebreitet, sobald alle Organe wieder in den geöffneten Körper zurück gelegt worden waren. Dann fuhren Institutsarbeiter die Rollbahre hinaus und brachten das, was von der Johanna Ziegler noch übrig war, in die Kühlkammer der Prosektur zurück. Irgendwann würden die Bestatter kommen und den Körper in das Krematorium des St. Hedwigfriedhofes in Reinickendorf bringen. Ihre Asche würde man dann mit der vieler anderer armer und mittelloser Verstorbener in einem Massengrab im dortigen Friedhof beisetzen. Wenn sich nicht noch ein Verwandter einstellte, der für eine eigene Grabstelle aufkam, was aber sehr unwahrscheinlich war. Immerhin war Wohnraum in Berlin und Umgebung überaus teuer, selbst auf einem Friedhof.

„Widmen wir uns nun der zweiten Leiche!“ Wieder entfernte Professor Virchow das Tuch, ein Raunen ging durch die Studenten, als sie der Leiche ansichtig wurden. „Das, meine Damen und Herren, ist das Werk einer Flechttewaffe durch einige Lagen festen Stoffes. Es werden wohl zwischen fünf bis acht Pfeile gewesen sein, denn die Beschädigung der inneren Organe ist enorm. Der Mörder wollte wohl ganz sicher sein, andererseits kann man bei dieser Tat auch von einer gewissen Grausamkeit ausgehen. Hätte der Mörder nur ein klein wenig höher gezielt, wäre der Tod ebenso sicher, aber bei weitem schmerzloser eingetreten. Wir können den Grund für diese an sich unnötige Grausamkeit natürlich erst herausfinden, wenn wir den Täter verhören. Aber vielleicht werden Neurologen, welche sich wie der Wiener Sigmund Freud eingehend mit der Psyche des Menschen beschäftigen, irgendwann herausfinden, was solche Männer antreibt. Dann werden sie unter Umständen der Polizei Ratschläge geben können, wonach die Ermittler Ausschau halten sollen. Aber jetzt zurück zu Schmissbacke hier. Das war wirklich sein Spitzname auf der Straße, wie Sie sehen, erinnert diese Narbe tatsächlich an eine solche Verwundung eines Schlägers mit scharfer Spitze. Machen wir weiter...“ Schnell und routiniert präparierte, maß und wog Virchow, was von den inneren Organen noch übrig war. „Wie Sie sehen, haben wir tatsächlich sechs Miniaturpfeile gefunden. Die Todesursache ist also ziemlich eindeutig. Leider kann man diese Pfeile keiner Waffe zuordnen... Ja, Fräulein?“

„Mein Vater stellt solche Pfeile her, Herr Professor. Vielleicht kann er sie zumindest einem Hersteller zuordnen. Und dieser unter Umständen die Lieferung bis zum Einzelhändler verfolgen. Entschuldigung, Herr Professor.“

„Nein, nein, der Gedanke ist wirklich gut! Hier, Herr Kriminalrat. Nehmen Sie die Pfeile mit und lassen Sie sich die Adresse des Vaters von der jungen Dame selbst geben. Wie heißen Sie, junge Dame?“

„Annabelle Reicherth, Herr Professor.“

„Ein Name, den man sich merken sollte! Sie denken nicht nur mit, sondern haben auch den Mut, ihre Gedanken auszusprechen. Ich freue mich, Sie unter meinen Studenten zu haben. Schubert, kommen Sie doch einmal herunter!“ Einer der Studenten mit anderen Verbindungsfarben trat zum Professor, der ihm die zerfetzte Leber entgegen hielt. „Was fällt ihnen hier auf, Schubert?“

„Dass der Mann 1890 wahrscheinlich nicht mehr erlebt hätte, auch ohne den Mord, Herr Professor. Ich denke, zu viel Alkohol.“

„Da stimme ich zu. Das meine Damen und Herren, macht regelmäßiger unmäßiger Schnapsmissbrauch mit ihrem Körper. Und was sehen Sie hier?“

=◇=

Man konnte wohl mit Fug und Recht behaupten, dass Ernst August Ritter von Reicherth einen Platz ganz oben an der Nahrungskette erreicht hatte. 1861 hatte der gelernte Waffenschmied im Alter von 21 Jahren begonnen, ein durch Dampfdruck betriebenes Gewehr zu konstruieren, einen Vorläufer der Flechettegewehre. Obwohl anfangs noch etwas klobig, fand die neue Technologie bald Anklang beim Militär. Die Armeen des norddeutschen Bundes rüstete einige Aufklärungskompanien mit der beinahe lautlosen Waffe aus. Das Material für die Druckpatronen wurde besser, die ganze Waffe kleiner, winzige Pfeile ersetzen die schweren Kugeln, die effektive Einsatzschussweite erreichte bald die 250 – Metermarke. Nicht ganz so groß wie jene der mit Schießpulver arbeitenden Karabiner, aber dafür mit weit höherer Kadenz. 1866 genehmigte die Königliche Reichsbank Berlin dem Waffenschmied und Erfinder Ernst August Reicherth einen Kredit zum Aufbau einer Waffenfabrik, und 1886 verlieh ihm der Kaiser die erbliche Ritterwürde. Mittlerweile stellte der kaiserliche Hoflieferant und Armeeausstatter mehrere verschiedene Modelle her, von einer kleinen, fünfschüssigen Stabwaffe, welche sogar von Damen zur Selbstverteidigung leicht mitgeführt werden konnte bis hin zu großen Harpunen für Marinetaucher. Er hatte also durchaus Gründe, stolz zu sein. Sein allergrößter Erfolg, sein Meisterstück in seinen Augen war aber seine Tochter Annabelle. In seinen Augen so schön wie ihre Mutter und noch intelligenter als beide Eltern zusammen. Fast wären die Knöpfe von seiner Hemdbrust gesprungen, als er vernahm, dass sie die Vorbereitungsexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, so sehr hatte der Stolz auf sein Fleisch und Blut seine Brust geschwellt. Als aber Fräulein Hermine, seine ältliche, aber überaus fähige Sekretärin, die Tür zu seinem Büro öffnete und das Fräulein Tochter ankündigte, war sein Erstaunen über ihr Erscheinen ebenso groß wie sein Stolz. Annabelle sollte doch in einer Vorlesung sein!

„Cher Papa!“ Annabelle kam wie ein Wirbelwind in das Büro gefegt und fiel ihrem Vater um den Hals. „Ich möchte dir den Kriminalrat Kaltenecker vorstellen. Weißt du, Papa, heute in der Vorlesung war ein Mordopfer, stell' dir das doch einmal vor. Und der Mann ist mit Flechettes erschossen worden. Und da habe ich mich gemeldet und gesagt, er, also der Kriminalrat, soll einmal dich fragen, wer die hergestellt hat. Damit er herausfinden kann, an welchen Einzelhändler die gegangen sind. Und dann habe ich mir gedacht, ich bringe ihn besser gleich selber her. Das ist er! Herr Kriminalrat, das ist Ernst August Ritter von Reicherth, mein Vater. Jetzt zeigen Sie ihm die Flechettes doch schon.“

„Kommen sie nur her, junger Mann. Ick beiße nich. Kla helfen wa dit Polizee, wenn wa können. Zeechen se ma die Dinger! Nobel, nobel. Da brooch ick nich lang kiecken, dat sin janz moderne, hundsjeime Dinger, die ham wa extra für den jeheimen Dienst seiner preußischen Majestät

erfunden. Jehen mit det richtigen Pistole durch janz dicken Stoff, die haben nen extra schweren Kern. Perfekt auf kurze Distanz. Ick schätze, da unser jeheemer Dienst nen Schpion jeschnappt! Dat die den aber so liejen lassen? Nu, Fakt ist, die Pistolen und die Flechettes aus dit Serie sind an det Militär jegangen. Allesamt, und die nächste Scharsche an Munition wird wieder an dit Heer jehen. Sonst jibst et keene Kanone, wo die Dinger reinpassen!“

„An dit Militär? Oh Jott, dit wird wat“, stöhnte Kaltenegger. „Nützt nix, da werde ick wohl durch müssen!“

„Sie schaffen das schon, Herr Kriminalrat“, lächelte Annabelle. „Nur Courage! Besuchen Sie mich doch bitte einmal, wenn es konveniert, und erzählen Sie mir von ihren Erfolgen!“

„Wenn gnädiges Fräulein es wünschen und der Herr Vater es erlauben, jerne, Fräulein Annabelle. Ick darf mir jetzt empfehlen, Fräulein, Herr Ritter von Reicherth!“

Nachdem sich die Tür geschlossen hatte, erlaubte sich der Ritter eine Bemerkung. „Jefällt der Polizist dir vielleicht, Bella?“

„Oh ja, cher Papa. Sogar sehr!“

=◇=

Vor dem Hause der Reicherths warteten die beiden Schutzmänner, welche der Polizeirat noch aus dem Bierlokal Louisenbräu geholt hatte, ehe er mit Fräulein Annabelle zu deren Vater aufgebrochen war. Ein resolutes und hübsches Frauenzimmer, und gescheit noch dazu. Aber die Nachricht, dass der Mord mit einer Waffe des Preußischen Geheimen Dienstes begangen wurde, machte ihm sehr zu schaffen.

„Juter Jott, Herr Rat, wie kieken Sie denn aus dem Anzuch?“ Fritze Brauwitz erschrak, als er seinen Vorgesetzten sah. „Sind se `nem Jespenst bejechnet?“

„Wenn et nur dit wär! Wa müssen janz nach oben jeh`n, Jungs, dit Ding is jerade eben zu jroß für uns jeworden.“

„Sie meenen, wa müssen zum Polizeibezirkshauptmann for`n janzen Wedding oder zum Polizeimajor for janz Balin?“

„Ne, Fritze, noch eene janze Etage höher!“

„Dat wär` dit Oberst Herzog von Donnermark! Herr Rat, dit is nich lustich, da kann keener von uns lachen.“

„Ick ooch nich, aba die Knarren und die Munition sind komplett an dit Heer jegangen. An dit jeheime Bureau!“

„Chef, dit is nich jut“, jammerte Kalle. „Dit is janz und jar nich jut!“

Es wurde wirklich beinahe so unangenehm, wie die Polizisten gedacht hatten. Der Kriminalrat rapportierte dem Polizeioberst August Jakob Maria Herzog von Donnermark, der stützte die Hände auf seinen Schreibtisch und erhob sich.

„Wissen Sie, was Sie hier andeuten, Kaltenegger?“ Sein Tonfall war leise, kalt und schneidend.

„Jawohl, Herr Oberst!“ Polizeirat Kaltenegger atmete tief durch, ehe er weitersprach. „Wenn Herr Oberst jestatten, sollte ick mir irren, bin ick jerne bereit, meine Kündijung einzureichen. Und ick wär erfreut, das tun zu müssen, wenn dit bedeutet, dat dit deutsche Reich keenen Verräter im Jeheimen Bureau der Armee hat.“

Donnermark schüttelte den Kopf. „Keene Schangse, junger Mann. Könnte ihnen so passen, einfach die Flieche machen. Ne! Dit Reich braucht ooch mal Leite, die sojar dit Undenkbare denken können. Also! Ick rede mit dit Minister, und dit mit dem Heeresminister. Und dann kieke ma weiter. Es stimmt, die Kanone is ja nicht vom Himmel jefalle, die muss jemandem jehören. Machen se weiter, Kaltenegger. Denken se dit Undenkbare.“

Darauf gab es für Kaltenegger nur eine Antwort. „Jawohl, Herr Oberst!“

=◇=

In der Sahara

„Das Volk der Söldner ist ein wüster Hauf‘, sie kennen keyn Sang und keyn Lyb, sy betreybet nur Spyllerey, Saufferey und Hurerey, sy fluchen unentwegt, das Leyben giltet ihnen nix, sy tun morthen und nehmet sych die Weyber der Städt und Weyler auf unserm Weg mit Gwalt unt schleppe dys arm Weybzeug noch Meylen mit sych, manch eyn kurz Leyben lang, sy habet kein Respekt vor irgent was.,

An diesen bekannt gewordenen Brief eines jungen Kornett aus dem Dreißigjährigen Krieg, den der junge Österreicher damals aus Wallensteins Lager nach Hause an seine Eltern geschrieben hatte, musste Hanns Joachim Landau denken, als er mit den anderen Angeworbenen der Beni Yasue zwischen ihren Führern auf dem Rücken von Kamelen nach Westen ritt, sie alle eingehüllt in einheitliche, hellblau gefärbte Burnusse. Es war zum größten Teil ein wirklich wilder Haufen, eine gemischte Truppe aus Österreichern, Schweizern und Deutschen. Zwei waren dabei, die sich deutlich abhoben. Ein schwächtiger, nicht sehr alter Mann, der sich meist in der Nähe der Beduinen, welche sie zu ihrem Ziel bringen sollten, oder in seiner, Landaus, Gesellschaft aufhielt, die anderen Söldner mied und in den Marschpausen seine Papiere studierte. Der zweite war ein großer, bärenstarker Mann, der allerdings nicht sehr klug zu sein schien und welcher dem schwächtigen kaum von der Seite wich. So unglaublich es auch scheinen mochte, Andreas und Franz Fischer waren Brüder, die stets für einander einstanden. Und Andreas benötigte den Schutz seines Bruders mehr denn je, denn der Rest der Gruppe hätte sicher große Freude am Quälen des Schwachen gehabt. Wie es bei solch rohen Burschen üblich war, und wer konnte sagen, ob es bei Schubsen und verbalen, üblen Scherzen geblieben wäre.

Derzeit war Landau über sich selbst am meisten schockiert, er hatte eine völlig neue Seite an sich selbst kennen gelernt. Gestern erst hatte einer der Söldner völlig durchgedreht, hatte etwas von Teufeln, Dämonen und Heiligen Stimmen gebrüllt und sich mit einem großen Messer auf Landau gestürzt. Der hatte seinen Revolver gezogen und den Mann einfach erschossen, ohne zu überlegen

oder zu zögern. Ein eindeutiger Fall von Notwehr, aber irgend etwas in Landau hatte Freude, hatte Lust am Töten empfunden, er hatte wie von Sinnen alle sechs Kugeln in den bereits liegenden, noch zuckenden Körper geschossen. Es war wie ein innerer Zwang gewesen, immer und immer wieder den Abzug durchzuziehen, obwohl der Hahn schon längst auf leere Hülsen schlug. Er war wie im Rausch gewesen, und jetzt hatte er Angst vor sich selbst und fragte sich, ob es nicht eines total kranken Geistes bedurfte, um eine solche Reaktion zu erleben. Und ob er nicht mehr als nur ein wenig verrückt war und eigentlich in eine Anstalt gehörte. Ein Glück für ihn, dass die Kamele trotz Reiters die Gewohnheit hatten, der Herde zu folgen und zusammen zu bleiben, denn seine Gedanken gingen immer wieder zu seinen Schüssen zurück, und er empfand immer wieder die gleiche Lust an der Macht, Herr über Leben und vor allem Tod zu sein, die ihn überfallen hatte, und gleich darauf verging er wieder beinahe vor Scham darüber.

Er hatte sich vor vielen Wochen in einer leichten, orientalischen Bluse über den europäischen Hosen und Stiefeln durch die Straßen der Stadt Kairo treiben lassen. Hanns Joachim Landau war ehemaliger Oberleutnant der österreichischen Armee und hatte vorzeitig auf seinen eigenen Wunsch den Abschied bekommen. Eine Unregelmäßigkeit in der Kompaniekasse, munkelten die einen, eine Beziehung zu einer falschen Frau, vielleicht gar zu der eines vorgesetzten Offiziers, flüsternten die anderen. Allgemein bekannt in der Kaserne war jedenfalls, dass Hanns ganz gerne zu Karten griff und eine Schwäche für dralle Mädchen hatte. Jetzt war er hier in Kairo und hatte versucht, als Offizier in englische Dienste treten zu können, denn mehr als Soldat und Offizier hatte er doch nie gelernt. Allerdings war sein Ruf ihm bereits vorangeeilt, und so wurde es nichts aus dem begehrten Posten bei der Royal Egypt Army. Er benötigte jetzt ganz dringend etwas anderes, ehe ihm das Geld ausging, vielleicht als Karawanen- oder Leibwächter hier in Ägypten. Natürlich blieb immer noch die Légion étrangère, die nahmen ohne Ausnahme jeden, ohne Fragen, ohne Vorbehalte. Die Vergangenheit existierte für die Fremdenlegion Frankreichs einfach nicht mehr, aber er müsste dort zumindest am Anfang als einfacher Legionär dienen. Bei der Egypt Army hatte er doch zumindest auf einen höheren Unteroffiziersrang gehofft. Umsonst! Er beschloss, noch rasch einen von den kleinen, türkischen Kaffees zu trinken, ehe er weiterging. Ob er jetzt oder in einer Viertelstunde ziellos durch die Stadt wanderte, war eigentlich völlig gleichgültig. Er setzte sich also unter ein Sonnensegel und bestellte einen Mokka, er erhielt wie hier üblich einen im kupfernen Kännchen drei Mal aufgekochten und mit Sud servierten Kaffee. Ein Ägypter trat zu ihm an das Tischchen, an welchem er saß und neigte leicht den Kopf.

„Salaam Aleikum! Darf ich mich zu dir setzen?“

Landau schrak aus seinen Gedanken. „Aleikum Salaam. Bitte, nimm Platz und ruhe dich aus.“ Er hatte in den letzten Tagen dazu gelernt und bediente sich der englischen Sprache in der etwas blumigen, orientalischen Ausdrucksweise, wie es hier in Kairo üblich war. Umso überraschter war er, als sich der Mann nun das Englische in nüchterner, direkter Form benützte.

„Sie hatten kein Glück bei den Briten, Oberleutnant Landau?“

„Woher wissen Sie...“

Der Mann hob die Hand. „Wir wissen, das reicht. Sie benötigen einen Posten? Mein Herr könnte vielleicht einen Mann wie Sie brauchen. Kommen Sie zu dieser Adresse und fragen Sie nach Abdullah, dann sehen wir weiter.“ Der Mann trank seinen Kaffee mit einem Schluck aus und ging rasch davon, Landau sah ihm erstaunt nach. Er blieb sitzen, orderte noch einen weiteren Kaffee und überlegte. Das könnte der Ausweg aus seiner misslichen Lage sein, denn es klang ganz nach

einer Art Auftrag. Er fuhr mit den Händen über das unrasierte Gesicht. Hier in Kairo war in den billigen Kaschemmen, welche seinem derzeitigem Geldbeutel angemessen waren, noch nicht überall fließendes warmes Wasser zu erhalten. Und außerdem – was machte es schon aus, er war ja doch kein Offizier mehr.

Landau hatte sich im schweren Dragonerregiment Nummer 9, Erzherzog Albrechts Kürassiere, hochgedient. Und bis er Brigitte kennengelernt hatte, war seine Karriere auch fast wie aus einem Bilderbuch verlaufen. Er war nie das gewesen, das man einen schönen und begehrten Mann nennen konnte, und so war er der Frau mit Haut und Haaren verfallen, die sofort auf seine schüchternen Avancen reagierte und ihn in ihr Bett ließ. Doch Brigitte war eine Frau gewesen, deren Ansprüche bald sein Salär überstiegen. Es gelang ihm nie, alle ihre Wünsche nach Luxus zu befriedigen, so hatte er eben begonnen, seinen Sold etwas aufzubessern. Nur ganz wenig, zu Beginn. Dann, später, immer mehr, denn Brigittes Ansprüche stiegen und stiegen und stiegen noch mehr. Eine kleine Zwei-Zimmerwohnung war zu wenig, Kleider, Schmuck, er griff zu den Karten und versuchte, das Glück zu zwingen – umsonst. Natürlich platzte die Blase irgendwann, er bekam gerade noch die Chance auf einen freiwilligen Abschied ohne Gerichtsverhandlung, und Brigitte suchte sich selbstverständlich sofort einen neuen Galan. Nicht lange nach seinem Abschied von der Armee hatte er sie Arm in Arm mit einem Major seines ehemaligen Regiments gesehen. Sie war aber auch ein so verdammt scharfes Luder gewesen, nun, vielleicht schaffte es ja der Major, sie zufrieden zu stellen. Zumindest finanziell, und das war für Brigitte sowieso immer das Wichtigere gewesen. Nein, eigentlich das einzig Wichtige. Ernüchert hatte er beschlossen, die Donaumonarchien ganz zu verlassen und irgendwo ganz neu anzufangen. Der ehemalige Offizier hatte seine Ersparnisse zusammen gekratzt, ein Bahnbillett nach Triest gekauft und sich dort für eine Fahrt nach Kairo für Kost, Logis und kargen Lohn als Hilfskraft auf einen Frachtdampfer anheuern lassen. Hier nun die Enttäuschung, die Gerüchte über sein Fehlverhalten waren früher als er selbst bis nach Kairo zur Armeeführung gelangt. Und jetzt, war das etwa der berühmte Silberstreif am Horizont? Er hatte eigentlich nie einen Posten als Söldner – und um einen solchen handelte es sich ganz offensichtlich – in Erwägung gezogen, aber warum denn eigentlich nicht? War nicht auch ein Angehöriger einer Karwanenschutztruppe genau genommen ein Söldner? Er beschloss, diese Adresse aufzusuchen, was hatte er denn jetzt noch zu verlieren.

Das Haus war anhand der beigegefügt Skizze nicht schwer zu finden gewesen, und der große, dürre Exoffizier betätigte den Klopfer in Form einer Faust, die den schweren Ring mit einer Kugel hielt. Es knarrte, als der Türflügel endlich zurück schwang, und ein kleiner, aber breit gebauter Mann in weißer Dschellaba und einem blauen Fez in der Öffnung erschien.

„Abdullah“, fragte er hoffnungsvoll, der Mann winkte ihn schweigend herein, schloss die Tür und winkte Landau, ihm weiter zu folgen. Er brachte ihn in ein Zimmer, welches mit martialischen Gegenständen wie alten, langen Vorderladermusketen, Lanzen, Krummsäbeln und Schilden geschmückt war. Dort holte er eine Wasserpfeife aus einem Schränkchen, kramte aus einer Schachtel ein einfaches Mundstück und stellte die Pfeife in der Mitte eines Teppichs. Dann lud er Landau mit einer Bewegung zum Sitzen ein.

„Verzeihen Sie Achmed, er spricht kein Englisch!“ Ein athletischer Mann mit großem Turban und osmanischer Tracht war in den Raum gekommen. „Aber er weiß, was zu tun ist, wenn jemand nach mir fragt. Ich bin Abdullah, und Sie sind der ehemalige Oberleutnant des Dragonerregiments 9 der Donaumonarchien Hanns Joachim Landau, ist das soweit richtig?“

„Das kann ich nicht leugnen, Mister Abdullah.“ Landau senkte den Kopf.

„Keine Scham, Oberleutnant. Sie sind nicht der erste Mann, den eine Frau derart zu Fall gebracht hat, und Sie werden nicht der letzte sein. Ihre Dienstakte ist mit dieser einen Ausnahme makellos, jetzt frage ich Sie aber eines. Würden Sie für Geld alles tun?“

Landau fuhr auf. „Selbstverständlich nicht! Ich mag ein verdammter Idiot gewesen sein, ich habe die Konsequenzen getragen und meinen Abschied genommen! Trotzdem gibt es Dinge, die ich nicht machen würde. Ich begehe keine Morde und entführe niemanden für Geld, nur um zwei Beispiele zu nennen!“

„Warum sind Sie Soldat geworden, wenn Sie nicht töten wollen? Etwas Kaffee?“ Eine junge, verschleierte Frau in kurzem Jäckchen und seidigen Pluderhosen brachte ein Kännchen Kaffee und sah Landau ins Gesicht.

„Gerne, danke. Mister Abdullah, ich bin bereit zu töten, in einem ehrlichen Zweikampf genau so wie in einer Schlacht. Wenn mir ein Bewaffneter gegenüberstehen sollte, ich zögerte keine Sekunde. Aber Unbewaffnete, Unschuldige, Frauen oder Kinder – nein, das wäre Mord, und das mache ich nicht. Ich bin auch kein Henker, wenn sich jemand ergibt, dann töte ich ihn nicht. Und wenn ein Gericht hundertmal eine Person zum Tode verurteilt, ich vollstrecke es nicht!“

„Ich verstehe!“ Abdullah nahm einen Zug aus der Wasserpfeife und bot Landau den zweiten Schlauch mit dem einfachen Mundstück an. „Bitte, seien Sie nicht beleidigt, dass ich ihnen kein schöneres Mundstück anbiete, aber einer ihrer Doktoren aus Budaapischt hat gesagt, dass man die nie wieder richtig sauber bekommt, und jetzt bekommt eben jeder Gast sein eigenes, das nur einmal benützt wird. Bitte, rauchen Sie mit mir!“

„Ich... danke, Mister Abdullah.“

„Herr Landau, sind Sie bereit, dabei zu helfen, eine Armee auszubilden? Wir haben Männer, aber keine Ausbildung. sie kämpfen noch immer wie vor hundert Jahren, ehrenvoll vom Rücken ihrer Kamele, aber unser Feind, der unser Gebiet möchte, hat moderne Waffen aus Europa, aus litalia, um genau zu sein.“

„Und wer seid ihr?“

„Wir sind Beni Yasue, und wir möchten unsere Heimat für unsere Frauen und Kinder in unserer Hand wissen!“ Wieder trat eine Zeitlang schweigen ein, dann seufzte Landau.

„Gut! Ich bin dabei! Ich mache es, aber wie gesagt, kein Mord, keine Entführung. Ich habe immer noch meinen Ehrenkodex.“

„Kein Problem!“ Abdullah reichte Landau seine Hand. „Willkommen, Commandant Landau! Ich bitte Sie, die nächsten Tage mein Gast zu sein, bis wir mit einigen Freiwilligen, die unsere Sache ebenfalls unterstützen, aufbrechen. Benötigen Sie irgend etwas? Kleidung, Rasierzeug und ähnliches wird von ihrem Hotel geholt und auf ihr Zimmer gebracht, Suleika zeigt es ihnen sofort. Fühlen Sie sich wie zu Hause, in allen Belangen.“

Und jetzt waren sie hier, inmitten eines riesigen Sandmeeres. Zuerst waren sie mit dickbauchigen, schwerfälligen Raddampfern Nilaufwärts gefahren worden, bis Abū Simbal, wo riesige Köpfe von

Kolossalstatuen aus dem Sand ragten, dort waren sie auf Kamele umgestiegen und nach Westen aufgebrochen, immer weiter nach Sonnenuntergang in die durchglühte Sand-, Staub- und Geröllwüste. Wie lange sie bereits unterwegs waren, er wusste es nicht. Nicht mehr. Der stets gleiche, langsame Trott der Kamele, die kurzen Rasten in der kühleren Nacht, die längeren im gleißenden Licht und der extremen Hitze des Tages zu Mittag – ein Tag ging absolut gleichförmig in den nächsten über, es gab kaum Abwechslung, die Sinne stumpften ab. Waren es zehn oder zwölf Wasserstellen gewesen, die sie passiert hatten? Er wusste es nicht, er wusste nur, dass die grobe Richtung ihres Rittes nach Sonnenuntergang, also Westen führte. Weiter und immer weiter. Den Weg zurück zum Nil hätte er natürlich gefunden, vorausgesetzt er verfügte über genügend Wasser. Und hier begann das Problem, er hätte niemals die Stellen gefunden, wo er sich satt trinken könnte. Wenige Dutzend Meter davon entfernt hätte er danach Ausschau halten können, und die minimalen Anhaltspunkte für das Vorhanden sein des wertvollen Nasses wären ihm entgangen. Ohne Führer wäre er bereits nach wenigen Tagen verloren, sein Begräbnis würde der ewige Wind übernehmen, der seit undenkbaren Zeiten die Sanddünen von Westen nach Osten trieb, tagaus, tagein. Wenn der Wind tatsächlich einmal einschief, wurde es beinahe noch schlimmer. Die Hitze stand und sammelte sich wie eine zähe Flüssigkeit zwischen den Dünen, man vermeinte beinahe, auf dem Sand seinen Tee kochen zu können. Der Sonnenschein auf den Kämmen der Dünen brannte dicke Blasen auf die ungeschützten Stellen der Haut, wenn man unvorsichtig wurde und der Burnus einmal verrutschen sollte. Dieser Ritt war bar jeder Romantik, das Gewand scheuerte, wenn sich der Sand einmal mit dem Schweiß auf der Haut verbacken hatte, und es gab nicht genug Wasser, um sich zu waschen. Immerhin war selbst Trinkwasser knapp, der Gaumen fühlte sich stets trocken an. Nachts konnte man mit einem Tuch die schlimmsten Schichten des Schweiß- und Sandgemisches vom Körper reiben, doch die nächste Schicht ließ nach Sonnenaufgang nicht lange auf sich warten. Weder der Schweiß noch der Sand ließen sich wirklich verhindern, die Europäer hatten noch viel Flüssigkeit im Körper gespeichert. Von außen war nichts von dem Ungemach zu sehen, denn der feine Sand haftete nicht auf dem Stoff. Jene Partikel aber, die es unter das Gewand schafften, bereiteten nicht wenig Qual. Und das waren nicht wenige.

Doch langsam gewöhnte man sich auch daran und ertrug es, oder man wurde eben wahnsinnig, hörte Stimmen und wurde dann erschossen. Oder man stand auf, mitten am Tag, und ging in die Wüste. So wie es August gemacht hatte. Niemand suchte nach ihm. Es wäre völlig sinnlos gewesen, denn der ewige Wind hatte seine Spuren schon lange verweht, als man das Fehlen des Leipzigers bemerkte. Auch Unachtsamkeit konnte in der Wüste ganz schnell tödlich enden, es gab überraschenderweise hier Leben, so weit abseits jeder sichtbaren Fruchtbarkeit. Skorpione, Schlangen, selbst der Boden unter den Füßen konnte dem unvorsichtigen Reisenden ganz schnell das Leben kosten. Es war still in der Karawane, alles war längst gesagt, niemand hatte mehr die Kraft oder die Lust für überflüssige Worte. Die Zunge lag trocken am rissigen Gaumen, der Durst war ein ständiger Begleiter, Tag für Tag, Nacht für Nacht.

Langsam dämmerte es Landau, dass es kein Zurück mehr geben konnte. Nicht nur, was diesen Ritt anging, sondern auch geistig. Er war nicht mehr der ehrenwerte Offizier eines Dragonerregiments, er war ein Söldner, endgültig. Und von seiner Soldatenehre war auch nichts mehr übrig geblieben, aber Landau stellte fest, dass es ihm durchaus gefiel. Er streifte den letzten Rest von Zivilisation ganz bewusst von sich ab. Die Welt hatte ihn zähmen wollen, die Zähne ziehen – aber er, Hanns Joachim Landau, er war ein Raubtier! Immer gewesen, und das wollte jetzt endlich frei gelassen werden und rüttelte immer stärker an den Gitterstäben der Zivilisation. Das raue Lachen drängte er ihn seine Kehle zurück, Energieverschwendung. Aber kein Mann und keine Frau würden sich mehr über ihn lustig machen, nicht über den neuen Landau, nicht mehr über... Der Schlag eines Metrek, eines Stabes zum Antreiben der Kamele, weckte ihn aus seinen tiefen Gedanken.

„Nicht schlafen ein“, rief ihm einer der Führer zu. „Einschlafen in el Sahar tödlich! Ganz tödlich!“

„Danke“, nickte Landau dem Beduinen zu. „Ich werde mich bemühen!“ Der Berber nickte nur und lenkte sein Kamel weiter. Man würde sehen, ob der Neue wirklich das Zeug zum Offizier hatte. Aber zumindest ganz hoffnungslos schien Tarek dieser Fall nicht zu sein.

=◇=

Am roten Meer

Bis zum Kinn in heißem Wasser mit viel Schaumbad liegend genoss Henrietta Jones die Annehmlichkeiten der Zivilisation, die Reisegruppe um die Prinzessin von Österreich war im besten Hotel der Stadt, dem Stattman, abgestiegen. Unbegrenzt heißes Wasser zum Baden und eiskaltes zum Trinken, breite, bequeme Betten und eine geräumige Zimmerflucht mit großem Balkon zum begrünten Innenhof. Der Balkon war allerdings eher ein kleines Zimmer mit einer Wand aus grünen Blättern und roten Blüten zu nennen, die Stechmücken wurden durch ein feines, beinahe unsichtbares Netz abgehalten. In den Zimmern drehten sich große Ventilatoren beinahe lautlos unter der Decke und sorgten so für angenehme Luftzirkulation und ein wenig Kühle.

„Das nenne ich Leben“, seufzte sie wohligh, als Orville das Badezimmer betrat.

„Gewöhne dich nur nicht zu sehr daran“, warnte ihr Mann. „Unser Abenteuer wird nicht ewig dauern, und mit meinem üblichen Einkommen...!“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich fürchte, du hast den falschen Mann geheiratet!“ Henrietta hob träge eine Hand und spritzte ein wenig Wasser nach Orville.

„Ach, Unsinn, ich habe genau den Mann, den ich will“, beschied sie. „Sonst hätte ich ja Georges Lorrimer heiraten können. Dumm, aber reich – mir war der kluge Habenichts trotzdem lieber!“

Er lächelte sie an. „Ich habe mich schon immer gewundert...“

„Weil ich mich in deine Art zu reden verliebt habe, wie du manchmal total in deiner Arbeit aufgeht und du kräftig zupacken kannst!“

„Oh!“ Orville hob die blaue Matrosenuniform auf, welche Henrietta einfach zu Boden geworfen hatte, nur um irgend etwas zu tun, weil er im Moment keine kluge Antwort wusste.

„Ich werde den Anzug behalten“, kicherte sie. „Ich habe bemerkt, dass du meinen Hintern in der Hose kaum aus den Augen gelassen hast!“

Orville wurde rot im Gesicht. „Du hast es gesehen?“

„Ja, klar hab ich das! Du musst doch nicht rot werden, Orville. Wir sind verheiratet, ich habe dir einen Sohn geboren – der übrigens derzeit bei Josepha ist.“ Sie erhob sich aus dem Schaumbad und trat in die Duschkabine. „Warum also solltest du mein Heck nicht ausgiebig bewundern sollen?“, wackelte sie kokett damit, während sie sich den Schaum abspülte. „Genier dich nicht, schau ruhig genau hin. Wäscht du mir vielleicht den Rücken, Schatz?“

„Natürlich, mein Liebes.“

„Aber zieh vorher deinen Schlafrock aus“, verlangte Henrietta. „Und die Hose auch!“

=◇=

Die Prinzessin Maria Sophia hatte sich im Stattman als Maria, Gräfin Taranaki eingetragen, und selbstverständlich auch die richtigen Papiere vorgelegt. Man konnte in diesem speziellen Fall noch nicht einmal von Urkundenfälschung sprechen, Maria Sophia war wirklich die Gräfin dieses Landstrichs auf den Pazifischen Maui-Inseln. Bei dem regelmäßigen Kommen und Gehen in der Stadt war die Gruppe gar nicht wirklich aufgefallen, nur die Uniformen hatten ein paar verwunderte Blicke auf sich gezogen. Lisi Oberwinden hatte etwas von einem Unfall mit ihrer Yacht gemurmelt, und von der Rettung durch die heldenhafte österreichische Flotte. Dazu ein paar Gulden, und nichts machte besser unsichtbar als die eine oder andere Goldmünze. Auch sie hatte zuerst lange und genussvoll gebadet und dann nach einer Schneiderin geschickt. Jetzt saßen Maria und Lisi in ihren Sesseln und sahen zu, wie die Handwerkerin Henrietta Jones vermaß und die Ergebnisse in einer Tabelle eintrug.

„Bitte breiten Sie die Arme aus, gnädige Frau!“ Fingerspitze zu Fingerspitze, Handgelenk zu Handgelenk. „Sie haben sehr schlanke Handgelenke, Frau Jones. Sehr elegant. Wollen Sie vielleicht eine Manschette mit zwei Knopfreihe, damit Sie die enger und weiter tragen können?“

„Ja, mach' Sie's so“, mischte sich Maria Sophia ein. „Wir nehmen das Beste!“

„Gerne, euer Wohlgeboren. Wir haben hier vor Ort die feinste eritreische oder abessinische Baumwolle. Sie ist von der Pflanze her gleich der ägyptischen, aber um einiges feiner gesponnen und gewebt. Ich habe einige Stoffmuster mit, wenn Frau Gräfin schon einmal wählen wollen?“

„Das ist ja beinahe wie Seide!“ Verblüfft ließ die Erzherzogin eine Stoffbahn durch ihre Finger gleiten. „Kühl, weich und anschmiegsam, das ist ja eine Überraschung. Aber für eine Strapazkleidung braucht's mehr Körper, da ist der Stoff da besser! Aber aus dem ganz zarten macht Sie für jeden von uns zehn Sets Unterwäsch', fünf leichte Hemderln mit Kragen und flachen Knöpf' mit kurzen und fünf mit langen Ärmeln für unter der Uniformblus'n zum tragen. Und je zwei Uniformen für uns Damen.“

„Aber...“

„Sei ruhig, Henny! Jetzt red' ich. Sag' Sie ihrem Kollegen, der g'rad' den Mann der Dame bearbeitet, er kriegt dasselbe, und der Bub auch. Auf meine Rechnung. Also Lisi, auf geht's, du bist dran, lass dich schön kartographieren!“ Elisabeth von Oberwinden hatte schon öfter mit einer Maßschneiderin zu tun gehabt, und stellte sich in Positur. Es hatte sich glücklicherweise herausgestellt, dass die Schneiderin über genügend Personal verfügte, um die Wünsche der Reisegruppe in drei Tagen fertig zu stellen. Es war zwar nicht gerade billig, aber dennoch lohnend.

=◇=

„Das ist doch alles unbrauchbar!“ Nach der Schneiderin war die Modistin mit einer Auswahl an Sonnenhüten gekommen, doch Maria Sophia schleuderte mit einer Handbewegung die zur Begutachtung vorgelegten Hüte vom Tisch. „Was hat man ihr denn gesagt, was gebraucht wird?“

Die Hutmacherin wich zurück. „Gnädige Frau Gräfin, man hat mir gesagt, dass drei Damen einige Hüte als Sonnenschutz benötigen!“

„Aber das ist doch alles ein Schmarrn! In zwei, drei Tag' haben wir nur noch Fetzen und traurige Rest'In am Schädel, kriegen an Sonnenstich und an Sonnenbrand im G'sicht! Obendrein sind wir halb blind! Das da ist nur was für ein Anziehpupperl, das grad einmal für drei Stund'n auf die Rennbahn geht und das Ding dann wieder vergisst. Weil beim nächst'n Renntag muss es ja eh wieder ein neuer Hut sein! Krutzitürken, ich hab' doch extra g'sagt, Strapazhüte. Leder, Filz oder dickes Leinen, so wie's auf die Pazifikinseln trag'n werd'n.“

„Aber Frau Gräfin, wie soll ich den da die Perlen oder die Federn...“

„Gar nicht, des Zeug braucht dort, wo wir hingeh'n, eh kein Mensch! Lisi, Henny, wir geh'n jetzt schau'n, ob wir bei die Männer was brauchbares finden!“ Maria Sophia schritt zur Tür.

„Wollen Frau Gräfin denn wirklich einen ganz schmucklosen Herrenhut tragen?“ Die schiere Verzweiflung stand der Modistin ins Gesicht geschrieben.

„Ja“, rief Maria, Gräfin von Taranaki und schritt, gefolgt von ihren Begleiterinnen, durch die Tür und ging zur Suite der Familie Jones, wo Orville eben einen breitrempigen Cowboyhut aus sandfarbenem Filz aufsetzte.

„Ja sagt sie!“ räsonierte die Modistin, welche Mühe hatte, mit den Damen Schritt zu halten. „Und derart rennen, das ist aber gar kein damenhaftes Verhalten. Seit wann muss ein Damenhut zu etwas gut sein, außer dass er gut ausschaut. Damen sind doch keine Soldaten. Und wenn alle Strick' reiß'n gibt's ja immer noch den Schirm! Immer diese Leut' aus den Kolonien, keine Kultur hab'n die da unten!“

„Na also, das schaut doch gleich viel besser aus!“ Lisi ergriff einen hellen Stetson in amerikanischem Stil und drückte ihn auf den Kopf. „Wie schau' ich aus, Mitzi?“

„Zum Anbeißen, Lisi. Ha, da ist ja auch ein leichter Australianer. Mit Löchern in der Krone, da kann Luft zur Birn', aber wenn' regnet bleibt die Frisur trotzdem trocken. Sogar mit einer Sturmschnur daran! Den will ich, nur zwei Nummern kleiner, aber die Krempe genau so breit!“

„Aber Frau Gräfin...“

„Keine Diskussion. Lisi, Henny?“

Elisabeth nickte. „Gutes Modell. Leicht, luftig und schützt. Aber die Krempe'n muss ordentlich g'macht sein, nicht dass nach drei Tag einfach abehängt!“

„Richtig“, stimmte die Prinzessin zu. „Also, drei Mal, für jede von uns einen. Ende der Debatte!“

„Aber... jawohl. Darf ich den Kopfumfang der Damen messen?“



„Geb' Sie das Band'l schon her. Wo glaubt Sie denn, dass ich einen Hut trag'? Im G'nack, dass mir die Sonn' genau in die Augen brennt? So, das schreibt Sie jetzt auf, Henny, komm her, schau'n wir mal, wie groß dein Bluzer ist!“ Carl Friedrich Maerz ging schmunzelnd auf den Balkon und zündete sich dort eine seiner Zigarren an. Er bedauerte nur, diese Szene nicht in seinen Büchern verwenden zu können. Eine echte Prinzessin vermaß eigenhändig den Kopf einer Bürgerlichen. Das würde ihm kein Redakteur durchgehen lassen, und schon gar kein Leser glauben.

=◇=

Im Bureau des Konteradmirals Hermann Fürst von Kaltenfels herrschte derzeit mehr Trubel und Aufregung als in den ganzen Jahren seit seiner Errichtung. Und der Admiral konnte diesem Wortgefecht nicht einmal ausweichen, wie gerne er sich auch in ein Mauselloch verkrochen hätte.

„Ich brauche doch nur einen Husaren, da passen wir alle ganz leicht hinein! Josepha kann fahren, und so eine Kanon' zu bedienen trau' ich mir schon zu. Außerdem war der Horst Komarek bei der Marine auch eine Zeitlang Artillerist. Ich brauch' keine Kindermadeln mehr!“ Maria Sofia schlug mit den Handschuhen in ihrer Hand erregt gegen ihre Schenkel in der Uniformhose. „Weil, ich bin schon erwachs'n, wenn's ihnen bis jetzt entgangen sein sollt', Inzersmarkt!“

„Sie müss'n mich nicht d'ran erinnern, Hoheit. Das seh' ich.“ Oberst von Inzersmarkt versuchte ruhig und respektvoll zu bleiben. „Aber hör'n tu ich's nicht. Es ist unvernünftig, so quasi allein da hinaus zu geh'n, wo doch dort jemand herumrennt, der schon einmal versucht hat, Hoheit umzubringen.“

„Wenn der Arsch mit Ohren mich hätt' abstechen woll'n, hätt' er's leichter g'habt. Er müsst nur mehr genau gar nichts machen.“ Die Prinzessin warf sich in einen Stuhl, dessen Holz bedenklich knackte, stützte den Ellenbogen auf die Armlehne und das Kinn auf ihre Hand. Schon waren ihre Vorsätze vergessen, in Zukunft vorsichtiger sein zu wollen.

„Und die Araber, die Hoheit entführen wollten? Haben Hoheit die schon vergessen?“

„Hören's doch schon endlich mit dem depperten Hoheit da und Hoheit dort auf, Oberst“, gestikulierte die Prinzessin heftig. „Die sollten wir doch los g'worden sein, wie wir mit der RADEZKY losg'flogen sind!“

„Dürfte ich vorschlagen...“, versuchte Kaltenfels etwas zu sagen, doch Inzersmarkt unterbrach den Fürsten.

„Sind's sicher, Prinzessin? Wir wissen genau gar nichts über die G'frastsackeln. Das ist unser Problem. Ich bleib' dabei, sieben Fahrzeuge und sechzig Dragoner!“

„Vielleicht...“, versuchte der Admiral es noch einmal, doch Maria Sofia winkte ab.

„Das kommt ja gar nicht in Frage! Ich kann doch nicht mit einer ganzen Kompanie lospletern. Und was soll'n die Abessinier denken? Dass wir eine Invasion mach'n?“

„OBERST!“ brüllte der Admiral jetzt wie ein Stier.

„Was denn, Herr Admiral?“ Der Stimme des Oberst merkte man den Unwillen an, aber immerhin war der Garnisonskommandant der Ranghöhere.

„Wenn ich einmal vorschlagen dürfte, so als Kompromiss quasi. Vier Fahrzeuge, dreißig Mann plus die Besatzung“, sagte der Admiral mit weit ruhigerer Stimme. Maria Sophia fuhr auf, aber Kaltenfels hob die abwehrend Hand. „Hoheit, bitte, ich bestehe darauf. Sie können mir befehlen, Ihnen ein Fahrzeug zur Verfügung zu stellen, aber drei weitere werden Ihnen auf Ihrem Weg folgen, ganz egal, wo Sie hingehen. Und der Kommandant der Truppe wird sich nicht davon abhalten lassen, nicht einmal durch einen schriftlichen Befehl Ihrerseits. Diese Männer wissen, was sie den Donaumonarchien und dem allerhöchsten Haus schuldig sind. Ich garantiere Ihnen, sie werden hinter Ihnen bleiben und sich nicht von Ihrer Spur abbringen lassen.“

„Also gut!“ Maria Sophia wusste, wann ihre Macht zu Ende war. Sie erhob sich und hob die Hand. „Drei Husaren, zwanzig Dragoner und die Besatzungen. Nicht mehr, Admiral. Das ist schon mehr als genug!“

„Wenn ich noch vorschlag'n dürft, Hoheit?“ Der Admiral faltete die Hände. „Nehmen Sie noch einen Windhund mit!“

„Einen Windhund“, überlegte Maria Sophia laut. „Ja, warum denn nicht? Welche Frau kann bei einem putzigen Windhund schon nein sagen?“

„Sehr gut, kaiserliche Hoheit. In vier Tagen, am Freitag in der Frühe werden die Husaren und die Mannschaften bereit sein. Heute noch wird nach Addis Abeba telegraphiert, um eine Erlaubnis für die Durchfahrt zu erwirken. Reine Formsache, unser Verhältnis zum Negus Negest ist sehr gut.“ Kaltenfels hatte sich gleichzeitig mit der Prinzessin erhoben. Es wäre doch sehr unschicklich gewesen, hätte ein Konteradmiral gesessen und ein Mitglied der kaiserlichen Familie gestanden. Mehr als unschicklich, ein echter Fauxpas.

„Na gut. Dann sind wir uns ja einig“, nickte Maria Sophia. „Und jetzt wird's aber Zeit. Unser Kamerad hat sich einen ehrenvoll'n letzt'n Zapfenstreich redlich verdient. Ich wollt', der Slatin Pascha wär' noch da unter uns!“

„Ich auch, Hoheit, das können Sie mir glauben. Er war einer von meinen best'n Freund'.“ Der Oberst setzte den zur Uniform gehörenden Tropenhelm auf. „Aber er hätt' zu mir g'sagt, Willi, hätt' er g'sagt, platz jetzt nicht so herum. Da vorn ist die Zukunft, an die musst' denken! Die Tot'n haben's leichter, nur wir plärren da herum, weil wir ganz plötzlich was verlor'n haben. Reiner Egoismus!“ Wilhelm Graf von Inzersmarkt wischte eine Träne von der Backe und schnäuzte sich

geräuschvoll. „So hat er's g'sagt, wie seine Lotte g'storb'n ist, so hat er auch g'redt, wie meine erste Tochter vom Pferd g'fallen und nimmer aufg'standen ist. Und trotzdem sind ihm immer selber auch die Tränen über's G'sicht g'ronnen, aber dann hat er sich zusammen g'rissen und weiter seine Pflicht `tan. Und das tun wir jetzt auch, mit eurer Erlaubnis, Hoheit.“

„Wie immer, Oberst.“ Sie strich mit ihrem Daumen eine weitere Träne vom Gesicht des Oberst. „Was wären denn die Vereinigten Donaumonarchien ohne Männer wie Sie, dem Admiral oder dem Pascha? Und den Millionen unbekannt'n Menschen, die Tag für Tag ihr' Pflicht tun, ohne je erwähnt zu werd'n.“

=◇=

Die Sonne beschien den großen Innenhof der Garnisonskaserne von Port Erzherzogin Helene. Die drei Kompanien Waffenmatrosen in den dunkelblauen Uniformen und die Soldaten der motorisierten Dragoner in den sandfarbenen Monturen der Garnison Zulas waren bis auf die üblichen Wachposten geschlossen angetreten. Jede Kompanie bestand aus vier Zügen, die wiederum aus vier Gruppen von je acht Mann bestanden. Diese Kompanien waren nach ihren Zügen sortiert aufgestellt und bildeten drei Seiten eines Vierecks, die vierte Seite bildeten die beiden Gardezüge in ihrer makellosen weißen Dienstbekleidung, mit kurzen Karabinern bewaffnet und die Kapelle. In der Mitte stand auf einer Kanonenlafette der Sarg des posthum zum Oberst beförderten Rudolf Carl Freiherr von Slatin, darauf lag ein goldgelb-schwarzes Kissen, auf welchem die neuen Schulterstücke und die Orden Slatin Paschas befestigt waren. Vor dem Sarg standen der Konteradmiral von Kaltenfels, der Garnisonsspieß Rosenblatt, die Gruppe der Prinzessin und zehn Mann Ehrengarde ‚in voller Panier‘. Das bedeutete mit hellblauem gewebten Koppeltragegestell für das Sturmgepäck über der weißen Galauniform, zu welcher auch eine weiße Matrosenmütze mit blauem Band gehörte. Auf diesem Band war üblicherweise der Schiffsname gestickt, zu dessen Besatzung der Träger gehörte. Zu dieser Uniform wurden auch noch hellblaue Gamaschen und weiße Handschuhe getragen. An den Oberarmen der Ehrengarde waren breite, schwarze Stoffbinden zum Zeichen der Trauer befestigt.

„Die ganze Garnison auf mein Kommando! Unteroffiziere und Offiziere bitte eintreten!“ Die befehlsgewohnte Stimme des Dienstführenden Unteroffiziers, hallte über den großen Paradeplatz der Kaserne. Der DFUO wurde in der Umgangssprache immer noch ‚Spieß‘ genannt, obgleich das Rangabzeichen schon lange nicht mehr aus dieser Waffe sondern aus einem silbernen Winkel auf dem Uniformärmel bestand. Die Unteroffiziere der Truppe stellten sich rechts von ihren Kampfgruppen auf, die Zugskommandanten rechts der ersten Gruppe, ihre Stellvertreter eine Reihe dahinter, neben der zweiten. Die Kompaniekommandanten hatten ihren Platz vor ihren Einheiten, links neben sich ihren Stab. Es ging schnell, und als jeder auf seinem Platz stand, brüllte der Spieß das Kommando.

„Haaabt acht!“ Mehr als 900 Männer nahmen gleichzeitig lautstark Haltung an. „Kapelle, die Hymne der Donaumonarchien!“ Langsam und getragen klang die Melodie des alten ‚Gott erhalte‘ von Joseph Haydn, die Hände der Offiziere fuhren an die Schläfe, die Zivilisten nahmen die Kopfbedeckungen ab und senkten das Haupt.

Als der letzte Ton verklungen war, trat der Kommandant der Ehrengarde vor und hob den Säbel. „Ehrengarde – legt an!“ Die zehn Männer hoben synchron ihre mit Platzpatronen geladenen Karabiner und zielten in einem exakten 45-Grad Winkel in die Luft.

„Gebt Feuer!“ Zehn Mal krachte eine ‚blinde‘ Salve, also ohne Projektile, aus den zehn Gewehren der Ehrengarde über den Sarg, dann spielte die kleine Trommel einen Wirbel. Der Fahrer der Lafette setzte mit dem Dampfhebel das Fahrzeug langsam in Bewegung, und die Basstrommel schlug jetzt einen langsamen Marschrhythmus an. Die Ehrengarde begleitete den Sarg im gemessenen Gleichschritt zu beiden Seiten, die beiden Gardezüge folgten und hinter ihnen die Kompanien in der Reihenfolge ihrer Nummern. Während der Sarg am offenen Grab wartete, defilierten die Dragoner und die Waffenmatrosen daran vorbei und erwiesen dem toten Kameraden die letzte Ehre. Erst, als der letzte Waffenmatrose abgezogen war, wurde das Kissen auf eine bereitstehende Säule gelegt, um später nach Wien seiner Familie übersandt zu werden, und der Sarg von einem Dampfelefanten, einem vierbeinigen Bergepanzer, der Erde übergeben. Auf dem Stein stand später zu lesen: **EIN HERVORRAGENDER OFFIZIER UND TREUER FREUND**. Unter dem obligatorischen Kreuz ein Doppeladler, und wer genau hinsah, bemerkte über den Köpfen des Wappentieres statt den Kronen der Vereinten Donaumonarchien das Diadem einer Prinzessin eingemeißelt, in seinen Klauen hielt er je eine Rose und – eine Tulpe. Die Lieblingsblumen der Erzherzogin Maria Sophia.

=◇=

Die dicken Reifen mit den tiefen Profilen der drei dampfelektrisch betriebenen gepanzerten Fahrzeuge der Dragoner der Vereinigten Donaumonarchien walzten durch den Sand und bewegten die schweren Körper der Husaren nach Norden, auf die Stadt Massaua zu. Dort sollte der Kurs nach Osten geändert werden, zum Bett des Flusses Barka, danach diesen entlang die steilen Berghänge hinauf bis Asmara und dann wieder nach Süden durch die Schluchten des zerklüfteten Hochlands nach Lalibela. 700 Kilometer, durch unwegsames Gebiet, die durchschnittliche Geschwindigkeit hatten sie auf fünfundzwanzig bis dreißig Stundenkilometer geschätzt. Bei etwa acht Stunden täglich sollte die Karawane in vier Tagen, am 30. März, Lalilibela erreichen können. Da gäbe es noch genug Zeit, Informationen einzuholen und ein wenig zu rasten, ehe die Fahrt in die Stadt Gonder weiterführen sollte. Ungefähr 350 Kilometer noch, das sollte mit einmal Übernachten dazwischen zu schaffen sein. Wenn Maria Sophia und ihre Entourage am 14. April aufbrechen wollten, wären sie sicher noch rechtzeitig vor Ort. In der Hauptstadt jenes Gebietes Äthiopiens, dessen Bewohner von sich selber sagten, sie wären der verlorene hebräische Stamm vom Blute Daniels.

„Eigentlich sollt’n wir ja die Henny und ihren Sohn da lass’n“, hatte Maria Sophia bei der Vorbereitung der Expedition laut überlegt.

„Ach, die soll in Luxus schwelgen und in aller Ruhe da bleib’n dürfen, aber mich willst mit in die Wildnis schleif’n“, frozelte Elisabeth von Oberwinden. „Und so was nennt sich jetzt eine Freundin!“

„Ja, sicher“, antwortete Maria darauf schelmisch lächelnd. „Und weilst meine Freundin bist, kann ich dir das Mitkommen eh net ausred’n!“

„Ich komme ganz bestimmt mit!“ Henry hatte offensichtlich von beiden Elternteilen den Sturkopf mitbekommen. „Ma, sag es doch! Wir lassen uns doch nicht ganz einfach auf ein Abstellgleis schieben!“

„Bis Lalibela oder Gonder sind ja wirklich keine G’fahren zu erwarten, mit denen unsere Dragoner nicht fertig werden könnten, euer Hoheit“, vermittelte Oberst Wilhelm Graf von Inzersmarkt. „Dafür hab’n wir’s ja mit, das wir sicherer sind. Danach könnten wir das Kind und die unerfahrenen

Leut' mit zumindest einem von den Wagen immer noch zurück schick'n, wir sollt'n doch einen weiteren mitnehmen.“

Maria Sophia machte eine abwehrende Geste. „Nein, keine Verstärkung vorderhand. Also gut, wir nehmen die Henny mit. Sie könnt' vielleicht doch ganz hilfreich sein, ich mein, dass ich g'hört hab', dass sie dieses Amharisch recht gut lesen und sprechen kann.“

„Ja, ich hab' für mei Männle scho einige Übersetzung angefertigt!“ Henrietta wurde verlegen. „Orville ist ein kluge Kopf, der ganz schnell Zusammenhänge und so erkennt. Aber Sprache sind nun einmal seine Schwäche. Außer Deutsch und Französisch spricht und liest er eigentlich nur Altgriechisch, Latein, Sumerisch-Akkadisch und die Hieroglyphe. Bei die hebräische Sprache...“

„Nur?“ Inzersmarkt schüttelte den Kopf. „Vier tote und zwei lebendige, und die Frau sagt nur! Wir haben ein Genie unter uns!“

„Manche reden viele Zungen, und haben doch nichts zu sagen!“ deklamierte Orville.

„Gut, gut, wir werden später in die Kirch'n geh'n und ein bisserl Weihrauch zu unserer eigenen Lobpreisung verbrennen lassen.“ Maria Sophia breitete ihre Unterarme zur Seite aus, die Handflächen nach oben, und hob den Blick zur Decke. „Wir beugen uns unserem gottgewollten Genius und beschließen hiermit folgende Proklamation. Henny kommet mit uns, und somit auch Henry. Gelobet und gepriesen sei unser Name in den nächsten drei Minuten!“

„Halleluja und Hosianna, des muss jetzt aber dann reichen für die nächst'n Tag!“ Elisabeth schlug ein flüchtiges Kreuz in der Luft. „Sonst g'wöhnst dich am End' noch dran und verlangst es öfters!“

„Ketzerin“, näselte der Oberst pikiert. „Da ist wohl wer vom recht'n Glaub'n ab'fall'n.“ Er strich sich den Oberlippenbart an den Mundwinkeln nach oben. „Aber das g'fällt mir schon sehr!“

„Trotzdem, die Josepha und der Horst'l wird'n als Diener für uns reichen müssen. Lisi, du wirst dir deine eigene Zof'n und den Kammerdiener schenken müssen und die zwei heimschicken. Oberst, ihr Pfeifendeck'l wird unser'n Bediensteten ein wenig zur Hand geh'n müssen. Drei Dienstboten werden für unser Grupp'n reichen muss'n“ Oberst von Inzersmarkt verbeugte sich im Sitzen. „Selbstverständlich, Hoheit, wie ihr wünscht!“

=◇=

Als sie zu ihren Fahrzeugen kamen, erwartete sie dort der ehemalige Pfeifendeckel des Slatin Pascha, Janosch Pospischil. Der Mann hob grüßend die Hand an die Schläfe.

„Kaiserlich-kenigliche Hoheit, ich mechte mich ganz schen bedanken bei Hoheit. Se haben gemacht aus einem kleinen Korporal gleich einen Wachtmeister, haben mich beferdert vom Chargen zum Unteroffizier! Und ich derf geh'n, oder besser fahren, mit ihnen mit den Husaren! Melde gehorsamst, dass ich wird' ihnen dienen bis zum Tod, und wenn es mich zerreißen mecht!“

„Schon recht, Wachtmeister! Ist er der Kommandant von diesem Husaren?“ Maria Sofia ging um das in verschiedenen Sandtönen bemalte Fahrzeug herum. „Fesch, fesch!“, klopfte sie gegen die Flanke aus Ulmer Leichtstahl. „Was sagst, Henny“, wandte sich Maria Sophia an Henrietta Jones. „Dein Mann, Du, der Henry, die Lisi, der Oberst, Carl Maerz und ich, das sind sieben für den Husar

zwei, dazu noch drei Dragoner. Die Josepha und der Horst nehmen mit dem Marco Babic vom Oberst den Husar eins, der fährt vorne weg mit dem Wachtmeister Schwejk als Kommandanten und sieben Soldaten, der Stabswachtmeister Smetana fährt in Husar drei mit zehn Männern.“

„Wie groß ist das das Gerät eigentlich?“ Orville war um das Gefährt herum gegangen.

„Ist sich Länge zehnerhalb Meter, vier – fünfzwanzig breit und in die Höhe geht der Rumpf zwei Meter fünfzehn. Dazu der Turm mit der drei Zentimeter Schnellfeuerkanon, die was hat ein 50-Schuss Trommelmagazin. Der Turm selber ist eins fünfzehn hoch! Mit der Bod'nfreiheit von nicht ganz ein Meter mit die Rad'In, die was einen Durchmesser ein Meter neunzig haben, ist sich also hoch ganzes Vehikel vom Boden aus vier Meter fünfzig. Auf den vier Achs'n sitzen insgesamt 16 Radel, auf jeder Seiten zwei mal vier. Im Körper unten von dem Vehikel sind noch vier Maxim-Gewehre, die Bedienung von letztere ist bitteschön Aufgabe für die Infanteristen, von denen normalerweise zehn mitfahr'n! Die Besatzung selber sind nur drei Mann. Der Kommandant, der was ich die Ehre habe zu sein. Der Richtschitze für die drei Zentimeter, des ist sich der Binder Sepp, das bitte, wenn eier Hoheit und der Herr Professor erlauben, ist der da mit die großen Ohrwascheln, der sich ist in die Schultern mehr breit wie hoch. Und dann noch der Fahrer, mit Erlaubnis, heißt sich Wopraschalek Frantischek, ist sich der kleine schmalpickte mit das Stricherl über de Papp'n, des was er selber Bart nennt. Und bitte, melde Herrn Professor gehorsamst, ist sich auch eine Kiehl- und Heizanlage eingebaut. Und eine Toilett'n.“

„Eine Kiehl...?“ Ratlos sah sich Orville um.

„Kühlanlage, Schatz“, flüsterte Henny in sein Ohr, die Augenbrauen des Amerobriten rutschten in die Höhe.

„Ach so. Schön! Und das dort?“

„Das, mein lieber Orville, ist unser Windhund!“ Maria Sophia rieb sich die Hände. „Mit dem wird' ich auch ein paar mal fahr'n! Immerhin bin ich Generaloberst, da kann ich mir das leisten. Kommt alle mit, ich zeig' euch das Prachtstück einmal.“

Das Prachtstück war ein kleinerer Radpanzer, nur etwa 6 Meter lang und knapp über 3 breit. Das ganze Gerät ragte nicht ganz 3 Meter in die Höhe. Mit der Bewaffnung.

„Ein kleiner, leichter Hans Dampf in allen Gass'n“, erklärte die technikaffine Prinzessin. „Macht gute 120 Stundenkilometer auf der Straß'n. Der Rumpf ist absolut wasserdicht, der Windhund ist also schwimmfähig. Die äußere Bodenplatt'n kann abg'senkt werden und bildet so eine recht gute Gleitkuf'n für'n Schnee oder Sand. Die Hinterrad'In können zum Antrieb im Wasser oder Schnee Schaufeln ausfahr'n. Falls das Gelände ganz schwierig wird, können vier Beine zur Unterstützung aus dem Rumpf g'schoben werden, damit kann das Ding auch noch formidabel klettern. Ein kleiner Geniestreich, den die Ingenieure von der Simmeringer Dampf wag'n G'sellschaft da austüfelt haben!“

Maerz blickte nickend zu den am Dach montierten Rohre empor. „Vier Hale-Raketenwerfer auf dem Dach? Das macht schon ordentlich was her!“

„Mhm“, bestätigte die Erzherzogin. „Im Heck ist ein Maxim einbaut, und dort oben das Ding mit den Schutzblechen, das ist ein 12,5 Millimeter üsMG. Gurtzuführung, 110 Schuss in der Minut'n. Gar nicht so schlecht für so einen Zwerg.“

„Und die Panzerung?“

„35 bis 50 Millimeter Verbundstoff mit Leichtstahl“, mischte sich der Kommandant des Windhundes ein. „Das ist auch ganz nett für ein leichtes Spähfahrzeug. Die Besatzung besteht üblicherweise aus vier Mann. Fahrer, Kommandant, Heck-MG-Schütze und üsMG-Schütze. Manchmal kann auch noch ein spezieller Beobachter an Bord sein. Platz dafür ist genug.“

„Fesch, stimmt's? Eine gute Idee vom Admiral. Gut, das wär's dann.“ Maria Sophia sah noch einmal in die Runde, dann ging sie zurück zum Husaren Nummer zwei. „Wachtmeister, lassen Sie aufsitzen!“

„Jawohl, Hoheit, aufsitzen lassen!“ Pospischil salutierte und wandte sich an die Soldaten und Besatzungen. „Alles auf mein Kommando! Besatzungen an Bord! Gruppenkommandanten übernehmen, aufsitzen lassen!“

=◇=

Und so bewegten sich nun die stark gepanzerten und leicht bewaffneten Fahrzeuge durch die Wüste, die Federung schluckte einstweilen noch alle hier in der sandbedeckten Ebene noch selten auftretenden Stöße mit Bravour ab, in den Bergen würde die Fahrt dann sicher nicht mehr so angenehm verlaufen. Die Insassen hatten die dicken, metallenen Schutzblenden vor den doppelt verglasten Aussichts fenstern des Innenraumes geöffnet, um die Umgebung betrachten zu können. Auch wenn es hier nicht wirklich viel zu sehen gab. Rechts begann das endlos scheinende Meer, während links ein Gebirge die Aussicht einschränkte. Die Zufuhr der frischen Luft, welche über ein Filtersystem gereinigt und etwas abgekühlt wurde, sorgte für halbwegs erträgliche Verhältnisse im wärmeisolierten Rumpf. Zumindest weit angenehmeren als in den klassischen gepanzerten Fahrzeugen, welche ausschließlich mit Fahrtwind gekühlt werden konnten. Bei ungünstigen Bodenverhältnissen, wenn die Mobile nur langsam voran kamen, gab es da nicht all zu viel Abkühlung. Die Klimatisierung über eine Temperaturpumpe ähnlich einem Kühlschranks hatte sich jedenfalls bewährt, denn die aufgesessenen Dragoner der österreichischen Armee blieben auf diese Art weit länger einsatzbereit, im Sommer wie im Winter, wenn geheizt werden musste. Im Husaren Nummer eins fuhren die Kammerzofe und der Diener der Prinzessin sowie der Pfeifendeckel des Oberst Inzersmarkt mit.

„Z'haus hab'n wir manchmal um diese Zeit noch Schnee und frier'n uns den Arsch ab, und da herunt' in dem Land brauch'n wir am Tag ein klimatisiertes Fahrzeug, weil's sonst zu heiß wird,“ räsonierte Josepha Müller, das Kammerkätzchen. „Dabei ist's sogar mit Kühlung noch ganz schön warm, so mit zehn Leut' auf einen so engen Raum. Also, nicht dass man so aufeinander pickt, dass man sich nicht rühren kann, ist für einen Militärtransporter eh recht gemütlich. Sogar mit polsterte Bänk'. Aber lüft'n kann man halt a net wirklich, weil's dann wieder zu heiß wird. Also stinkt des ganze Vehikel nach Schweiß, weil wir alle fäul'n wie die Itis, und da nehm' i mich bittschön gar net aus. Net beleidigt sein, bitte, kein Vorwurf an die Herren, kann ja keiner was dafür.“ Sie hob den Arm, schnupperte kurz unter die Achsel und verzog angeekelt das Gesicht. „Heut' früh hab' i mi no gründlich auweduscht, und jetzt schweiß'l i schon wieder zehn Kilometer

gegen den Wind! Wie haltets ihr sowas aus, wenn's ihr im Einsatz manchmal tagelang net aus der Panier' kommts“, wandte sie sich an die Soldaten.

„Man lärrnt, dâmit zu läbän, Freilein!“ sagte einer, und ein zweiter strich sich über die Bartstoppeln.



„Da kann man halt nix mach'n, Freilein. Miss'n wir leben damit.“

„Zum Glick ham wir jetzt leichtere Uniformen aus Bamwoll'. Die alten aus Schafwoll', da sind wir erst ausg'ronnen.“

„Da ham wir manchmal ausziehen dirfen die Blus'n und fahr'n im Unterleiberl, Gnädigste.“

„Und jetzt nimmer?“ Josepha hob ihre Augenbraue.

„Wär' sich ganz und gar unschicklich. Ist doch Freilein an Bord!“ antwortete der Fahrzeugkommandant Wachtmeister Schwejk.

„Erlauben Sie's den Männern ruhig, Wachtmeister. Wegen meiner soll'n die Männer doch net leid'n.“ Josepha begann die Knöpfe ihrer Uniformbluse zu öffnen, die sie wie Hose und Schnürstiefel für diese Fahrt erhalten hatte. „Schaun's, ich werd' auch im Leiberl fahr'n, und der Horst auch.“

„Zu gitig, gnädig's Freilein. Ihr habt's gehert des Freilein, Marscherleichterung! Und sagt's schen danke dem Freilein, ihr Stoffel!“ Ein Chor von ‚danke schöns‘ in allen Dialekten der Vereinigten Donaumonarchien erklang, als sich die Männer der Blusen entledigten, und auch Horst und Marco Babic schälten sich aus dem langärmeligen Kleidungsstück. Die Blicke der Soldaten wurden unweigerlich von der silbern glänzende Metallprothese Horst Komareks angezogen, dem das schon lange nicht mehr peinlich war. Er hatte sich an die Blicke gewöhnt, und die Musterungen dauerten nie lange.

„Im Einsatz gegen die Piraten von den Katzelmachern“, erklärte er lapidar, und die Männer nickten. Immerhin konnte es durchaus sein, dass auch einer von ihnen früher oder später ein solches Gerät angepasst bekam.

Janosch Pospischil, der im Husar II den Sitz neben dem Fahrer eingenommen hatte, wandte sich nun um.

„Melde gehorsamst, Hoheit, Massaua liegt sich voraus! Wir biegen jetzt nach links ab, also nach Westen. Nach Asmara und dort nach Süden.“

„Mach er das, Wachtmeister. Nur immer weiter auf's Ziel zu. Ein Glück, dass wir grad Frieden hab'n. Auch zwisch'n dem osmanisch'n Reich, in dem seiner Provinz wir rechtlich g'sehen sind, Großbritannien, in dem seiner Kolonie wir uns faktisch befind'n und unser'm Ziel Abessinien. Wir sollt'n also ohne Probleme über die Grenz' kommen!“ Mit derzeit guten 55 Stundenkilometern bewegten sich die Husaren weiter über den Sand. Erst in den Vorbergen musste die Geschwindigkeit ein wenig gedrosselt werden, aber noch kamen die Räder der Fahrzeuge besser mit dem Gelände zurecht, als sie es bei der Planung berechnet hatten. Noch! Aber niemand konnte wissen, wie es weiter sein würde.

=◇=

Somalia

Die ROMA ETERNA war wohl das gigantischste Schiffe, das jemals über die sieben Weltmeere gefahren war und der größte Stolz der königlichen italienischen Marine. Ihre Kiellänge betrug über 380 Meter, ihre größte Deckbreite 48. Die sechs Drehtürme ihrer Hauptartillerie auf je drei stufig ansteigenden Decksaufbauten vor und hinter dem stark gepanzerten Kommandoturm trugen insgesamt 18 Kanonen mit einem Kaliber von 37 Zentimetern, welche ihre Granaten bis zu fünf Kilometer weit zu schleudern vermochten. Dazu kamen noch 30 auf außenbords liegenden Inseln kleine Türme mit 14 Zentimeter-Schnellfeuerkanonen und selbstverständlich eine Menge Maxim-Gewehre. Die ROMA ETERNA war eine schwimmende Festung mit schier unüberwindlich wirkender Panzerung, welche sich hier mit beinahe fünfzig Stundenkilometern durch den Ozean arbeitete.

Natürlich operierte ein solches Schiff nie allein, sondern stets im Verein mit einem ganzen Flottenverband. Fünf große Schlachtschiffe der Napoli-Klasse mit ihren 34 Zentimeter-Geschützen in je vier Zwillingstürmen und eine Unzahl von Kreuzern verschiedener Gewichtsklassen begleiteten die ROMA ETERNA ebenso wie viele Truppentransporter, auf denen 86.000 Männer auf die Landung in Eritrea nahe der Stadt Baylul warteten. Sie wussten, dass bei Mogadischu, der Hauptstadt des Africa Orientale Italiana, des italienischen Gebietes in Somalia, bereits sechs Divisionen aller Waffengattungen aufgebrochen waren, um Äthiopien von Süden entlang des Flusses Shabelle marschierend anzugreifen.

Diese sechs Divisionen waren eine enorme Armee, allein die 600 großen, gepanzerten Landkreuzer besaßen eine beeindruckende Feuerkraft. 120 Jupiter-Landkreuzer der Firma FAMAVU, der Fabbriche di Motori a Vapore Uniti, bildeten auf ihren beiden jeweils einen halben Meter breiten Ketten fahrend gleich hinter den schnellen Tricicli di Vapore, den Dampfdreirädern der Aufklärungseinheiten, die Spitze der Armee. Die Jupiter waren riesige Monster, mit modernster Technik ausgerüstet. Giganten, welche mit ihren etwa 800 Tonnen Gewicht, ihren 35,3 Metern Länge, ihren 15,41 Metern Breite und 11,46 Metern Höhe selbst die legendären britischen Rhino-Kettenfahrzeuge weit übertrafen. Der schwenkbare Bugturm war mit einer 28 Zentimeter Schnellfeuerkanone ausgestattet, welche mit gut eingespielter Geschützbesatzung bis zu 6 Schüsse in der Minute abgeben konnte, die im Dreieck angeordneten Hecktürme trugen je zwei der international sehr verbreiteten Zehn-fünfer, dazu kamen noch acht Maxim-Gewehre. Mit Maschinisten und Kommandanten betrug die Besatzung eines einzelnen Jupiter ganze 30 Mann, vier waren allein für das große Hauptgeschütz nötig und je drei für die Zehn-Fünfer! In einer Reihe hintereinander fahrend mahlten die Ketten über den Staub und die Felsen, diese Giganten waren von den italienischen Militärkonstrukteuren extra für Africa und die Wüste entworfen und in

Mogadischu gefertigt worden. In den Alpen, in den Dolomiten, im Apennin, selbst in den dichten Wäldern Nordeuropas wären diese Riesen beinahe völlig unbrauchbar gewesen. Erst hätte ein Trupp Pioniere den Weg erkunden und in feuchteren Gegenden unter Umständen sogar eine Art Straße bauen müssen. Eine sehr gute Straße.

Hier in Somalia hielten sich die Fahrer durchwegs an unfruchtbares, sandiges Terrain. Gleich neben Fluss zu fahren und so halbwegs fruchtbares Ackerland zu verwüsten kam nicht in Frage, dafür waren die italienischen Soldaten nun doch schon zu lange in diesem Land stationiert gewesen. Sie hatten die Heiligkeit und den Respekt vor jeder Art Boden gelernt, der auch nur drei Grashälmchen hervor bringen konnte. Und so wälzte sich der Heerwurm einige Kilometer lang durch Somalia, den Fluss stets in Blickweite, aber den Boden schonend zur Grenze nach Abessinien. Dort fächerte die Armee nach links und rechts auf und bildete eine breite Front, welche noch vor der Grenze stoppte und ein letztes Mal vor dem geplanten Angriff von einigen Luftschiffen mit dem nötigen Vaporid und Wasser versorgt wurde, ehe sie am 27. März des Jahres 1889 die Grenze überschritt. Italien hatte Abessinien ohne Kriegserklärung und von den europäischen Mächten bislang noch unbemerkt überfallen.

Jenseits der Grenze, in Abessinien, schob sich eine felsige Erhöhung von Norden kommend etwa 300 Meter hoch zur Grenze nach Somali vor. Ein von der Hauptmasse getrennter Hügel, vielleicht 100 Meter höher, war diesem Rücken vorgelagert, darunter lag eine kleine, unbedeutende Siedlung, welche die Bewohner Buur Cukur nannten. In hellen Sonnenlicht beinahe unbemerkt strebte vom Gipfel der Anhöhe ein mattgraues Seil, welches aus dünnen Kristall-Leichtstahl-Drähten geflochten war, in den Himmel, und drei Kilometer über dem Fluss Shabelle hing ein Fesselballon der Abessinischen Armee, dessen Besatzung telephonisch mit dem Boden verbunden war. Bereits seit einigen Tagen hatten Staub- und Sandwolken den Aufmarsch des italienischen Heeres an die Späher Abessiniens in diesem Ballon verraten, und Äthiopien hatte einige Vorbereitungen getroffen. Manche dieser Vorbereitungen waren bereits vor Jahrzehnten in die Wege geleitet worden, als die europäischen Mächte und das osmanische Reich damit begannen, ringsum die africanischen Länder zu unterwerfen. Als nun die Jupiter-Landkreuzer die Grenze tatsächlich überquerten und somit endgültig und unzweifelhaft der Kriegszustand herrschte, schoben sich einige Verteidigungsstellungen mit schweren 42 Zentimeter Langrohrgeschützen aus den Berghängen. Auch in der Wüste bewegte sich der Sand, floss wie Wasser von den Kuppeln der unterirdisch angelegten Grenzforts, deren schwer gepanzerte und armierte Geschütztürme aus dicken, deutschen Kortwitz-Stahlplatten jetzt von mächtigen dampfbetriebenen Kolben an die Oberfläche gehoben wurden. Einige Kilometer weiter im Hinterland öffneten sich die schweren, getarnten Klappen über den Stellungen der 60 Zentimeter Granatwerfer und der anderen weitreichenden Steilfeuergeschütze. Mit den Beobachtern im vorgelagerten Hügel telephonisch verbunden, hatten die erfahrenen Kanoniere ihre Waffen bereits genau ausgerichtet, die Tabelle mit den Gradangaben für Überhöhung und Richtung eines jeden Planquadrates in der Umgebung lag seit Jahren bereit. Mit Einberechnung der Winddrift. Jetzt leuchtete ein Signallicht in den Geschützständen auf, die Hände der Richtschützen zogen den Abzugshebel nach unten, die dicken, federbetriebenen Schlagbolzen schlugen auf die Zündladungen, die Treibladungen explodierten und schleuderten die Geschosse auf den Feind, der es gewagt hatte, die Demarkationslinie zu überschreiten. Abessinien war kein wehrloses Land, sondern hatte sich modernste Verteidigungsanlagen gegen italienisch Somalia geleistet.

Mit einem Male erfüllte markerschütterndes, lautes Pfeifen die Luft über den italienischen Jupiter-Landkreuzern, und etwa 30 schwere und schwerste Mörsergranaten schlugen in und um die Panzer ein. Von den drei Kreuzern, welche einen direkten Treffer abbekommen hatten, blieb trotz

der erheblichen Panzerung von teilweise 20 Zentimetern außer einigen Metallstücken nichts mehr übrig, acht weitere fielen fahruntüchtig zurück. Der Rest, obgleich teilweise bereits schwer beschädigt, rückte so schnell wie möglich weiter vor, gefolgt von 480 der rund ein Drittel kleineren Scudi-Korvetten. Die Infanterie war weiter zurück wieder in stabile Deckungen gelaufen, denn wenn die mächtigsten Geschütze spielten, war jede Uniform der denkbar schlechteste Schutz. Jetzt eröffneten auch die Zweiundvierziger der Hügel- und Wüstenforts das direkte Feuer auf die vorrückenden Landkreuzer, und wenn es den geübten Mannschaften auch gelang, in der Minute drei Schüsse aus den gewaltigen Kanonen abzugeben, die schiere Masse der angreifenden Maschinen brachte die Landkreuzer und -Korvetten endlich nahe genug heran, um das Feuer entgegen zu können. Es begann ein Höllenkonzert, als hunderte Schnellfeuerkanonen mit dem Beschuss der schweren Festungen begannen, die hoch oben montierten überschweren Geschütze waren jetzt durch den toten Winkel unterhalb ihrer Stellungen nutzlos geworden und beschossen nur noch die Nachzügler. Die Steilfeuermörser und Granatwerfer hielten jedoch immer noch grausame Ernte unter den Stahlkolossen der Italiener. Trotzdem wurde das Gefecht immer mehr zum Duell der mittleren und leichten Kanonen mit hoher Feuerrate, welche einander mit Explosiv- und panzerbrechenden Granaten überschütteten. 5 Schüsse in der Minute schafften die 28 Zentimeter-Kanonen der Jupiter, 25 die 10,5er. Es gab nur ein Problem, mit dem allerdings beide Seiten gleichermaßen zu kämpfen hatten. Nach einiger Zeit kam es immer wieder zu erzwungenen Feuerpausen, in welchen die Rohre der Geschütze wieder abkühlen mussten, hier kam auch der beste Stahl irgendwann an seine Grenzen. Nicht, dass sich das Material verformt hätte, aber die Hitze, welche das Metall auf die Lafette, den Verschluss und durch den Rücklauf des Rohres auch auf die Luft im Inneren der Panzertürme übertragen wurde, machte eine Bedienung der Kanonen durch die Artilleristen irgendwann trotz asbestbeschichteter Kleidung unmöglich.

Tenente Luigi Gamaroni kommandierte den Kreuzer Nummer vier der fünften Kompanie der ersten Division. Bisher hatte sein Fahrzeug noch keinen wirklich schlimmen Treffer hinnehmen müssen, ein paar Beulen, aber nichts wirklich dramatisches. Seit einer gefühlten Ewigkeit zermürbten jedoch die ständigen Erschütterungen, das Donnern der Kanonen, das Flackern der explodierenden Granaten, auch jene des eigenen Feuers, die Nerven der Besatzung.

„Accidenti di Merda“, fluchte Luigi lauthals. „Quegli idioti Stronzi! Unsere unfähige Guarda Segreta hat nichts davon erfahren, dass hier schwere und schwerste Strukturen der Difesa gebaut wurden? Cretini! Stronzi!“ Italienische Agenten vor Ort hatten zwar die Bautätigkeit in der Wüste beobachtet und auch getreulich nach Rom gemeldet, dort hatte man das ganze jedoch als Anlage eines großen Bewässerungssystems gehalten und sich schon darauf gefreut, es selbst einmal benützen zu können. Die Stellungen auf dem Bergrücken hatte man natürlich als militärisch bedeutsame Bauwerke eingestuft, die wirkliche Stärke und Reichweite jedoch trotzdem massiv unterschätzt. Wieder sah er eine Scudi in einer Dampf Wolke explodieren, eine Granate hatte wohl direkt den Dampfkessel getroffen, in dem Wasser mit Vaporid den Druck für die Arbeitsleistung erzeugte. Die Leichtstahllegierung der Hülle hatte darauf wie ein vollgepumpter Luftballon auf eine Nadel reagiert.

Trotzdem, langsam wurde das Feuer der mittleren Batterien im Berg schwächer, eine Verteidigungsstellung nach der anderen schieg. Der Sieg der italienischen Landkreuzer schien bereits zum Greifen nahe, als aus dem Norden ein neuer Feind der Italiener erschien. Abessinien hatte von den Engländern einige moderne Ornithopter gekauft, welche sich jetzt auf die Luftschiffe der italienischen Flotte stürzten. Ausgerüstet mit überarbeiteten und einem von Thomas Hale entwickelten Leitschaufelsystem zur Stabilisierung der Flugbahn ausgestatteten Raketen unter dem Rumpf brachten sie bereits aus größerer Entfernung die Luftschiffe in arge Bedrängnis. Die Köpfe

der Raketen detonierten nicht nur bei ihrem Aufschlag, sondern waren mit einer tief eingeschnittenen Metallhülle um den Kopf versehen, um maximale Splitterwirkung zu erzielen. Sie rissen nicht nur große Löcher in die äußere Haut, die Splitter beschädigten die Gastanks darunter schwer genug, um die Kapitäne endlich zum Abdrehen zu bewegen. Sie wollten noch sicheres Terrain in der Nähe Mogadischus erreichen und ihre Schiffe reparieren lassen, ehe sie weit draußen in der Wüste niedergehen mussten. Weit weg von jeder Hilfe zur Bergung der kaputten Gastanks. Hinter den geflügelten Flugmaschinen kamen die fünf Luftschiffe Abessiniens, bis an die Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Sprengkörpern beladen, welche sie nun auf die Panzerfahrzeuge und die wartenden Infanteristen abwarfen. Die ständigen Einschläge der Mörser und das Bombardement aus der Luft reichten nun doch sogar der so selbst- und siegessicher angetretenen italienischen Armee, welcher allmählich auch noch die Munition ausging. Die Armee zog sich kämpfend langsam in sichere Stellungen zurück und begann dort mit Reparaturarbeiten und der Lieferung von Nachschub. Auch auf Abessinischer Seite wurde von schweren Transportfahrzeugen neue Munition für die Berg- und Wüstenforts heran gebracht und eiligst die Stellungen der Schnellfeuerkanonen repariert, Ersatzmannschaften zogen wo nötig in die verwaisten Stellungen. Es war wohl nur die erste Schlacht eines noch länger dauernden Krieges gewesen.

=◇=

London

Nachdem immer mehr Bahnlinien die Strecken weit in die Stadt London getrieben und ihre Kopfbahnhöfe möglichst nahe an das Stadtzentrum getrieben hatten und die Stadt mit der ersten industriellen Revolution zu Beginn des 19. Jahrhunderts förmlich explodierte und leider auch immer schmutziger und grauer wurde, kam es zu einer immer schneller werdenden Segregation der wohlhabenden Bevölkerung. Immer mehr Adelige zogen entweder in die Vorstädte, wo sie alte Gutshäuser mit ausgedehnten Grünanlagen renovierten und ausbauten oder verließen London ganz und unterhielten nur noch kleine Häuser in der Stadt, falls ihre Geschäfte sie für längere Zeit nach London führten. Diese waren dann zumeist in Kensington oder im Westend, beides Viertel der City of Westminster, zu finden. Die einzigen wirklichen Paläste, welche nahe des Zentrums in London noch zu finden waren, befanden sich im königlichen Besitz. So wie der Kensington Palace, der derzeitige Wohnsitz von Charlotte, der Duchess of Moorbay. Sie wohnte hier immer noch in der Nähe ihrer königlichen Mutter, Queen Victoria, und doch nicht im Buckingham Palast, dem Zentrum der royalen Macht.

Um als Diener in den königlichen Dienst übernommen zu werden, war es unumgänglich, dass man der königlichen Familie absolut treu ergeben war. Die Bediensteten mussten zwar jeden kleinsten Fingerzeig sofort bemerken und danach handeln, aber sie mussten gleichzeitig blind sein und durften natürlich niemals zu Außenstehenden über die Vorkommnisse im Palast sprechen. Die Dienstboten des Kensington Palast waren ihrer Herrin gegenüber entsprechend loyal und verachteten den grobschlächtigen, stets ein wenig nach Schweiß und Bier riechenden Ehemann Charlottes, Sir William, den Duke of Moorbay. Sie verstanden einfach nicht, warum eine so feine Frau einen derartigen Mann überhaupt in Erwägung gezogen hatte. Dazu kam noch, dass der Duke, falls er sich einmal längere Zeit in London aufhielt, nicht den weiblichen Dienstboten nachstieg, sondern mehr Interesse an den gut gebauten männlichen zeigte. Natürlich ohne diesem Interesse auch nachhaltigen Ausdruck zu verleihen. Es nimmt also nicht Wunder, dass die Dienerschaft des Kensington Palast eher der Duchess als dem Duke zugewandt war und der Duke von niemandem über die regelmäßig stattfindenden Besuche des Sir Aidan Allistair, dem achten Marchess of

Saussage bei der im Jahre 1889 erst 29 Jahre alten Duchess informiert wurde. Ob es den Duke überhaupt interessiert hätte, muss allerdings in Frage gestellt werden.

Besagte Charlotte, das letzte Geschenk des bereits todkranken Prinzen Albert an seine geliebte Victoria, war eine hübsche, junge Frau, der man ihre beinahe dreißig Jahre nicht ansah. Wie alle Windsors hatte sie einen etwas vorspringenden Gesichtsschädel, allerdings gingen bei ihr die ein wenig flacheren Gesichtszüge der Sachsen-Coburg eine durchaus aparte Mischung mit den Windsorzügen ein. Die Duchess war für eine Frau ihrer Zeit mit fünf Fuß und neun Zoll recht groß gewachsen und hielt sich mit Gymnastik und dem Reitsport fit, elastisch und schlank. Sowohl Busen als auch Hinterteil waren nicht eben üppig, aber hübsch geformt, man fragte sich im ganzen Empire, warum diese Frau einen Mann wie Sir William heiraten konnte. Die Antwort lag natürlich in der Politik, die Familie der aus Bognor in der Nähe von Chichester an der Südküste von Westsussex gelegenen Moorbays war einer der größten Luftschiffhersteller im Empire, und die Armee forderte einige der für lange Flugstrecken erforderlichen Zigarren. Einige kleine, schnelle Aviso-Schiffe für den sicheren Nachrichtenverkehr mit den transatlantischen Kolonien, denn das 1866 verlegte Kabel durch den Atlantik blieb eine unsichere Sache, nur geeignet für kurze Telegramme. Und natürlich wollte die Royal Army große Truppentransporter und Ornithopterträger. Die kleinen Avisokreuzer und die Truppentransporter waren kein wirkliches Problem, die Trägerluftschiffe benötigten jedoch eine ganze Menge an Neukonstruktionen. Starten – kein Problem. Luke auf, hinaus hopsen, in sicherer Entfernung die Flügel ausbreiten und der Flug war unterwegs. Aber das Landen, ohne die halben Tragzellen zu zerfetzen, hier begannen die Sorgen. William Moorbay begann sofort mit der Projektierung, denn technisches Genie konnten ihm auch seine schärfsten Kritiker nicht absprechen. Für seine ersten Entwürfe einer katamaranähnlichen Konstruktion erhielt William den vererbaren Titel eines Duke of Moorbay und die Hand Charlottes – eine Verbindung, welche er einfach nicht ausschlagen konnte. Auch wenn eine Frau für ihn etwa ebenso viel erotische Anziehungskraft besaß wie ein alter Reitstiefel. Aber – Homosexualität war Ende des 19. Jahrhunderts in Britannien nicht nur eine Schande und Sünde, sondern auch ein Verbrechen vor dem Gesetz und sie wurde noch immer recht hart bestraft, manchmal sogar mit Zuchthaus. Was natürlich nur dazu führte, dass die Betroffenen darüber schwiegen und sich irgendwie arrangieren mussten.

Auch Charlotte hatte sich arrangiert. Sie wusste, was ihren Mann umtrieb und schwieg dazu, ihretwegen konnte es William mit der gesamten Marine des Empires treiben, bei welcher die Homosexualität seltsamerweise geduldet wurde. Sie verlangte nur regelmäßige Besuche bei einem Arzt und eine gründliche Dusche ihres Mannes, ehe er sich mit ihr auch nur im gleichen Zimmer aufhalten durfte. Beide Bedingungen erfüllte der Duke auf das Genaueste, und die Eheleute kamen nicht so schlecht miteinander aus. Allerdings behielt sich Lady Charlotte selbstverständlich vor, ebenfalls Herrenbesuch in ihrem Boudoir zu empfangen. Seit einigen Monaten war dieser Besuch ziemlich regelmäßig Sir Aidan Allistair, 8th Marquess of Saussage. Dieser Herr räkelt sich gemütlich im Bett der Lady, welche nach einem Blick auf die Uhr das Bett verließ und sich in das neben dem Schlafzimmer liegende Bad begab. Geräusche fallenden Wassers verriet, dass der Kensington Palast mit einer modernen Warmwasseranlage ausgestattet war. Lady Charlotte hatte bei der Modernisierung des Palastes auf einer Dusche zusätzlich zu einer Wanne bestanden.

„Du solltest dich ebenfalls waschen und ankleiden, mein geliebter Aidan“, rief sie aus dem Badezimmer. „Du weißt doch, heute ist Mittwoch. Pünktlich um vier Uhr wird der Duke aus Bognor eintreffen, um den wöchentlichen Versuch zu unternehmen, mich zu schwängern.“

„Ach, die Bahn ist doch nie pünktlich“, gab Aidan zurück. „Wir haben noch jede Menge Zeit! Und ich noch einige les Bijoux in der Tasche!“

Charlotte lachte. „Die South-Western-Railway mag wie alle Bahnen unpünktlich sein, aber Sir William niemals. Punkt vier Uhr wird die Türe unten aufgehen, der Duke wird eintreten, sein ärztliches Attest an Ginger übergeben, die es mir bringen wird. Dann wird er seine Räumlichkeiten aufsuchen, sich entkleiden und zwanzig Minuten unter der Dusche stehen. Exakt eine halbe Stunde nach vier wird diese Tür aufgehen, und mein Ehemann dieses Zimmer hier betreten. Pünktlich wie seine Uhr, die er selbst konstruiert hat. Wie bereits seit fünf Jahren, Woche für Woche. Und es wird Woche wie Woche das gleiche Ritual sein. Er wird fragen...“ Charlottes Stimme imitierte den polternden Bass des Dukes recht gelungen. „...„Sind Madame bereit?‘ Ich werde antworten: ‚Aber selbstverständlich, Sir!‘ Dann er wieder ‚bitte legen Sie ihren Oberkörper über ihren Tisch und machen Sie sich frei!‘ Danach wird er hinter mich treten, den Akt vollenden und den Raum wieder verlassen, sobald er seinen Samen abgegeben hat. Nachher werde ich ihn erst wieder am folgenden Mittwoch zu Gesicht bekommen, wenn nicht eine wichtige Besprechung anfällt. Dann würde er sich aber mit einem Billett vorher ankündigen und mich nach Möglichkeit nicht belästigen. Kein sehr romantischer Umgang, fürchte ich, aber zumindest höflich. Ich gestehe, für meinen Gatten tiefstes Mitleid zu empfinden, denn geht er seiner Passion nach, läuft er Gefahr, auch noch im Kerker zu landen, zumindest aber geschäftlich ruiniert zu sein. Trotz seines Genies, und selbst wenn es im gegenseitigen Einvernehmen und freiwillig geschieht. Da bin ich doch wirklich weit besser dran. Für meine kleinen Bedürfnisse ab und zu habe ich dich, meinen kleinen Ritter auf dem kohlschwarzen Rappen. Wenn dieses Verhältnis einmal aufkommen sollte, zerreißen sich die Zeitungen und die Damen und Herren der Gesellschaft vielleicht einige Wochen lang die Mäuler, dann folgt der nächste Skandal und mein Fehltritt ist wieder vergessen! So wie es damals, als wir uns kennen lernten, bei Sir Leslie und Lady Hellen der Fall war.“

„Oh ja, das war im Herbst, als ich euer Ladyschaft bei Lady Heamstead kennen gelernt und zu einem Ausritt eingeladen habe“, erinnerte sich Sir Aidan. „Ich hatte damals eben meinen Hector gekauft und wollte mit diesem englischen Vollbluthengst ein klein wenig prahlen!“

„Und, wurde es denn nicht wirklich ein recht befriedigender Ritt“, kicherte Charlotte. „Und danach habe ich doch auch noch deinen hübschen Rappen gebührend bewundert, oder etwa nicht?“ Sie entzog sich seinen Händen. „Nicht jetzt, mein Schatz. Komm morgen wieder, ja?“

„Natürlich!“ Aidan schlüpfte in seine Kleidung. „Denkst du, die Königin wird noch einmal einer Sitzung von Lady Abigail hier im Palast beiwohnen?“

„Ich fürchte, nein, mein kleiner Schatz.“ Charlotte begann ihre Haare aufzustecken. „Ihre Majestät hat sich ganz klar gegen einen neuen Besuch ausgesprochen.“

„Wie klar“, hauchte Aidan auf den Nacken der Duchess, die wohligh erschauerte.

„Wenn ich mich recht entsinne, und ich erinnere mich daran recht gut, hat sie gesagt: ‚Lass mich in Zukunft mit dieser Idiotie in Ruhe, oder, das schwöre ich bei Gott und Albert, ich erinnere mich an einige sehr unangenehme Strafen, was das Belästigen eines Monarchen angeht!‘ Das nenne ich schon recht deutlich!“

„Ich auch“, knabberte Aidan an ihrem Ohrläppchen. „Aber das stört uns doch nicht, oder? Ich meine, wir werden doch weiterhin...“

„Das hoffe ich stark, Aidan. Sehr stark! Du machst mich derzeit glücklich! Und jetzt verschwinde, mein Liebster!“

Es war ein sehr zufriedener Aidan Allistair, welcher Lady Charlotte jetzt verließ, sich nach links wandte, bis er die Kensington Road erreichte, wo er sich wieder zur linken Hand hielt und am Kensington Garden vorbei schritt, welcher dann zum Hydepark wurde, so wie die Kensington High Street zur Kensington Gore und nachher zur Knightsbridge Road, welche schließlich am Ende des Parks Piccadilly genannt wurde. Hier residierte in der Old Park Lane Lady Abigail Chesterton in einem unauffälligen Hause im einfachen gregorianischen Stil aus rotem Backstein mit weißem Ziergiebel über dem Portal. Der Marchess klopfte mit seinem Gehstock einen raschen Rhythmus, und der Butler Samuel öffnete ihm die Tür.

„Willkommen Sir. Ihre Ladyschaft ist oben im kleinen Salon.“

„Danke Sam!“ Aidan nahm den hohen Hut ab und reichte ihn dem Butler ebenso wie den Gehstock und schritt die Treppe hinauf.

„Aidan! Wie schön, dass du gekommen bist!“ Lady Abigail hielt ihm die Hand entgegen, und der Marchess of Saussage küsste diese mit einer gewissen Inbrunst.

„Auch mir ist es immer wieder eine Freude, meine teure Freundin!“

„Wie geht es denn Lady Charlotte?“ Abigail ließ sich auf einem Sofa nieder und lud Aidan zum Sitzen ein. „Tee, mein Bester?“

„Sehr gerne“, nahm Aidan die Einladung an und setzte sich. „Milch und zwei Stück Zucker. Danke, Milly! Lady Charlotte geht es sehr gut, Abigail. Sie ist immer noch der Meinung, dass unser Zusammentreffen zufällig stattfand und sie mich statt ich sie verführt habe.“

„Das ist überaus erfreulich, Aidan. Ich hatte noch nie einen Schüler, der so schnell und sicher die Manipulation von Menschen gelernt hat. Selbst meine beste Schülerin müsste vor Neid erblassen, und Frauen sind auf diesem Gebiet meist talentierter und auch besser bewandert.“

Aidan grinste Abigail an. „Das nehme ich jetzt als großes Kompliment, meine liebe Freundin!“ Er lümmelte sich gemütlich in seinen Sessel. „Es hat großen Spaß gemacht, diese verklemmte Frau zu einer Jüngerin des Eros, der beinahe ungezügelter Lust zu erwecken. Unter der ganzen anerzogenen Prüderie schlummerte bei dieser Lady ein heißer Vulkan, der nun beinahe völlig ausgebrochen ist. Ein heißes und glühendes Lavafeld, an welchem sogar das Empire verbrennen könnte. Und die Reise der Lady Charlotte zum absoluten Hedonismus und der völligen Hingabe an das andere Geschlecht hat gerade einmal begonnen!“

„Das wird die Mutter des neuen Messias freuen, Aidan. Sogar sehr!“

„Messias! Pah“, rief Aidan aus. „Teuerste, dein Messias interessiert mich genau null! Überhaupt nicht. Mir macht es einfach Vergnügen, diese Gesellschaft mit ihrer Doppelmoral und ihrer Scheinheiligkeit, der Unterordnung der Menschlichkeit unter den Gewinn, den schnellen Profit mit der von ihnen selbst geschaffenen Waffe zu vernichten. Eine der höchsten Adligen des Landes bricht aus, geistig wie körperlich! Das wird ein Vergnügen für mich, wenn ich dabei zusehe, wie

dieses stockkonservative verklemmte England einem neuen, einem besseren Britannien Platz machen muss.“

„Du bist ja noch eifriger als ich, Aidan!“ Lady Abigail trank einen Schluck von ihrem Tee. „Nun, einstweilen gehen unsere Wege in dieselbe Richtung, wenn das einmal... Ja, Sam?“

„Eure Ladyschaft, DS Frederik Brown ist eingetroffen!“

„Oh, schon? Na schön, Aidan, bitte nimm deine Teetasse und ziehe dich dort hinter den Vorhang zurück. Es ist nicht nötig, dass der Sergeant dich zu Gesicht bekommt. Du kannst aber gerne zuhören! Bring bitte den DS herauf, Sam!“

Der kleine Salon Lady Abigail Chestertons war gemütlich eingerichtet, und die wenigsten wussten, dass die Vorhänge aus feinsten Seide, welche zwar leicht und luftig, aber vollkommen blickdicht waren, einen recht großen Erker verbargen. In diesem fanden ein bequemer Sessel und ein kleines Beistelltischchen Platz, Lady Abigail zog sich gerne hierher zurück, wenn sie lesen wollte. Oder einfach meditieren. Aidan stellte seine Tasse auf dem Tischchen ab und setzte sich in den bequemen Fauteuil. Kurz hatte er noch bemerkt, wie Lady Abigail ihr Kleid zurecht zog, um dem Polizisten einen besseren Ausblick auf ihren Busen zu gewähren. Der Marchess of Saussage wusste, dass Bestechung nicht immer aus Geld bestehen musste, auch wenn eine gewisse Summe beinahe immer im Spiel war. Manches mal allerdings waren solch kleine Gratifikationen wie ein tiefer Ausschnitt weit wichtiger, besonders für jemanden wie ihn. Er hatte Geld genug für weitere drei Generationen, daher bekämpfte er seine lähmende Langeweile mit Laster und Hedonismus. Natürlich wollte er außerdem auch, dass andere seinem lasterhaften und ausschweifenden Weg folgten.

„Frederik!“ In der Stimme der Lady schien echte Freude mit zu schwingen, als sie den Beamten von Scotland Yard begrüßte. „Welchem glücklichen Umstand verdanke ich ihren Besuch um diese Zeit?“

„Leider einem dienstlichen, Lady Abigail. Leider! Ein DI Ponder hat auf der Straße in der Nähe des Yard sechs Schüsse abgefeuert, und er hat von einer ‚Hexe in der Old Park Lane‘ gesprochen. Und My Lady mögen verzeihen, aber der Commissioner hat befohlen, alle Häuser in der Old Park Lane aufzusuchen und Erkundigungen nach DI Joseph Ponder einzuholen. Haben Sie denn den Namen schon einmal gehört, My Lady?“ Abigail lächelte. Sie hatte diese Frage der Polizei schon länger erwartet und sich die Antwort bereitgelegt, dieser regelmäßige Besucher ihres Hauses konnte sie sicher in den Akten vermerken.

„Aber natürlich“, bekannte sie daher freimütig. „Er war am Nachmittag – warten Sie, war es – nein, entschuldigen Sie, ich müsste nachsehen, welcher Tag es war. Es ist schon einige Zeit her, ein Herr hatte seine Teilnahme an einer Seance abgesagt, aber der DI wünschte eine Sitzung zu besuchen. Also lud ihn mein Sekretär gleich für den gleichen Abend ein, wo er mir offen seinen Namen und seinen Dienstgrad nannte. Irgend etwas hat ihn dann aber ganz fürchterlich erregt, er ist völlig aufgelöst zur Tür hinaus gelaufen. Ich habe ihm natürlich sogleich einen meiner Dienstboten nachgesandt, der ihn aber nach dem Piccadilly verloren hatte. Mehr weiß ich leider auch nicht. Was ist denn mit dem Mann, Sergeant? Ich hoffe, er befindet sich wieder wohl?“

„Leider nein. Er befindet sich noch in Bedlam, eure Ladyschaft. Niemand wird aus den wirren Äußerungen dieses Mannes wirklich schlau!“

„Der Arme“, schlug Abigail mit großen Augen ihre Hände vor den Mund. „Dann hoffe ich doch sehr, er wird wieder gesund?“

„Das hoffen wir alle, Lady Abigail!“ Der DS küsste noch einmal Abigails Hand. „Ich darf mich entschuldigen, Lady Abigail. Mit ihrer Erlaubnis werde ich nächste Woche wieder zu den üblichen Zeiten anwesend sein!“

„Aber mit dem größten Vergnügen, Frederik! Sie wissen doch, dass Sie mir stets willkommen sind!“



Herzlich lächelnd sah Lady Abigail Chesterton dem DS Brown nach, bis dieser die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann wurde ihre Miene nachdenklich.

„Mathibrahm“, fragte Aidan kurz, als er hinter dem Vorhang hervortrat, und Abigail nickte.

„Natürlich! Der DI hat geglaubt, den PCI von Mayfair unter meinen Gästen zu sehen, obwohl von dieser Stelle noch nie jemand bei mir war. Die Greifer von Mayfair sind fast alle knochentrocken und allesamt erschreckend ehrlich. Aber eine zarte Anspielung zur rechten Zeit am richtigen Ort wirkt oft Wunder, und so hat der DI eben eine Illusion für bare Münze

genommen.“

„Und warum hast du ihn nicht einfach auflaufen lassen, wie alle anderen Peeler? Oder bei einer deiner anderen Sitzungen umgedreht?“ Der Marchess klopfte mit seiner Zigarette auf das Etui, ehe er sie entzündete.

„Weil der Kerl total überkonservativ und verklemmt war, dazu noch absolut ehrlich und unbestechlich. Eine hässliche Kombination, Aidan, eine sehr hässliche für unsereins. Mit solchen Leuten kann man einfach nicht diskutieren. Man kann sie nur aus dem Weg räumen.“

„Das hat doch Napoleon über englische adelige Offiziere gesagt, oder?“

„Und er hatte doch recht damit, Aidan“, lachte Abigail heiser. „Es ist ja ein kleines Wunder, dass der DI noch lebt, aber zumindest seine Glaubwürdigkeit ist ziemlich sicher dahin!“

Ägypten

Die AIGLE der Henri Giffardwerke war das modernste Starrluftschiff des Empire Français und die offizielle Staatsyacht der Bonapartes. Ihr Auftriebskörper war mehr als 210 Meter lang und hatte

an der breitesten Stelle einen Durchmesser von 20. Die acht Papin-Motore konnten das Luftschiff mit einer Höchstgeschwindigkeit von beinahe 140 Stundenkilometern in einer Höhe von bis zu 3.000 Metern über den Himmel jagen. Doch an diesem Tage war die AIGLE weit davon entfernt, mit Höchstgeschwindigkeit in großer Höhe über den wolkenlosen Himmel Africas zu hetzen. In der Steuerkanzel betrachtete Capitaine Louis Phillipe de Rougeville das Flusstal des Nils unter dem Luftschiff mit seinem Feldstecher.

„Höhe halten, dem Flussverlauf weiter folgen!“ befahl Louis Phillipe dem Rudergänger.

„Oui, mon Capitaine!“ der Rudergänger bewegte das große Steuerrad mit sparsamen Bewegungen. Neben dem Kommandanten des Luftschiffes in seiner napoleonischen Marineuniform mit scharlachroter Hose und Weste unter einer dunkelblauen Jacke mit zwei Knopfreiheiten stand ein Mann von etwa 26 Jahren in der Uniform des Colonels der Pariser Gardekavallerie. Mittelblau mit rotem Revers und Ärmelaufschlägen, reich mit Goldschnüren bestickt, an der Hose eine dünne rote Borte zwischen zwei breiten goldenen. Auch er wandte seinen Blick nicht von dem Flusslauf.

„Immer noch nichts zu sehen!“ knurrte Franz Ludwig Johann Napoleon Bonaparte. „Warum muss diese Frau auch mit einem Schiff auf dem Nil spazieren fahren?“

„Dort, mon Dauphin! Die MALIKAT MISR!“ Der Capitaine aus der französischen Kolonie Quebec in Kanada wies nach vorne, wo wirklich das Flussschiff vor Anker lag. „Sie sind bereits bis Abu Simbel gekommen.“

„Endlich, Capitaine. Es wird ja auch Zeit, endlich einmal ein erstes Gespräch mit der zukünftigen Braut zu führen. Die Regentin von Österreich besteht auf einem persönlichen Kennenlernen! Merde! Aber was nimmt man nicht alles für Frankreichs Glorie auf sich! Gehen Sie hinunter, damit ich aussteigen kann.“

„Selbstverständlich, kaiserliche Hoheit. Rudergänger, Motore zwanzig Grad abwärts!“

„Zwanzig Grad abwärts liegen an!“ Die acht drehbar gelagerten Papin-Dampfmaschinen wurden geschwenkt und zogen den Körper der AIGLE nach unten und auf den Fluss zu, bis der doppelte Boden der Steuerkanzel und der mächtigen Heckflosse ins Wasser tauchten und geflutet werden konnten. Sofort füllten starke Pumpen nicht nur die Ballasttanks, sondern ergänzten auch die Vorräte der Dampfmaschinen. Ein kleines Boot aus Leichtmetall wurde ausgesetzt und zwei Matrosen ruderten den Adjutanten des Prinzen, Major Conte Richard de Milfort, an Land, wo er sich zur MALIKAT MISR begab. Und schon nach kurzer Zeit wieder an Bord der AIGLE zurück kehrte und dem Dauphin rapportierte.

„Was soll das heißen, nicht mehr an Bord?“, rief François Louis erstaunt und blickte böse auf den Major.

„Die Prinzessin von Österreich hat die MALIKAT MISR in Luxor verlassen und einen Karawanenführer nach Koptos anheuern lassen, Hoheit!“

„Dann gehen Sie noch einmal an Land und telegraphieren Sie dorthin, dass wir unterwegs sind. Sobald Sie wieder an Bord sind, werden wir aufbrechen. Kapitän, wenn der Major wieder an Bord ist, nehmen sie Kurs auf Koptos! Ich werde mich ein wenig zurück ziehen und wünsche erst in Koptos wieder gestört zu werden.“

In seiner Suite warf sich der Dauphin des Französischen Kaiserreiches auf einen Diwan.

„Merde“, fluchte er laut.

„Gibt es ein Problem, mon Coer?“ fragte Atrá Troudeaut mit leiser Stimme, öffnete seine Jacke und massierte seine Schläfen.

„Sie ist nicht da! Diese Boche ist in Luxor ausgestiegen und macht einen Wüstenritt nach so einem verdammten Nest namens Koptos! Verdammt, dieses verrückte Weib hat wirklich viel zu viele Hummeln im Arsch!“

„Dann musst du ihr diese Flausen eben austreiben. Einem so starken Mann wie dir wird doch da sicher etwas einfallen!“ Sie zog ihm Jacke und Hemd aus, massierte seine Schultern.

„Das sagt meine Mutter auch. Sie empfiehlt eine Peitsche!“ „

So?“ Atrá bint Selina griff über die Schultern des Prinzen, strich über seine Brustmuskeln und drückte ihre Formen an seinen Rücken. „Nun, wenn diese Österreicherin es braucht, um handzahn zu sein!“ Ihre Hand wanderte tiefer. „Ihr wisst, mein Prinz, ich gehorche euch auch ohne Rute, bedingungslos.“

„Das weiß ich doch Atrá.“ Er zog sie vor sich hin und legte ihr die Hände auf die Schultern, drückte sie nach unten. Ohne Widerstand kniete sie sich vor ihn und öffnete seine Hose, doch ihre Gedanken waren nicht so ganz bei der Sache, auch wenn François Louis davon nichts bemerkte. Maria Sophia hatte es also bis Luxor geschafft, irgend etwas war in Assiut also ganz gehörig schief gegangen. Und was wollte diese blöde Kuh denn jetzt unbedingt in Koptos? Dort gab es doch nicht das Geringste! Nun ja, eine Karawanserei, einen kleinen Fischerhafen, an dem die Touristendampfer nie hielten, und die Österreicher hatten, nachdem das Kabel nun schon einmal verlegt war, auf die Bitte des Mudir eine kleine Telegraphenstation eingerichtet. Zwei angelernte Beduinenfrauen, welche so ein klein wenig Luxus für ihre Familien und damit auch für das Dorf dazu verdienen konnten. Keine Soldaten, kein offizielles Gebäude, noch nicht einmal eine Fahne.

Die AIGLE war mit voller Kraft wieder nach Norden gestürmt, als der Major berichtet hatte, dass die Prinzessin nie in Koptos angekommen war. Starke Gläser waren auf den Boden gerichtet, um vielleicht irgendwelche Spuren zu finden, auch wenn natürlich bereits einige Tage vergangen waren. In dieser Zeit hatte der ständige Wind bereits die meisten Spuren verweht.

„Mon Capitaine, dort, bei dem Wäldchen!“ Ein Matrose zeigte etwas nach Steuerbord. „Da liegen ein Haufen toter Kamele und dort drüben, das sieht aus wie ein relativ frisches Massengrab. Aber es stimmt damit etwas nicht“

„Stop“, rief der Kapitän. „Wir landen! Motoren dreißig Grad abwärts, wie müssen uns an den Bäumen verankern und Leitern ausbringen. Und, Mavelin? Was ist das Seltsame?“

„Das Grab haben entweder keine Moslems ausgehoben, oder es liegen keine darin! Oder beides. Die Leute liegen auf gar keinen Fall in Richtung Mekka gebettet!“

„Gut. Conte de Milfort, würden Sie bitte seine kaiserliche Hoheit verständigen, dass wir landen!“ Die Matrosen Thierry Marvelin und Jaques Simenon kletterten die Strickleiter zum Boden hinab, vertäuten das Luftschiff und untersuchten danach den Boden.

„Wahnsinn! Schau dir das einmal an!“ Jaques hielt eine Patronenhülse hoch. „Das sind beinahe anderthalb Zentimeter! Das nenne ich fast schon eine Kanone!“

„Hier liegen überall Hülsen herum! Dort drüben irgendwelche ganz kleinen, vier, fünf Millimeter, aber die meisten hier tragen den k.u.k. – Heeresstempel von Mannlicher. Übliche Karabinermunition. Sacre bleu! Das war ein hartes Gefecht! Leider ist bis auf die Hülsen nichts mehr sonst zu erkennen. Komm, Jaques, schauen wir nach, wer in den Gräbern liegt!“

„Es waren Sudanesen, mon Capitaine“, rapportierten Thierry schließlich an Bord der AIGLE. „Der Kleidung nach Anhänger des Mahdi.“

„Es lagen zumindest keine europäischen Leichname in den Gräbern“, setzte Jaques fort. „Aber dort drüben, am anderen Ufer, hat man Steine für eine behelfsmäßige Anlegestelle zusammen gelegt, aus der Luft ist es gut zu erkennen. Und hier auf unserer Seite hat auch ein ziemlich großes Schiff Spuren hinterlassen. Eine Dhau, unter Umständen, aber es muss schon eine sehr große gewesen sein! Aber noch größere Schiffe – nun ja, vielleicht noch ein Flussdampfer, aber der wäre hier doch aufgefallen. Die englischen Schiffe kennt schon jeder Beduine, und eigene haben die Ägypter ja noch nicht.“

„Es ist uns ja auch außer der MALIKAT MISR kein anderer Dampfer begegnet. Vielleicht sind sie hier von ein paar Schmugglern überfallen worden. Allen Versuchen der ägyptischen Armee ihn zu unterbinden zum Trotz gibt es immer noch einen schwungvollen Handel mit Sklaven, und weiße Sklaven, ganz besonders Frauen, bringen im Sudan und noch weiter südlich ziemlich hohe Preise. Sehr hohe Preise, auch wenn sie keine – also, na ja, keine Mädchen mehr sind“, spekulierte Thierry.

„Und die Prinzessin hat doch dunkelrote Haare, und solche werden noch teurer als schwarzhäufige gehandelt.“

„Danke, Leute. Gute Arbeit“, nahm Capitaine de Rougeville die Meldungen entgegen. „Eure Befehle, kaiserliche Hoheit?“

„Wir suchen diese Dhau! Sofort starten“, befahl der Prinz des französischen Kaiserreichs, François Louis. „Wir werden die Prinzessin von Österreich retten, dann muss sie dankbar sein und ihre Reiselust ist danach vielleicht etwas leichter zu zügeln.“

„Zu Befehl! Leinen los!“ Majestätisch glitt die AIGLE wieder höher und wandte sich Strom aufwärts.

„Ich bewundere Eure Ritterlichkeit, mon Dauphin! Sofort zur Rettung der jungen Erzherzogin aufzubrechen!“ bemerkte der Capitaine.

Franz Ludwig Johann Napoleon Bonaparte zuckte mit den Schultern. „Das ist nicht nur reine Ritterlichkeit, Capitaine. Da steht auch Berechnung und natürlich Politik dahinter. Wenn ich Maria Sophia von Österreich heirate, dann könnten Frankreich und die Vielvölkermonarchie unter Umständen ein einziger Staat werden, mit meiner Abstammung und als Ehemann der

Erstgeborenen wäre es möglich, den Thron zu beanspruchen. Wenn ich diese femme folle irgendwie zähmen kann, sie ist ja wirklich ziemlich eigenwillig.“

„Stimmt!“ Capitaine de Rougeville massierte kurz mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenwurzel, ehe er das Glas wieder vor die Augen hob. „Die Erzherzogin war schon immer eigenständig. Sie hat sogar studiert. Ethnologie und Philologie, wie ich hörte.“

„Trotzdem!“ der französische Dauphin kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf. „Jetzt, wo Ibrahim Jamal behauptet, der rechtmäßige Mahdi und Herrscher zu sein, so weit nach Süden auf dem Nil zu reisen, ist die reinste Torheit. Machen Sie noch einmal in Abu Simbel halt, Capitaine, und informieren Sie Paris und Wien, dass die Prinzessin von Österreich verschwunden ist und wir sie suchen!“

Atrá war mit dieser Wendung der Dinge gar nicht einmal so unzufrieden. Auch wenn es nicht ihre eigenen Leute waren, welche die Prinzessin gefangen hielten, für ihre Pläne machte das nur wenig Unterschied. Und weder eine Dhau noch ein Dampfer konnten sich auf dem Nil vor Augen aus der Luft verstecken. Die Hauptsache war doch, die europäischen Mächte aufeinander treffen zu lassen und einen weltweiten Brand zu verursachen, damit der Orden Jerusalem in Besitz bringen konnte. Um dann aus den Trümmern der alten Ordnung das neue Königreich des wahren Blutes zu erschaffen!

„GOTT straft die Ungläubigen und belohnt all jene, die reinen Herzens sind!“ flüsterte sie im Gebet. „Gib DEINEM Blut, gezeugt aus dem Samen Davids, geboren aus dem Schoße Benjamins wieder jenen Platz auf Erden, der ihm zusteht, damit DEIN Königreich der Engel auf Erden endlich errichtet werden kann!“

=◇=

Am roten Meer

Ein weiterer kakanischer Flottenstützpunkt neben Port Helene in Eritrea, der Josephshafen genannt wurde, lag bei Assab am Roten Meer vor zwei halbmondförmigen Hügeln vulkanischen Ursprungs direkt an der Küste. Auf diesen Hügeln waren die schweren Festungsbatterien aufgebaut, in dicken, mit Ulmer Leichtstahl verstärkten Bunkern aus bestem Beton drohten insgesamt 10 schwere 48 Zentimeter-Geschütze auf das Meer hinaus, während einige leichtere Kanonen das Hinterland abdecken sollten. Zwei alte, rein maritime Schlachtschiffe mit je vier Panzertürmen, jeder mit zwei Kanonen Kaliber 35 Zentimeter, unterstützten diese landgestützten Verteidigungsanlagen noch. Hier, in Josephshafen, war damals der erste Hafen der ÖDLAG an der Ostküste Africas errichtet worden. Ein damals sehr wichtiger Umschlagplatz für leichte, aber eilige Waren, welche in Josephshafen von den Schiffen aus Asien auf die österreichischen Luftschiffe umgeladen wurden. Doch seit Arabien und Indien in das immer weiter wachsende Netz der Fernluftschiffe eingebunden werden und der Verkehr bald bis Bombay gehen sollte, hatte Port Erzherzogin Helene in der Bucht von Zula immer mehr an Bedeutung für Österreich gewonnen. Im Gegenzug hatte aber Josephshafen ebenso sehr an derselben verloren. 1889 wirkte Josephshafen also eher wie ein verträumter, ruhiger Flecken, als ein wirklich eminent wichtiger Marinestützpunkt. Auch wenn selbstverständlich immer wieder österreichische Marineschiffe vorüber kamen. Weit wichtiger und geschäftiger war nach außen hin der internationale Teil des damals auf Zuwachs angelegten und gebauten Hafens, die erste nennenswerte Anlegestelle im Roten Meer für Schiffe, welche aus Asien oder Südafrika kamen. Anlegemasten für Luftschiffe

waren ebenfalls in reichlicher Anzahl vorhanden, die Preise für den Liegeplatz sowohl schwimmender als auch mit Gaskörpern schwebender Schiffe nicht übertrieben teuer, Kakanien verzichtete hier auf Zölle und Zollkontrollen. So hatte sich am Hafen von Josephshafen in der Bucht von Alela einer der größten Freihandelszonen des Kontinents entwickelt. Niemand sah in den großen, leicht vergammelt wirkenden Hallen im Norden der Stadt Josephshafen etwas anderes als die alten, aufgegebenen Trockendocks der Handelsflotte. Dabei beinhalteten sie jetzt ein großes Geheimnis der kaiserlich-königlichen Marine, hier kamen und gingen unbemerkt die neuesten Erfindungen Nicola Teslas und wurden genau auf ihre Fähigkeiten unter realistischen Bedingungen erprobt. Während alle Welt danach trachtete, den Himmel zu erobern, hatte Nicola Tesla seine dampf-elektrische Maschine in einen rundum abgedichteten Körper ein-, sowie auspumpbare Tauchtanks links und rechts angebaut und so die Tauchfregatten entwickelt, welche unsichtbar die Meere befahren konnten. Unter der Wasseroberfläche. Nun ja, ein wenig musste die Formen der Schiffe natürlich schon überarbeitet werden, um hohe Geschwindigkeiten erreichen zu können, besonders, was die Decksaufbauten wie das Kanonen-, das Brücken- und das Peildeck anging. Der 109,5 Meter lange Rumpf selbst war auch weit schlanker als der eines Überwasserschiffes geworden, er maß nur noch 12,1 Meter.

Das militärische Kommando von Josephshafen lag bei Konteradmiral Janik Červenka, Graf von Molgrad, einem der jüngsten Admirale der kaiserlich-königlichen Seestreitkräfte. Mit knapp über dreißig hatte man ihm, seiner Diskretion vertrauend, diesen Stützpunkt anvertraut.

Der Spieß, Oberstabsbootsmann Harkony, hatte die Tür zum Büro des Admirals geöffnet. „Härr Ådmirål. Ist gäkkommen där Härr Frågattenkåpitån Baron von Mamaku!“

„Ich lass' bitten!“ Der Böhme Červenka hatte seinen originalen Dialekt in der Marineakademie Fiume schon als Kadett verloren und sich das etwas näselnde ‚Schönbrunner Deutsch‘ angewöhnt.

Der Kommandant der Tauchfregatte salutierte. „Herr Admiral, Fregattenkapitån Mamaku von der NEMO meldet sich mit einer Meldung zur Stelle!“ Der Admiral entgegnete den Gruß.

„Ruht! Nehmen's Platz, Kapitån! Kaffee, Tee?“ Červenka war an Maoris in der Marine gewöhnt, denn sie waren schon immer den anderen Österreichern gleichgestellt. Die große Kaiserin Maria Theresia hatte befohlen, dass ‚alle Untertanen unserer Kronen, woher auch immer sie kommen, was auch immer sie glauben und was auch immer sie tun mögen, gleich behandelt werden mögen.‘ Als die Herrscherin dieses Dekret diktierte und ihren Beamten übermittelte, dachte sie nicht an Maoris, dunkelhäutige Africaner oder die Ureinwohner Australiens. Aber die Bürokraten Österreichs waren daran gewöhnt, die Befehle ihrer Majestät wörtlich zu nehmen und führten diesen auch buchstabengetreu in den österreichischen Kolonien aus. Die Maoris wurden von der Schulpflicht überrascht, erkannten aber bald den Vorteil der Bildung und klagten ihre gleichen Rechte auch ein, wenn ein Kolonist die Gesetze der Kaiserin übertraten. Es war nicht so geplant gewesen, hatte sich im Endeffekt für Österreich-Ungarn aber durchaus gelohnt.

„Danke, Herr Admiral, nichts“, setzte sich der Maori auf den angebotenen Stuhl.

„Schön, dann berichten's einmal!“

„Die ROMA ETERNA dampft in diesen Gewässern herum, Herr Admiral, mit fünf Napolis und zwanzig Kreuzern als Geleit. Dazu Truppentransporter für geschätzte 85.000 Mann, wenn die Verteilung von Landkreuzern und Infanterie der üblichen entspricht.“

„Die ROMA!“, verzog Admiral Červenka sorgenvoll das Gesicht. „Der Welsche meint’s wohl wirklich ernst! Welchen Kurs?“

„Wenn ich raten müsste – etwas nördlich von hier, Herr Admiral. Etwa bei Baylul, in drei, vier Tagen, würde sich anbieten. Eine gute Stelle, Trinkwasserversorgung ist durch ein kleines Flüsschen in elf von zwölf Monaten bis ziemlich weit in das Hinterland zumindest halbwegs gegeben. Wenn sie nicht bis Zula oder gar bis Massaua weiterdampfen wollen, wäre Baylul eine gute Entscheidung.“

„Ich stimm’ zu, bis Port Helene rauf gibt’s keine bessere Stell’. Harkony“, rief der Admiral ins Vorzimmer.

„Herr Admiral?“

„Telegraphier’ er sofort nach Wien an den Stabschef und die Regentin, mit der höchsten Priorität. Dann an Port Helene, an den Negus Negest in Adis’Abeba und den Khedive in Kairo, dass die ROMA ETERNA mit einer Invasionsstreitmacht in unser’ Richtung unterwegs ist! Sie wird wahrscheinlich so um den 29. März hier eintreffen!“

„Jawohl, Herr Admiral! Dürfte ich Herrn Admiral auf die Depesche von heute Mittag aufmerksam machen, welche ich ihm gegeben habe, kurz bevor der Herr Kapitän eingetroffen ist? Italien ist in Abessinien eingefallen. In der ersten Schlacht konnten die Abessinier die Oberhand gewinnen, aber es fehlen langfristig Reserven. Der Negus Negest Yohannes IV ruft um Hilfe!“

„Na fesch!“, wütend schlug der Admiral mit der flachen Hand auf seinen Tisch. „Da hab’m wir den Pallawatsch! Lass’ er Gefechtsbereitschaft vorbereiten, Harkony. Ab morgen gibt’s keine Urlaubsscheine mehr. Aber dass mir keiner ohne Befehl schießt. Solang’ sie uns nicht direkt angreifen, geht uns die Sach’ nichts an! Darf sie uns nichts angeh’n. Die Katzelmacher werden einfach durch Eritrea durchmarschieren, sag ich ihnen, Kapitän. Niemand wird’s aufhalten! Weil das Land gehört dem Khediven von Ägypten. Der hat aber keine eigene Armee mehr, die untersteht den Engländern. Denen wiederum war bis jetzt das Land völlig egal, solang’ sie Aden und Suez kontrollieren, und wird ihnen jetzt auch komplett wurscht sein.“

„Und wenn die Engländer jetzt doch etwas unternehmen?“ „Dann sollt’ ma hoff’n, dass sie nur die ägyptische Armee loslassen und net ganz Europa und die Welt zu brennen anfangt, Kapitän. Ganz schwer hoffen!“

=◇=

Amirale Lorenzo di Falconi schritt unruhig auf dem Brückendeck der ROMA ETERNA auf und ab.

„Peilung“, fragte Capitano Andrea Bruni in das Sprachrohr, und von oben, dem Peildeck, kam prompt die Antwort.

„Wir werden die Insel Fatma innerhalb der nächsten Stunde in 2,9 Seemeilen Abstand passieren.“

„Ruder, ein Strich steuerbord, dann den Kurs wieder halten“, befahl Bruni. Der Admiral nahm seine Mütze ab und wischte das Schweißband trocken. „Sie wollen außerhalb der Dreimeilenzone von Fatma bleiben?“

„Ja, natürlich, das will ich“, bestätigte der Kapitän. „Die Insel Fatma ist de Jure Gebiet der Österreicher, also beginnt dort bereits die Zone. Mit allen Mächten sind Verträge über den Hafen soweit ausgehandelt, dass alle zivile Schiffe und einzelne Kriegsschiffe aller Nationen diese Gewässer von Josephshafen befahren dürfen. Wenn wir also die Flotte zurück ließen, könnte ich den Hafen anlaufen, Wasser und Proviant aufnehmen, Postsäcke abgeben und Depeschen anfordern. Sogar die Telegraphenstation stünde zu unserer Verfügung. Aber ich dürfte nur mit einem einzigen Kriegsschiff einlaufen, der Rest muss warten, bis beispielsweise die ROMA sich wieder aus der Bannzone entfernt hat. Solange sich auch nur eine Kampfbarkasse im Hafen aufhält, darf den Verträgen nach eigentlich nicht einmal ein geruderter Marinekutter einfahren. Wenn zwei Kriegsschiffe in den Schutzraum eindringen, ist der Stützpunkt berechtigt, auf alle unsere Schiffe zu feuern. Italien trüge dann die Schuld am Ausbruch des Krieges, und damit hätte unser Land alle großen Mächte gegen sich. Ich vermute, sie werden trotzdem nicht ruhig unserer Landung zusehen, aber dann haben wenigstens sie den ersten Schuss ungerechtfertigt abgegeben! Und die europäischen Mächte wären gegen sie und nicht gegen uns.“

„Ich billige Ihre taktische Entscheidung und Ihre strategische Begründung, Capitano. Signalgast, übermitteln sie unverschlüsselt über Flagg- und Blinksignale an alle Schiffe: Dreimeilenzone von Fatma unter allen Umständen achten! Nachricht an alle Schiffe weitergeben“

Hoch über der Insel Fatma schwebte ein bewaffnetes Luftschiff der österreichischen Marine, die LW-15/672 FALKENAUGE, und beobachtete die näher kommende italienische Flotte.

„Gott der Gerechte, se haben geändert den Kurs“, rief der erste Offizier Fregattenleutnant Benjamin Blauwald. „Herr Kaleu, Meldung! Sowohl die ROMA als auch die restliche Flotte werden Fatma außerhalb der Dreimeilenzone passieren. Jetzt blinkt die ROMA den Befehl, unser Gebiet unter allen Umständen zu achten!“

„Sie schieben uns den schwarzen Peter zu“, knurrte Linienschiffleutnant Andras Håkoy, der höflicherweise als Kapitänleutnant angesprochen wurde. „Aber gut, Levy, geben Sie es an Josephshafen weiter.“

„Zu Befehl, Herr Kaleu!“ Der Matrose griff zum Telephon und drehte an der Kurbel. Über ein Kabel aus kristallisiertem Leichtstahl mit dem Boden verbunden gab er die Meldung an den Kommandostand des Admirals weiter.

„Sie überlassen uns die Entscheidung“, knurrte Admiral Červenka. „Harkony, jede Batterie noch einmal vergattern, dass mir ja keiner einen Schuss abgibt! Des könnt' den depperten VERDIS so pass'n. Uns zuerst provozier'n und dann auch noch die Schuld in die Schuh' schieb'n. Nicht mit mir, ihr Katzelmacher, ihr falschen welschen Hund, nicht mit mir. Noch einmal, kein Schuss fällt ohne mein' ausdrücklichen Befehl. Wenn sich jemand net d'ran hält, kann er sich gleich ein gemütliches Platzerl an einer Wand aussuchen. Mach er das jedem da draußen an den Geschützen ganz eindringlich klar!“

„Sälbstverständlich, Härr Åmirål“ salutierte der Spieß und eilte aus dem Zimmer. „Åls ob einär schissän kånnt ohnä Bäfähl“, räsonierte er leise, führte den Befehl aber natürlich sofort aus.

Leutnant Thomas Hofer beobachtete die italienische Flotte durch sein starkes Glas.

„Ein Gigant“, bestaute er die ROMA ETERNA. „Ein wirklicher Koloss! Aber langsam und schwerfällig. Bis der einmal um die Kurv'n eiert, geht im Böhmen a ganzes Viertel unter! Na ja, wenn's den Welschen so g'fällt!“ Im Hintergrund läutete das Telephon, der Geschützkommandant des ersten Turmes der Batterie, Geschützmaat Novak, nahm den Hörer vom beweglichen Haken des Wandapparates.

„Zu Befehl, Herr Oberstabsbootsmann! Selbstverständlich, Order des Admiral! Ich werde es dem Herrn Leutnant sofort ausrichten!“ Dann ging er zum Beobachtungsposten des Turmkommandanten. „Herr Leutnant! Meldung“, salutierte Novak.

„Lass' er mich raten. Kein Feuer ohne ausdrücklichen Befehl!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Sehr gut. Weitermachen, Geschützmaat!“ Langsam und gemächlich zog die italienische Flotte in gebührendem Abstand von etwa fünfeinhalb Kilometern an der Insel Fatma vorbei und berührte die Hoheitsgewässer des Österreichischen Gebietes nicht ein einziges Mal, jedes der Schiffe war bedacht, in internationalen Gewässern zu bleiben.

„Da fahren sie hin, die Armluchter! Die armen Abessinier“, knirschte Kapitänleutnant Håkoy, der sein Glas nicht von den Augen nahm, mit den Zähnen. „Verdammt, es juckt mich im Abzugshebel, der Roma einen Gruß hinterherzusenden. Aber ich mach's nicht, nein, ich mach's nicht, ich beherrsche mich.“

=◇=

„Sie haben nicht gefeuert, Capitano“, jubelte Admiral di Folconi. „Die Österreicher sind zahnlos und feige geworden, wir werden Äthiopien ganz leicht unserer Kolonie Africa orientale Italia als Bezirk anschließen. Der Stern Italiens und Roms steigt endlich wieder empor, bald werden wir Genua und Venedig auch noch in unseren Besitz bekommen! Und Eritrea!“

„Und dann werden die italienischen Soldaten aufbrechen, uns den Italien zustehenden Platz in Europa und der restlichen Welt wieder zu erobern“, stimmte der Kapitän zu.

=◇=

Nur etwa 55 Kilometer von Josephshafen entfernt, nordwestlich der Küste weiter folgend, bekam die Ankunft der italienischen Flotte der britische Offizier Captain John McIvor vom Royal Engineer Corps zu sehen. Der Schotte sollte mit einigen Männern das Vulkanland an der eritreisch-somalischen Küste erforschen und ein genaues Kartewerk desselben erstellen. Die Queen wünschte genaue Karten ihres Empire, und das Engineer Corps ging hinaus, die Welt zu vermessen und so genau wie nur irgendwie möglich zu kartographieren. Und das Engineer Corps war schon sehr gut auf diesem Gebiet. Nun war zwar Eritrea eigentlich nicht Teil des Empire, aber so kleine, rechtliche Details waren für die Briten noch nie wichtig gewesen. Sie hissten irgendwo einfach den Union Jack und waren dort die Herren. Falls irgendwelche früher dort eingetroffenen Leute dagegen Einspruch erheben sollten, konnte immer noch die Armee nachgeholt werden. Während

Mclvors Männer etwa acht Kilometer von der Küste entfernt in der Nähe von Baylul mit dem Aufbau von Theodoliten, Sextanten und sonstigen Geräten beschäftigt waren, ließ Maclvor den Blick über das tiefer gelegene Land bis zur Küste schweifen.



„What the hell is that“, rief er fassungslos, als er die Schiffe mit der grün-weiß-roten Kriegsflagge des Königreichs Italien vor der Küste stoppen und beidrehen sah. Sergeant Dunker folgte dem Blick des Offiziers.

„Oh, Shit! Sir, das ist eine richtige Invasion! Da kommen sicher einige tausend Mann an Land!“

„Alles aufsitzen“, schrie der Captain seinen Männern zu. „Rasch, rasch, wir setzen uns nach Josephshafen oder Abessinien ab und sehen zu, dass wir Colonel Kitchener so bald wie möglich über den Angriff benachrichtigen können!“ Die fünf Männer ließen ihre Geräte liegen und stehen, hasteten zu ihrem

dreiecksigen Expeditionsfahrzeug und sprangen hinein, der Captain schwang sich neben dem Fahrer in die vordere Kabine. Die Räder begannen zu mahlen, und der Fahrer steuerte den Wagen nach Südwesten, den Hang noch weiter in Richtung des Hochlands von Abessinien die Hänge empor.

=◇=

Die italienische Flotte war vor der Küste Eritreas ein wenig nördlich der Hafenstadt Baylul vor Anker gegangen, ihre mächtigen Geschütze drohten teilweise zum Land hinüber, um den Brückenkopf zu sichern, teilweise waren sie auf die See gerichtet und verboten sich jede Einmischung durch andere Schiffe in die Pläne des Königreichs Italien. Die Legionen Roms würden an Land gehen, und basta, Ende der Diskussion. Dampfbarkassen brachten zuerst mit einigen Fahrten die schweren Landkreuzer von Bord, welche am Strand mit ihren Kanonen sofort den Brückenkopf zusätzlich sicherten, dann sollten die leichte motorisierte Artillerie und die Infanterie an Land gebracht und zum Abmarsch vorbereitet werden! Es war noch unsicher, ob die schweren Landkreuzer vom Typ Jupiter den Aufstieg auf das Hochland von Äthiopien schaffen konnten, also hatte man sich auch für konventionelle Artillerie entschieden, welche im Notfall in Traglasten zerlegt auf das Hochland transportiert werden konnte. Es sollte dem Plan gemäß etwa drei ganze Tage dauern, die 86.000 Männer mit ihrem Gerät an Land zu bringen. Zumindest wenn alles glatt ging, womit aber natürlich niemand rechnete. Bei Operationen dieser Größenordnung ging immer etwas schief, daher war von vornherein die doppelte Zeit einkalkuliert worden. Ging es schneller, dann umso besser.

Hoch über der Flotte, von niemandem beachtet, zog ein großer Greifvogel gemächlich seine Kreise. Einem aufmerksamen Ornithologen wäre vielleicht, hätte er den Vogel aus der Nähe gesehen, etwas seltsames aufgefallen. Denn das Tier war kein in Africa vorkommender Vogel, sondern ein großer Adler, wie er üblicherweise in den wilden Bergen Rumäniens vorkam. Auch blieb er beständig über der Flotte, ohne auch nur einmal hinabzustoßen und Beute zu machen. Das kam einfach daher, weil Linienkapitän Eugen Popescu, der Herzog von Bistritz, rohen Fisch aus tiefstem Herzen verabscheute. Rohes Fleisch im Übrigen genauso, außer es war fein faschiertes Filet vom Rind, mit Gewürzen, einem Ei und geröstetem Weißbrot angerichtet. Viele Bücher waren in seiner transsilvanischen Heimat über Vampire und Werwölfe geschrieben worden, doch kein Wort über die weit seltenere Gattung der Weradler. Eugen hatte schon in jungen Jahren bemerkt, dass er anders als andere Kinder war, denn ab und zu quälten ihn seltsame Träume vom Fliegen. Eines Nachts wurde ihm bewusst, dass es sich nicht um Einbildungen oder Hirngespinnste handelte. Er verwandelte sich bei Vollmond wirklich in einen der mächtigen Adler und konnte als solcher durch die Schluchten und über die Gipfel von Siebenbürgen fliegen. Er wurde darauf hin eine Zeitlang zum Einsiedler und übte seine Fähigkeiten, bis ihm die Verwandlung in einen Adler jederzeit auch ohne äußere Einflüsse gelang. Dann überlegte er lange, was er mit seinem Talent Nutzbringendes anfangen könnte. So meldete er sich schließlich zur österreichischen Armee und bewies einer Kommission seine Fähigkeiten. Einer der Mitglieder dieser Kommission, der schon lange verstorbene Admiral Heinrich von Pierroff, engagierte Eugen vom Fleck weg für das geheime Evidenzbureau des Marineministeriums. Nach seiner Ausbildung zum Marineoffizier wurde der Weradler 1827 sofort zum Linienkapitän befördert und bewies seine Nützlichkeit immer wieder. Er war im Laufe der Zeit ein hervorragender Beobachter geworden, ob als Adler oder als Mensch. Mittlerweile für seine Dienste zum Herzog ernannt und mit einem hübschen Salär ausgestattet, bat man ihn in Krisenzeiten immer wieder um Hilfe. Der Herzog gewährte diese Unterstützung nur zu gerne. Nicht nur der großzügigen Bezahlung wegen, es war auch nicht wenig Abenteuerlust dabei. Zur Zeit war er zwar zur Sicherung der Tauchfregatten in Josephshafen abkommandiert, aber wegen seines Talents zur Beobachtung der italienischen Landung abgestellt worden. Jetzt machten die scharfen Augen des Linienkapitäns eine Bewegung im Hinterland aus, etwas strebte dem Rand des Hochlandes von Abessinien zu. Neugierig geworden flog er eine große Schleife und nahm die Bewegung in näheren Augenschein.

Einige Männer in langen Kaftanen, mit vollen, langen Bärten und den jüdischen Schläfenlocken transportierten auf einem wüsten- und geländetauglichen Lastfahrzeug mit Dampftrieb ein ringförmiges Gebilde mit einem Durchmesser von beinahe drei Metern und einer Länge von über anderthalb. Eine Seite war mit irgendetwas, vermutlich Leder bespannt, das ganze Gebilde erinnerte an eine gigantische Schlagtrommel. Und wirklich, nachdem die Männer den Abbruch des Hochlandes etwa fünfzig Kilometer von der Küste entfernt erreicht hatten und die offene Seite des Ringes nach dem Strand hin ausgerichtet war, nahmen zwei besonders muskulöse Männer lange, starke Stäbe mit gepolsterten Enden zur Hand. Die anderen sechs, mit dickem, goldenem Brustschmuck behangenen und mit seltsamen Kopfbedeckungen ausgestattet, stellten sich im Kreis auf. Diese Männer breiteten dann ihre Arme aus und begannen mit tiefen, sonoren Stimmen einen liturgisch wirkenden Gesang. BAMM! Einer der Männer hatte mit dem Schlägel auf die Bespannung der Trommel geschlagen, am offenen Ende entstand eine Welle im Sand, welche sich immer größer werdend auf den Strand zu bewegte. BAMM! Der zweite Schlag, eine zweite, größere Welle folgte der ersten, noch ehe diese das Tiefland erreicht hatte. Ein dritter, vierter, ein fünfter Schlag – jetzt erreichte die erste steile Welle, etwa 30 Zentimeter hoch, den Strand, wirbelte die Fahrzeuge etwas durcheinander, die zweite, mit 50 Zentimeter folgte wenig später, dann die dritte mit 70 Zentimetern. Viele von den Landkreuzern und -Korvetten wurden jetzt umgestürzt, landeten auf der Seite oder gar dem Rücken. Sich im Wasser fortsetzend und immer

noch höher türmend erreichten die Wellen zuerst die Barkassen, welche die ersten beiden Wellen noch abreiten konnten. Doch dann türmte sich das Wasser Welle um Welle immer höher und steiler. Das schafften die Landungsschiffe nicht mehr, zu stark wurden die Gewalten, zu steil und hoch die Wellenkämme. Und immer noch wuchsen die Wellen, immer noch schlugen die Männer auf die Trommel ein. Jetzt erreichten die Wellen auch die großen Schiffe, welche bereits ihre Anker geopfert hatten, indem sie die Ankerketten komplett abließen und nun versuchten, dem gesichteten Unheil zu entrinnen. Umsonst, selbst die dem Strand am fernsten liegende, mächtige ROMA ETERNA schaffte es nicht mehr, zu entkommen. Die elfte Welle hatte eine beinahe senkrechte Wand, der scharfe Bug der schwimmenden Festung rammte ein anderes Schiff, welches plötzlich in den Kurs des Giganten driftete. Die ROMA bekam dadurch einen übermächtigen Impuls, überschlug sich und prallte mit dem Deck voraus in das Wasser. Die Wogen begruben den mächtigen Schiffsrumpf und drückten ihn hinab auf den Grund, das gerammte Schiff kenterte und riss ebenso all seine Passagiere und Besatzungsmitglieder mit in die Tiefe. Das Schlachtschiff der Napoli-Klasse SIZILIA drehte plötzlich quer zu der Wasserwand und versank, ihr Schwesterschiff TARENT wurde gegen die NAPOLI geschleudert, ineinander verkeilt hatten beide Schiffe keinerlei Chancen mehr. Hinter der Flotte verebten die Wellen noch schneller, als sie entstanden waren, keine der insgesamt zwölf Wellen erreichte auch nur die Mitte des roten Meeres. Ein einziges Schiff, der für den Truppentransport requirierte Passagierdampfer FRANCESCO K., überstand das Inferno unbeschädigt, die kleine Hafenstadt Baylul war zwischen der Trommel und seinem Liegeplatz gewesen. Und die Wellen waren im Sand verebten, ehe sie die Stadt erreichten, und hatten sich nur daneben Turmhoch und höher aufgebaut, ehe die Wellen verebten und der Sand wieder beinahe so eben wie zuvor wurde. Ein stark erschütterter Kapitän Matteo Pascarini setzte, sich fortwährend bekreuzigend, Kurs auf den Suezkanal. Nur fort von hier, nur schnellstmöglich nach Hause!

Marscialo Davide Vocano trat verzweifelt auf die Einstiegs Luke des auf dem Rücken liegenden Jupiter ein.

„Apri, Dannazione“, brüllte er frustriert, dann klappte das Schott auf seinem Scharnier unvermittelt doch noch zur Seite, helles Sonnenlicht fiel in den zerstörten Innenraum.

„Wer – lebt hier jemand noch?“, fragte eine junge Stimme, unsicher, zitternd. Der erfahrene Unteroffizier arbeitete sich aus dem Fahrzeug, während er antwortete.

„Marescialo Davide Vocano. Wer sind Sie?“

„Caporale Phillipe Torteteni, Signore Marescialo!“ Die Stimme war fester geworden, klang nach einer Antwort wie in einer Kaserne. ‚Meno male‘, dachte Davide. ‚Gott sei gedankt für den ewigen Drill. Ein Vorgesetzter beruhigt diese Jungspunde sofort.‘ Dann sah er sich um, und ein nicht gerade kleiner Schreck durchfuhr Davide Vocano. ‚Aber wer beruhigt mich? Vielleicht einer von den jungen Sotto Tenentes, einer dieser jungen Cretinos, die keine Ahnung vom Leben haben und für die ein Krieg nur dazu da ist, um Orden zu sammeln?‘

„Wir brauchen Wasser, Caporale“, wandte er sich trotzdem mit festem Befehlston an den Untergebenen. „Ich suche hier weiter, Sie nehmen sich ihr Gewehr mit und gehen nach Baylul dort drüben. Gehen Sie! Und noch etwas, Phillipe! Seien Sie höflich und nett zu den Leuten, sagen Sie bitte. Damit dürften wir derzeit besser fahren, ich denke, mit Befehlen kommen wir im Moment ganz schlecht an. Also los, ohne Tritt, marsch!“ Dann machte sich der Marescialo auf, den nächsten Landkreuzer zu öffnen. Zuerst einmal sehen, wer noch lebte. Immer ein Schritt nach dem anderen.

=◇=

Das Fahrzeug von Captain John McIvor hatte den Hügelkamm passiert und war bereits knapp vor der Grenze, als ein leises Zittern den dampfbetriebenen Dreiachser erschütterte.

„Captain!“ Master Sergeant William Poacher sprang auf und trommelte gegen die Trennwand. „Sehen Sie sich das an, Captain, schnell!“ Der Wagen hielt an, der Captain schwang sich heraus, blickte zurück und sah, wie eben die dritte Welle das Ufer erreichte. Erschüttert sah er alle zwölf Wellen über die Italiener hereinbrechen, sah, wie beinahe alle Schiffe der Invasionsstreitmacht im Ozean versanken, ihre Besatzungen mit in den Tod reißend. Nach der letzten Welle saß er wieder auf.

„Fahren Sie nach Josephshafen, Corporal. Dort kann man Hilfe für die Überlebenden organisieren und den König von Italien benachrichtigen. Und bevor Sie fragen, ich bin eben so ratlos wie Sie!“

Noch schneller als der Rover des Captain war der Herzog von Bistritz in Josephshafen.

„Die Wellen breiteten sich aus und verstärkten sich immer mehr, und dann verschwanden sie einfach, Herr Admiral!“ Eugen Popescu stürzte seinen zweiten Cognac hinunter und hielt das Glas Oberstabsbootsmann Harkony auffordernd entgegen, ehe er weiter sprach. Admiral Červenka nickte seinem Spieß zu, der noch einmal nachschenkte. „Im Viertelkreis von der Trommel weg, aber Baylul wurde von der Vernichtung ausgenommen, und das Schiff, das von der Trommel aus hinter der Stadt lag, hat die Katastrophe überstanden, dort war ruhige See! Ich habe so etwas oder auch nur ähnliches noch nie gesehen, Herr Admiral. Noch nie! Danke für den Cognac, Herr Admiral, ich melde mich jetzt ab, ich muss dringend nach Wien, Herrn von Hammetten direkt alles schildern. Da reicht kein Telephon oder Telegraph. Aber warnen Sie Wien vor, da wird noch einiger Sturm losbrechen. Am Ende glauben vielleicht alle, wir hätten da wieder einmal eine neue Geheimwaffe!“

„Fliegen’s nur los, Linienkapitän! Und viel Glück!“

=◇=

Abessinien

Die drei gepanzerten Fahrzeuge vom Typ Husar und der Windhund waren mit den Tücken des abessinischen Hochlandes überraschend gut fertig geworden. Sie waren der markierten Handelsroute nach Mendefera etwa 50 Kilometer vor der Grenze gefolgt und hatten hier in einem geschützten Han übernachtet. Trotzdem hatten auch die Dragoner während der Nacht die Fahrzeuge bewacht, man konnte nie wissen. Und natürlich wären die Gefährte der kakanischen Bundesheeres für viele Banditen eine willkommene Beute gewesen. Und Mendefera lag bereits in den Schluchten der eritreischen Berge. Wenn sie hier auch noch nicht so schroff waren wie weiter nach Abessinien hin.

In diesen Bergen Eritreas nahe der Grenze herrschten immer noch ziemlich unangefochten die Stammesfürsten und Kriegsherren mit Gewalt und Härte. Großbritannien als de facto Kolonialherr hatte kein gesteigertes Interesse an den unfruchtbaren Bergen im Landesinneren, in denen sie nur Verluste erlitten hatten. Das einzige einigermaßen für die britische Regierung und die Börse

wertvolle Gebiet war die Küste, und dort sorgten die Rotröcke für halbwegs sichere Verhältnisse. Die Osmanen, welche de jure eigentlich das Land als Teil Ägyptens immer noch besaßen, hatten in ihren africanischen Ländern eigentlich überhaupt nichts mehr zu sagen. Stammesfürsten aus den Bergen füllten das entstehende Machtvakuum und bekämpften einander manchmal bis zur völligen Ausrottung. Außerdem waren sie meistens auch wilde Räuber, welche die Reisenden gerne überfielen und um ihr Hab und Gut brachten. Nicht selten auch um ihr Leben. Zeitweise kam der Handel über die Grenze völlig zum Erliegen, dann sandte der abessinische Kaiser wieder einmal Truppen aus, um die schlimmsten Banden zu dezimieren und die Straßen wieder sicherer zu machen. Mit Billigung oder doch zumindest schweigenden Zustimmung der Londoner Regierung.

In ihren gepanzerten Fahrzeugen konnten sich die Reisegesellschaft und die Dragoner sicher fühlen, denn selbst die Räder waren mit den üblichen Infanteriewaffen nicht so leicht zu beschädigen. Dem Windhund konnte allerdings selbst ein kaputter Reifen nicht aufhalten, der Steuermann fuhr dann ganz einfach die Beine aus und lief davon. Also gab es auch keinen Grund, warum Maria Sophia nicht auch eine Strecke im Windhund zurück legen sollte. So war sie in Mendefera morgens in das kleine Spähfahrzeug geklettert, den Fahrer auf den Beobachterposten gescheucht und selbst die Steuerung übernommen. Bis zur Grenze nach Abessinien war es nicht mehr weit, und die Prinzessin wollte am Steuer sitzend endlich wieder einmal ordentlich Dampf machen. Wenn man knapp über 40 Stundenkilometer als ordentlich Dampf machen bezeichnen wollte, für den Zustand des Weges war die Geschwindigkeit, welche der Windhund hier vorlegte, allerdings gar nicht so übel.

Nicht weit hinter einer Kurve lag ein dicker Baumstamm quer über die Straße, und Maria Sophia von Österreich brachte den Windhund zum Stehen.

„Da ist was faul im Staate Dänemark“, zitierte sie. „Jetzt fehlt nur mehr eine Bande Raubersbub’n, die uns überfallen wollen! Fahrer, übernehmen’s wieder ihren Posten. Kommandant?“

Oberstabswachtmeister Anton Böhm wies auf einige Gestalten in Burnussen, welche hinter dem Baum erschienen waren. „Ich glaube, die Räuberbande fehlt nicht mehr, Generaloberst.“

„Nein, Sie haben recht. Sie sind ganz offensichtlich schon hier und woll’n wohl was von uns“, nickte Maria Sophia ruhig. „Heckschütze, haben Sie eine Zielsprache?“

„Postiv, Generaloberst. Hinter uns liegen einige in der Felswand in Deckung!“

„Heckschütze, halt’n Sie sich bereit“ befahl ihre kaiserliche Hoheit. „Sorgen Sie dafür, dass die da oben die Köpfe unten halten, wenn’s soweit ist. Kommandant, Dachluke zum MG-Stand öffnen.“

„Majestät, soll nicht besser ich...?“

„Ich mach das schon, Kommandant“, bestand Maria Sophia auf ihrer Anordnung. „Ist ja nicht das erste Mal.“

„Natürlich nicht. Aber wollen Sie wirklich das Risiko selbst eingehen?“

Die Erzherzogin lächelte dünn. „So groß ist das Risiko doch gar nicht, Kommandant. Diese Depp’n müssen immer erst große Worte mach’n und zeigen, wie tapfer und mutig sie sind. Besonders, wenn’s eine Frau hör’n. Billige Amateure.“ Sie zwängte sich in den Sitz des usMG-Schützen auch

dem Dach. Nach hinten hatte sie gute Deckung durch die gepanzerte Luke, während nach vorne die geneigten Panzerplatten beiderseits des Laufes Schutz vor feindlichen Feuer boten.

„Also, was habt ihr euch denn so vorgestellt?“ Auch in Eritrea wurde die arabische Sprache benutzt, und Maria sprach sie zwar holprig, konnte sich aber nicht schlecht verständlich machen. Ein hagerer Mann mit wallendem Vollbart, bewaffnet mit einem großkalibrigen Repetiergewehr und zwei Revolvern im Gürtel trat vor.

„Das Fahrzeug und alles darin gehört uns! Eigentlich dachten wir, dass wir euch einfach töten sollten, aber jetzt? Vielleicht habe ich noch Platz in meinem Harem, Weib. Bist du hübsch?“

„Zu hübsch für dich!“ betonte Maria. Sie erhob sich, stützte die Rechte in die Hüfte und lehnte sich an das MG.

„Oh, ein wildes, rotes Tigerkätzchen. Das wird lustig, es zu zähmen! Steig aus, Weib!“ Maria lächelte und holte eine Coiba aus ihrer Tasche. Als sie brannte, wandte sie sich wieder an den Räuberhauptmann.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ihr den Baum einfach wegräumt und wir danach weiterfahren.“

„Räumt es doch selber weg“, lachte der Bandit. „Wenn in dem Wagen lauter solche Weiber wie du sind, können wir alle unseren Spaß haben!“

„Wir könnten natürlich den Weg selbst freimachen, vorlauter Knabe. Da wirst du aber nur noch aus der Hölle zusehen können.“ Sie setzte sich wieder und nahm die Griffe der schweren Waffe zur Hand. „Es wäre für alle wirklich viel einfacher, ihr dummen Knaben zieht den Stamm jetzt endlich aus dem Weg. Der behindert zwar nicht uns, aber den Warenverkehr zwischen Eritrea und Abessinien. Und wenn ihr fertig seid, könnt ihr wieder in das Kaff zurückkehren und unter dem Stein verschwinden, unter dem ihr hervor gekrochen seid. Also los, Bewegung, ein wenig hurtig!“

„Wir sind 80 Männer, Weib“ lachte der Anführer. „Denkst du wirklich, wir lassen...“

„Und das ist ein 12,5 Millimeter Maschinengewehr“, unterbrach Maria Sophia den Wegelagerer mit eiskaltem Unterton in der Stimme. „Wir sitzen in guter Deckung. Ja, ich denke wirklich, ihr lasst euch. Denn du wärst einfach nur dumm, wenn nicht. Weg mit den Waffen, und weg mit dem Stamm.“ Sie legte den Sicherungsflügel des MG um, das metallische Klicken hallte durch die plötzlich eintretende Stille. „Heckschütze, zeigen Sie, dass wir auch hinten Zähne haben.“ Ein kurzer Feuerstoß kam aus dem Maschinengewehr im Heck des Windhunds. Zwanzig, fünfundzwanzig Geschoße prasselten in die Felswand über den Wegelagerern, welche sich eiligst hinter die nächstbesten Steine warfen. „Beine ausfahren“, befahl Maria danach. Hinter den vier Rändern öffneten sich breite Klappen, die von der Bodenplatte bis zum Dach reichten. Beine mit zwei Gelenken wurden ausgefahren, entfalteteten sich und hoben den Boden des Rumpfes auf eine Höhe von knapp über zwei Metern. „Rückwärts, drei Schritte!“ Mit beinahe geschmeidig wirkenden Bewegungen tänzelte der Windhund zurück, dann löste Maria Sophia das MG aus, ein nicht ganz zwei Sekunden dauerndes Antippen des Abzuges. Drei der 45 Gramm schweren Projektile schlugen zu Füßen des Banditen ein, winselten als Querschläger davon und überschütteten seine Beine mit Gesteinssplintern. „Vorwärts minimale Geschwindigkeit!“ Das rechte Vorderbein des Windhundes hob sich wie in Zeitlupe. „Auf jedem Bein kann bis zu zehn,

fünfzehn Tonnen lasten“, plauderte Maria Sophia wieder in arabischer Sprache. „Also, Leute, wie wollt ihr es jetzt haben?“

Der Anführer legte das Gewehr nieder. „In Ordnung, in Ordnung! Wir räumen den Baumstamm ja schon aus dem Weg!“

„Braver Junge. Und lasst ihn gleich dort an der Felswand liegen. Hinter uns kommen noch drei Wagen, noch größer und noch schwerer bewaffnet als wir. Also, erspart euch besser den Ärger und die Arbeit!“ Grummelnd und schimpfend machten sich die Männer an die Arbeit und wuchteten den Baum wieder aus dem Weg. Das große Maschinengewehr auf dem Dach des Windhundes blieb dabei ständig feuerbereit, wie auch das Heck-MG. Maria Sofia und Wachtmeister Istvan Korthvary ließen die Wegelagerer nicht aus den Augen.

„Beine einfahren und weiter“, befahl die Erzherzogin schließlich. Im Vorbeifahren warf die Prinzessin den Wegelagerern noch einen österreichischen Goldgulden zu. „Für die schwere Arbeit!“

„Was jetzt, Scheich Achmed?“, fragte einer der verhinderten Räuber und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Was wohl? Wenn da heute noch stärkere Wagen kommen, haben wir sowieso keine Chance. Wir reiten jetzt nach Hause und kommen erst morgen wieder. Oder übermorgen. Gott verdamme diese Ausländer und ihre gepanzerten Wagen! Aber in meinem Zelt hätte sich dieser rothaarige Teufel trotzdem gut gemacht!“

„Wenn du sie hättest zähmen können, Scheich!“ Zweifel schwebten in den Worten des Eritreers mit, der Scheich fuhr mit gerunzelter Stirn herum. Dann zögerte etwas und nickte schließlich.

„Ja, genau, wenn...“

=◇=

Der eigentliche Grenzübertritt erwies sich als unbürokratisch. Noch weniger Zeremoniell konnte es überhaupt nicht geben, denn es war mit Ausnahme der Reisegruppe und ihrer Bedeckung niemand anwesend. Den ersten Hinweis, dass sie Abessinien bereits betreten hatten, war eine Markierung auf einer Felswand, eine mit Farbe verstärkte Gravur. In Amharischer Schrift und Sprache machte der Negus Negest seine Ansprüche auf das Land bis hierher geltend, möge GOTT des weisen und gerechten Herrscher schützen.

Auch Aksum hatte die Gesellschaft noch vor der geplanten Zeit erreicht und in dieser größeren Siedlung mit guter Infrastruktur wie geplant ein halbwegs gemütliches Nachtlager in einem Han bezogen. Solche Übernachtungsstätten gab es überall entlang der Handelswege, und nicht selten hatten sich dort kleine und große Dörfer gebildet. Denn diese vom Negus geförderten Raststätten besaßen entweder einen guten Brunnen oder waren mit einer Rohrleitung mit einem solchen verbunden. Auf die Beschädigung einer solchen Leitung standen drastische Strafen, und Beamte des Negus schritten diese regelmäßig ab. Bewaffnete Beamte. Selbstverständlich mussten auch in Aksum des Nachts immer fünf Dragoner reihum die Wagen bewachen. Wie sich herausstellte, eine durchaus angebrachte Vorsichtsmaßnahme, denn obschon Äthiopien ein durchaus moderner Rechtsstaat war, gab es in den Bergen noch wilde, ungezügelte Horden, welche sich der

Zentralregierung nicht unterwerfen und nach eigenen Gesetzen leben wollten. Vor allem Beduinenstämme, welche aus dem Sudan und über das rote Meer aus der arabischen Halbinsel eingewandert waren, und auch Überbleibsel der vielen umliegenden Sultanate, die immer wieder versucht hatten, Abessinien zu erobern und die Bewohner zu unterjochen. Und selbstverständlich die Kriegsherren von jenseits der nahen Grenze. Aber die Wachsamkeit der Dragoner im Verein mit den modernen, halbautomatischen Rückstoßladern und den 20-Schuss-Magazinen der Karabinern hatte zu groben Verlusten unter der Räuberbande geführt, während auf kakanischer Seite nur eine zwar unangenehme, aber eher harmlose Schnittverletzung zu beklagen war. Als Maria Sophia mit Elisabeth von Oberwinden, Carl Friedrich Maerz und Oberst von Inzersmarkt von den Schüssen geweckt wurden und mit gezogenen Waffen in die Remise stürmten, war schon alles vorbei.

„Mäldä gähorråsmåst, åcht Ångreifårr ausgeschåltåt, drrei dåvon leidårr finål“, rapportierte der Zugführer Miklasch Hortobary salutierend. „Håbån sich gåschlichån dorrt hårrein zur Tierr, åbårr dårr Wotrubbå Schåni håt gåhåbt ein zu gutås Gåhåhrr. Håbån wirr ångårrufån die Månnårr, dånn gåbåbån åb an Wårnschuss. Håt nix gåholfån, sind die Hårrån nicht gåbliebån ståhåen. Also, bittå schån, håbån wirr hålt gåschossån schårf. Håbån wirr miessån!“

Der Wirt der Raststätte Ajani Tesfaje, dem Henrietta Jones die Meldung ins Amharische übersetzt hatte, stieß einen der noch lebenden Männer mit dem Fuß an.

„Es ist nicht schade um diese Leute“, erklärte er grimmig. „Diese Bastarde sind nichts weiter als gemeine Verbrecher, auch wenn sie sich als politisch Verfolgte ausgeben. Diebe und Mörder! Da fällt mir ein – wo ist der Posten? Was habt ihr mit Yoannis und Felekke gemacht?“ Wieder trat er zu.

„Kovac, Löw, mitkommen“, kommandierte Stabswachtmeister Franz Loibner. „Gefechtsbereitschaft herstellen, Waffen geladen und gesichert! Majestät, ich melde mich mit zwei Mann zur Suche ab!“

„Gehen’s nur, Stabswachtmeister“, gab Maria Sophia ihr Einverständnis.

„Lampen ein“, befahl der Unteroffizier. Die Firma Manuslux aus Konstanz am Bodensee hatte die Gobellampe auf die Größe einer kleinen Bohne reduziert, eine nur fünf Zentimeter durchmessende Fresnellinse geschliffen und das ganze mit einem Leclanché-Element als Energiequelle verbunden. Diese kleine Trockenbatterie lieferte genug elektrischen Strom für einige Stunden Licht, die flache Linse bündelte den Strahl, sodass er mehrere Meter helles Licht lieferte, ohne den Benutzer zu blenden. Die Gewehrmanufaktur Mannlicher stellte zu diesen Stablampen ein Halterung für ihre Dragonerkarabiner her. Natürlich so, dass der Lichtstrahl parallel zur Achse des Laufes ausgerichtet war.

Die Lichtkegel der drei Dragoner des Bundesheeres der Vereinigten Donaumonarchien huschten durch das Dunkel der Nacht, der Mond näherte sich bereits stark seiner dunkelsten Phase und spendete kaum mehr Helligkeit. Die Soldaten wussten, dass es durchaus noch mehr Banditen in der Gegend geben konnte, welche nur auf eine Unachtsamkeit lauern mochten. Daher leuchteten die beiden Gefreiten Jan Kovac und Rivkin Löw stetig die Umgebung ab und folgten dem Licht wachsam mit den Augen, während der Stabswachtmeister Franz Loibner aus Regensburg seine Aufmerksamkeit auf den Boden gerichtet hielt. Er musste auch gar nicht lange suchen, beide Männer lagen mit durchschnittener Kehle an jenem Platz vor dem Han, wo sie Wache stehen sollten.

„Arme Schweine!“, befand Loibner. Der Bayer ging in die Hocke und betrachtete die Wundmale genauer. „Da waren Profis am Werk, sauber die Arteria Carotis und die Luftröhre durchtrennt. De hom koan Mucks mehr tan.“ Kurz verfiel er in seinen heimischen Dialekt, dann fing er sich wieder. „In Ordnung gehen wir zurück!“

Als im Han der Stabswachtmeister von seinen Fund berichtete, jammerte Ajani Tesjaja laut.

„Das ist schon das dritte Mal, dass mir diese Schakale zwei Posten ermorden.“ Wütend trat er auf die mittlerweile notdürftig Verbundenen und sorgfältig Gefesselten überlebenden Verbrecher ein. „Morgen schon wird der Richter über euch kommen, und wenn er fertig ist, dann werde ich den ersten Stein werfen. Das verspreche ich euch!“

„Und eine Art Unterstand für die Posten bauen, dass die zumindest von hinten gedeckt sind“, riet Oberst von Inzersmarkt dem Wirt. „Unregelmäßige Kontrollgänge haben auch noch niemandem geschadet. Und regelmäßige Ablösungen, denn nach zwei, drei Stunden in die Finsternis starren sieht man entweder Gespenster herumhuschen oder übersieht eine Herde Elephanten.“

„Ein Unterstand – gute Idee, Herr Offizier. Aber ich hoffe, ich finde noch genug Männer, die Wache stehen wollen. Es ist eine riskante Arbeit, so nahe an der Grenze kommt nicht unser eigenes Gesindel, sondern auch solche ägyptisch-eritreische Brut wie diese hier. Ich wollte, die Armee hätte ihre Grenzgarnison dichter an Aksum gebaut. Aber zumindest gibt es jetzt bereits drei von diesem Abschaum weniger. Und bald noch fünf dazu!“

Nach dieser unruhigen Nacht erhielten die Reisenden und ihre Bedeckung ein gutes Frühstück von dem dankbaren Wirt. Besonders der Wachtrupp von Zugführer Miklasch Hortobary bekam das beste aus Ajanis Speisekammer aufgetischt. Für die Soldaten aus Europa war zwar der mit Feigenmus angerührte Schafjoghurt zuerst etwas suspekt, aber Gefreiter Jakob Spengler hob trotzdem den Löffel und kostete ganz vorsichtig. Dann hoben sich seine Augenbrauen.

„Hervorragend! Das schmeckt ja wirklich gut.“ Ajani Tesjaja freute sich, als die Dragoner die Leckerei mit wachsender Begeisterung löffelten. Dann wandte er sich an die Prinzessin.

„Ich bin euren Männern wirklich dankbar. Der Schreiber des Richters hat bereits den Vorfall aufgenommen, Herrin. Eurer pünktlichen Abreise, wann immer ihr wollt, steht also nichts mehr im Wege. Auch wenn ich euch noch gerne länger bewirtet hätte.“

Die Fahrt ging weiter, immer der markierten Handelsroute nach. Zuerst weiter durch wilde Schluchten, welche wahrscheinlich während früherer Zeiten, als es noch mehr Regen in dieser Gegend gab, von Flüssen in das Gestein gegraben wurden. An manchen Stellen erinnerten sogar noch alte Sagen und Legenden an das frühere Vorhandensein von Wasser. In den meisten Schluchten war das aber lange vorbei, man musste schon einigermaßen tief bohren, um an das begehrte Wasser zu gelangen. Dann öffnete sich der Canyon unvermittelt in ein weites, hügeliges Tal. Es waren von der Höhe Gebiete mit grünen Feldern zu sehen, es musste auf dieser Hochebene also fruchtbare Erde vorhanden sein. Und ein ganzjähriger Zugang zu irgendeiner Form von Bewässerung. An diesem Tag fuhr Maria Sophia in einem der Husaren, und sie hatte den Befehl ausgegeben, nicht von der markierten Route abzuweichen. sie fand es besser, einen erheblichen Umweg in Kauf nehmen, als auch nur einen Grashalm zu knicken. Wer auch immer die Straßen anlegen ließ, die Erbauer hatten sich stets an felsigen Grund gehalten. So führte der Weg auch in einem weiten Bogen nach links, immer an einer steilen Felswand entlang. Die Prinzessin war in den

Turm mit der 3-Zentimeter-Kanone geklettert, hatte das Turmluk geöffnet und stand nun mit dem Oberkörper im Freien. Sie genoss diese Fahrt, mit der Sonne im Gesicht, umspielt von einer frischen Brise. Derzeit herrschten außerhalb der Fahrzeuge auf Grund der Höhe angenehme Temperaturen, und man konnte die Fahrzeuge wieder einmal ordentlich durchlüften.

Ein Glitzern erweckte die Aufmerksamkeit der Erzherzogin und sie hob den Feldstecher vor die Augen.

„Langsamer,“ rief sie nach unten, gleichzeitig gab sie mit einem Handzeichen auch den Fahrern der anderen Wagen diesen Befehl.

„Was gibt es denn?“, rief Oberst von Inzersmarkt in den Turm hinauf. „Probleme?“

„Ich glaub' nicht“, antwortete Maria Sophia. „Zumindest nicht für uns. Da vorn' gibt's einen Fluss, und an dem steh'n ein paar Fahrzeug' mit dem gekrönt'n Judalöwen auf die Flank'n g'malt, also wahrscheinlich von der Abessinisch'n Armee. Es sind vier Schützenluchse' und vier Artilleriepandur'n. Die Leut', die herumsteh'n und arbeit'n, trag'n auch die richtigen grau-grünen Uniformen mit den grün-rot-goldenen Turbanen und dem braunen Lederzeug, wie's die Soldaten hierzuland' trag'n. Aber die sind g'rad mächtig beschäftigt, da wär's nicht wirklich höflich, mit vollem Dampf auf die Leut' hinfahr'n, als wollt' wir's über'n Haufen roll'n und sie damit erschreck'n!“

„Nein, höflich wär's ganz sicher nicht“, bestätigte Inzersmarkt. „Vor allem, weil die Habescha unsere Freund' sind.“

Mikhal Tambaturu war Oberleutnant der abessinischen Armee, kommandierte einen der Artilleriepandur und war Befehlshaber einer Kompanie Panzerfahrzeuge. Üblicherweise war der noch junge Mann mit dem dunkelhäutigen Gesicht die Ruhe in Person, doch im Moment waren seine Nerven dünn wie ein Zwirnfaden. Und ebenso verdreht. Noch vor wenigen Wochen war er an der westlichen Grenze Abessiniens stationiert gewesen. Die Mahdisten hatten immer wieder Überfälle durchgeführt und die Garnison in Abdurafi am Fluss Angereb hatte ein ziemlich großes Gebiet beschützen müssen. Dann war das Telegramm eingetroffen, Italien hätte von Mogadischu aus sein Heimatland überfallen, und seine Einheit war nach Osten in Marsch gesetzt worden, um die Grenze nach Eritrea zu sichern. Danach die Hiobsbotschaft, dass eine riesige italienische Armada unterwegs war und eine italienische Armee tatsächlich auch über Eritrea einmarschieren wollte. Dann hatte er in Mek'Ele erfahren, dass die Lage bereits unter Kontrolle war, und er umkehren sollte. Und jetzt war die Achse eines seiner Luchse gebrochen. Ausgerechnet mitten in der Furt.

Die Luchse der Firma Elbmetall in Dresden waren acht Meter lange und drei Meter breite gepanzerte Zweiachser mit großen Rädern, welche von starken Werner-Dampfturbinen angetrieben wurden. Jeder von ihnen konnte im Inneren sechs Grenadiere samt Ausrüstung mit einer Höchstgeschwindigkeit von 75 bis 80 Stundenkilometern transportieren. Auf halbwegs guter Straße. Die Besatzung bestand aus dem Fahrer und einem Schützen, welcher auf dem Dach zweieinhalb Meter über dem Erdboden hinter einem Maxim-Gewehr in einer gedeckten Barquette saß. Der Pandur war ein Produkt der MÁVAG, der Magyar Királi Államvasutak Gépgyára, oder übersetzt Maschinenfabrik der Königlichen Ungarischen Staatseisenbahnen. Es handelte sich bei dem Panduren um eines der ersten vom k.u.k. Eisenbahntechniker Adolf Burstyn erfundenen Motorgeschütze. Kein vaporelektrischer Antrieb, sondern gute, alte Dampfturbinen. Keine

Klimaanlage, keine Geräuschdämmung, und das Baumaterial war guter, alter, solider Stahl. Kein Kristall-Leichstahl, sondern noch die klassische, schwere Variante. Das mittelschwere Geschütz im Kaliber 14,4 Zentimeter konnte in seiner Wiegelafette nur vertikal bewegt werden, die horizontale Ausrichtung erfolgte durch den Fahrer, welcher mit dem ganzen Rumpf zielte. Dieser Rumpf war etwas über sieben Meter lang und beinahe zweieinhalb Meter breit, doch beiderseits waren noch bis zur halben Höhe die Fahrketten hinzu zu zählen. Jeweils mehr als einen halben Meter breit, mit Stahlplatten gegen seitlichen und frontalen Beschuss gesichert. Die stärkste Panzerung wies jedoch die geneigte Frontpartie auf. Diese konnte dem Beschuss schwerer Kanonen stand halten, bis zu Kalibern von über 22 Zentimetern. Es sei denn, es wurde spezielle panzerbrechende Munition verwendet. Auf dem Dach waren noch zwei gedeckte Barbetten mit je einer Gatling-Revolverkanone Kaliber .45 mit Wernermotor, damit konnten mit der Endlosgurtzuführung in der Minute theoretisch 900 der 11,43 Millimeter durchmessenden Kupferprojekte verschossen werden. Aber wer zog schon 60 Sekunden lang den Abzug? Bei 15 Schüssen in der Sekunde reichten kurze Feuerstöße völlig aus. Aber diese Panzerung und Bewaffnung hatte ihren Preis. Sehr viel mehr als fünfzehn, sechzehn Stundenkilometer schaffte der alte Pandur im schweren Gelände nicht.

„Vorsichtig“ brüllte Mikhal Tambaturu seinen Männer zu, welche im Fluss am Luchs arbeiteten. Gute Soldaten, aber schlechte Techniker. Der einzige, der etwas davon verstand, war bei den Truppen in Abdurafi verblieben, um die Fahrzeuge der zweiten Kompanie am Laufen zu halten. Eine Dampfsirene gellte, der Oberleutnant sah auf den Pandur hinter sich und bemerkte einen der Gatlingschützen in das Hinterland gestikulieren. Er ging etwas zur Seite, um einen Überblick zu bekommen.

„ALARM“ brüllte er, den Befehl mit der entsprechenden taktischen Geste unterstreichend und zu seinem Pandur sprintend. „Wenden! Rasch, Rasch!“ Hinten war die Panzerung eines Panduren ein Witz. Ein verdammt schlechter Witz und noch schlechter erzählt, schon ein etwas schwereres Gewehr konnte das Metall beschädigen. Und genau von hinten näherten sich langsam vier Fahrzeuge, drei große und ein kleineres, lackiert in verschiedenen Sandtönen. Keine abessinische Bemalung. Er sah genauer hin, am Bug hatten die Radpanzer eine schwarze Raute auf gelbem Grund, auf beiden Seiten flankiert von rot-weiß-roten Streifen. Das Zeichen den Bundesheeres der Vereinigten Donaumonarchien. Der Herzschlag Tambaturus beruhigte sich ein wenig. Keine Italiener! Aber was machten – Moment, da war doch etwas gewesen? Eine Depesche, kaum beachtet und beinahe vergessen! Ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses war durch Abessinien unterwegs, mit vier Fahrzeugen. Und dort, bei dem ersten Radpanzer, im Turmluk. Die Person hatte eine sandfarbene Uniform an, dunkles, mahagonirotes Haar wehte hinter ihr her. Eine Frau! Jetzt drehten die Geschütztürme zur Seite, richteten sich von den abessinischen Gefährten weg.

„Rohre senken“, akzeptierte und erwiderte Oberleutnant Tambaturu die Friedensgeste.



Bald standen sich der Abessinier und die Österreicherin gegenüber, Henrietta Jones übernahm die Übersetzung. Mikhal musterte Maria Sophia beeindruckt. Sie war so ganz anders gebaut als die Frauen seiner Heimat, sie war breitschultriger und muskulöser. Die Frauen der abessinischen Völker waren überwiegend groß und eher schlank, sie wirkten elegant und graziös. Ihre Kraft sah man diesen dunkelhäutigen Gazellen nicht auf den ersten Blick an, während die Erzherzogin von Österreich von einer starken Aura physischer und psychischer Stärke ausstrahlte. Auch die abessinischen Männer waren durchschnittlich schlanker und größer als die im Vergleich dazu beinahe bullig

wirkenden Europäern, wirkten graziler und eleganter.

„Sie scheinen ein Problem zu haben, Oberleutnant?“

Tambaturu nickte. „Leider scheint die linke vordere Halbachse gebrochen zu sein, Generaloberst.“ Dankbar benutzte er die angebotene neutrale Anrede mit dem militärischen Rang. „Und niemand von uns ist wirklich ein Techniker. Der einzige, der dem halbwegs nahe kommt, ist Sergent Amataro. Der überlegt gerade, wie wir den Wagen zuerst einmal aus dem Fluss bekommen, ohne noch mehr Schaden anzurichten.“

„Ich verstehe!“ Die Erzherzogin wandte sich an einen der vier Dragoner, welche mit der Waffe in der Hand aufmerksam die Umgebung betrachteten. „Korporal ah... Weber“, las sie von dem Namensschild auf seiner Brust ab. „Such er doch den Vizeleutnant Smetana. Ich lass frag'n, ob wir einen technisch versiert'n Mann in der Mannschaft hab'n, der den Leut' helfen kann!“

„Wenn Majestät erlauben, der Zugführer Vogel ist ein Schrauber. Und der Korporal Unterbauer kann auch schweißen, wenn's nötig ist.“ Korporal Morawetz stand salutierend stramm.

„Ganz hervorragend“, lobte Maria Sophia. „Dann hol' er doch die Beiden her.“

„Was meinst, Konrad. Der Windhund setzt sich vor den Luchs, fährt die Hax'n aus und geht in Knie. Wir befestig'n an Greifzug für's 12 Millimeter Stahlseil da oben auf'm Dachl an dem Ring dort und führen das Seil da zum Rahmen von dem Luchs. Die Schießscharten vom Heck-Maxim-G'wehr muss halt zug'macht und abdeckt werden. Wenn der Windhund dann die Hinterfüß' ganz ausfährt, dann sollt' er des Vorderteil von dem Luchs genug in d' Höh' lupfen, dass er den Wagen langsam aus'n Wasser zieh'n kann.“ Reinhard Vogel unterstrich seine Worte mit den entsprechenden Gesten.

Konrad Unterbauer nickte. „Wird schnelle gehe, als von dem andere Luchs die Seilwinde zum abmontiere und da vorn bei dem im Wasser wieder anschraube.“

„Ja, aber Führung für die Tross'n und der Aufprallfender an der Aufhängung sind ja zum Glück noch da! Komm mit!“ Reinhard Vogel erklärte der Prinzessin und dem Oberstabswachtmeister Böhm vom Windhund seinen Plan, während Henrietta es dem Oberleutnant übersetzte.

„Sie glauben, das funktioniert?“, fragte Maria Sophia und blickte hinüber zum havarierten Luchs. „Und können Sie ihn danach wieder zum Fahren bringen?“ Reinhard Vogel übernahm als der Ranghöhere das Reden. „Also, Majestät, Herr Oberstabswachtmeister, aus dem Fluss bekommen wir in damit sicher. Hernach müss'n wir uns halt einmal anschau'n, was wirklich kaputt ist. Wenn's denn wirklich die Halbachs' ist, wahrscheinlich schon. Wenn's die Turbin' erwischt hat, müss'n wir die Seilwind'n von dem Luchs dort abmontier'n und bei der Havarie anschrauben. Dann muss er sich halt von selber hochzieh'n, bis zum nächsten Schmied, der's reparieren kann. Oder, der Oberleutnant lasst ihn vorderhand steh'n und organisiert irgendwie eine Bergung. Aber zumindest ist die Furt wieder frei und das Fahrzeug in Sicherheit.“

„Das wäre schon etwas wert“, bekundete Tambaturu. „Es kommt zwar extrem selten vor, aber manchmal kann ein heftiger Regenguss am Oberlauf dafür sorgt, dass der Fluss stark anschwillt und dann könnte das Fahrzeug für immer verloren ist.“

„In Ordnung“, bestätigte Maria Sophia. „Zugsführer, nehm' er, was er braucht und setz' er seinen Plan um. Dann schaut er, ob der Luchs mit unsere Mittel zum reparier'n geht.“ Sie sah auf ihre Armbanduhr. „Wie ist denn der Weg nach T'iruwaha, Oberleutnant?“

„Gut, Generaloberst. Mit ihren Fahrzeugen sollten Sie ihn in zwei Stunden zurück legen können.“

„Doch schon so nahe“ staunte die Erzherzogin. „Da sind wir unserem Plan in der Zeit ja hübsch voraus!“

Der Windhund hatte seine Beine ausgefahren, die denen von Zehengängern nachempfunden waren. Für die „Hufe“ hatten die Konstrukteure anleihen am Kamelfuß genommen, sie waren dreigeteilt mit aufblasbaren Kissen dazwischen. Damit konnte die Auflagenfläche stark vergrößert werden, recht praktisch auf Sand- und Kiesböden, um besseren Halt zu erreichen. Für Steilwände und vereiste Verhältnisse konnten sogar Krallen aus den Hufen gefahren werden. Vogel und Unterbauer wateten durch das für Menschen nicht ganz knietiefe Wasser des Fluss Geba bis zum beschädigten Fahrzeug. Zugsführer Reinhard Vogel turnte an der Leiter am Heck des Windhundes hinab und befestigte den Karabiner der Abschleppstrosse am Vorderteil des Luchses, dann kletterte er wieder hinauf. Mit Hilfe des Greifzuges spannten sie die Trosse, soweit es mit Muskelkraft und der Hebelübersetzung möglich war, ohne mehrere Umlenkrollen einzusetzen. Vogel ging zwischen den Hale-Raketenwerfern nach vorne zum Dachluk.

„Vorsichtig heben“, rief er nach unten. Langsam streckten sich unter dem Druck der Hydraulik die Beine des Windhundes.

„Kommt“, rief Unterbauer. „Vorderräder frei. Wir könne vorwärts!“

„Heben stopp“, rief Vogel dem Fahrer durch die Luke zu. „Langsam Voraus!“ Schritt um Schritt näherte sich nun der Windhund mit dem Luchs im Schlepptau dem jenseitigen Ufer.

„Sieht doch nicht schlecht aus“, freute sich Maria Sophia. „Vizeleutnant Smetana, eine offizielle Belobigung an Vogel und Unterbauer. Vermerk er das doch bitte auch in ihren Dienstakten.“

Glücklicherweise war nur die Aufhängung des Turbinengehäuses beschädigt, und die Husaren hatten für solche Kleinreparaturen einen Vorrat von Stahlbändern mit. Und natürlich ein Vaporid-Schweißgerät.

„Das ist jetzt aber nur eine provisorische Angelegenheit“, meldete Zugsführer Vogel den Abschluss der Reparaturarbeiten. Mittlerweile hatte sich herausgestellt, das Tambaturu recht gut die französische Sprache beherrschte, in der sich auch der Zugsführer verständlich machen konnte. „Ich weiß aber nicht, was da geschehen ist, im Normalfall sind die Luchse gute Maschinen. Aber das Bodenblech rund um den Turbinenkopf schaut irgendwie komisch aus. Als ob sie mit einer starken Säure in Kontakt kommen wäre. Kann sich der Herr Oberleutnant da was vorstellen?“ Tambaturu schüttelte verneinend den Kopf.

„Eigentlich nicht. Wir haben die Fahrzeuge zwar gebraucht vom deutschen Heer bekommen, aber man hat uns gesagt, sie seien in gutem Zustand.“

„Also gut. Ich würde mit dem Flicker jetzt einmal nur bis zum nächsten Schmied fahren. Der muss dann den Wagen richtig hoch aufbocken und dann einen Stahlstreifen von rund einem Meter Breite schmieden, sagen wir runde fünf, sechs Millimeter dick. Links und rechts ausschneiden, die Turbinenverkleidungen abmontieren, das geht ganz einfach. Aber zuerst den ganzen Druck aus dem Kessel, der muss komplett leer sein. Dann sind da zwei Leitungen mit Bajonettkupplung, eine rote und eine blaue. Aufmachen, die Räder wegstellen. Den ausgeschnittenen Streifen soll der Schmied dann auf das Bodenblech zwischen den Vorderrädern anschweißen, die Leitungen wieder anschließen, aber ganz wichtig – rot mit rot und blau mit blau. Dann die Turbinenverkleidungen wieder gut an der Verstärkung von der Bodenplatte montieren und den Wagen vorsichtig wieder ablassen. Druckkessel mit Wasser versorgen, wieder Vaporid zuführen und vorsichtig starten. Es sollte funktionieren. Im Handbuch sind die Zeichnungen dazu, die sind aber blöderweise nur auf Deutsch. Wenn die Frau Jones aber schnell die Kurzanleitung übersetzen könnt, ich habe das Wichtigste aufgeschrieben.“

„Wir haben leider nur eine einzige amharische Reparaturanleitung, aber die ist in unserer Garnison geblieben“, berichtete Mikhal Tambaturu. „Man hat uns mitgeteilt, dass eine Reparatereinheit nach Osten verlegt und im Einsatzgebiet zur Verfügung stünde.“

„Und niemand hat mit einem Schaden während der Fahrt gerechnet“, rekapitulierte Oberst von Inzersmarkt.

Tambaturu nickte. „Stimmt!“

„Ich denke, es sollte in jedem Fahrzeug eine verständliche Betriebsanleitung liegen“ bemerkte Vogel. „Ich bitte um Entschuldigung, dass ich so einfach spreche, aber man weiß nie, wann man eine Anleitung benötigt.“

„Das scheint eine allgemeine österreichische Ansicht zu sein“, lachte der abessinische Oberleutnant. „In den schweren Motorgeschützen liegt überall eine Anleitung in Deutsch, Englisch, Französisch und in unseren sogar in Amharisch auf. Nicht, dass wir die schon einmal benötigt

hätten.“ Maria Sophia nahm den Australier ab und wischte kurz über das Schweißband, ehe sie den leichten Hut wieder aufsetzte.

„Freut mich, dass Sie mit den Geräten zufrieden sind, Oberleutnant. Dann werden wir uns wieder verabschieden. Haben Sie noch eine gute Fahrt!“

„Das wünsche ich Frau Generaloberst auch. Und Danke für die Hilfe. Ihnen möchte ich auch Danke sagen, Caporal Chef Vogel, Caporal Unterbauer!“ Tambaturu salutierte den Chargen, welche stramm standen und den Gruß erwiderten.

„Nun gut“, wandte sich Maria Sophia an den ebenfalls anwesenden Vizeleutnant Smetana, den ranghöchsten Dragoner. „Mannschaften antreten und aufsitzen lassen. Wir fahren weiter!“

„Zu Befehl, Majestät. Mannschaften antreten und aufsitzen lassen!“ Er schritt zum nächsten Husaren und betätigte dreimal kurz das Signalhorn. Die Dragoner kamen von allen Seiten gelaufen und die Befehlsstimme des Vizeleutnant klang über den Platz. „Fahrzeugweise Linie zu zwei Gliedern antreten!“ Jeder Soldat kannte seinen Platz in der Einteilung, und nur wenige Minuten später standen die 19 Dragoner und die 14 Männer der Fahrzeugbesetzungen in Reih und Glied in Grundstellung bereit. Zufrieden überflog Alexander Smetana die Angetretenen, ehe er sein nächstes Kommando gab. „Aufsitzen!“

=◇=

Es dauerte wirklich nur noch knappe zwei Stunden, bis die vier kakanischen Fahrzeuge ihr geplantes Tagesziel, die Ortschaft T'iruwiha erreichten. T'iruwiha lag an einem breiten Schluchtausgang im Süden der Ortschaft, ein Fluss kam dort aus den Bergen und half die Hochebene nördlich davon mit Hilfe unzähliger Kanäle zu bewässern. Es war eine jener Ortschaften, welche im Laufe der Zeit um einen Han mit reichlich Wasser und günstiger Lage an der Handelsstraße entstanden waren. Einige Handwerker hatten sich zuerst angesiedelt, da sie sich von den Durchreisenden ein kleines Geschäft versprochen, ein Schneider, ein Schuster, ein Schmied und ähnliches. Dann kamen Händler und Dienstleister nach, welche auch jene Bedürfnisse der Anwohner und Reisenden stillten, welche von der Raststätte nicht angeboten wurden. Eine Apotheke, ein Arzt, eine Bar. Schürfer, welche in den nahen Bergen nach allem möglichen suchten, das zu brauchen war, fanden sich zwischen ihren Suchgängen in diesem Ort ein. Sie vergnügten sich einige Zeit und gaben ihr sauer verdientes Geld mit vollen Händen aus, ehe sie wieder neu ausgerüstet und gepflegt aufbrachen, denn auch von den Betreibern der umliegenden Bauernhöfen wurden frische Lebensmittel im Ort zu Verkauf angeboten.

Weiter weg vom westlichen Flussufer den Berghängen zu war ein veritables Vergnügungsviertel entstanden, in welchem die Prospektoren auch einmal so richtig Dampf ablassen konnten. Auch die Soldaten der hier stationierten Gebirgstruppen der abessinischen Armee waren hier nicht selten zu Gast. Ein staatlicher Geologe eröffneten sein Bureau in T'iruwiha, um die Funde der Metallsucher zu schätzen. Bisher brachten die Schürfer wenig Edles zum schätzen zu der Stelle, aber einer hatte doch in der Nähe eine viel versprechende Eisenmine entdeckt. Von der Fundprämie hätte er sich ein gutes Leben in Addis Abeba leisten können, doch der Kautz zog es vor, weiter durch die Berge zu ziehen. Die wenigsten kannten seinen wahren Namen, alle nannten ihn nur Ādanyi, Retter. Er hatte schon unzähligen in Not geratenen Schürfern geholfen, sei es mit Nahrungsmitteln oder durch das Versorgen von Wunden. Verirrte brachte er wieder in die Stadt, und er schien nirgendwo und überall zu sein. Sein ausdrucksvolles Gesicht war landauf, landab

bekannt, und sein Wort hatte Gewicht. Oftmals mehr Gewicht als das der uniformierten Ordnungshüter.

Natürlich frequentierten auch die Minenarbeiter das Vergnügungsviertel, denn egal welcher Hautfarbe und Herkunft, Männer blieben überall Männer. Und die meisten Männer liebten Wein, Weib und Gesang. Nun, bei Wein und Gesang differierten die Meinungen zeitweise stark, es gab zum Beispiel eine große Anzahl Männer, welche Bier dem Wein vorzogen. Oder die dem ‚Gejodel‘ einer Operettensoubrette nichts abgewinnen konnten. Aber nur wenige, die keinen Gefallen fanden, eine Frau zu küssen. Und nicht nur zu küssen. Oberleutnant Tambaturu kannte die Menschen und die Männer, und zum Dank für die rasche Hilfe hatte er Vogel und Unterbauer Gutscheine für eines der Lokale im Vergnügungsviertel geschenkt. Die entsprechenden Damen, und nur diese, konnten sicher sein, dass die Scheine in der Zahlstelle der Garnison in klingende Maria-Theresien-Thaler, die offizielle Währung Abessiniens, gewechselt wurden. Die Ordnungshüter hatten ein scharfes Auge auf die Gesundheit jener registrierten Professionellen, und sie verfolgten gnadenlos jeden Übergriff auf jene Frauen mit einem Armeevertrag. Ein Vorteil für beide Seiten.

Der Zugführer und der Korporal machten sich frisch geduscht und in sauberen Uniformen nach Anbruch der Dämmerung mit den Rotlicht- und bis Mitternacht geltenden Urlaubsscheinen auf den Weg. Abseits der Hauptstraße wurde es etwas verwirrend, da die Architektur Abessiniens runde Bauten vorzog und von einer offensichtlichen Straße zumeist nichts zu erkennen war. Die meisten Häuser bestanden aus Pfosten, zwischen denen dünne Zweige geflochten waren. Zwischen zwei dieser Wände hatte man dann Bruchsteine aus den nahen Bergen gefüllt und das ganze mit einem Stroh- Lehmgemisch verputzt. Die Dächer bestanden aus mehreren Schichten dichter Matten aus geflochtenen Palmblättern, welche zwar regelmäßig erneuert werden mussten, aber überraschend effizient waren. Da auch noch jedes Haus unterschiedlich groß war, wurde die Orientierung für Außenstehende zur Glücksache. Besonders, da Hausnummern in dieser Gegend noch so gut wie unbekannt waren. Es mochte irgendwo eine Art Katasteramt mit solchen Nummern geben, aber an den Häusern war nichts zu sehen.

„Also, wie war das?“, fragte Konrad Unterbauer hielt seine Laterne hoch. „Links vorbei am roten Haus mit der blauen Zickzack-Linie, rechts am Haus mit der gelb-roten Kaskade und wieder links vorbei an dem mit dem braun-dunkelroten Mäandermuster.“

„Stimmt Konrad.“ Auch Reinhard Vogel hatte eine Laterne mitgenommen und sah sich um. „Schau, da ist der Weg, und dort hinten schaut's aus, als brennt ein Licht!“ Dem Weg zu folgen war jetzt nicht weiter schwierig, trotz der dunklen Nacht. Bald hatten die beiden Dragoner einen Ring aus recht großen Gebäuden erreicht, welche mit ziemlich eindeutigen Bildern bemalt waren.

„Meinst du wirklich, wir sollten das machen“, fragte Unterbauer, plötzlich zögernd. „Ich mein, haltest du das für richtig, dass wir da zu den Mädchen gehen?“

„Wieso? Weil's eine dunkle Haut haben“, erkundigte sich Vogel.

„Nein, ja, schon, weißt, das sind doch auch Menschen“, argumentierte Konrad. „Nutze mir die nicht ganz gemein aus, wenn wer da jetzt – na du weißt schon – äh, flach lege?“

„Schon!“, bekannte Reinhard Vogel und kratzte sich am Kopf. „Aber weißt, dann dürft‘ man ja in gar kein Puff mehr geh’n. Und von was sollt’n die Süß’n denn dann leb’n? Komm schon, Konrad, auf geht’s. Lass uns ein bisserl Spaß hab’n!“

Die Kakanier betraten den Ring aus Gebäuden. „Das einzige Problem, das wir jetzt noch hab’n, wie find’n wir die richtige Hütt’n.“ Stirnrunzelnd betrachtete Vogel die einzelnen Häuser.

„Vielleichd is es das Häusele dord drübe“, wies Unterbauer auf ein Haus im Norden des Kreises. „Das had diesen komische Dings – diese Löwe mit de Krone und dem Stäbele mit de Kreuz obe über dem Dächle! Das habe wir auch auf die Zettelche!“

„Stimmt, Konrad. Der Judalöwe.“ Vogel ging wieder los. „Hast du g’wusst, dass die abessinischen Christ’n grad den Judas für den wichtigsten Heiligen halt’n?“

„Ja, bei der Befehlsausgabe had uns der Vizeleutnant drauf hing’wiese!“ Vor dem angepeilten Haus standen einige Tische und Bänke, auf denen einige Soldaten in der weißen Infanterieuniform der abessinischen Armee saßen. Einige dieser Soldaten erhoben sich mit finsterem Gesicht, als die Dragoner näher kamen.

„As-tu perdu ton chemin?“ Einer der Uniformierten mit zwei Winkeln sprach recht gutes Französisch.

„Peut-être, mon Sergent.“ Zugführer Vogel sprach ebenfalls ein wenig die Sprache Voltaires, er und Unterbauer salutierten und die Abessinier erwiderten den Gruß. „Wir haben von Oberleutnant Tambaturu am Fluss Geba zwei Scheine geschenkt bekommen. Ist das hier das richtige Etablissement?“ Er zog die Papiere hervor.

„Oui!“ Die Gesichter der Infanteristen entspannten sich. „Setzt euch! Heda, Weyizero zwei Becher Tela!“ Den Kakaniern fielen beinahe die Augen aus den Höhlen. Das schlanke, große Mädchen hatte außer einem kurzen Schürzchen nichts an, als sie die beiden Becher brachte und sich mit schwingendem Hinterteil wieder entfernte.

„Das ist noch gar nichts, Ositiriyawi. Warte nur auf die Frauen, die dich drinnen erwarten!“ Der Sergent hieb Vogel lachend auf die Schulter. „Zum Wohl“, hob er seinen eigenen Becher.

Das Hirsebier sah nicht besonders Vertrauen erweckend aus, aber eine Ablehnung kam jetzt nicht mehr in Frage. Und giftig würde das Zeug schon nicht sein, wenn die Einheimischen es tranken, also tranken die Österreicher.

„Also, Ottakringer ist des net“, stellte Vogel fest, grinste die Abessinier aber dabei an. „Gut“, nickte er ihnen zu. Nun ja, wirklich schlecht war es wirklich nicht, aber mit gewohntem Bier hatte das Gebräu nur wenig zu tun. Keine Kohlensäure und lauwarm.

„Ich bin Sergent Jushua Banata. Jetzt erzählt einmal, warum euch der Oberleutnant diese Bezugsscheine geschenkt hat.“

„Ich bin Caporal Chef Reinhard Vogel, und mein Freund hier ist Caporal Konrad Unterbauer. Wir haben einen Puma des Oberleutnant aus dem Fluss bekommen. Und notdürftig geflickt.“ Der Sergent übersetzte seinen Landsleuten, die darauf näher rückten.

„Das müsst ihr erzählen“, forderte Joshua den Zugsführer auf. „Aber langsam, ich übersetze!“

Und Reinhard Vogel erzählte. „Ich hoffe, er wird einen Schmied finden, der den Puma richtig aufbocken kann“, endete er, mittlerweile hatten er und Unterbauer schon das dritte Hirsebier intus.

„Haben wir“, rief Banata. „Er wird sicher hierher kommen, und wir schaffen das schon. Auch das mit der Stahlplatte. Aber jetzt seht zu, dass ihr in die Hütte kommt, sonst wird es zu spät für euch. Wir können ja vielleicht noch nachher miteinander reden!“ Dann drehte er sich um und rief in amharischer Sprache in die Hütte. „Maraja, die zwei sind Freunde von uns, verwöhnt sie ein wenig!“

=◇=

In dieser Nacht kam es zu keinem Überfall auf die Österreicher, welche am nächsten Morgen nach einem ausgiebigen Frühstück aufbrachen und, der Markierung des Weges folgend, Kurs auf die Schlucht nahmen.

„Du könntest ein bisserl weniger befriedigt aus der Wäsch' schau'n, Reinhard“, brummte Korporal Walter Fischer im Husar III.

„Warum? Bist leicht neidisch, Walter“, gab Vogel zurück.

„Na klar“, versetzte Fischer. „Du gehst zu den Weibern, und wir dürf'n maximal cinque contra uno spiel'n.“

„Was willst denn“, lachte der Zugsführer. „Das ist doch eh die reinste Art! Sozusagen Liebe an und für sich!“

„Aber halt's doch zam. Hat der Mensch ein Glück!“

„Hättest halt auch was ordentlich's g'lernt!“, polierte Vogel seine Fingernägel an der Bluse und machte ein hochnäsiges Gesicht.

„Geh schleich dich doch, Wappler“, winkte Fischer ab. „War's wenigstens fesch, die Katz'? Hat sich's g'lohnt?“

„Und wie, Walter. Und wie. Sie war ein richtiger kleiner Mohnkuch'n, schwarz und süß. Außerdem war's eine wahre Augenweide. Nur ein bisserl mehr Fleisch könnten da die Leut' ganz allgemein hab'n. Die sind da alle so dünn und mager.“

=◇=

In Lalibela gab es glücklicherweise einige Hotels und Restaurants, denn es handelte sich immerhin um einen Wallfahrtsort. Aus ganz Abessinien kamen die Pilger zu den Erdkirchen, um den Worten der Popen zu lauschen. Auch wenn nach dem abessinischen Glauben Gott vor allem im Herzen der Gläubigen und damit überall wohnte, suchten auch die Abessinier einen Ort des gemeinsamen Erlebens. Viele Menschen der Bevölkerung sprachen recht gutes Deutsch und Englisch, mit einigen

französischen Worten vermischt. Zumindest genug, um bei einem Spaziergang durch die Stadt nicht immer auf die Hilfe von Henrietta Jones angewiesen zu sein. Rasch wurde man sich in einer der Gaststätten über die nötigen Sachen wie Zimmer, Abendessen und Frühstück für die doch recht große Reisegesellschaft von immerhin mehr als vierzig Personen und dazu eine ummauerte Abstellmöglichkeit für die vier Fahrzeuge einig. Die Erzherzogin plante ja einen mehrtägigen Aufenthalt in Lalibela und wollte die Dragoner in dieser Zeit nicht in einem provisorischen Zeltlager unterbringen. Der Han aber war nur für eine, höchstens zwei Nächte gedacht, dann sollte man weiter ziehen und den Platz für Nachkommende frei machen. Selbstverständlich zogen auch hier in Lalibela rund um die Uhr sechs Wachposten auf, um die Fahrzeuge zu bewachen. Man konnte nie wissen, und auch die Gegend um Aksum hatte als relativ sicher gegolten. Trotzdem hatten dort einige Personen zumindest die Fahrzeuge stehlen wollen.

Anders als die anderen Städte und Dörfer Abessiniens war Lalibela übersichtlich gestaltet. Es gab natürlich eine ummauerte Suq, wie überall im Orient. Doch hier konnte man sich leicht orientieren, wenn man die bunten Wandbemalungen einmal verstand. Auch bildeten die Gassen hier kein undurchschaubares Labyrinth, wie es sonst oft geschah. Es schien so, als hätte jemand Lalibela mit dem Lineal geplant, und wirklich hatte der Grundriss der Altstadt einige Ähnlichkeiten mit dem des antiken Alexandria. Soweit das nach den Schilderungen griechischer und römischer Schriftsteller zu erkennen war. Außerhalb der Suq setzte sich das farbige Leitsystem weiter fort, es war nicht weiter schwierig, die große Handelsstraße wieder zu erreichen. Die Kirchen waren für Fremde schwerer zu finden, man sah sie erst aus unmittelbarer Nähe. Es empfahl sich, zu diesem Behufe einen Führer zu engagieren.

Die bewaffneten und gepanzerten Fahrzeuge der Österreicher hatten wie überall für großes Staunen unter den Einheimischen gesorgt. Es hatte auch nicht sehr lange gedauert, bis die jeder im Ort wusste, wer im Hotel ‚Löwe von Zion‘ abgestiegen war. Eine Delegation der Stadt mit dem Patriarchen von Lalibela war in das Hotel gekommen und hatte die Prinzessin willkommen geheißen. Bei einigen kleinen Häppchen hatte man nett geplaudert, und der Patriarch hatte die Erzherzogin eingeladen, ihr die Kirchen persönlich zu zeigen. Maria Sophia war gerne darauf eingegangen und hatte die in den Boden gegrabenen Kirchen gebührend bestaunt. Sie waren wirklich so groß wie viele der europäischen Kathedralen, es war erstaunlich, wie die Vorfahren der heute hier ansässigen Bevölkerung diese Bauwerke tief in den Stein gemeißelt hatten. Wenn die Überlieferungen stimmten, mit Hämmern und einfachen Meißeln aus normalem Eisen, wie es auch die Römer benutzten, denn echter Stahl wurde nach dem derzeitigen Wissensstand hier in Africa erst Jahrhunderte später bekannt. Gesichert aber war das nicht, erst vor kurzem war die Speerspitze eines Oromo-Krieger gefunden worden, welche aus völlig anachronistischem bestem, kohlenstoffveredeltem Stahl bestand. Die Herkunft blieb unbekannt und ein Rätsel, das die Wissenschaftswelt entzweite.

Der Patriarch von Lalibela hatte seine Kirchen der Erzherzogin voller Stolz gezeigt und sie auch auf einige Besonderheiten aufmerksam gemacht. Leider hatte er aber bei der Lösung des Rätsels um den Goldenen Frühling nichts genaueres beizutragen gewusst, aber nach einigen Gesprächen hatte der oberste Priester der Tewahedo-Kirche die Reisegruppe eingeladen, den großen Schatz der Gemeinde zu besichtigen. Vielleicht, dass hier zumindest eine Teilantwort zu finden war, auch wenn er nicht wusste, wie. Dieser große Schatz war das Evangelium der Salome, einer Frau, welche Joshua ben Joseph und seine Frau Mirjam Magdala von Jerusalem nach Alexandria begleitet hatte und sich dort auf die Bitte Joshuas weiter um dessen Sohn und seine Frau gekümmert hatte, bis sie später ebenfalls weiterzog. Warum, das wussten sie noch nicht.

+

>>Und es stand geschrieben: ‚Dem Volke Israel wird ein Retter erstehen, er wird geschaffen werden aus dem Geiste GOTTES, gezeugt aus dem Samen Davids und geboren aus dem Schoße Benjamins. Er wird das auserwählte Volk des HERRN in ein besseres Leben führen und voll von Gerechtigkeit sein. Sein Königreich wird das Königreich des Paradieses sein, wo er gerecht urteilen wird über die Gläubigen wie auch die Ungläubigen. Ihm wird die Macht gegeben sein, die Menschen von den Sünden und dem Joch der Sklaverei zu befreien!‘

Nun begab es sich, dass im Jahre 3799 nach dem Kalender des auserwählten Volkes GOTTES Josef, der Spross des Hauses David, heiratete Mirjam, die Tochter des Stammes Benjamin. Nach einem Jahr der Ehe schenkte die junge Frau ihrem Manne zu Beth L’chaim, einen Sohn, den das Paar Joshua nannte. Dieser Sohn war es, den die alten Prophezeiungen meinten, von dem sie schrieben, er solle der Messias werden, der Gesalbte. Und er wuchs mit seinen jüngeren Brüdern und Schwestern auf als Mensch, bis dass sich sein Schicksal erfüllen sollte. Im Jahre 3820 nahm er zur Frau Mirjam aus dem Ort Magdala, und sie wusch seine Füße, salbte sie ihm mit Nardenöl und gebar ihm im zweiten Jahr ihrer Ehe Josef. Als das Kind fünf Jahre alt war, sammelte Joshua seine Jünger und begab sich auf die Wanderung durch Judäa! Und sie wanderten sechs Jahre und sprachen zu den Menschen, bis sie ihre Schritte wieder zurück nach Jerusalem lenkten. 3833 Jahre nach der Erschaffung des Menschen durch den GOTT unserer Väter trafen sie ein in der heiligen Stadt des Volkes Israel, wo auch stand der große Tempel des Salomo!<<

Aus dem Evangelium der Salome, die mit dem Lehrer und seiner Gefährtin wanderte.

+

„Warum ist sie dir lieber als wir, die wir doch deine getreuen Jünger sind, Herr!“ Der Tonfall des Mannes war eine Mischung aus Trotz, Aggressivität und Unterwürfigkeit, als er die Frage stellte.

„Fragst du mich das wirklich, Simeon? Wahrlich, ich sage dir: höre ihr zu und dann dir selbst. Sie macht mich glücklich, denn sie liegt nicht nur bei mir, sondern sie versteht mich besser als ihr alle, Simon. sie weiß, wie man mit den Menschen sprechen soll, sie spricht zu ihnen mit ihrer Zunge, und sie lauscht ihren Kümernissen. Doch du warst selbst einst Fischer, aber jetzt denkst du, du wärest weit darüber erhaben, mit den Ärmsten der Armen zu sprechen!“ Der etwa fünfunddreißig Jahre alte Mann mit dem langen Vollbart hob die Hände. „Habe ich dir nicht immer wieder gesagt, Simon, das Himmelreich erringt nicht jener, der hinaufsteigt und auf andere herab blickt, sondern nur jener, der selbst zu seinen ärmeren Brüdern herabsteigt. Der den Ärmsten das Brot gibt, dass er dann selbst mit seinen Brüdern bricht.“

„Und sie?“ Simon fuchtelte mit den Händen. „Sie sonnt sich in deiner Liebe, Herr, und wir nicht! Ist das gerecht, frage ich dich?“

„Simon, sie schenkt mir ihre Liebe, sie schenkt mir Freude, sie schenkte mir einen Sohn. Sie salbt meine Füße und küsst meine müden Glieder – wie sollte ich sie da nicht lieben? Wende dich ab von Neid und Eifersucht, Simeon, sie führen dich in die falsche Richtung! Damit wirst du die Himmel Gottes nimmermehr erreichen.“ Damit wandte sich Joshua ab und wandelte den Hügel hinauf, um sich zu Mirjam und seinen Eltern zu gesellen.

Simeon stampfte mit dem Fuß auf. „Er will nicht wahrhaben, dass er der Gesalbte ist, der Befreier seines Volkes vom Joch der Römer und der Priester, dem dann natürlich auch die Herrschaft zusteht. Und dass wir jene sind, die sie stellvertretend für ihn ausüben könnten!“

„Dann brauchen wir eben einen Märtyrer, keinen König, mein Bruder!“

Simeon fuhr mit entsetzter Miene herum. „Du möchtest Joshua töten? Das kannst du nicht machen, Andreas!“

„Ich? Ich werde gar nichts machen“, beteuerte Simeons Bruder. „Das machen schon die Römer!“

„Aber – warum sollten sie denn?“ Ratlosigkeit prägte die Züge des ersten Apostels.

„Nun, Königreich? Macht? Der gesalbte Retter? Wenn das kein Aufwiegeln gegen Rom und Cäsar Tiberius ist!“ Andreas rieb sich die Hände. „Wenn Pontius Pilatus das hört, endet unser Freund am Kreuz, und Jakob, sein Bruder, übernimmt seine Nachfolge.“ Andreas senkte in gespielter Demut das Haupt. „Mit uns als seinen getreuen Helfern und Beratern, natürlich!“

„Das werden die Anderen doch niemals zulassen!“

„Denkst du?“ Andreas sah Joshua lächelnd nach. „Es sind nur drei, die nichts davon erfahren dürfen. Simeon Zelotes, er ist viel zu eifrig damit beschäftigt, Joshua nachzueifern und im Dreck zu wühlen, sich mit Aussätzigen, Huren, Abdeckern und sonstigem Abschaum abzugeben. Matthäus, denn ich werde diesem ehemaligen Beamten und Steuerpächter um nichts in der Welt vertrauen, und natürlich Judas Iskariot. Diese Iskariot sind zu treu und so verdammt ehrlich. Keiner von denen würde seinen Gegner jemals anders als von vorne erledigen, und Judas ist außerdem absolut loyal gegenüber Joshua!“

„Wenn Jakob die Nachfolge des Joshuas antreten soll, müssen aber Joshuas Sohn und Ehefrau auch verschwinden“, freudete sich Simeon immer mehr mit der Idee einer gehobenen Machtposition in der Gemeinde des Messias an. „Komplett!“

„Eine Frau und ein vierzehnjähriger Knabe!“ Juda, der Sohn des Jakob, war zu ihnen getreten. „Ich nehme Mirjam zu mir“, sagte er wegwerfend. „Und sie wird mir dankbar sein, dass ich sie und ihren Sohn Josef nicht vor die Hunde gehen lasse. Solange sie eine brave, unterwürfige und demütige Ehefrau bleibt, natürlich.“

Auch Jakob und Jochanan, die Söhne des Zebedäus waren hinzu getreten und nickten den anderen zu. „Wir müssen uns rechtzeitig absichern. Joshua gibt das Geld mit vollen Händen aus, um irgendwelche Leute zu verköstigen, die uns überhaupt nichts angehen. Für uns, für seine Jünger und Berater, bleibt davon nichts mehr übrig!“

„Nun ja, es ist ja auch das Geld seiner Mutter, das er dafür ausgibt. Und solange die nichts sagt, was können wir schon machen“, meinte Juda ben Jakob.

„Diese Frau ist doch total vernarrt in ihren Sohn. Sie wird ihn nie an seinem Tun hindern! Sie verschenkt ja selber auch Unsummen!“ Phillipus stemmte die Fäuste in Seiten. „Wir müssen überhaupt vorsichtig sein, damit keines von den Weibern etwas mitbekommt. Die sind alle ganz verrückt nach seinen Worten und Taten!“

„Er predigt ihnen ja auch andauernd, dass sie gleich viel Wert wie Männer seien, dass sie heilige Gefäße sind und diesen ganzen Schwachsinn. Dass sie eigenen Besitz und auch die gleichen Rechte wie wir Männer haben sollen! Dieser spezielle Messias ist mehr als gefährlich für unsere Jahrhunderte alten Gesellschaftsordnung. Wir brauchen einen anderen Anführer, der ihnen die Flausen wieder austreibt und sie wieder untertänig werden lässt!“

„Lasst uns jetzt nach oben zu den Anderen gehen“, warf Andreas ein. „Sonst wird selbst der gutgläubige Joshua noch aufmerksam und schöpft Verdacht!“

Die Gruppe Männer verließ ihren Platz an den Büschen und folgte dem Messias nach oben. Zwei Frauen kamen hinter einem Gebüsch hervor.

„Diese Verbrecher“, schimpfte Salome, und Rebekka stimmte ihr zu.

„Wir müssen etwas unternehmen, und das schnell, Salome!“

„Stimmt. Lauf du zu dem Iskarier, Judas soll alles für eine Flucht vorbereiten. Vor allem Mirjam Magdala und Josef müssen rasch in Sicherheit gebracht werden, das hatte für unseren Lehrer schon immer erste Priorität. Ich gehe inzwischen zu Joses, dem Bruder unseres Lehrers. Der hat doch sicher noch Kontakte, welche uns helfen werden! Und Juda, der andere Bruder, muss auch benachrichtigt werden. Das übernimmst du, bitte, wenn du bei Judas warst. Er soll die heiligen Gegenstände irgendwo für die nächste Zeit verstecken, denn du kannst sicher sein, dass die Reliquien wie etwa Davids Schleuder, Salomos Tefilim oder die sieben Schofare von Jericho diesen Leuten sehr wichtig wären. Ich laufe dann noch rasch zum reichen Handelsherrn Josephus! Spute dich, Rebekka, im Namen des gerechten HERRN, so lauf doch zu!“ Beide Frauen liefen in unterschiedlichen Richtungen davon, um die Getreuesten der Helfer Joshuas von dem Komplott gegen ihren Freund und Lehrer zu unterrichten.

+

Die genagelten Sandalen der Römischen Kohorten machten ziemlichen Lärm, als die Legionäre über die Straßen Jerusalems den Garten erreichten, wo Joshua und die Apostel schliefen. Die Soldaten des Statthalters Pontius Pilatus waren gekommen, um den Lehrer gefangen zu nehmen. Simeon, der Eiferer, wollte in seinem Zorn noch ein Schwert zur Verteidigung ziehen, doch Joshua fiel ihm in den Arm.

„Nein, Simeon. Es wäre sinnlos, und nicht sie sind es, welche mich hintergehen. Leb wohl, meine Zeit ist gekommen!“ Er wandte sich noch Judas zu und küsste ihn auf die Stirn. Damit hielt er dem Zenturio seine Hände hin, welcher sie mit einem Strick zusammen band, und einen weiteren mit einer Schlinge um Joshuas Hals legte.

„Wir haben gehört, du willst ein Königreich errichten, Jude“, herrschte der Römer Joshua an.

„Ein Königreich des Himmels“, bestätigte Joshua!

„Nun, das ist wohl Hochverrat an Tiberius! Nehmt ihn mit!“

„Meister!“ Judas Iskariot wollte ihn begleiten, wurde jedoch von den Römern beiseite gestoßen.
„MEISTER!“

„Sorge dich nicht um mich, Judas!“ Joshua drehte noch einmal den Kopf und sah Judas eindringlich an. „Sorge dich nicht um MICH!“

„Ja Meister!“ Judas ließ den Kopf hängen, erst als die anderen Jünger mit Ausnahme des ehemaligen Steuerpächters Matthäus, des ewig zweifelnden und alles genau durchdenkenden Thomas und des eifrigen Simeon Zelotes, welche dem Meister nachgingen, ganz nahe waren, bemerkte er sie.

„Wo sind Mirjam und Josef“, wollte der Sohn Jakows, Juda, wissen.

„In Sicherheit“, erklärte Judas Iskariot fest. Phillipus und Andreas packten den Iskarier an den Armen.

„Wo sind sie?“ Simeon griff in die Haare des Judas und zog seinen Kopf zurück. „Wo?“

„Dort, wo ihr Verräter sie nie finden werdet!“ Verachtung schwang in der Stimme des Judas mit.

„Und die heiligen Gegenstände?“ Simeon riss schmerzhaft an den Haaren!

„Um die kümmert sich jemand anderes! Ich habe keine Ahnung“, log Judas, und Simeon ließ sich täuschen.

„Hängt ihn am Hals auf, damit es nach Selbstmord aussieht. Und werft ein paar von den Silbermünzen neben ihn. Wir sagen den anderen einfach, er hätte Joshua verkauft und nicht mehr mit der Schuld leben können!“

„Mit Vergnügen, Meister! Ich wollte diesen gebildeten Schnösel schon lange weg haben, Gott erfüllt so manchen Wunsch!“ Damit stieß der grobe Phillipus Judas zu einem Baum und gemeinsam zogen sie den Iskarier hoch und imitierten seinen Selbstmord.

+

Es waren viele Tage vergangen. Tage, in denen die Römer Joshua in der Arena Judäas immer und immer wieder öffentlich mit schweren Peitschen den Rücken blutig geschlagen hatten. Nun nahmen sie ihm auch noch das letzte Schamtuch weg, luden ihm und noch zwei anderen als Hochverräter verurteilten Männern die Querstücke ihrer Kreuze auf die Schulter und banden ihre Arme daran fest. Joshua setzten sie noch eine römische Krone, allerdings statt aus Gold geschmiedet aus Dornenranken geflochten auf das Haupt. Er blinzelte in die strahlende, warme Frühlingssonne. So also sollten er und seine Ideen von einer besseren Zeit enden? Seine sozialen Projekte, seine Bemühungen für eine bessere Stellung der Armen und der Frauen? Ein heftiger Peitschenhieb ließ in vorwärts taumeln, immer einen Schritt nach dem anderen. Er sah die Menschenmenge, welche seinen Weg säumte, und er sah in den Gesichtern alle menschliche Emotionen. Von der tiefen Trauer und ehrlichem Mitleid bis Häme und Sensationsgier. Weiter, immer weiter stolperte er, wie eine Maschine. Er hatte sich tief in sich zurück gezogen und betete! Betete zu seinem Gott, aus dessen Geist er geschaffen wurde. Er schloss innerlich mit seinem Leben ab und ergab sich ganz bewusst in sein Schicksal. Er wusste, was geschehen war, Salome und

Rebekka hatten ihn gewarnt. Er hatte vorgehabt, die Verräter in den nächsten Tagen zur Rede zu stellen, doch sie und die Römer waren noch schneller gewesen, als er dachte. Viel schneller. Grausamer Schmerz durchzuckte seine Handgelenke, als grobe eiserne Nägel mit wuchtigen Hammerschlägen hindurch getrieben wurden. Die Römer zogen den Querbalken am aufrecht stehenden Stamm hinauf und befestigten ihn, dann schlugen sie auch Nägel durch seine Fußgelenke. Nun begann die lange Tortur der Gekreuzigten, unter riesigen Schmerzen die Beine anspannen, um den Brustkorb zu entlasten, dann wieder ausruhen, unter Atemnot und vielen anderen schmerzhaften Symptomen leiden. Irgendwann raffte man seine Energien wieder zusammen, um doch trotz aller Schmerzen wieder für ein paar Minuten Luft zu kämpfen. Römische Henker verstanden ihr Handwerk, und es war eine brutale, bösartige Methode der Hinrichtung für Verräter an Rom. Was er zwar nie gewesen war, nicht einmal sein wollte, aber die Römer waren harte und mitleidlose Herren. Sie reagierten selbst auf erlogene Denunziationen mit aller Härte und Brutalität. Sie waren auch gierige Herrscher, denn das Vermögen der Verurteilten wurde stets bis auf den letzten Schekel, die letzte Sesterze eingezogen. Aber sie waren auch korrupt und bestechlich. Der Pulsum, das Essiggetränk, welches einer der Legionäre mit einem Schwamm an einer Stange an seine Lippen hielt, war um den Preis vieler Sesterzen mit einem schweren, schnell wirkenden Opiat versetzt. Und jener Soldat, welcher mit einem Einstich in den Körper des Gekreuzigten den Tod feststellen sollte, stach dank einiger Goldmünzen nur oberflächlich. Selbst Pontius Pilatus war nicht abgeneigt, gegen ein ‚kleines‘ Geschenk den Leib Joshuas zur Beerdigung frei zu geben, nachdem ihm der überraschend schnelle Tod gemeldet wurde.

Im Besitz dieser Erlaubnis, den Toten begraben zu dürfen, eilte Josef zum Berg Golgatha, wo die Richtstätte der Römer lag und brachte den ausharrenden Frauen die gute Nachricht. Den Legionären war das egal. Sie nahmen den Befehl des Statthalters entgegen und dieses Wort war für sie eben ein Gesetz, das sie nicht hinterfragten. Mirjam, des Lehrers Mutter, Sarah, seine Schwester und Mirjam, deren Tochter nahmen gemeinsam mit Josef, dem Handelsherrn und treuen Jünger den Leichnam vom Kreuz und salbten ihn für das Begräbnis, beobachtet von den nun nur noch elf Aposteln und bewacht von einigen bewaffneten Knechten des Händlers. Dann brachten sie ihn in das Familiengrab des Josef und betteten ihn, wie es üblich war, auf eine Stufe der Grabkammer. Die Apostel, allen voran Simeon, wollten wenn nötig mit Gewalt ebenfalls in diese Kammer im Berghang, denn sie vermuteten die heiligen Artefakte darin. Allen voran drängte Simeon darauf. Jener Simeon, der sich jetzt Petrus nannte und behauptete, Joshua hätte ihm selbst diesen Namen gegeben. Als Fels, auf dem er eine Kirche bauen wollte. Obgleich der Lehrer so etwas nie im Sinn gehabt hatte, er wollte den Glauben seiner Väter reformieren, er wollte dem Wort GOTTES, seines geistigen Vaters, wieder Geltung verschaffen. Er wollte, dass man nicht mehr an den rächenden, eiskalt strafenden, sondern an den liebenden GOTT glaubte. Er wollte niemals selbst GOTT sein, sondern nur dessen Sohn, der die Liebe seines geistigen Vaters zu den Menschen bringen und sie dessen Worte lehren wollte. Aber Petrus benötigte für seine und der anderen Apostel Pläne einen anderen GOTT und einen anderen Sohn GOTTES. Ein selbst übermächtiges Wesen, seinem SCHÖPFER gleich an Bedeutung und Geltung. Einen GOTT gleichen Gottessohn, dessen Befehle sie für ihre Legitimation brauchten. Und selbstverständlich suchten sie für ihre Herrschaft auch noch in den Besitz einiger der heiligen Waffen und Symbole zu kommen, welche der Stamm Davids und der Stamm Benjamins bewahrten. Die Schleuder Davids etwa, mit der man einen zerstörerischen Blitz über mehr als einen Kilometer zielsicher schleudern konnte. Die sieben Schofare, die heiligen Widderhörner, mit deren Schall man Wälle und Burgmauern zum Einsturz bringen konnte. Der Brustpanzer der Höchsten der Hohepriester oder jenes Gefäß, das die Juden mit Manna, mit göttlichem Brot versorgt hatte, als sie Moses aus Ägypten folgten. Die Flügel eines der Boten Gottes und den Stab des Moses, mit dem er das Wasser teilen und zurückrufen konnte. Vielleicht sogar die Bundeslade mit den Geboten Gottes. Doch nichts von alledem war hier in

diesem Grabe zu sehen, Juda, der Bruder des Messias, hatte eine gute Wahl getroffen, als er alles in Sicherheit brachte. So zogen die Apostel enttäuscht wieder ab und riefen Jakob, den Bruder des Lehrers, und Simon Petrus zum neuen Anführer aus.

+

„Mirjam? Josef?“ Die ersten, leise gehauchten Worte des Lehrers galten seiner Familie.

„Ich bin hier, Geliebter!“ Vorsichtig ergriff die Frau Joshuas Hand, streichelte über die dicken Verbände.

„Hier, mein Meister!“ Salome, die mit Mirjam aus Magdala Wache gehalten hatte, kam hinzu, eine Schale mit starker Fleischbrühe in den Händen haltend.

„Der Medicus sagte, du müsstest jetzt erwachen, und er hatte recht behalten. Mein Geliebter Mann, ich...“ Mirjam konnte nicht weitersprechen, die Tränen schnürten ihr wieder die Kehle zu.

„Hilf mir, Meisterin“, bat Salome, und Mirjam nickte, nahm den Kopf Joshuas auf ihren Schoß und stützte ihn, damit er einige Schlucke der Brühe trinken konnte.

„Die heiligen Dinge sind in Sicherheit, Bruder.“ Joses und Judas, die beiden Brüder des Lehrers, kamen aus dem Hintergrund, ebenso Josef, der Händler. „Vater und Mutter kommen zwar an dein Grab und sprechen ihre Gebete, ebenso deine Schwester und ihre Tochter. Doch sie bleiben außerhalb, denn Simon Petrus lässt sie beobachten. Jakob ist jetzt der Führer unserer Schar, aber er sagt nur, was Simon Petrus im vorkaut. Beide denken, dass wir ihnen ihre Geschichten glauben, aber wir wissen es besser. Werde gesund, und dann...“

Joshua hob matt die Hand. „Später, Brüder, bitte! Wie kommt ihr hier herein?“

„Ein geheimer Gang, Lehrer“, erklärte Josef. „Manchmal ist ein Versteck recht praktisch, also gibt es auch eine verborgene Kammer. Dein Sohn ist bei mir, Lehrer, und es geht ihm gut!“

„Danke, Josef! Ich danke euch allen.“ Dann schlief der Geschundene wieder, er brauchte Zeit, viel Zeit, um wieder gesund zu werden.

>>Und so kam es, dass Joshua bar Josef, der Spross Gottes, Davids und Benjamins, aufbrach nach Ägypten und seine Schritte nach Alexandria lenkte, wo eine große Gemeinde mit mosaischen Glauben lebte. Sechs Jahre wanderten wir mit dem verehrten Lehrer durch die Wüste und trafen 3839 in der Stadt Alexanders ein. Dort blieb Josef, der Sohn des Joshua, bei Rahel, die eine Schwester der Mirjam aus Magdala war, und nahm deren Tochter Mirjam zu Gemahlin. Sie gebar ihm drei Töchter und endlich im Jahre 3850 den ersten von zwei Söhnen, den sie Yoshua nannten.<<

Aus dem Evangelium der Salome, die mit dem Lehrer und seiner Gefährtin wanderte.

=◇=

„Also, in der Schule habe ich das aber noch anders gelernt. Ganz anders!“ Henrietta Jones hob den Blick von dem Buch, aus welchem sie gleichzeitig in das Deutsche übersetzend vorgelesen hatte. Maria Sophia rieb sich das Gesicht.

„Ich auch! Es erzählt zwar prinzipiell von den gleichen Ereignissen wie die anderen Evangelien, aber die Personen sind – anders, als wir bis jetzt immer dacht haben. Es ist ein ganz ein anderer Blickwink'!“



„Glauben Sie das, was da steht, Hoheit“, fragte der Oberst. „Ich meine, das könnte ja jeder geschrieben haben, irgendwann.“

„Nun, halte ich es für Möglich, dass sich die Dinge damals so zugetragen haben? Ja, das tue ich, warum denn nicht“, versetzte die Erzherzogin. „Glaube ich, dass das die Wahrheit und nichts als Wahrheit ist? Eindeutig ein Vielleicht. Aber ganz eindeutig. Ich war ja nicht dabei! Also, soviel ich weiß! Denn falls die Buddhisten und Hinduisten recht haben sollten mit ihrer Reinkarnation, erinnere ich mich zumindest nicht daran.“

„Ich versichere euch, Hoheit, dass dies wirklich das Evangelium der Salome ist, welche zuerst mit Joshua nach Alexandria ging und dann nach Gonder.“, beteuerte ein altehrwürdiger Mann mit einem Bart, welcher bis zu jenem Seil reichte, welches er um seine einfache Mönchskutte gebunden hatte. „Dort traf sie auf den Stamm Daniels und überließ diesem ihre Schriften. Von dort aus ist das Buch letztendlich hierher gekommen.“

„Und ich glaube euch, Patriarch, dass ihr fest davon überzeugt seid“, beschied Maria Sophia nachdenklich. „Aber, wenn ihr das alles glaubt, was da drin steht, warum verehrt ihr denn dann den Joshua wie einen Gott?“

„Joshua, oder Jesus, wie ihr sagt, ist für uns ein Sohn GOTTES im Geist, wie wir alle Kinder aus SEINEM geheiligten Geist sind. Wir ehren Joshua als Boten, der als Mensch gelebt, geliebt und gepredigt hat, als Mensch gestorben ist und uns das WORT GOTTES gebracht hat. Dafür, Hoheit, ehren wir ihn, aber wir verehren ihn nicht als göttliches oder gar GOTT gleiches Wesen.“

„Und warum dann die Kreuzform der aus der Erde gegrabenen Kirchen?“ sah sich Elisabeth von Oberwinden bewundernd um.

„Ach, das Kreuz ist für uns ein Symbol, welches nichts mit dem römischen Folter- und Hinrichtungskreuz zu tun hat. Welches im übrigen die Form eines T hatte. Nein, bei uns symbolisiert die senkrechte Linie den himmlischen Strahl des GÖTTLICHEN Geistes und SEINES Willens, SEINER Energie und Kraft, welcher den waagrechten Balken, der die Erde darstellt,

durchdringt, befruchtet und segnet. Das Spirituelle trifft auf das Weltliche, das Geistige auf das Stoffliche. Darum sind ja auch alle vier Balken unseres Kreuzes alle gleich lang!“

„Die Vorstellung eines auch als Mann potenten und liebenden Menschen gefällt mir durchaus“, bemerkte Oberst von Inzersmarkt und zwirbelte seinen Schnurrbart. „Auch wenn ich vorher misstrauisch war, was die Echtheit der Schrift angeht, und noch immer nicht überzeugt bin. Vielleicht, weil mir der Jesus aus diesem Buch so viel besser gefällt als der aus der Bibel aus Rom. An die und ihre Gebote hält sich ja nicht einmal der Erzbischof von Wien, also der Ferdinand Langer.“

„Aber wieso denn, mein lieber Inzersmarkt?“, hob Maria Sophia fragend eine Augenbraue.

„Äh, na ja, weil halt eben, weil...“, verfiel der Oberst verlegen ins österreichische Deutsch.

„Ein tolles Argument, Oberst“ lachte die Prinzessin. „Aber die Kurie verlangt mit dem Zölibat ja nur Ehelosigkeit, nicht ein Leb'n ohne Sex. Und der Erzbischof Langer will ja meine Mutter eh nicht heirat'n, Inzersmarkt. Nur...“ Sie schlug zwei Mal mit der rechten Handfläche oben beim Daumen auf die zur Faust geballten Linke.

„HOHEIT!“ Inzersmarkt war schockiert.

„Was denn? Es weiß doch eh schon der halbe Hof!“

„Ja, schon, ein großes Geheimnis ist's nimmer, das stimmt schon. Aber diese Geste – die, das, also, so etwas sollt'n Sie doch gar nicht kennen, geschweige denn benutz'n, Hoheit“, stotterte der Oberst.

„Ach! G'wöhnen's ihnen besser daran, mein lieber Oberst. Ich hab' auch noch ein paar ganz andere Handzeichen auf Lager!“

Auf jeden Fall war dieser neue Blickwinkel auf das neutestamentarische Geschehen erstaunlich, und Henrietta Jones wollte noch weiter in den Schriftrollen lesen und sich Notizen machen, um später eine Zusammenfassung zu erstellen. Vielleicht, dass sich doch noch ein Hinweis finden ließ, irgend etwas, das das Rätsel kleiner machen könnte. Bei der Menge an Schriftrollen war es eine ganze Menge Arbeit, welche auf die junge Frau wartete.

To be continued ...



Anime Evolution: Spiegel

Episode vier: Ein Schritt vor, zwei zurück

von Alexander „Tiff“ Kaiser

Prolog:

„Akira Otomo, wer ist schon Akira Otomo? Wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was man über ihn sagt, ach, wenn nur zehn Prozent stimmen, dann ist er drei Meter groß, zwei Meter breit, hat seinen Hawk immer im Handtäschchen dabei und kann alleine mit einer Armbewegung ganze Regimenter auslöschen.

Glauben Sie nicht auch, dass das selbst für ihn zuviel Macht wäre? Münchhausen würde vor Scham erröten wenn er hören könnte, was alles über Akira Otomo als Wahrheit verbreitet wird!“

(Aus einer Diskussionsrunde zwischen Experten zur Frage: Wer ist der beste Mecha-Pilot der Erde?)

1.

Alarm war schon immer eine zweiseitige Sache. Einerseits peitschte die Sirene das Adrenalin auf, regte den Kreislauf an, spannte alle Sinne fast bis zum zerreißen.

Zugleich aber rutschte einem auch das Herz in die Hose und die Übersensibilität führte schnell zu Flüchtigkeitsfehlern, woran man sich wegen der angespannten Sinne immer und genauestens erinnern konnte.

Als die Sirenen im unheilvollen Rhythmus des Luftalarms zu heulen begannen und die Bevölkerung der Stadt in die Bunker und besonders befestigten Keller rief, reagierte ich sofort und tat das, was ich tun musste: Einen Hawk erreichen, einsteigen und irgendjemanden kräftig in den Arsch treten.

Komischerweise ging mir die ganze Zeit mein Gespräch mit Ban Shee Ryon nicht aus dem Kopf. Andererseits, wieso komischerweise? Sie hatte mir die nähere kosmische Nachbarschaft offenbart und drei Reiche gezeigt, gegen die unsere Erde und die klitzekleine Sonne nicht mehr als eine Randbemerkung waren, eine Fußnote, ein schlechter Witz.

Vor allem, wenn wir hier auf der Erde irgendwann und eines Tages mal mit der Armee einer dieser Staaten konfrontiert waren und noch immer kleinliche Kriege gegeneinander führten.

Mist, Mist, Mist, das Universum war gerade größer, weiter und vor allem gefährlicher geworden. Und ich hatte nicht das Gefühl, das wir weiterhin unauffällig im Hintergrund sitzen konnten, nicht wenn Ryon die Wahrheit gesagt hatte und geflohen war. Irgendjemand suchte die Geflohenen bestimmt. Garantiert. Fand hierher. Und trat uns mächtig in den Arsch.

Aber es wäre vermessen zu denken, dass dies ausgerechnet hier und heute passieren würde.

„Tetsu, mein alter Freund, hast du einen Hawk für mich? Meiner ist auf Senso Island. Weil irgend so ein Idiot – nennen wir ihn Captain Genda – die Einfuhr von Mechas auf Hawaii untersagt hat.“

„Autsch, autsch, autsch. Akira, nimm das Schwert aus meinem Rücken. Du kannst mich später zerteilen und in der Wunde stochern“, knurrte der Anführer der Kame-Squad zurück. „Mit einem Hawk kann ich dir nicht dienen, aber mit ein paar Daishis. Was hast du lieber, Briareos oder Gilgamesch?“

„Ich nehme einen Gilgamesch. Habt Ihr keine Daedalus?“, meldete sich eine zweite Stimme neben mir.

Ich sah zur Seite und erkannte Michi Tora. „Kleiner, vielleicht solltest du es langsam angehen lassen.“

Ein Militärhubschrauber der Unterstützungstreitkräfte – hauptsächlich Infanterie, Artillerie, Marine und Luftabwehr – setzte gerade vor uns zur Landung an. Zwanzig sehr gut ausgerüstete Elitesoldaten quollen hervor, nahmen Sicherungsstellungen ein.

Der Anführer, ein Lieutenant, salutierte vor Tetsu. „Sir, Sie müssen so schnell wie möglich zurückkehren. Wir haben einen Drop. Und wenn die eingehenden Daten stimmen, ist es ein Big Drop!“

„Wissen wir schon, wer es versucht?“

„Negativ.“

„Checken Sie Ihre Langstreckenscanner, Lieutenant“, rief ich, während ich mich an den Soldaten vorbei in den Hubschrauber zwängte. „Wer immer den Zauber veranstaltet, wird bestimmt ein paar Beobachtungs- oder Kommandoschiffe da draußen haben, um ein Auge auf die Entwicklung zu haben.“

„Gute Idee, Sir. Wird Colonel Otomo am Einsatz teilnehmen?“

Die Soldaten fluteten wieder an Bord, der Helikopter hob an. Ich machte es mir zwischen Michi und einem weiblichen Private bequem, der mich beinahe mit Sternchenaugen anfunkelte. „Er wird.“

Der Jubel, der daraufhin den Transportraum erfüllte war mir etwas peinlich. Normalerweise verursachte eine solche Ankündigung Angst, Schrecken und Terror. Das war mir wesentlich lieber.

„Genda hier. Machen Sie sofort ein paar Beute-Daishis klar. Wir... Captain Honda hat... Ja, in der Tat, der Colonel wird einen Briareos fliegen. Captain Kruger ebenfalls? Sie sollen warten. Und machen Sie noch einen Gilgamesch fertig, wir bringen einen weiteren Piloten.“

Tetsu schaltete ab und musterte den jungen Burschen. „Hoffe ich.“

„Sei nicht so skeptisch, Tetsu. Der Kleine hat es drauf.“

Erschrocken zuckte der riesige Kerl zusammen. „Sa-sa-sakura! Was machst du denn hier?“

„Ich bin mit euch an Bord gekommen. Ich sitze seit wir gestartet sind neben dir. Sag bloß, das hast du nicht bemerkt?“

„I-iiiiich war beschäftigt.“

„Na, wenigstens scheinst du deine Arbeit ernst zu nehmen“, spottete sie milde.

Sie suchte meinen Blick. Ich erwiderte ihn fest.

„Könnte das eine kronosische Aktion sein, von der du nichts weißt, Cousinchen?“

„Keine Chance. Eine derart große Truppenbewegung wie für einen Big Drop wäre mir aufgefallen. Und wenn sie alle Truppen für diese Aktion vom Mars geholt hätten, hätten wir die Schiffsbewegungen gesehen.“

„Was bleibt dann noch? Wer will im Konzert der Großen mitspielen? Die Südamerikanische Föderation? Seit Kriegsausbruch hat sie sich sehr engagiert gezeigt, ihr Territorium und ihren Einfluss zu vergrößern.“

„Eher die Chinesen oder die Inder. Die Chinesen, um endlich den Rücken frei zu kriegen oder die Inder, weil sie es können.“

„Ihr habt die wahrscheinlichste Möglichkeit vergessen“, meldete sich Michi zu Wort. „Es sind die Amerikaner.“

Tetsu runzelte die Stirn. „Wir sind defacto amerikanisch, sprich Teil der Vereinigten Staaten von Amerika. Was würden sie gewinnen, wenn sie ihr eigenes Gebiet angreifen?“

„So kannst du das auch nicht sehen. Zwar ist die Verwaltung amerikanisch, aber das Militär ist unabhängig und wird nicht vom Pentagon aus kommandiert. Die Steuern und Abgaben fließen auch nicht nach Washington, und was das Wichtigste ist: Es sind keinerlei amerikanische Truppen auf Hawaii stationiert. Dabei wäre dies ein tolles Sprungbrett für einen Angriff auf Japan oder China.“ Ich massierte meine Schläfen. „Dennoch. Nicht die Amerikaner. Nicht jetzt und nicht hier. Bitte, bitte nicht.“

Aber wenn sie es doch sind, Tetsu, dann müsst Ihr hinterher die amerikanische Verwaltung rausschmeißen.“

„Nun wartet doch erst mal ab!“, fauchte er.

Auf dem Gelände der Squad angekommen eilten wir sofort zu den bereit stehenden Mechas. Ich hielt auf jemanden zu, der einen himmelblauen Helm mit dunkelblauen Blitzen hoch hielt, die Farbe trocknete gerade erst. Und ich hatte Recht. Dies war mein Daishi Briareos.

„Sir, wir haben ihn mit einer Sniper-Gun, einer Gatling und einem Laserraketenabwehrsystem ausgerüstet. Der Briareos läuft auf Fusionsreaktor und ist nicht mehr der Neueste. Achten Sie darauf, nicht getroffen zu werden.“

„Was? Und dem Gegner die einzigen Erfolgserlebnisse gegen Aoi Akuma nehmen? Sie sind mir ja einer.“

Der Mann grinste breit, und langsam fragte ich mich, ob ich meine kleine Insel nicht aufgeben und gegen diese acht hier eintauschen sollte.

Immerhin, hier gab es Kneipen, Supermärkte, Bekleidungsshops mit meinen bevorzugten Jeanssorten – und italienische Eisverkäufer. Das sprach alles sehr dafür.

Der Techniker half mir beim anschnallen und befestigen der Anschlüsse. Danach aktivierte ich die Künstliche Intelligenz.

„Identifikation“, meldete sich die K.I. zu Wort.

„Otomo, Akira. Notfallcode Lima, Lima, Quebec.“

„Ihre Autorisation wurde anerkannt, Otomo, Akira. Diese Einheit steht Ihnen nun zur Verfügung.“

„Okay, Einheit, dann gib mir einen Statusbericht und einen über die Lage.“

„Status in allen Bereichen grün. Sniper-Rifle vollwertig mit K.I. vernetzt. Gatling-Rifle vollwertig mit K.I. vernetzt. Laser-Raketenabwehrsystem aufgeladen und bereit. Synchronisation zwischen K.I. und Pilot beträgt neunundneunzig Prozent.“

Ich piff anerkennend. Da die K.I. eines Mechas die Maschine hauptsächlich nach Instinkten und Gedanken des Piloten lenkte, war eine gute Vernetzung mit ihr das A und O. Mit dieser alten Mühle erreichte ich eine ebenso gute Vernetzung wie mit Primus.

„Lagebericht: Aus einer Höhe von mittlerweile zwanzig Kilometern fallen vierhundertseven Abwurfkapseln, jede einzelne ausgelegt, vier Mechas der Klasse Hawk zu befördern. Eintreffen der Kapseln in der Troposphäre in dreißig Minuten, achtundfünfzig Sekunden.“

Im Maximalfall bedeutete dies für uns – falls Sparrows an Bord der Kapseln waren, was fünf Mechas pro Kapsel bedeutete – etwas über zweitausend Gegner.

Wenn es Eagles waren, passten hingegen nur drei rein.

Ich erwartete eine solide Mischung, also um die tausendvierhundert Mechas.

Das gleiche galt übrigens auch für Daishis der Klassen Agamemnon, Briareos und Gilgamesch, die Daedalus noch nicht eingerechnet.

„Akira, hast du den Lagebericht? Verdammte Scheiße, ohne unsere Fairies schaffen wir das nie im Leben!“

„Ruhig, Yuri, es sind ja nicht nur wir drei.“

„Ähemm.“

„Den Platz in der Einheit musst du dir erst verdienen, Michi.“

„Richtig. Wer ist der Bengel überhaupt? Und warum steigt er in einen Gilgamesch?“

„Weil er es kann“, erwiderte ich trocken. „Kannst du eine Fairy aufnehmen, Kleiner?“

„Platz hätte ich schon“, erwiderte Tora mit ungerührter Stimme. „Aber ich bezweifle, dass wir zusammen kämpfen können. Das ist mein erstes Mal, dass ich mit einer Fairy zusammen kämpfe.“

„Das trifft sich gut, es ist auch Akaris erstes Mal. Schaff mir Akari herbei. Dai-Kuzo hat gesagt, sie ist eine besonders starke Fairy.“

„Akira, du wirst doch nicht... Wenn du sie schon als Fairy missbrauchst, warum nimmst du sie nicht mit? Oder überlässt sie mir?“

„Weil ein Briareos zu klein für zwei Personen ist. Zumindest wenn die Personen kämpfen wollen. Für ein paar beengende Erfahrungen im Hautkontakt für Fortgeschrittene wäre es hingegen genau richtig. Und du kriegst sie nicht in deinen Gilgamesch, weil du Sarah mitnehmen wirst.“

„Pah! Sarah ist keine Fairy!“

„Kitsune ist da anderer Meinung. Apropos Kitsune, wo ist sie wenn ich sie mal brauche?“

„Dennoch! Sie ist keine Kriegerin! Willst du sie zur Schlachtbank führen, oder was?“

Ich grinste dünn. „Lassen wir sie doch entscheiden. Außerdem, ohne Fairies sind wir hier verloren, da hat Yuri schon Recht.“

„Bin ja schon da. Danke fürs warten“, klang Kitsunes Stimme auf, als sie in Fuchsgestalt ins Cockpit gewuselt kam und sich auf meinem Schoß einrollte.

„Also, damit haben wir drei Einheiten mit Fairies. Künstliche Intelligenz, ich gebe dir jetzt einen Namen. Ab sofort heißt du Lightning.“

„Verifiziert, Sir.“

„Gut, Lightning, verbinde mich mit der Kamehameha-Squad.“

„Verbindung steht, Sir.“

„Otomo hier. Könnt Ihr mich hören?“

„Genda hier. Wir hören, Colonel.“

„Was hat die Erkundung ergeben? Was ist an Oberflächenschiffen da draußen?“

„Wir haben vermehrt Schiffe der U.S. Navy beobachtet, die sich hart an der Grenze unserer Radarreichweite bewegen.“

„Verdammt! Diese Idioten!“ Wenn es wirklich die Amis waren, die diesen Unsinn hier veranstalteten, dann hatten sie keine Kosten gescheut. Und sie schreckten auch nicht vor einem Blutbad zurück. Fast zweitausend Mechas würden für sie einen ordentlichen Aderlass bedeuten. Einen verdammt großen Aderlass. Natürlich rechneten sie nicht damit, dass diese Aktion schief ging, immerhin überboten sie die Invasionsstreitmacht des Big Drop um das fünffache.

Und wenn sie schief ging, dann... Dann war es Sense mit dem Gleichgewicht der Kräfte. Es hatte irgendwann kommen müssen, aber doch nicht so schnell, so früh.

„Okay, ich habe nach Akari und Sarah schicken lassen. Akira, dafür haue ich dir nachher eine rein, das sage ich dir.“

„Sei mein Gast, Dai-chan. Wahrscheinlich habe ich es dann sogar verdient.“

Ich krampfte meine Hände um die Kontrollen. „Verdammt verdient.“

„PUTZ DICH DOCH NICHT IMMER SELBST RUNTER!“, blaffte Dai-chan. „Das hast du nicht verdient und das haben wir nicht verdient. Weißt du wie wir uns fühlen, wenn du strauchelst? Ich versuche doch nur ein Ventil für meine Nervosität zu finden.“

Ich liebe dich doch, Kumpel.“

Ich schwieg verblüfft. „Ich liebe dich auch, aber nimm das nicht als Einladung, heute Abend an meiner Tür zu kratzen.“

„Blödmann!“, blaffte er. „Allerdings würde es drei Dinge bedeuten: Es gibt mich noch, es gibt dich noch, und es gibt noch Türen.“

„Ist ein Argument.“

„Eintreffen der Kapseln in der Troposphäre in zwölf Minuten.“

„Okay. Tetsu, wie sieht es mit eurer Luftabwehr aus?“

„Unsere Langstreckenwaffen arbeiten bereits in einem Sperrriegel aus dreißig Kilometern Distanz und einer Maximalhöhe von acht Kilometern. Wir haben in etwa zweihundert Raketen für diesen Job bereit. Die Kapseln werden sich in frühestens sechs Kilometern öffnen, ich rechne mit vierzig Prozent Treffern.“

Unsere Flak-Panzer und unsere stationären Kanonen schaffen es bis in eine Höhe von vier, beziehungsweise acht Kilometern.

Ich rechne mit drei Schuss, bevor sie aufgeklärt sind oder vernichtet werden. Wir verfügen über vierzig Flak-Panzer und etwas über zweihundert stationäre Kanonen.

Ich rechne mit vielleicht vierhundert Treffern, von denen knapp die Hälfte der Kapseln erwischen wird, die andere Hälfte Mechas. Es bleiben also für den Nahkampf und den Bodenkampf hundertzwanzig bis hundertvierzig Kapseln, beziehungsweise umgerechnet gut fünfhundert Mechas.“

„Ich bezweifle, dass der Gegner mit einem solchen Gemetzel zum Auftakt seines Drops rechnet“, murmelte ich leise. Über die Hälfte der Einheiten noch vor dem ersten Schuss zu verlieren musste das Pentagon treffen wie eine Dusche mit Eiswasser.

„Fünfhundert Mechas, das ist doch zu schaffen.“

„Ja, falls über die See keine weiteren Einheiten geschickt werden“, schloss Yuri. „Tetsu, wie sieht es mit Sabotage aus, um die Luftabwehr zu vernichten?“

„Wir können so etwas nicht verhindern, aber wir sind auf der Hut. Die Infanterie geht erst kurz vor dem eigentlichen Angriff in die Bunker, und dann auch nur ein Teil. Der Rest verteilt sich mit Anti Mecha-Bewaffnung in den Städten.“

„Sarah und Akari sind da. Genau rechtzeitig fürs Gemetzel.“

Ich ließ Yuris Worte in mir nachklingen. Ja, Gemetzel, das traf es wohl. Und mein Job war es, dafür zu sorgen, dass es nicht die Verbündeten oder Zivilisten traf.

2.

Die Raketensilos von Hawaii öffneten sich bei positiver Erfassung selbstständig und feuerten ihre Raketen auf die erfassten Ziele. Nachrichten von versuchter und erfolgreicher Sabotage erreichten uns, aber es war abzusehen, dass der gegnerische Geheimdienst die Anzahl der Raketen schlicht unterschätzt hatte.

Über einhundredsiebzig schossen in den Nachmittagshimmel von Hawaii, auf die mittlerweile gut sichtbaren Abwurfkapseln zu. Abwehrsysteme waren keine zu erkennen, dennoch explodierten

viele Raketen bevor sie die richtige Höhe erreicht hatten. Mehr als achtzig schafften es hindurch, suchten sich ihre Ziele und folgten ihrer Bestimmung.

„Abschüsse bestätigt. Erste Welle vernichtete siebenundsechzig Kapseln, weitere sechzehn wurden bestätigt.“

Ich atmete tief ein und langsam aus. Dort oben waren gerade über zweihundert Leben vergangen.

Nun begann die Artillerie aus ihren befestigten Stellungen zu feuern, der Donner röhnte über das Eiland und verschreckte die Tierwelt und alle, die noch nicht in einem Bunker verschwunden waren.

Wenn die Flakpanzer einfielen und sich die ersten Kapseln öffneten, um ihre Fracht abzuwerfen, wurde es auch für uns Zeit zu starten und in den Kampf einzugreifen, der im Moment eher einem Tontaubenschießen glich.

Was war schief gelaufen? Oder was hatte die Amis dazu bewegt, eine derart wahnsinnige Materialorgie zu veranstalten? Das, was ich da sah, war purer Wahnsinn. Nicht einmal die Landung in der Normandie versprach so blutig zu werden wie dieses Desaster.

Nun, von meinem Standpunkt aus musste es wohl überwältigender Sieg heißen.

„Berechnung, Sir.“

„Was gibt es, Lightning?“

„Nach Analyse der Kapseln habe ich festgestellt, dass die erste Welle, bestehend aus über einhundert Exemplaren, leer sein muss. Die zweite Welle, bestehend aus zweihundert Kapseln ist gefüllt, aber die Hochrechnungen sprechen von unorganisierter Ladung, die nicht ganz dem Gewicht von zwei Hawks entspricht. Lediglich Fallwinkel, Aerodynamik und Fallgeschwindigkeit der dritten Welle deutet auf volle, organisierte Beladung hin.“

„Moment mal, Lightning, willst du mir etwa weismachen, dass die ersten hundert leer sind? Und die nächsten zweihundert mit Schrott gefüllt?“

„Nun, es muss nicht Schrott sein. Es können auch Clustersprengköpfe sein.“

Mein Blick ging runter zu Kitsune, die zu mir hoch sah. „Oh-oh...“

„Oh-oh, trifft es nicht ganz. Wann wird die zweite Welle beschossen?“

„Der Beschuss begann vor zehn Sekunden.“

„Warnung an alle Einheiten.“

Zoom ran, Lightning. Ich will sehen, was aus den Explosionswolken raus kommt. Falls was raus kommt.“

Der Zoom meiner Sicht fuhr näher an die Kapseln ran, bis dicht an die Explosionen der auseinander platzenden Kapseln.

Was ich sah war hauptsächlich brennender Metallschrott. Und in diesem Metallschrott entdeckte ich... „Sir. Soeben brach der Funkkontakt zu den anderen Einheiten ab. Ich vermute, dass der Gegner Störsender ins Spiel gebracht hat.“

Eine Explosion auf der Insel ließ mich zusammenfahren. Na Klasse, ich konnte mir schon denken, was gerade hoch gegangen war, der zentrale Verteiler für die Glasfaserverbindung, über die sämtliche Posten und Geschütze Oahus, der Hauptinsel miteinander verbunden waren.

Nun, mit gestörtem Funk und fehlender Kabelkommunikation blieb uns nur noch die Kommunikation per Laser, außer der Gegner würde...

„Na klasse, Metallstaub. Was kommt als nächstes? Nackttanzgruppen, die unsere Piloten ablenken sollen?“

„Sieh es ein, Akira, der selbstmörderische Angriff war gar nicht so selbstmörderisch. Und wenn du jetzt nicht aufpasst, dann wird uns ganz mächtig in den Hintern getreten.“

Ich grinste wölfisch. „Kitsune, Kitsune. Du solltest eines nicht vergessen. Das hier ist unser Spiel. Und in unserem Spiel wurde ich noch nie geschlagen. Kommunikation, pah, wer braucht Kommunikation?“

„Sir, die dritte Wellen entlädt sich. Ich zähle dreihundertsiebzig Hawks und zwanzig Eagles. Korrigiere, dreiundzwanzig Eagles. Störsender fahren auf volle Leistung hoch.“

„Na also.“

Ich trat die Pedale der Düsen durch. In dem Moment, der vermeintlicherweise unsere verwundbarste Zeit war, wurde der Gegner selbst verwundbar, sprich leichter zu treffen und noch leichter zu verunsichern.

Mein Daishi schoss in die Höhe, hinter und neben mir erwachte das Abwehrfeuer von Hawaii zu neuem Leben. Ohne direkte Kommunikation musste ich bei meinen waghalsigen Manövern mächtig drauf aufpassen, nicht vom Feind ODER vom Freund getroffen zu werden, aber Hey, ich hatte meinen Ruf nicht im Lotto gewonnen.

Auf tausenddreihundert Metern Distanz zum nächsten Mecha, einem Hawk, eröffnete ich das Feuer mit der Sniper-Rifle. Es wurde der erste Schuss, den ein Mecha in dieser Schlacht auf einen anderen abgab. Er durchschlug die obere Brustpartie und zerstörte dessen Batterie. Haltlos stürzte der Mecha zu Boden.

Dies weckte die anderen auf, und während das Abwehrfeuer immer intensiver wurde – dummerweise wurden manche Ziele dreifach oder vierfach anvisiert, was den Abwehrschirm wirklich, wirklich löchrig machte – schlug mir eine Flut an Granaten entgegen.

Ich wirbelte den Daishi herum, Yuri schoss an mir vorbei, brachte die Waffen seines Briareos hoch und erzielte für die Mechas den zweiten Abschuss in dieser Schlacht.

Der Beschussraster wurde immer enger für uns, Dutzende Raketen senkten sich auf mich hernieder. Ich fixierte jeden einzelnen Gefechtskopf per Blicklink und ließ die Rakabwehr arbeiten. Von siebenundfünfzig Raketen schafften es nur neun, und die tanzte ich aus.

Fünf Kilometer von mir entfernt, in etwa auf gleicher Höhe, hatte Daisuke das Kampfgebiet erreicht. Sein Mecha glänzte wie frisch eingeeilt. Also hatte Kitsune doch recht gehabt und Sarah war eine Fairy. Das was den Mecha da umgab war Aura-Kraft. Sehr effektive, eine Menge Schüsse und Hiebe einsteckende Aurakraft.

„Übersicht, Lightning.“

„Alle vierundzwanzig Mechas befinden sich jetzt im Gefecht, Sir. Die Zahl der Gegner hat um elf Prozent abgenommen. Schäden an drei Hawks und zwei Sparrows unserer Verbündeten.“

Die wendigen kleinen Sparrows würden gravierende Schäden nicht auf die Dauer aushalten, zudem genügte ein „eins in einer Million“-Glückstreffer, um die Fusionsbatterie zu vernichten und den ganzen Mecha zu den Fischen zu schicken. Ich war nicht der einzige Pilot mit Glück hier oben.

Gut, die erste Minute hatten alle überlebt. Auf zur zweiten.

„Akira, bis gleich“, sagte Kitsune und sprang von meinem Schoß – direkt durch die Cockpit-Panzerung. Oh, ich wünschte, sie würde so etwas nicht mehr machen. Das verleidete doch wirklich jedem Menschen die Illusion, mit einem normalen Menschen zu reden. Und im Bett war das furchtbar wichtig.

Ich verfolgte ihren Sprung, ehrlich, dreihundert Meter und Punktlandung auf einem Hawk, das machte ihr so schnell keiner nach, orientierte mich neu und verlegte mich von Sniper-Gewehr auf Gatling.

Während ich einer weiteren Granatensalve auswich und meine eigene Waffe abfeuerte, klopfte die Rationalität an meinem Verstand an und meldete: Du hast keine Fairy mehr.

Vor mir zerplatzte ein Hawk, getroffen von der Gatling. Der Rest, inklusive Pilot, fiel in kleinen Fetzen zu Boden. Aber das dämmte nicht den Effekt der Erkenntnis, einen niederschlagenden Effekt.

„Verdammt!“

Wütend trieb ich den Daishi voran, riss einem Hawk, der unaufmerksam war, die Artemis-Lanze vom Rücken und ging in den Nahkampf.

Zeit, nach meinen Freunden oder sogar nach der Kame-Squad zu sehen hatte ich nicht. Und ohne Kommunikation konnte ich nur hoffen, dass Lightning schlau genug war mir zu sagen, wenn einem der Arsch auf Grundeis ging.

Ein heftiger Schlag in den Rücken erinnerte mich an zwei Dinge. Erstens, wir hatten Artillerie, die mich nicht warnen konnte, wenn sie schoss.

Zweitens, die hatten Eagles, und diese Eagles zu Schrott zu kloppen sollte eine gute Idee sein.

Also trat ich wieder die Pedale der Düsen durch, der Mecha machte einen Sprung nach oben.

Wie erwartet hielten sich die Eagles auf Distanz, um ihre Artilleriefähigkeiten besser zum tragen bringen zu können. Und um vor uns sicher zu sein.

Sicher? Der Gedanke amüsierte mich. Bestimmt nicht vor mir.

Wütend fuhr ich auf, raste auf den ersten Eagle zu. Ich passierte die Maschine, achtete kaum darauf, ob ich mit der Artemis-Klinge traf oder nicht, ließ den Daishi einen Salto rückwärts machen und trat nach drei Viertel des Weges die Pedale erneut durch.

Abwehrfeuer und Raketen verfolgten meinen Kurs und zerstieben die Luft dort, wo ich jetzt eigentlich hätte sein müssen.

Wieder huschte ein Lächeln über mein Gesicht. Ein wildes, entschlossenes Lächeln. Es gab einen Grund dafür, dass man mich blauer Teufel und nicht blauer Blitz nannte.

Wenn es sein musste kam ich schlimmer über die Gegner als der Teufel über die Sünder.

Der kurze Tritt auf die Schubdüsen hatte mich zum nächsten Eagle gebracht. Ich machte erneut eine Rolle, driftete zur Seite weg – und hatte kaum Zeit, richtig auf die Pedale zu treten.

Mein eigentliches Ziel wurde von Friendly Fire zerstört, was mich ehrlich gesagt frustrierte. Hey, das war mein Job!

Aber okay, so kam wenigstens einer meiner Kollegen in mein Blickfeld und ich konnte mir ein paar Sekunden nehmen, um ihm bei der Arbeit zu zu sehen. Es war ein Gilgamesch, und er räumte mächtig unter den Eagles auf.

Wenn ich sah, wie jede einzelne Granate, die er abfeuerte vor Aura glänzte, konnte ich nur neidisch auf seine Fairy werden. Ich hätte nicht gedacht, dass Daisuke und Sarah so gut harmonierten und... Nein, das war Michi! Was machte der Rotzbengel im dichtesten Gewühl? Und vor allem mit meiner kleinen Schwester? Oh ja, der Bengel war so tot, so richtig tot!

Der Alarm, der das plötzliche fehlen des Sniper-Gewehrs meldete – inklusive rechtem Arm – brachte mich wieder in die Realität zurück.

Ach ja, ich hatte noch was zu tun.

„Status, Lightning.“

„Drei Hawks der Kamehameha-Squad wurden abgeschossen, ebenso ein Sparrow. Ein weiterer Sparrow und ein Hawk mussten notlanden.“

Der zweite Daishi Briareos hat zwei Beine verloren und humpelt unter der Deckung von zwei Hawks der Kamehameha-Squad zum Hangar zurück.

Der Gegner liegt jetzt bei knapp fünfzig Prozent aktiven Mechas, Sir. Und nebenbei bemerkt, die Eagles schießen sich auf uns ein.“

„Dann machen wir sie fertig!“ Ich lud die Artemis-Lanze auf und schoss die Energie auf den nächsten Eagle. Der wich aus und flog direkt in die Ladung. Tja, wenn er auch dahin flog wohin seine Beindüsen deuteten, konnte ich ihm auch nicht helfen.

Danach suchte ich mir einen neuen Gegner, griff an und... Musste mit ansehen, wie der zweite Daishi Gilgamesch mit Daisuke und Sarah an Bord durch den Feindmech fuhr wie ein Messer durch Sahne.

„Verdammt, Daisuke, das war meine Beute! Meine! Meine! Meine!“

Der Daishi Gilgamesch drehte sich für einen Moment in meine Richtung, lang genug um mir mit der voll modellierten rechten Hand eine ziemlich eindeutige und unflätige Geste zu zeigen.

Konnte der Kerl meine Gedanken lesen oder kannte er mich so gut? Egal, es amüsierte mich.

Daisuke ließ den Daishi fallen und wich so einer vollen Garbe aus.

Die traf stattdessen mich, obwohl ich noch versuchte, auszuweichen.

Mist, Mist, Mist. Mein Fehler, mein eigener Fehler. In einem Gefecht blieb man in Bewegung, immer in Bewegung. Ein Ziel das sich bewegte traf man schlechter. Ein Ziel das stand lud dazu ein, beschossen zu werden.

„Status: Fusionsreaktor beschädigt. Linkes Bein abgetrennt. Torso und Brust schwer getroffen. Reaktorabschirmung versagt.“

„Verdammte Scheiße, Lightning! Wehe, du lässt mich jetzt im Stich!“

„Drei Minuten bis zum Kollaps. Manövrierfähigkeit runter auf vierzig Prozent.“

Drei Minuten waren eine kleine Ewigkeit, und vierzig Prozent Manövrierfähigkeit waren für mich wie einen Burger zu kaufen – sehr leicht zu handhaben.

Neue Treffer erschütterten meinen Daishi, bevor ich mich aus der Schusslinie bringen konnte.

Ich revanchierte mich mit einem Energiestoß meiner geklauten Artemis-Lanze.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass diese drei Minuten die längsten meines Lebens werden würden. Und die letzten.

Wütend brüllte ich auf und entlud die Artemis-Klinge! Der Energiestrahl, der dabei entstand, zerriss nicht nur einen feuernden Eagle, sondern auch eine Maschine in direkter Nachbarschaft!

Wieder wurde mein Mecha erschüttert. Wieder wurde Schaden verursacht.

„Zwei Minuten“, klang Lightnings Stimme auf. „Manövrierfähigkeit bei zwanzig Prozent.“

Ich sah auf. Dies war eine der Situationen, in denen ich bewies, wer der beste Mecha-Pilot der Erde war. Nur wer jetzt noch gegen seine Gegner bestand konnte wahrlich Meisterpilot genannt werden und den Ehrennamen Teufel verdienen! Komisch, war das Loch, durch das die Abendsonne in mein Cockpit eindrang, schon immer da gewesen?

Wieder gab ich vollen Schub, aber diesmal nicht für einen Direktangriff, sondern für eine Rolle, die mich aus der Schussbahn zweier Eagles brachte.

Als das Abwehrfeuer nicht länger meine Panzerung perforierte, setzte ich ein düsteres Grinsen auf. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Ich griff an, raste auf den vorderen Eagle zu. Der riss beide Hände hoch, machte eine abwehrende Geste. Ich spürte die Angst, die dahinter stand, so zwingend, so klar, als würde der Pilot vor mir stehen und von Grauen erfüllt NEIN schreien.

Was war los mit mir? Warum verunsicherte mich das? Warum nahm ich die Artemis-Lanze ab? Warum spürte ich so etwas überhaupt?

Ich zog den Briareos aus dem Kurs, konnte aber nicht verhindern, dass ich mit einem der Beine kollidierte, zu taumeln begann und abstürzte.

Na toll, ein fallender Mecha. Was für ein schönes Ziel. Was für ein prächtiges Ziel.

„Manövrierfähigkeit bei null Prozent. Geschwindigkeit fällt rapide.“

„Sag doch wie es ist. Wir stürzen ab. Wir sind im Arsch, Lightning.“

„Sir, ich mag meinem Ende entgegen sehen, aber Sie sind wichtiger als ich. Ich lasse Sie nicht sterben.“

„Nett von dir“, murmelte ich, während das Gefühl des freien Falls meine Gedärme stimulierte. Ich hatte Hähnchen zum Mittag. Ob ich das noch mal sehen würde?

Daisuke Honda sah düster in die Runde. Der kleine Besprechungsraum war gut gefüllt, alle sechzehn aktiven Piloten der Kame-Squad, die drei Fairies und drei Piloten der Akuma-Gumi hatten sich versammelt.

„Ich will es kurz machen, denn es ist sehr viel zu tun. Tetsu, deine Leute haben sehr gute Arbeit geleistet. Besonders hervorheben möchte ich Lieutenant Antani, der alleine fünf Abschüsse erzielt hat. Eine beachtliche Leistung, junger Mann.“

Lorenzo nickte stumm, aber er schien sich über dieses Lob nicht freuen zu können.

„Des Weiteren muss ich Captain Genda ausdrücklich erwähnen. Er hat, wie es dem Einsatzspektrum der Eagles entspricht, aus der Distanz gefeuert, und damit wie ein mächtiger Schutzengel auf uns alle aufgepasst und verhindert, dass es mehr als drei Tote auf unserer Seite gab.“

Außerdem gilt mein Lob den Bedienungsmannschaften der Raketen und den Besatzungen der Flakpanzer. Sie haben uns dort oben sehr gut unterstützt, und etliche gute Soldaten haben dafür ihr Leben gelassen. Sie waren unser fünfundzwanzigster Mann.“

Betretenes Schweigen antwortete ihm.

„Kommen wir zu meinen Leuten. Yuri, hervorragende Arbeit. Niemand hat damit gerechnet, dass du mit einem Briaroes ohne Fairy so lange durch hältst und deine schrottreife Mühle auch noch sicher landest.

Michi Tora, ich muss auch Ihnen gratulieren. Sie haben in Verbindung mit Ihrer Fairy einen Kampf geliefert, den man beinahe schon als für die Akuma-Gumi normal bezeichnen kann. Willkommen in unserer Truppe.

Sarah, es war deine erste Schlacht, dennoch hast du nicht gezögert zu mir ins Cockpit zu kommen. Es hatte Kitsune bedurft um deine Aura-Kräfte zu wecken, aber danach warst du mir ein guter Gefährte und hast mir geholfen, da oben zu überleben.“

Daisuke senkte den Blick. „Leider bedeutete dies, dass Kitsune Akira verlassen musste. Ohne seine Fairy und mit seinem gewohnt waghalsigen Kampfstil hat er wieder einmal die höchste Abschusszahl erreicht und teuer dafür bezahlt.“

Kitsunes Gesicht wirkte grau und eingefallen. Jedes einzelne von Daisukes Worten schien wie ein Schlag für sie zu sein. Betroffen sah sie zu Boden.

„Die Schlacht ist geschlagen, Hawaii ist gerettet, der Feind hat sich ergeben. Und dennoch ist dies nur der Auftakt für weitere, noch größere Schlachten.“

Daisuke schlug mit beiden Händen auf die Tischoberfläche. Der laute Knall, der dabei entstand, ließ die Anwesenden zusammen zucken. „Besprechung beendet. Wer hat jetzt Lust, mit mir ins Krankenhaus zu kommen und Akira zu ärgern?“

Spontan schossen die Hände hoch.

Ein Farbkaleidoskop drehte sich in meinem Kopf. Eine riesige blaue Fläche schoss auf mich zu, während sich schwarze, rote und grüne Schlieren darum drehten. Ich spürte den Andruck, der mich in meinen Sitz presste, während über mir ein lautes Kreischen erklang als würde Metall reißen.

„Stopp...“, murmelte ich. „Stopp.“

Eine Hand berührte meine Rechte und hielt sie fest. Das Kaleidoskop stoppte sofort und machte durchdringender Schwärze Platz. Nein, nicht durchdringender, dahinter lag ein warmer, rosiger Schimmer.

„Ruhig, Akira. Du hattest Glück im Unglück. Verdammt viel Glück im Unglück.“

Ich versuchte die Augen zu öffnen, versagte aber bitter.

„Du hast einen offenen Bruch, Junge. Die Wunde hat sich leider entzündet, als Schmierfett rein gekommen ist. Du hast gerade ziemlich hohes Fieber, aber nichts, was du nicht in zwei, drei Tagen wieder in den Griff kriegen kannst.“

„Ach, Scheiße.“

„Oh, es scheint dir schon wieder besser zu gehen“, spottete die Stimme.

„Sakura... Wie sieht es aus? Wie ist es gelaufen?“

„Das sollte wohl besser ich erklären, Colonel Otomo.“

Ich blinzelte wieder und diesmal gelang es mir, die Augen leicht zu heben. Bunte Farbschlieren tanzten vor meinen Augen, die sich nur langsam dazu überreden ließen, sich in Form zu begeben. Zuerst schälte sich meine Cousine Sakura aus dem Farbgewitter hervor, dann ein uniformierter Mann, der ernst auf mich hinab sah.

„Admiral Richards...“

„Bleib liegen, Junge. Du brauchst nicht zu salutieren.“

„Sehr witzig.“

„Oh, ich dachte, ich mache mal einen Scherz, bevor ich zu den ernstesten Themen komme. Akira, der Angriff auf Hawaii wurde nicht abgeschlagen, er wurde abgebrochen.“

Er räusperte sich. „Von mir, bevor deine Akuma-Gumi noch mehr Piloten und Maschinen zu Teufel schickt.“

„Sie haben in eine Air Force-Operation eingegriffen? Und die haben auf Sie gehört?“ Ich wollte lachen; das Ergebnis war ein Hustenanfall.

„Es gibt keine Air Force mehr. Zumindest keine, die den Namen verdient, Akira.“

Übergangslos wich die Benommenheit von mir. Ich richtete mich auf und starrte den Admiral entsetzt und erwartungsvoll an. „Was ist passiert?“

„Präsident Daynes ist aus dem Weißen Haus geflohen. In diesem Moment müsste er auf der Rammstein-Basis in Deutschland eintreffen. Die ist noch loyal. Sein weiterer Weg wird ihn über den Nahen Osten und Australien bis nach Hawaii führen.“

„Details, Details!“

„Das Militär hat geputscht. Sie haben den Senat übernommen, das Repräsentantenhaus und das Weiße Haus angegriffen. Die Leibgarde hat den Angriff lange genug aufgehalten, damit der Präsident und der Großteil seines Stabes fliehen konnten. Es... muss eine sehr abenteuerliche Flucht gewesen sein, zuerst auf einen Kreuzer vor der amerikanischen Küste, dann weiter nach

Europa. Es heißt, stellenweise musste Daynes selbst in einen Hawk klettern und den Putschisten eins drauf geben.“

„Wie lange ist der Putsch her? Wie lange liege ich hier?“

„Der Putsch erfolgte eine Stunde vor dem Angriffsbefehl zum Big Drop.

Zwanzig Minuten nach dem Angriffsbeginn erklärte sich General Bowman vom Heer zum neuen Oberbefehlshaber von Armee, Marine, Luftwaffe und Marine Corps. Er hat sich nicht zum Präsidenten ausgerufen, aber es scheint, dass der Minister für Landesverteidigung noch in Washington ist und diesen Job gerne machen würde.

Daynes hat sofort reagiert, noch während er auf der Flucht war. Ohne die Air Force One waren seine Mittel etwas eingeschränkt, dennoch hat er alle loyalen Kräfte aufgefordert, das Feuer einzustellen. Deshalb mein Befehl an die Air Force, den Angriff einzustellen. Zum Glück haben die überlebenden Offiziere des Big Drop meine Befehlsgewalt über die des Pentagons und NORAD gestellt.

Im Moment sammeln wir alles, was sich der Demokratie verpflichtet fühlt, in Pearl Harbour, dazu all überlebenden Mecha-Piloten der Air Force. Damit haben wir vor zehn Stunden begonnen. Du liegst schon etwas länger hier, Akira.“

„Ich war zehn Stunden weg. Mist.“ Langsam ließ ich mich wieder auf mein Kissen sinken. „Die Kronosier werden den Putsch ausnutzen, sie werden ihn garantiert ausnutzen.“

„Sicher, das werden sie. Sie führen bereits frische Truppen nach Anchorage heran. Aber es scheint, dass sie genauso überrascht wurden wie wir, das gibt uns noch einen oder zwei Tage.“

Sakura griff nach meinem Kinn und drehte es in ihre Richtung. „Wir Kronosier sind nicht weniger in Unordnung. Zeitgleich mit dem Putsch haben Russen und Chinesen eine neue Offensive gestartet. Es ist alles in Bewegung, einfach alles.

Versuch noch etwas zu schlafen, ja? Du hast viel durchgemacht.“

„Okay. Wirst du da sein, wenn ich wieder aufwache? Oder musst du los?“

„Ich muss leider los. Meine Truppen brauchen mich. Aber keine Sorge, Akira. Wir werden uns früher wieder sehen als du glaubst.“

„Wir werden... Okay. Wie geht es Lightning?“ Erklärend fügte ich an: „Meinem Daishi.“

„Er wurde vollkommen zerstört. Lightning hat seine K.I. und den Reaktor abgetrennt, kurz bevor er hoch ging und deinem Cockpit mit Hilfe der Manöverdüsen der Beine eine weiche Landung auf dem Festland ermöglicht.“

„Es gibt keine Vorrichtungen, um den Reaktor abzutrennen“, erwiderte ich barscher als beabsichtigt.

„Er hat die Artemis-Lanze dazu benutzt.“

Im Klartext, er hatte sich selbst zerstört. Seine Worte klangen in meinem Geist nach: Sir, ich mag meinem Ende entgegen sehen, aber Sie sind wichtiger als ich. Ich lasse Sie nicht sterben.

„Du hast mich wirklich nicht sterben lassen, Kumpel“, murmelte ich und spürte, wie die Hitze über mir zusammenschlug und mich fortschwemmte, in einen langen, fiebrigen Traum.

3.

Als ich das nächste Mal erwachte, hatte ich das Gefühl, als wären nur wenige Stunden vergangen. Kitsune lag in ihrer Fuchsgestalt auf meiner Decke und hatte sich eingerollt. Dabei schnarchte sie so laut, dass ein fünfzigjähriger Glatzkopf mit Bierbauch neidisch geworden wäre.

Als ich mich vorsichtig aufrichtete, öffnete sie ein Auge und blinzelte mich an. „Du bist wach.“

„Und du hast gerade mindestens ein Dutzend Mammutbäume an der kalifornischen Küste gefällt.“

„Gepflanzt, mein Lieber, gepflanzt“, erwiderte sie und verzog ihr Fuchsmaul zu einem Grinsen. „Wie fühlst du dich, mein Großer?“

„Erstaunlich gut. Sogar richtig fit.“

„Kein Wunder, ich habe eine KI-Behandlung bei dir durchgeführt. Die Infektion ist raus und die Heilung deines Knochenbruchs wurde um den Faktor zehn beschleunigt. Es ist das rechte Bein, falls dir das noch keiner gesagt hat. Ging nur knapp an nem Abriss vorbei.“

„Fieber ist auch raus?“, fragte ich vorsichtig.

„Du bist erschöpft, aber gesund. Ich denke, du schläfst bis morgen früh durch, dann bist du fit genug um wieder aufzustehen. Verdammt, es war ein langer Tag. Weißt du was ich alles zu tun hatte, bevor ich dich behandeln konnte? Ich musste siebenunddreißig Personen mit KI behandeln, alles kritischere Fälle als deiner.“ Sie gähnte, riss dabei den Rachen auf und schmatzte dann genießerisch. „Entschuldige, dass du in meiner Priorität so weit unten warst.“

Ich langte nach der Füchsin und begann sie hinter den Ohren zu kraulen. „Ist in Ordnung, Kitsune. Wie geht es überhaupt meinem Team? Liegen von denen auch welche hier? Oder...“

„Ruhig Blut, Kleiner. Deine Leute haben alle überlebt, was man von drei Piloten der Kame-Squad leider nicht sagen kann. Ach ja, und auch nicht von gut neunzig Piloten und Bordschützen der Air Force. Wenn du die Bande sehen willst, sie sind draußen auf dem Gang und campieren da seit Sakura weg ist.“

„Was? Besprechen sie schon meine Nachfolge?“

Kitsune fuhr die Krallen aus.

„AUTSCH!“

„Rede nicht so einen Unsinn. Sie machen sich eben alle Sorgen um dich. Du weißt gar nicht, was du an deinen Freunden hast.“

Ich beugte mich vor und küsste den Fuchs auf die Schnauze. „Reicht es nicht wenn ich weiß, was ich an dir habe?“

„Dann geht es in Ordnung, denke ich.“

Ich lachte leise und schlüpfte unter der Decke hervor, möglichst darauf bedacht, Kitsune so wenig wie möglich zu bewegen. „Ich verspreche, ich lege mich gleich wieder hin. Aber ein paar Worte mit den anderen würde ich doch gerne wechseln. Ist das in Ordnung? Kitsune? Kitsune?“

Leises, regelmäßiges Atmen deutete an, dass die Fuchsdämonin wieder eingeschlafen war.

Ich strich ihr über ihr seidiges Fell. Verdammt, egal welche Form sie annahm, sie war einfach unwiderstehlich süß. Ich bereute es nicht eine Sekunde, ihr nachgegeben zu haben.

Leise, und überraschend beschwerdefrei, trat ich auf den Gang hinaus – und erstarrte. Da saßen sie, hatten die Köpfe zusammengelegt und schliefen.

Ich schmunzelte, als ich sah, dass Lilians Kopf auf Yoshis Schulter ruhte. Der hatte seinen Kopf auf ihren gelegt und beide Arme um sie geschlungen. Beide atmeten ruhig und waren, wie es aussah, zufrieden. Amüsiert bemerkte ich, dass der ehemalige Mönch noch immer den Laserpointer in der Hand hielt, den ich ihm als Zünder für eine Bombe in Lilians Bauch verkauft hatte.

Links daneben saß Yuri. Er hatte die Beine ausgestreckt und die Hände auf dem Bauch gefaltet. Während ich ihn musterte, blinzelte er kurz. „Lebst ja noch“, murmelte er und gähnte lautlos. „Habe nichts anderes erwartet.“ Er grinste, drehte den Kopf und schlief weiter.

Auf der anderen Seite schliefen Akari und Michi Tora. Sie waren gegeneinander gesackt und schlummerten in Morpheus´ Armen. Zudem hielten sie sich bei den Händen wie ein Liebespäarchen. Das irritierte mich, und ich konnte mich nur mit Mühe davon abhalten, den Griff der beiden aufzubrechen. Das wäre ja so kindisch gewesen. Andererseits stand nirgendwo geschrieben, dass Akira Otomo nicht kindisch sein durfte und...

Direkt daneben saß Daisuke auf der Bank. Na ja, zumindest ein Teil von ihm. Der Rest, also der halbe Oberkörper, lag auf Sarah Andersons Schoß, die im Rollstuhl neben der Bank saß. Sie döste anscheinend nur und streichelte im Halbschlaf das Gesicht des Mecha-Piloten. Dabei sackte ihr Kopf immer wieder nach unten, als würde sie jede Sekunde ganz einschlafen.

Ich lächelte und ging wieder in mein Zimmer.

„Und?“, empfing mich Kitsune mit schläfrig halb geöffneten Augen.

„Sie schlafen.“

„Gut.“

Ich legte mich wieder hin, rückte den Fuchsleib von Kitsune zurecht und schloss die Augen.

„Schade dass ich gerade so erschöpft bin“, murmelte sie. „In dieser Umarmung würde ich gerne als Mensch stecken.“

Ich lachte leise. „Das holen wir nach, Kitsune-chan. Versprochen.“

„Guten Morgen, Akira.“

Ich blinzelte verschlafen. Verdammt, ich hatte gepennt wie ein Stein. „Morgen, Jordan. Oder muss ich Majestät sagen?“

Der Mann, der neben meinem Bett saß, lachte leise. „Du hast dich nicht verändert, seit wir New York verteidigt haben.“ Er legte mir eine Hand auf die Schulter. Er, das war der jüngste Präsident, der jemals in den U.S.A. gewählt worden war. Als Captain in der Air Force war er einer der ersten Piloten für Hawks gewesen, hatte seine eigene Einheit aufgebaut und in einigen wichtigen Schlachten über die Kronosier gesiegt.

In Schlachten, in denen ich auch gesteckt hatte. In einigen zumindest.

Nach dem Fall Alaskas und der Definition der Anchorage-Demarkationslinie hatte er sich wutentbrannt parteilos zur Wahl zum Präsidenten gestellt und war tatsächlich gewählt worden. Allerdings auch nur, weil seine Wahlmänner sieben Stimmen Vorsprung gehabt hatten. Das hatte auch nur so geklappt, weil einige republikanische Wahlmänner für ihn gestimmt hatten, anstatt für ihren eigenen Kandidaten zu stimmen.

Seither lebte die Welt in diesem Patt, in der es immer wieder zu den Scharmützeln kam, die ich so hasste.

„Du musst mich selbstverständlich Präsident Daynes nennen und Sir sagen.“

„Nur wenn du auch zu mir Sir sagst“, konterte ich.

„Wasn los?“, brummte Kitsune verschlafen, öffnete ein Auge und schlummerte wieder weg. „Ach, der nur.“

„Ich stehe wohl bei Dämonen nicht besonders hoch im Kurs, was?“ Jordan runzelte die Stirn.

„Ach, die ist nur müde. Hat gestern etliche Soldaten mit ihrer Aura geheilt.“

„KI! KI! Wie oft soll ich dir das noch sagen! Es heißt KI!“

„Mit ihrem KI, okay.“

„Und die meisten waren Air Force-Piloten! Das wollte ich nur mal anmerken!“ Wütend drehte sich die Füchsin auf die andere Seite.

„Dafür, Dai-Kitsune-sama, gebührt dir den Dank einer ganzen Nation und insbesondere ihres Präsidenten.“

Kurz sah die Füchsin hoch. „Meinst du das ernst, Kleiner?“

„Natürlich. Ich spreche gerade in meiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigten Staaten.“

„Dann ist es angenommen. Überreich mir meinen Orden später, ich bin noch zu müde für die Parade.“ Wieder gähnte sie und kuschelte sich auf der Decke ein.

Gedankenverloren begann ich ihr Fell zu kraulen. „Und? Wie wird es weitergehen?“

„Im Moment folge ich Admiral Richards' Beispiel und versuche zu sortieren, welche Truppen und staatlichen Einrichtungen auf mich hören, und welche auf Gary Bowman. Ich habe vor hier auf Hawaii meine Exilregierung einzurichten. Und dann heißt es für mich zu retten was noch zu retten ist. Ich kann es den Kronosiern nicht einmal verübeln, wenn sie trotz der russischen und chinesischen Offensiven die Situation ausnutzen.“

„Und? Wie sieht es aus für dich? Wie steht es um deine Truppen?“

„Commander Thomas auf der ARTEMIS-Plattform hat sich schon offen gegen General Bowman gestellt. Aber er hat sich nicht zu mir bekannt, lediglich zum demokratischen Prinzip. Ich werde nicht ganz schlau daraus. Dafür haben sich etliche Schiffe gemeldet, die gerade im Pazifik unterwegs sind und sich Admiral Richards unterstellt. Bis auf die Schiffe, die gerade an der Westküste unterwegs sind, meine ich. Die sind alle unter Kontrolle von Bowman und seiner Junta. An der Ostküste sieht es noch schlimmer aus. Alle im Atlantik operierenden Schiffe wurden nach Norfolk zurück gerufen.“

Nachdem die MOUNTBATTON fast versenkt wurde, weil sie mir bei der Flucht geholfen hat, scheinen alle Einheiten dem Befehl zu folgen. Ich richte meine Hoffnungen ganz auf Europa, Afrika und Asien.“

„Wer hätte gedacht, das dieses ganze Truppen über der Welt verteilen mal ein Vorteil für euch sein würde, was?“

„Ja, necke du mich nur. Du hast viel mehr Ärger am Hals als ich. Freue dich, du wurdest wieder mal zum Staatsfeind Nummer eins erklärt. Das Desaster des Big Drops wird zu hundert Prozent dir angelastet.“

„Ach, schon wieder? Gehen deinen Militärs nicht irgendwie die Ideen aus?“, erwiderte ich bissig.

„Du kriegst nen Silver Star als Entschuldigung, falls ich es jemals wieder nach Washington D.C. schaffe.“

„Na danke. Das wäre dann mein zweiter.“

„Soll ich extra für dich den Gold Star einführen, für Dummheit über das normale Maß hinaus, gepaart mit absoluter Sturheit?“

„Hey, komm wieder runter. Du richtest dich also hier auf Hawaii ein und sammelst deine Exiltruppen in Pearl Harbour. Wie wird es weitergehen?“

Daynes rieb sich die Nasenwurzel. „Ich habe absolut keine Ahnung. Eigentlich kann ich nur hier sitzen, die Spreu vom Weizen trennen und abwarten. Ich würde gerne den Kronosiern in ihre Offensive spucken und meine Landsleute verteidigen, aber so wie die Dinge stehen wird jede Einheit, die sich mir anschließt, automatisch der Fahnenflucht bezichtigt.“

Die Medien hat Bowman jedenfalls bereits auf seiner Seite.“

Er schnaubte wütend. „Im Moment macht er der Bevölkerung weis, der Big Drop wäre von mir befohlen worden und sie hätten geputscht, um das Schlimmste zu verhindern. Bla, Bla, Bla, du weißt was die da reden. Jedenfalls lässt er sich als Held feiern und verheimlicht, dass es immer noch Einheiten gibt, die auf mich hören. Das Übliche halt.“

„Wusstest du vom Big Drop, Jordan?“

„Nein, natürlich nicht! So einer verlustreichen Operation hätte ich nie zugestimmt. Außerdem ist Hawaii noch immer unter unserer Verwaltung und es wäre so als würden wir unsere eigene Heimat angreifen.“ Der Präsident der U.S.A. schüttelte wütend den Kopf. „So ein hirnverbrannter Wahnsinn.“

„Was sagen die Kronosier?“

„Ihre ersten Stellungnahmen sind abwartend. Mich hat eine erste Protestnote der kronosischen Botschaft erreicht. Mich, wohlgermerkt, nicht Washington D.C.! Aber daraus auf das weitere Verhalten der Kronosier zu schließen wäre wohl etwas verfrüht.“

„Hast du schon mal dran gedacht, dass Bowman in jedem Fall geputscht hätte? Auch wenn der Big Drop Hawaii zurückerobert hätte? So nach dem Motto, der zögerliche Präsident, der dem Sieg im Wege steht muss weg, und dass ich siegen kann habe ich auf Hawaii bewiesen?“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber die NSA hat mich erst gewarnt, als die ersten Hawks von den Abwehrbatterien des Senats abgeschossen wurden. Vorher war kein Anzeichen für einen Putsch zu erkennen, geschweige denn eine negative Stimmung im Generalstab. Verdammst, ich kann doch keine Gedanken lesen.“

„Dann war die Operation von langer Hand vorbereitet und perfekt getimed. Pech, Jordan. Die haben dich kalt erwischt.“

„Kalt erwischt, nennst du das?“ Wütend starrte der Mann zu Boden. „Verdammt, ich könnte damit leben, dass Bowman meinen Job macht, ich könnte damit leben, dass wir uns wieder mit den Kronosiern um Anchorage prügeln oder weltweit wieder mit ihnen kämpfen. Früher oder später wird das sowieso wieder passieren. Aber ich habe dieses verdammte miese Gefühl in den Zehen, dass Bowman mit den Kronosianern paktiert. Und wenn wir wegfallen, ich meine ganz wegfallen, dann stehen nur noch Indien, China, die Russen und Europa zwischen ihnen und der Weltherrschaft.“

Wir haben unser Bestes getan, um die überlegene Mecha-Technologie zu verbreiten, aber... Ich weiß nicht ob es reicht. Es heißt, sie haben einen neuen Mecha-Typ entwickelt, einen weit überlegenen Daishi.“

„Den Echnatron. Ich weiß. Ich habe ein Hologramm gesehen.“

„Manchmal weiß ich nicht, ob du einfach ein vorlauter Klugschwätzer bist oder mir absichtlich Angst einjagst, Akira.“

„Addiere beides doch einfach“, riet ich.

„Jedenfalls werden wir hier auseinander gerissen und der alte Sack mit den vier Sternen auf der Schulter paktiert vielleicht mit ihnen, während die kronosische Front geschlossen ist. Das können wir nicht gewinnen.“

Ich dachte an das Gespräch mit Ban Shee Ryon, dachte an die Aufteilung der näheren kosmischen Nachbarschaft. „Wir müssen aber. Und wenn wir alleine stehen.“

Ich schlug die Decke beiseite und stand auf. Im Schrank erwartete mich wie gehofft eine schlichte khakifarbene Felduniform der Akuma-Gumi.

„Geht es dir schon wieder gut genug um aufzustehen?“, staunte Jordan.

„Kitsune-chan hat auch mich geheilt.“

„Oh. Hoffentlich verletze ich mich auch mal. Heilt sie als Mensch oder als Fuchs?“

„Ich glaube, das kann man sich aussuchen“, erwiderte ich feixend, während ich in die Uniformhose schlüpfte.

„Ich denke, ich werde nach Senso Island zurückkehren und ein paar Operationen vorbereiten. Ich werde die Kronosier die nächsten Tage beschäftigt halten. Nutze du die Zeit, um Ordnung in dieses Chaos zu bringen.“

Jordan runzelte die Stirn. „Planst du wieder ein paar von deinen Alleingängen in die Flanken und den Rücken kronosianischer Divisionen, Angriffe auf ihre Schiffe im Orbit und andere idiotische und selbstmörderische Aktionen?“

„Ja.“

„Viel Spaß.“

„Danke. Kitsune, komm.“

Die Fuchsdämonin entrollte sich, gähnte kräftig und sprang vom Bett. Dabei verwandelte sie sich vom Fuchs in einen Menschen. „Komme ja schon. Komme ja schon. Wäre es so viel verlangt gewesen, mich noch ein wenig schlafen zu lassen?“

„Was lässt sich eine zweitausend Jahre alte Dämonenkönigin auch von einem Jungspund wie mir gängeln?“, tadelte ich grinsend.

„Hey, Akira. Wenn du schon da raus gehst und den Kronosiern in den Arsch trittst, lass gefälligst die Finger von Megumi, ja?“

„Hast du immer noch nicht aufgegeben?“, seufzte ich.

„Hast DU immer noch nicht aufgegeben?“, konterte er.

„Ist gut, ist gut, ich lege mich nicht mit den Hekatoncheiren an. Zufrieden?“

„Nein. Aber halt mich auf dem Laufenden.“ Düster sah er zu Boden. „Ich tue hier auch was ich kann.“

Mir war nicht nach lächeln zumute als ich auf den Gang hinaustrat. Dieser Mann stand in seiner schwärzesten Stunde; was die neue Militärverwaltung in seinem Land tun würde, stand noch gar nicht fest, wohl aber wie sehr sie seinen Namen in den Dreck ziehen würden. Dennoch galt seine Sorge zuerst den Menschen, die ihn zu ihrem Anführer gewählt hatten.

Und ich konnte in seiner schwärzesten Stunde nichts anderes für ihn tun als zu kämpfen und zu töten.

Im Gang erwartete mich gähnende Leere. „Wo sind sie denn alle?“

„Nicht hier, soviel steht fest“, kommentierte Kitsune.

„Danke, dass du es für mich so präzise wie möglich ausdrückst. Die Feinheiten wären mir sonst entgangen.“

„Ach, ich helfe den Dümmeren doch gerne“, erwiderte sie und schlüpfte nur knapp unter meinem Griff hindurch. „Dafür musst du aber noch schneller werden, Akira.“

Ich schmunzelte kurz. „Okay. Lass uns die anderen suchen gehen. Wir müssen so schnell wie möglich nach Senso Island zurück und Pläne schmieden.“

„Das ist mein Akira.“

„Ja, rennt von einer Gefahr in die nächste und wird einfach nicht schlauer“, erwiderte ich. Es hatte witzig klingen sollen, aber es war nüchtern geworden.

4.

Insgeheim dankte ich den Kronosiern. Ja, wirklich, ich dankte ihnen. Denn sie hatten nicht nur Terror und Vernichtung über uns gebracht, sie hatten es mit überlegener Technologie getan. Und diese Technologie wurde jetzt mehr oder weniger von ihren Gegnern genutzt.

Die Akuma-Gumi hatte dabei einen kleinen Vorteil, weil wir den anderen, sogar den Kronosiern, immer eine Nasenlänge voraus waren.

Eine der herausragendsten Technologien, die wir ihnen abgenommen hatten war die Antischwerkraft. Sie ermöglichte vieles, erlaubte es gigantischen Schiffen, auf unglaubliche Werte zu beschleunigen, wie Hubschrauber in der Luft zu stehen und mit Werten abzubremesen, die ein normales irdisches Raumschiff wie eine Blechdose unter einer Straßenwalze zerknüllt hätte.

Für uns bedeutete das, dass unser Transporthubschrauber, kaum das wir aus dem Radar von Hawaii verschwunden waren, die Rotorblätter einklappte, den Gravitationsantrieb aktivierte und mit doppelter Schallgeschwindigkeit über die unendliche Weite des Ozeans dahin zog, und das in lediglich zwanzig Meter Höhe.

Das Ding konnte noch schneller, aber lieber eine gemütliche und sichere Reise als eine schnelle und gefährliche – zumindest, wenn ich nicht am Steuer saß.

Diese Technologie wurde natürlich nicht nur in unseren Transporthubschraubern eingesetzt.

Auf dem OLYMP hatte man eine vollkommen neue Generation an Transportern entwickelt, die man in Anlehnung an den organisierten Stadtverkehr Shuttle genannt hatte.

Es gab kleine Shuttles für wenige Personen, große Shuttles für ein paar hundert Leute oder bis zu hundert Tonnen Fracht, und riesige Shuttles, denn wenn man ehrlich war, dann waren OLYMP und Titanen-Station trotz ihrer Ausmaße selbst in diese Sparte einzuordnen.

Im Moment genügte uns der getarnte Hubschrauber, der uns wesentlich schneller und sicherer voran bringen konnte als das wonach er aussah.

Ich kletterte ins Cockpit und grinste die beiden Piloten an. „Na, das ist doch allerbestes Flugwetter.“

Natasha Andropowa, die Pilotin, grinste zurück. „Ein tüchtiger Orkan wäre mir jetzt lieber. Ein wenig durch die Wellentäler surfen, die Hänge rauf, eine White Squall reiten, das wäre es doch.“

Ich schluckte trocken. „Wie letztes Mal, hm? Man sagt, wenn man normalerweise eine Monsterwelle wie die White Squall sieht, hat man keine Gelegenheit mehr, um darüber zu berichten.“

„Wir haben doch überlebt. Und wir hatten eine Menge Spaß“, konterte Natasha schmunzelnd.

„Juri Sergejewitsch Andropow, kannst du deiner Frau mal den Unterschied zwischen Spaß und Todesangst erklären?“

„Lass mich da raus, Akira. Ich bin hier der Co-Pilot und muss auf sie hören.“

„Feigling“, erwiderte ich. „Dies ist immer noch ein Transporthubschrauber. Also nimm ihn nicht ran als wäre er ein Hawk.“

„War das ein Befehl, Sir?“

„Nein, nur eine dienstliche Theorie. Wahrscheinlich werde ich irgendwann noch mal dankbar dafür sein, wenn du den Heli mit einem Hawk verwechselst.“

„Gute Antwort. Das rettet dir meine Stimme bei der Wahl zum Vorgesetzten des Monats.“

„Gut zu wissen. Okay, wie schaut es aus? Wie lange noch bis nach Hause?“

„Dreißig Minuten, also nicht ganz fünfhundert Kilometer, den Schleichflug von achthundert Km/H vor dem Ziel eingerechnet.“

„Sehr gut. Sobald Funkkontakt besteht, macht alles bereit für eine Sitzung des Planungsstabs. Wir haben viel vor uns.“

„Roger.“

Ich klopfte beiden auf die Schulter und wandte mich wieder zum gehen. „Ach, eines noch, Familie Andropow. Habt ihr eigentlich jemals eure Entscheidung bereut, für die Akuma-Gumi zu arbeiten?“

„Was redest du da? Natürlich nicht, Akira“, tadelte Natasha. „Aber du könntest die Einkaufsmöglichkeiten auf Senso Island verbessern, um die Lebensqualität zu erhöhen. Denkst du, du kriegst Dior dazu, eine Filiale zu eröffnen?“

„Ich hätte lieber Wal-Mart.“

„Will sehen was ich tun kann.“

„Alles in Ordnung vorne“, sagte ich, und nahm neben Yoshi Platz. „Wir sind in nicht mal dreißig Minuten Zuhause. Nanu, wo ist denn Lilian?“

„Lilian? Die spricht mit mir kein Wort mehr.“

„Was? Was hast du angestellt, Yoshi?“

„N-nichts, ich... Ich dachte, ich würde ihr was Gutes tun und... Ich... ich weiß, ich sollte nicht gegen deine Interessen handeln, aber es erschien mir so richtiger und dann ist sie böse geworden und...“

Sprachlos starrte ich den Freund an. Und in meinem Kopf machte es laut und vernehmlich Klick.

„Den Zünder.“

„I-ich... Ich meine, ich...“ „Den Zünder.“

Yoshi senkte den Blick, kramte in seinen Taschen und holte das längliche schwarze Objekt hervor.

„Lass mich raten was passiert ist. Großherzig wie du bist wolltest du Lilian von der Ungewissheit befreien, die eine in den Bauch implantierte Bombe mit sich bringt und hast versucht ihr den Zünder zu geben. Daraufhin ist sie böse geworden, hat dich wüst beschimpft und sitzt deshalb hinten an der Transportklappe wie ein Häufchen Elend und lässt sich von Sarah trösten.“

„Tut mir Leid, ich wollte nicht gegen deinen Befehl handeln. Aber Akira! Das ist so grausam! Das ist so böse! Das passt doch gar nicht zu dir! Ich wollte doch nur das Beste für Lilian, auch wenn sie ein Feind ist!“

Wortlos richtete ich den schwarzen Gegenstand auf Lilian. „Du bist ein Idiot, Kumpel.“

„AKIRA!“ Hastig sprang er auf, versuchte mir den Gegenstand zu entreißen. Als Ergebnis erschien ein roter Punkt auf Lilians Stirn.

Es dauerte eine Weile, bis Yoshi den roten Punkt mit dem Zünder in Verbindung brachte. Und es dauerte noch länger, bis er das Gerangel um den schwarzen Zylinder einstellte.

Mit lahmen, immer schlaffer werdenden Bewegungen starrte er den Laserpointer an.

„Du hast mich verarscht?“

„Nach Strich und Faden.“

„DU RIESENVOLL...!“

„STOPP MAL!“ Wütend steckte ich ihm den Laserpointer quer in den Mund. „DU WOLLTEST VERARSCHT WERDEN!“

„Waw?“

„Du hast mich schon richtig verstanden. Wenn du mal nur ne Sekunde ehrlich zu dir selbst bist, dann hat es dir gefallen, so nahe an Lilian dran zu sein. Ihr beide hattet eine Menge Spaß zusammen, das habe ich gesehen. Und ihr versteht euch auch gut. Komm, Junge, du brauchst doch nicht so einen Vorwand, um bei dieser Frau sein zu dürfen.“

Yoshi nahm den Laserpointer aus dem Mund. „Das hätte ich nicht von dir gedacht. Nicht von Yohkos Bruder. Akira, wie... Nein, ich weiß schon, wie du das wieder tun konntest. Und du meinst es ja auch gut und... Ach!“

Wütend setzte sich der ehemalige Mönch wieder, verschränkte die Arme vor der Brust und sah weg.

Ich setzte mich wieder neben ihn. „Redest du noch mit mir?“

„Hmpf!“

„Hörst du mir wenigstens noch zu?“

„Vielleicht.“

„Ich wollte dir nicht wehtun. Ehrlich nicht. Nein, das ist gelogen. Ich wollte dir wehtun. Aber nur soviel, bis du merkst, dass da wo Schmerzen sind auch Leben sein muss.“

Yoshi, findest du nicht, dass du lange genug um Yohko getrauert hast? Findest du nicht, dass du damit aufhören solltest?“

„Hmpf!“

„Meinst du ihr gefällt es vielleicht, dass du dich so abkapselst? Meinst du sie will, dass du nie wieder glücklich wirst?“

„Aber ich bin doch glücklich. Ich bin wieder mit meinen besten Freunden zusammen und...“

„Du weißt was ich meine. Yoshi, du bist ein hübscher Bengel und ein anständiger Kerl. Du müsstest der Traum jeder Frau zwischen hier und London sein. Du bist dazu bestimmt, eines Tages eine tolle Frau zu finden, dich zu verlieben und sie zu heiraten und dann vielleicht einen ganzen Haufen Yoshis in die Welt zu setzen. Nur wird diese Frau nicht Yohko sein. Es tut mir Leid, aber sie ist für immer fort.“

„Du bist fies. Warum sagst du mir das nur so offen? Willst du das ich vor allen anfangs rum zu heulen?“

„Wenn es dich rettet, dann ja.“ Sanft stupste ich den Freund an der Schulter. „Yoshi, auch wenn du es nicht glaubst, aber da hinten sitzt ein tolles Mädchen. Okay, sie gehört dem Feind an, aber das wird nicht immer so sein. Sie ist in Ordnung, noch besser, sie ist toll! Und ob sie mit dir spielt oder ob sie wirklich etwas für dich empfindet, das kannst nur du herausfinden. Junge, besser einen Korb kriegen als aufgeben ohne es versucht zu haben.“

„E-es ist noch zu früh.“

„Noch zu früh was betreffend? Yohko starb vor sieben Jahren. Reichen sieben Jahre nicht, um diese Wunde zu verschließen? Dann lass dir helfen. Lass dir von ihr helfen. Egal ob ihr zusammenkommt oder ob sie nur mit dir spielt, bisher hattest du doch viel Spaß dabei. Genieße es solange es dauert. Und wenn es ewig dauert, soll es mir Recht sein. Mensch, ich werde auch Pate. Bei allen kleinen Yoshis, die ihr produziert.“

„Ein Pate soll positiv auf die Kinder wirken, nicht negativ. Du bist abgelehnt“, erwiderte Yoshi.
„Aber du gehörst doch eh schon zur Familie, oder?“

Er sah zu mir herüber, die Augen waren von Tränen wässrig. „Ich weiß ja, dass du Recht hast. Ich fühle mich wohl, wenn ich mit Lilian zusammen bin. Ich meine, ihre Energie reißt einen mit und ich spüre, dass ich so etwas brauche. Aber bisher habe ich mich von ihr mitschleifen lassen und das ist nicht das, was ich wirklich bin. Vielleicht... Vielleicht würde Yohko wirklich nicht wünschen, dass ich alleine bleibe. Ein Einsiedler, ein Mönch, ein... Ach, was auch immer. Dieses schleifen hatte etwas sehr angenehmes. Ich musste nicht denken, nicht entscheiden, ich musste mich nur fügen. Aber wenn ich... Wenn ich Yohko endlich in Frieden ruhen lassen soll, wenn ich Lilian eine Chance gebe, mein Herz zu berühren, auch auf das Risiko hin, von ihr getötet zu werden, dann... Dann muss ich diese Entscheidung treffen. Ich und niemand sonst. Ich muss diesen gigantischen Schritt voran tun.“

Er griff mir in den Nacken, zog meinen Kopf herüber und legte seine Stirn auf meine. „Aber ich danke auf jeden Fall den Göttern, dass sie mich zu dir zurück geführt haben, Akira.“

Ich lächelte wehmütig. „Vielleicht fängst du diesen gigantischen Schritt mit einem kleinen Schritt an. Geh rüber und entschuldige dich dafür, dass du zu dämlich warst, einen Laserpointer zu erkennen.“

„Vielleicht sollte ich das machen“, murmelte Yoshi und wischte sich die Augen ab. „Verrätst du mir eins? Warum diese Geschichte mit der Bombe?“

„Sakura. Sie brauchte einen offiziellen und stichhaltigen Grund, warum Lilian noch bei uns bleibt. Hey, es war Lilians Idee, nicht meine. Ich habe nur mit dem Zünder improvisiert.“

„Gut improvisiert. Ich bin drauf reingefallen.“

Yoshi erhob sich. „Ich schätze, ich gehe da mal rüber, hm?“ Kurz darauf saß er wieder. Nicht ganz freiwillig, denn die schwere Erschütterung, die ihn zurückgeworfen hatte, war nicht zu übersehen gewesen. Sarah war mit ihrem Rollstuhl umgestürzt und Lilian bemühte sich verzweifelt sie wieder aufzurichten. Ein neuer Stoß erschütterte uns. Unwillkürlich musste ich an neulich denken, als wir mitten durch einen Orkan geflogen waren.

„Scheiße, eben hat doch noch die Sonne geschienen! Ich gehe nach vorne.“

„Warte. Wir werden langsamer. Wir... Akira, hast du in letzter Zeit mal raus gesehen?“

Wortlos deutete der Freund durch das Fenster in der Tür.

Ich beugte mich über ihn hinweg. „Hm, das ist ein Daishi Briareos. Und wie ich das sehe, trägt er die Abzeichen von der Kottos-Kompanie.“

„Zwei Daishi Briareos. Und ein Gilgamesch!“, rief Daisuke herüber. „Sie eskortieren uns.“
Langsam schnallte ich mich an, nur für den Fall, dass weitere Stöße erfolgten. „Mist. Mist. Mist.“

Meine schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich, als wir auf Senso Island landeten und nicht etwa auf einer der anderen Inseln. Ich sah keine Gefechtsspuren, aber zweihundert gelandete Daishis und die gleiche Anzahl in der Luft – abgesehen von den Schiffen, die rund um die Insel operierten – sprachen eine deutliche Sprache. Es war vorbei. Senso Island war Geschichte.

Der Hubschrauber setzte auf und ich schnallte mich ab.

Lilian kam nach vorne, hielt mir ihre Hände hin, wobei sie die Handgelenke überkreuzte. „Ich bin Captain der Hekatoncheiren. Wenn du mich als Geisel nimmst, dann...“

„Ist schon gut, Lilian. Das ist nett von dir, aber ich denke, das wird nicht nötig sein. Um keinen Preis der Welt werden die mich hier wieder weglassen.“ Ich lachte rau. „Wir hätten auf Hawaii bleiben müssen, um dem zu entgehen.“

Das große Verladeschott im Heck fuhr auf, grelles Sonnenlicht trat ein. Ich seufzte schwer.

„Also, Herrschaften, Waffen abgeben. Lilian, du nimmst sie an dich, ja?“ Ich seufzte erneut, diesmal, weil ich mich von meiner heiß geliebten Luger trennte.

Nach einigem zögern gaben auch die anderen ihre Handfeuerwaffen und Messer ab. Sogar Sarah zog aus ihrem Rollstuhl eine Steyr Automatik hervor.

„Du hast nicht zufällig noch eine Kalaschnikov in die Räder eingebaut?“, scherzte ich.

In diesem Moment erschien der Umriss im hellen Sonnenlicht und kam die Rampe hoch.

„ACHTUNG!“, bellte ich auf und meine Leute nahmen automatisch Haltung an.

Ich salutierte, und die Gestalt trat näher an mich heran, erwiderte den Salut.

„Major Uno. Hiermit übergebe ich Ihnen die Akuma-Gumi.“

„Ich übernehme hiermit die Akuma-Gumi. Die Führungsoffiziere werden in Haft genommen und sofort ausgeflogen. Die anderen Mitglieder werden in getrennten Transporten zusammen mit dem umfangreichen Material ausgeflogen.“

Megumi nahm die Hand ab. „Akira. Ich dachte mir, es wäre am besten, wenn ich es persönlich mache und...“

„Schon in Ordnung, Major. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps. Aber versprich mir eines. Wenn sie mich aufknüpfen, dann drücke du den Knopf für die Falltür.“

„Akira!“

Ich erwiderte ihren Blick mit unbewegter Miene. „Captain Lilian Jones hat unsere Waffen und die der beiden Piloten im Cockpit. Alle ergeben sich bedingungslos. Ist das akzeptabel für Sie?“

„Einverstanden. Captain Jones, übernehmen Sie sofort wieder Ihr Kommando.“

Lilian salutierte etwas ungenau bei den ganzen Pistolen und Messern in ihrer Armbeuge. „Sofort, Major Uno.“

Sie eilte die Rampe hinab und kurz darauf drang ihre ansonsten liebliche Stimme sehr laut und sehr herrisch auf. Ich schmunzelte vergnügt, wenn auch nur für einen Moment.

„War sie es? Ein Peilsender?“

„Nein. Wir wissen schon länger wo du hockst. Wir, das heißt das Pantheon. Als du dann auf Hawaii warst, da... Da haben wir beschlossen, dass wir es mit zwei Akumas aufnehmen können. Du darfst Kei und Philip nicht böse sein. Sie haben gekämpft so gut sie konnten. Aber letztendlich haben sie eingesehen, dass sie es nicht schaffen können. Sie kapitulierten mit der Auflage, das Zivilpersonal zu schonen.“ Megumi leckte sich über ihre spröden Lippen. „Sie dachten, wir würden sie sofort und ohne Prozess standrechtlich erschießen.“

„Dann war es ja eine angenehme Überraschung für sie, weiterleben zu dürfen.“

Takashi Mizuhara trat herein, musterte uns alle kurz, bevor er Megumi leise etwas ins Ohr flüsterte. Dann sah er auf und schlug mir heftig, sehr heftig gegen die rechte Schulter. „Verdammt gute Arbeit auf Hawaii, Blue Lightning.“

Ich blinzelte ihn verwirrt an. Einerseits wegen der Anerkennung, andererseits wegen dem Callsign. Richtig, ich hatte die K.I. des Daishis Lightning genannt. War das schon durchgesickert? Blue Lightning... Das hatte einen sehr angenehmen Klang.

„Man kämpft wo man hingestellt wird, Takashi.“

„Nein, wir kämpfen wo wir hingestellt werden. Du kämpfst wo du musst.“ Er sah in die Runde. „Daisuke, Yoshi, Yuri, Miss Anderson, Mr. Tora, Kenji, Captain Hatake, Mr. O’Hara, Ms. Otomo, Sie erhalten nun die Möglichkeit, ihre persönlichen Habseligkeiten zusammen zu packen. Der Rest wird katalogisiert und ihnen nachgebracht. Sie haben zwei Stunden für diesen Vorgang. Jedem wird ein Soldat als Eskorte zugeteilt. Ich werde Miss Anderson eskortieren. Es gibt da draußen eine Menge Soldaten, die auf die Fushida Hacking Crew nicht gut zu sprechen sind, wie ich gemerkt habe. Ich habe den anderen Mitgliedern der Hacking Crew bereits Hekatoncheiren zugewiesen. Ebenso werden wir mit den anderen Offizieren verfahren. Können wir dann?“

Langsam und zögernd traten meine Freunde in die Sonne hinaus.

Takashi, der schon die Hände an den Rollstuhl von Sarah gelegt hatte, hielt Yoshi zurück. „Du nicht, Kumpel. Captain Jones hat ausdrücklich darum gebeten, dich eskortieren zu dürfen. Du wartest hier auf sie.“ Zögernd fügte er hinzu: „Sie bittet dich darum.“

Yoshi warf mir einen unschlüssigen Blick zu. Ich lächelte ihn hilflos an.

Er schnaubte wütend aus und setzte sich wieder. „In Ordnung, in Ordnung. Für so eine Frau lohnt sich ein wenig warten, oder?“

Wäre die Situation nicht so nachhaltig hoffnungslos gewesen, ich hätte amüsiert aufgelacht.

So aber sah ich Megumi an, ergriff ihre Hände und küsste sie auf den Innenseiten. „Ich nehme an, du bist meine Eskorte?“

„Um nichts auf der Welt hätte ich mir das nehmen lassen. Wo ist Kitsune? Sie ist doch mit euch an Bord gegangen.“

„Sie ist abgesprungen, als wir auf der Höhe des Dämonentors waren. Sie wollte Dai-Kuzo Bericht erstatten. Du kennst Dai-Kuzo.“

„Was? Aber ich habe...“

„Du trägst ihre Aura. Du hast sie getroffen, als du drüben warst. Das habe ich mir schon in Tokyo gedacht. Da du noch lebst, musst du ihr gefallen haben. Sehr gefallen haben. So wie mir.“

„Schmeichler“, tadelte sie mich und entzog mir ihre Hände. „Los, gehen wir, Akira Otomo. Dies ist dein letztes Kapitel als Aoi Akuma.“

Auf unserem Weg nach draußen bemerkte ich, dass meine Leute gut behandelt wurden. Die Infanteristen und Panzerleute waren durchwegs Soldaten und Offiziere der beiden Divisionen Tiger und Drachen, ebenso die Daishi-Piloten, die nicht zu den Hekatoncheiren gehörten.

Wir hatten geholfen sie zu retten, nun erwiesen sie ihre Dankbarkeit in einer vorzüglichen, zuvorkommenden Behandlung, die knapp an offener Meuterei vorbei schlitterte, um die Akuma-Gumi wieder zu befreien. Knapp und vorbei.

Ich grüßte jeden meiner Leute den ich sah, verteilte ein paar aufmunternde Schulterklopper und schloss verängstigte Mitglieder wie Akane und Kei kurz in die Arme um ihnen Mut zu machen. Das alles kostete seine Zeit, aber Megumi hetzte mich nicht. Und die Wachsoldaten, die sie zu den

wartenden Shuttles führten, hinderten uns nicht daran. Shuttles... In meinem Kopf machte es erneut Klick.

Ich bekam fast einen Weinkrampf, als ich mit ansah, wie sich mein Hawk – verdammt noch mal, mein Hawk, meiner, meiner, meiner – aus dem Hangar bewegte und auf ein Großraumshuttle zustampfte. Die anderen mächtigen Mechas der Hekatoncheiren folgten.

Ein Anblick, bei dem man weinen konnte, durfte, musste. Aber ich unterdrückte den Impuls.

„Akira, ich...“

„Psst, Briareos, es ist in Ordnung, es ist alles in Ordnung. Ist Apollo schon weg?“

„Er ging mit einem der ersten Flüge raus. In einem Tag ist der Stützpunkt wieder so leer wie dein Kopf“, scherzte sie und wider erwarten musste ich grinsen.

Das Innere des Stützpunkts war schon reichlich geleert. Die Versuchswerkstätten wurden unter fachkundiger Anleitung der Ingenieure und Techniker geräumt, die Mitglieder der Hacking Crew legten beim verladen ihres hervorragenden Equipments sogar Hand an.

Joan Reilley koordinierte derweil die Verladearbeiten unseres Supercomputers. Sie lächelte verlegen zu mir herüber, während sie schon wieder von schüchternen Soldaten gestört wurde, die unbedingt ihr Autogramm haben wollten.

Mit einem brennen in der Brust sah ich dabei zu, wie Sarah die Demontage des Holotischs leitete. Das brandneue Exemplar für unseren Planungsraum hatten sie sicher schon abgebaut und verladen.

Es tat mir in der Seele weh, all dies zu sehen. So primitiv der Stützpunkt auch gewesen war, es war unser Revier gewesen. Unser Hangar, unser Quartier, unser Strand und unsere mit regelmäßiger Beständigkeit ausfallenden Stromgeneratoren... Bequem tauchte bei meiner Definition von Stützpunkt jedenfalls nicht auf.

Karl erschien neben mir und salutierte erst vor Megumi, dann vor mir. „Colonel, die Verladearbeiten gehen gut voran. Mit Ihrer Erlaubnis fliege ich jetzt schon zusammen mit den Hawks und dem Eagle. Nur für den Fall, dass irgendwelche voreiligen Wissenschaftler glauben es sei Weihnachten und die Mechas ihre Geschenke, die sie auspacken dürfen.“

„Erlaubnis erteilt, Karl.“ Ich klopfte dem alten Mann auf die Schulter. „Tut mir Leid, dass es so enden muss.“

In den Augen des Älteren erschien ein ironisches Funkeln. „So? Mir nicht. Ich denke, da wo wir hingehen, funktionieren die Duschen immer.“

„So kann man es auch sehen. Aber ich gebe meine Freiheit nicht gerne für ein wenig Komfort auf.“

„Freiheit? Willst du heiraten, Junge?“, scherzte Karl, amüsierte sich über Megumis und meine Verlegenheit, klopfte uns beiden auf die Schulter und ging weiter.

„HEY! Geht da vorsichtiger mit um! Das ist ein von mir modifiziertes Herkules-Schwert, das schneidet sogar Sonnenlicht!

IHR! Gleich rammt ihr das Zwischenschott! Wenn die Biotanks von eurer Plattform runter fallen müsst ihr aber euren Sold verdammt lange sparen!

DU! Nicht trödeln, hier ist noch ne Menge zu tun!“

Ich seufzte leise und ging weiter. Beständig funktionierende Duschen, das war ein verlockender Gedanke.

Als ich in meinem Appartement ankam, runzelte ich die Stirn. Über die Jahre hatte sich doch eine Menge angesammelt. Ich konnte mich gar nicht entscheiden, was ich mitnehmen wollte. Meine Manga-Sammlung vielleicht? Meine Orden? Meinen Rechner?

Megumi fasste mich an der Schulter und drehte mich zu sich um. Sie richtete meinen Kragen und gab mir einen langen Kuss. „Du gehst jetzt herausfinden, ob die Dusche gerade funktioniert. Danach legst du deine Ausgehuniform an und befestigst alle Orden, die dir jemals verliehen wurden. Dann nimmst du dir einen zweiten Satz Wäsche mit und wir fliegen los. Okay?“

Ich strich sanft über ihr Gesicht, berührte mit meinen Lippen ihre Stirn und ihre Wangenknochen. „Okay. Okay.“

Nur langsam ließ sie meinen Kragen los. Wehmütig sah sie mir in die Augen. „Akira. Ich liebe dich.“

„Ich weiß“, antwortete ich lächelnd. Hm, ob ich sie diesmal dazu überreden konnte, mit mir zu schlafen? Ich griff nach ihrer Hüfte, stockte und ließ die Hand wieder sinken. Mit einem traurigen Lachen wandte ich mich um.

„Akira. Diesmal hätte es geklappt. Ich hätte mit dir geschlafen.“

„Ich weiß“, erwiderte ich, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Als Lilian endlich die Zeit fand Yoshi abzuholen, war bereits über eine Stunde vergangen. Sie entdeckte ihn auf dem Boden des Hubschraubers, in einer sehr unangenehmen Pose, die man nur mit viel Wohlwollen Meditationspose und nicht Selbstverstümmelung nennen konnte.

Yoshi öffnete die Augen, als sie eintrat. „Ist es soweit, Captain Jones?“

Sie schluckte schwer, als ihr Nachname fiel. Es war als würde eine riesige Mauer zwischen ihnen aus dem Boden schießen. „Danke, dass du gewartet hast.“

In einer einzigen fließenden Bewegung erhob er sich. Beachtlich bei der komplizierten Pose, die er kurz zuvor noch inne gehabt hatte. „Ich hatte eh nichts Besseres vor.“

Und er hatte gar keine andere Wahl gehabt, schoss es Lilian durch den Kopf, aber sie sprach es nicht aus. „Tut mir Leid, aber ich musste meine Kottos sortieren. Das hat länger gedauert als ich gedacht habe.“

„Ist in Ordnung“, sagte Yoshi und trat zu ihr. „Ich bin ganz und gar in deiner Hand. Was willst du als erstes tun?“

Sie sah den Größeren an und spürte ihre Wangen rot werden. „Ich... Ich...“

„Nur zu. Ich beiße nicht und ich wehre mich auch nicht“, sagte er mit der Sanftheit eines Mahatma Gandhis.

Abrupt wandte sie sich um. „Wir gehen jetzt dein Appartement ausräumen, okay?“

„Okay.“

Yoshi verließ den Helikopter, Lilian brauchte ein paar Sekunden um es zu begreifen und eilte ihm hinterher.

„Das war es also“, murmelte Yoshi bitter, während sie durch den Stützpunkt gingen. „Ich war nicht sehr lange hier, nicht einmal einen Monat. Aber ich hatte nie so viel Spaß in meinem Leben wie in dieser Zeit. Ich dachte wirklich, ich... Ich dachte wirklich, hier finde ich Freunde fürs Leben, für die Ewigkeit.“

„Du denkst doch nicht, dass ihr alle erschossen werdet? Nein, das ist nicht wahr! Eikichi würde das nie zulassen! Und ich und Megumi auch nicht! Und vergiss die Hekatoncheiren nicht! Und... und... und...“

„Es ist gut, ich weiß, dass du mir nichts Böses willst, Lilian. Aber du bist nur ein Soldat. Und Soldaten führen Befehle aus, und diese Befehle sind manchmal grausam. Ich nehme dir das nicht übel, wirklich nicht.“

„Euch wird aber nichts passieren!“, beharrte sie.

„Wir werden sehen. Nicht das ich was dagegen habe, wenn du Recht behältst“, erwiderte Yoshi schmunzelnd.

Sie betraten seine Zimmerflucht. Und Lilian wunderte sich wieder einmal, wie dieser junge Mann mit so wenig so viel erfüllen konnte. Ein paar Fotos in Aufstellrahmen, ein paar flüchtig hingeworfene Sachen und ein Sportbogen an der Wand reichten, um dem Raum Atmosphäre zu geben.

Yoshi eilte ins Schlafzimmer; kurz darauf hörte man ihn räumen. „Hier drin warst du noch nie, oder? Bei allem was du die letzten Tage angestellt hast, hier bist du nie rein gekommen.“

Trotzig stellte sie sich in die Tür. „Ist nicht so als würde ich das nicht können.“

Yoshi sah zu ihr herüber, richtete sich auf und breitete die Arme aus. „Dies ist mein Reich, mein letztes Domizil, das du noch nicht erobert hast. Meine letzte Bastion. Willst du sie vielleicht jetzt erobern?“

Sie drehte sich zur Seite und sah fort. „Es ist unfair, mir so etwas zu sagen. Ich wollte dich nie beherrschen. Und ich wollte dich nie ausnutzen.“

„So? Nun, vielleicht wird es für dich einfacher, wenn ich mein Hemd ausziehe. Manche sagen, ich habe einen gut trainierten Oberkörper.“

„L-lass das.“ Sie blinzelte zu ihm herüber, als sich der ehemalige Mönch aus seinem Diensthemd schälte.

„Du bist mir ja eine. Ich bin in deiner Hand, unfähig mich zu wehren. Du kannst tun und lassen was immer du mit mir willst. Warum greifst du nicht zu?“

„Ich will dich nicht besitzen! Ich meine, nicht so! Du bist nicht mein Sexspielzeug, Yoshi!“

Er trat an Lilian heran, drehte sie in seine Richtung. „Was willst du dann von mir? Warum hast du mich gehetzt, seit du hier bist? Warum sehe ich nur noch Lilian, wenn ich die Augen schließe? Was willst du, Captain Jones?“

„Ich will dich! Dich, Yoshi Futabe! Nichts halbherziges, nichts profanes. Ich will einfach dich, ganz und gar. Lass mich los!“

„Lilian. Du hast vielleicht eines nicht bedacht. Da draußen bin ich absolut in deiner Gewalt, aber hier in diesem Zimmer bist du in meiner.“

Sie starrte ihn an. „W-was willst du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, dass ich dir antun kann, was immer ich will. Bis einer deiner Leute hier reinschaut und dich rettet. Du bist jetzt vollständig in meiner Hand.“

„W-was wirst du jetzt tun? Wirst du mich aufs Bett schmeißen, mir meine Kleider vom Leib reißen und mich...“

„Pssst“, hauchte er und strich mit seinen Zeigefinger über ihre Nase und ihre Lippen, das Kinn hinab und den linken Kieferknochen hinauf. „Rede nicht so einen Unsinn. Ich könnte dir niemals Gewalt antun, das weißt du ganz genau. Ich habe schon getötet und verletzt, aber dich kann ich nicht verletzen.“

Lilian, du hast die letzten Tage versucht mich zu erobern.“

Sein Zeigefinger strich erneut über ihre Lippen; sie zitterten ebenso wie ihre Augenlider. „Und?“

„Du hast es geschafft.“ Er ergriff mit Daumen und Zeigefinger ihr Kinn, fixierte ihren Kopf und gab ihr einen sanften Kuss, den sie anfangs schwach, später kraftvoll und gierig erwiderte.

Als er sich von ihr löste, bewegten sich ihre Lippen immer noch wie bei dem Kuss.

Yoshi schmunzelte, gab ihr einen Klaps auf den Po und drückte sie zurück in den Vorraum. „Aber jetzt raus mit dir. Ich muss noch packen und wir haben nicht einmal mehr eine Stunde. Wenn wir nicht unpünktlich sein wollen, muss ich mich beeilen. Und wenn du im Zimmer bist, fällt mir vielleicht noch was Besseres ein, Yohko.“

„Wie, was besseres?“

„Schon gut. Es reicht, wenn sich deine Soldaten ihren Teil denken.“

„Es ist mir aber egal, was meine Soldaten denken. Yoshi? Yoshi?“

Grinsend schloss er die Tür. Es fiel ihm sehr leicht diese Frau zu lieben. Erstaunlich leicht.

Er wusste nicht, was sie in Zukunft erwarten würde. Aber sie würde dabei sein, das spürte er. Und irgendwann, wenn sie sich beide vollkommen sicher waren, dann... Dann würde er vielleicht doch drüber nachdenken müssen, ob Akira oder Kei der bessere Pate war.

Falls sie so lange überlebten.

Epilog:

Wir starteten mit einem der mittleren Flüge in einem Großraumshuttle. Ich hatte einen sehr bequemen Platz in der vordersten Reihe, neben mir saßen Megumi auf der linken und Daisuke auf der rechten Seite.

Direkt hinter mir saß Joan, was wirklich lästig war, weil dauernd irgendjemand ankam, um entweder um ein Autogramm zu bitten oder um mit ihr über ihre Lieder zu diskutieren.

Wie berühmt war sie eigentlich?

Ich musste gestehen, dass ich das nicht wusste.

Mamoru saß abseits von uns. Der arme Junge schwitzte ganz schön. Anscheinend rechnete er als Mitglied der japanischen Exilregierung damit, sofort standrechtlich erschossen zu werden. Was nicht unwahrscheinlich war.

Das Shuttle begann mit dem Steigflug, und die Fenster bekamen einen milchigen Schimmer. Bester Beweis dafür, dass wir über zwanzig Kilometer gestiegen waren. Und das Fahrstuhlgefühl hielt noch weiter an.

„Hier spricht Ihr Captain. Ich informiere Sie jetzt über das Ziel unserer Reise. Wir erreichen die Raumstation OLYMP in exakt vierzig Minuten und elf Sekunden. Es sind bereits alle Vorkehrungen für den Empfang der Akuma-Gumi getroffen worden. Ach, und willkommen im Team!“

Verwundert tauschten meine Freunde irritierte Blicke aus.

Ich unterdrückte ein Schmunzeln und griff nach Megumis Hand. Sie ließ mir bereitwillig die Kontrolle darüber, ich führte sie an meinen Mund und küsste die Innenseite.

Sie lächelte verlegen. Na, wenn sie das schon rot werden ließ, was würde dann erst ein Zungenkuss anrichten?

Als wir in den OLYMP einschleusten, erhob ich mich als erster. Ich war der Hauptverantwortliche, ich war der Boss. Dies waren meine Leute. Wenn ich vor meinen Vater trat, dann würde ich es als Colonel der Exilarmee tun, als Soldat, der tapfer bis zum Ende gekämpft hatte.

Ich ging als erster zum Mannschott und wartete darauf, dass draußen der Luftausgleich hergestellt worden war.

Dann, mit Major Uno an meiner Seite, ging ich durch den Hangar und anschließend in den Korridor, der uns in die Station brachte. Soldaten flankierten die Wege, mit unbewegten Mienen und gekleidet in Ausgehuniformen. Beinahe hätte ich anerkennend gepfiffen.

Wir kamen auf einen Knotenpunkt, eine Art Wartesaal, in dem ein eher primitiver Holoprojektor installiert worden war. Er zeigte ein mir sehr gut bekanntes Gesicht, sein Surroundsystem übertrug die Stimme des Mannes. „...sieht die Exilregierung die Gefangennahme von Colonel Otomo und der Akuma-Gumi als ungesetzlichen Akt entgegen der Genfer Konvention an und fordert die kronosische Verwaltung nachdrücklich auf, ihn in das neutrale Hawaii zu entlassen. Ich als Präsident, gewählter rechtmäßiger Vertreter der U.S.A. fordere Sie auf...“

Jordan! Es rührte mich, dass er sofort in die politische Trickkiste gegriffen hatte, um meiner Akuma-Gruppe zu helfen. Ich hoffte aber inständig, dass er nicht auf die Idee kam, es mit dem OLYMP aufnehmen zu wollen.

Megumi führte mich weiter, obwohl ich den Weg auch ohne sie gefunden hätte. Nur einer der Gänge, die tiefer in die Station führten, war dicht von Soldaten gesäumt.

Der Weg ging weiter, bis zur großzügig ausgelegten Zentrale des OLYMPS.

„AKIRA!“

Bevor ich es mich versah, hing mir jemand am Hals. Ich brauchte ein paar Sekunden, um es erstens nicht als Angriff misszuverstehen und zweitens das weinende Bündel Mensch zu erkennen. Helen Otomo, meine Mutter. Moment, Mutter? Die Frau, die ich seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte? „Hallo, Mom.“

„Lass dich ansehen, mein Junge. Groß bist du geworden. Und diese Uniform steht dir so hervorragend.“ Sie wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. „Wie schön. Wie schön, dass du endlich da bist. Jetzt ist die Familie endlich wieder beisammen. Yohko, komm doch her.“

Ich sah zurück und bekam noch mit, wie Lilian eine abwehrende Geste machte und heimlich auf Yoshi hinter sich deutete, aber es war zu spät. Helen trat zu ihr herüber und zog sie vor.

„Mein guter Junge. Du hast sehr gute Arbeit geleistet“, empfing mich Eikichis Stimme. Vater trat nun ebenfalls zu mir heran und klopfte mir auf die Schulter. „Verdammt gute Arbeit. Alleine auf Hawaii, nicht schlecht. Aber fehlt hier nicht noch einer?“

Helen machte ein fragendes Gesicht. „Hier ist dein Sohn, da deine Tochter. Hm, wer kann da denn noch fehlen?“

„Wie wäre es mit Akiras kleiner Adoptivschwester?“ Eikichi schmunzelte. „Akari. Keine Angst, komm ruhig her. Wir beißen nicht.“

Nur zögernd kam die junge Frau heran, versteckte sich aber als erstes hinter meinem Rücken.

Ich zog sie hinter mir hervor. „Darf ich euch vorstellen? Eure neue Tochter.“

Daran, wie Helen dahin schmolz und Eikichi schmunzelte konnte ich sehen, dass ich mit dieser Wortwahl verdammt richtig lag.

Helen hatte sie schon an sich gerissen, bevor Eikichi auch nur ein Wort sagen konnte.

Und Akari schien es sehr zu gefallen.

„Okay, Sir, wie geht es jetzt weiter?“, fragte ich Vater nebenbei.

„Der Sturm des OLYMP. Ich dachte Zeus hätte dich informiert. Oder hat es Briareos getan?“

„Nein, Sakura hat mir zwar gesagt, dass der Sturm bevorsteht, aber...“ Ich sah Megumi an und winkte sie herbei. Als sie in meine Reichweite kam, griff ich nach ihrem Kopf und rieb meine Faust auf ihrer Stirn. „Du hast mich ganz schön hängen lassen, Briareos!“

„Au! Lass das, oder ich verrate allen, dass du Gyes bist!“

Ich lachte laut auf. Dann winkte ich in Richtung meiner Freunde. „Kommt her, Leute. Und fühlt euch wie Zuhause. Das ist das hier jetzt nämlich. Unser neues Zuhause, der OLYMP!“

„Wie ist das denn möglich?“, fragte Yoshi erstaunt.

„Oh, ein lange vorbereiteter, komplexer Plan, an dem wir hart gearbeitet haben. Die Truppenverlegungen durch den Big Drop haben uns endlich die letzten Daten geliefert, die wir brauchten.“ Makoto trat zu uns heran und salutierte. „Gute Arbeit, Gyes. Bin noch gar nicht dazu gekommen, dir wegen Hawaii zu gratulieren.“

„Gleichfalls, Apollo. Ich nehme an, du hast dafür gesorgt, dass die Schlacht um Senso Island ohne Verluste stattfindet?“

„Ich war so frei.“

„Bevor sich irgendjemand fragt, was alles dahinter steckt“, begann Eikichi Otomo und hatte damit die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, „lassen Sie mich etwas wichtiges erledigen.“

Eikichi trat vor eine Kamera.

„Verbindung zur Exilregierung der U.S.A. steht in fünf, vier, drei...“

„Guten Abend, Hawaii. Guten Abend, Präsident Daynes. Ich kontaktiere Sie wegen Ihrer Anfrage, die Auslieferung von Colonel Otomo betreffend. Diese kommt nicht in Frage. Als neuer Oberkommandierender der erweiterten Hekatoncheiren brauchen wir ihn hier auf OLYMP.“

Ein raunen ging durch die Menge, vereinzelt wurde gejubelt.

Ein Bildschirm flammte auf, Jordan Daynes erschien. „Was soll das heißen? Akira würde nie für die verdammten Kronosier kämpfen!“

„Natürlich nicht, Mr. President. Er kämpft nicht für das kronosische Reich. Er kämpft für die United Earth, ein neu gegründetes Staatenbündnis unabhängiger Gebiete. Ich informiere Sie hiermit, dass Hawaii als erstes diesem Bündnis beigetreten ist und Sie sich defacto auf unserem Staatsgebiet aufhalten. Es freut mich, als offizielles Oberhaupt der UE Ihr Bleiberecht in Honolulu auf unbegrenzte Zeit auszudehnen. Ein Bündnis wäre auch in unserem Sinne, Mr. President.“

„Nette Idee, wirklich, ich könnte mich dran gewöhnen. Aber Sie vergessen, dass da immer noch ein paar hochgerüstete Armeen lauern.“

Ein weiterer Bildschirm flammte auf und zeigte meine Cousine Sakura. Zeus.

„Dazu kann ich Ihnen vielleicht einiges sagen, Mr. President. Die Elitetruppen der Kronosianer, sprich das Pantheon, werden sich nahezu geschlossen in die United Earth Force eingliedern. Ich selbst übernehme das Oberkommando. Außerdem bin ich zuversichtlich, dass diverse Schiffskommandanten noch heute zu uns überlaufen.“

„Außerdem, Mr. President“, erklang eine weitere Stimme, „steht auch das zweite Plattformsystem zur Verfügung der United Earth. Eikichi, ich melde das Plattformsystem ARTEMIS und APOLLO einsatzbereit und zu deiner Verfügung.“

„Ich danke dir, Jerrard. Also, Mr. President, wie lange geben Sie uns?“

Jordan lachte auf, verstummte, lachte erneut. „Scheiße, das könnte klappen. Akira übernimmt die Hekatoncheiren, sagen Sie? Ob Sie ihn mir mal leihen können?“

„Soll ich Ihnen neben General Otomo auch noch Colonel Uno ausleihen? Dann reicht es zum Skat.“

„General? Wie groß sollen die Hekatoncheiren denn werden?“

„Groß genug, um diese Welt zu einen, friedvollen Menschen und Kronosiern ein gutes Leben zu ermöglichen und Kriegshetzern zu geben was sie wollen – Krieg! Krieg, der sie vernichten wird.“ Eikichi lächelte dünn. „Also, sind Sie dabei?“

„Ist der FJG auf Ihrer Seite?“, hakte Daynes nach.

„Von Anfang an.“

„Commander Otomo, es freut mich, als zweiter der United Earth beitreten zu dürfen.“

Der Rest ging in lautem Applaus und Jubel unter.

Ich applaudierte, bekam diverse Schulterklopfer ab, einige waren nicht so freundlich weil mir unterstellt wurde weit mehr gewusst zu haben als ich offenbart hatte, und sah in die strahlenden Gesichter meiner Freunde und Familie.

Yohko alias Lilian strahlte mich an, bevor sie schuldbewusst zu Yoshi herüber sah. Dann schien jemand einen Knopf in ihrem Kopf zu drücken. „MOMENT MAL!“ Sie eilte zu Yoshi, drohte ihm mit den Zeigefinger und rief: „Du hast mich vorhin im Schlafzimmer Yohko genannt! Warum sollte ich hier ein schlechtes Gewissen haben, dass Mom mich enttarnt hat? Du hast es gewusst!“

„Schlafzimmer?“, echote Vater.

Ich hielt ihn zurück. „Beim packen hatte jeder einen Hekatoncheiren an der Seite, Eikichi. Reg dich gar nicht erst auf.“

Yohkos drohende Haltung sackte in sich zusammen. „Wie lange weißt du es schon?“

„Gewusst habe ich es schon, seit ich dich das erste Mal gesehen habe. Akzeptiert habe ich es erst als du mich nicht ausnutzen wolltest. Ausnutzen konntest.“

„Ausnutzen? Auf DIE Geschichte bin ich gespannt!“

Hastig schob ich Akari in Eikichis Gesichtsfeld und stoppte ihn damit besser als es eine Betonwand vermocht hätte. Und verschaffte Yoshi und Yohko hoffentlich die Gelegenheit für ein paar klärende Worte untereinander.

Das war diese Station wohl für uns in Zukunft. Für alle Truppen, die in dieser Verschwörung involviert waren, für alle, die so lange und hart gelitten hatten.

Ich ergriff Megumis Hand und drückte sie. Unser Zuhause, OLYMP. Wir hatten ihn gestürmt.



Rhodans Tochter - Geschichte einer Halbarkonidin

Eine Perry-Rhodan-Fortsetzungsstory von Senex

August 2084



Jenseits des Gopkarsektors,
Sonne Arssasson, Planet Ssossri

Eine hellgelbe Sonne stach auf eine weite Ebene herab, in der vor Urzeiten ein mächtiger Meteor eingeschlagen sein musste. Auf den äußeren Hängen des Kraters waren eine Anzahl nüchterner, kahler Gebäude an die Steigung geduckt erbaut, der weitere Umkreis schien umzäuntes Sperrgebiet

zu sein. Nur der Wind sorgte für Bewegung, er wehte Sandfahnen über den sanften Anstieg und zeichnete ein wellenähnliches Muster auf den Boden. Außerhalb des Zaunes fanden sich angenehmer anzusehende, buntere Gebäude, jeweils acht um einen See oder Tümpel, Büsche und Bäume wuchsen an den Ufern und machten einen gepflegten Eindruck. Schnurgerade, ganz offensichtlich künstliche Kanäle verbanden diese Gewässer, immer wieder von eleganten Brücken überquert, motorbetriebene Radfahrzeuge bewegten sich durch die Straßen der Stadt. In diesem Meteorkrater erhob sich ein stählerner Berg, in terranischen Metern gemessen etwa 550 Meter hoch, mit einem Durchmesser von rund 200 Metern. Ein Zylinder, oben von einer perfekten runden Kuppel abgeschlossen. Circa 100 Meter unter dem Bug war ein Wulst von etwa 30 Metern Breite um den Rumpf, in dem sich 24 große Triebwerksöffnungen nach außen und nach oben öffneten, am Heck wurde der Stand von 64 Teleskopbeinen gesichert, zwischen denen sich die mächtige Hauptausstoßöffnung eines atomaren Plasmafackelantriebes befand.

Zwei Sossri standen vor diesem Raumschiff, beide in die rotbraune Uniform der Streitkräfte des Planeten gekleidet.

„Ein schmuckes Schiff, Kapitän!“ sagte der Sossri mit mehr Gold auf der Schulter. Dem Kapitän sträubten sich stolz die federförmigen Schuppen über den Augen.

„Das ist es, General! Eine wahre Schönheit! Ich bin auch sehr stolz darauf, die Ehre zu haben, die ACHASSA in den Weltraum zu bringen.“ Der Flaum an den Wangen des Generals fächerte sich kurz auf, ein Zeichen kurzer Belustigung. Dann wurde der General wieder ernst. Todernt.

„Kapitän Rhossoma, ich hoffe, Sie sind sich der Wichtigkeit Ihrer Aufgabe bewusst! Wir benötigen einfach neue Welten, die wir bewohnen können. Sosswei und Sossffie haben wir den Platz betreffend genau so ausgeschöpft wie Sossri. Unser Wasser kommt schon seit Jahrzehnten von Planetoiden aus dem Meteorgürtel. Und die Traditionalisten verweigern weiterhin jede Zustimmung zu einer vernünftigen Eiablageregelung. Neuerdings fordern sie sogar das Recht, ihre Nahrung lebend zu verzehren. Roh reicht nicht, nach ihrer Auslegung der acht Rollen muss das Tier noch lebend verschlungen werden.“

Bei der Erwähnung der Traditionalisten hatten sich Rhossomas Halsschilde kurz vor Erregung aufgebläht, für Sekunden war sein kräftiges Gebiss sichtbar geworden.

„Also, die können verlangen, was sie wollen. Ich möchte mein Fleisch gut durchgebraten, mit ein wenig Gewürz. Aber nach deren Auslegung sind ja auch die Grünschuppler der Nordhalbkugel von Sossri keine vollwertigen Wesen wie wir. Obwohl wir erwiesenermaßen von ihnen abstammen und im Alter sowieso alle ohne Ausnahme zu Opalschupplern werden. Wenn wir nicht vorher sterben. Aber ich sollte jetzt wohl an Bord gehen, General. Und Sie sollten den Krater besser verlassen.“

General Possessa fauchte zustimmend und hieb dem Jüngeren auf die Schulter. „Machen Sie sich auf einiges gefasst. Sie wissen nicht, was Sie da draußen erwartet, Kapitän!“

„Vielleicht treffe ich ja auf intelligente Säugetiere“, witzelte der Kapitän, die Wangenfedern der beiden Männer vibrierten vor Lachen.

„Also gut, lasst die Fackel unter Euren Ärschen nicht ausgehen, Junge! Wir haben noch etwa eine Stunde, so lange werden die Politiker wohl noch Unsinn schwafeln. Dann wird es ernst. Machen Sie es gut, Kapitän Rhossoma. Unsere Gebete begleiten Sie!“

Der General bestieg ein Geländefahrzeug in gedeckten Tarnfarben und bedeutete dem Fahrer loszufahren, während Kapitän Rhossoma in einen Lift stieg, der ihn in sein Raumschiff bringen sollte. Mit seinen 188 Zentimetern Größe war er nicht nur für einen Mann sehr groß, der Durchschnitt lag bei 170, Frauen wurden im Schnitt etwa 10 Zentimeter größer. Die Ssosri waren humanoid gebaut, der Kopf hatte Ähnlichkeit mit der Rekonstruktion eines irdischen Velociraptors, der Körper hingegen mit den zwei Armen und zwei Beinen besaß durchaus menschliche Proportionen. Allerdings war ihr Körper von feinsten Schuppen bedeckt, bei Rhossoma in der dunkelblauen Farbe eines Erwachsenen von der Südhalbkugel Ssosris. Die kurzen federartigen Schuppen über Augen, die Flaumfedern an den Wangen und die fünfzehn langen Federn auf seiner Kopfoberseite strahlten in kräftigem Karmesinrot und wiesen ihn als geschlechtsreifen Mann aus, Frauen hatten diese Stellen mit weißen Federn bewachsen. Von den kleinen Ohröffnungen zu den Schultern verliefen zwei kräftige Muskelstränge, diese Halsschilde konnten sich bei Erregung gleich welcher Art wie der Schild einer Kobra aufblähen, bei einigen Personen sogar handbreit. Die Augen der Ssosri waren vorne am Gesicht und erlaubten hervorragendes dreidimensionales Sehen, die Nasenöffnung war eher klein, das Gebiss immer noch das eines Raubsauriers. Eine Besonderheit stellte die Zunge dar. Wenn ein Ssosri Luft in seinen Mund sog und dort seine schmale Zunge darin spielen ließ, eröffnete sich eine Welt voller Informationen über seine Umwelt. Ssosris waren Abkömmlinge von Sauriern, welche den Schwanz verloren hatten, als sich wie bei den Menschen die Gesäßmuskeln entsprechend entwickelten. Die Evolution hatte ihnen Hände gegeben, die sie zu gebrauchen lernten und ihnen die Krallen genommen, deren Funktion sie zuerst mit Holz und Steinen, später mit Metall nachahmten. Sie wurden mit der Zeit ebenso intelligent wie etwa Menschen, Arkoniden oder Topsider.

Früher sehr fruchtbar, war die Fortpflanzungsrate im Laufe der Entwicklung stark zurückgegangen. Im Durchschnitt wurde eine Ssosri mit etwa zwanzig geschlechtsreif, legte alle zehn Jahre ein Ei und kümmerte sich dann aufopfernd um die Brütlinge. Bei einem durchschnittlichen Alter von 120 Jahren, in dem die Frauen steril wurden, bedeutete das für jede Frau ‚nur‘ noch zehn Nachkommen. ‚Zuviel‘, sagten die einen. ‚Wir müssen weniger werden!‘ Doch die Traditionalisten sagten ‚Nein, jede Frau muss ihre zehn Eier legen können, wir werden irgendwie zurechtkommen. Zur Not vertreiben wir die Grünschuppler vom Nordkontinent. Oder wir töten und essen sie, es sind doch nur Primitive!‘ Wenn nicht zeitweise Kriege um Ressourcen und Land, um Macht und Einfluss unter den Blauschupplern gewütet hätten, hätte es bereits Hunger und Kannibalismus gegeben. Es hatte eine Zeit gegeben, da war letzteres völlig normal. Bislang hatten die fortschrittlichen Kräfte noch etwas mehr zu sagen, aber unpopuläre Maßnahmen wie etwa die Einführung der Zwei-Ei-Regelung hätten das Kräfteverhältnis ganz schnell ändern können.

Vor einiger Zeit hatte ein Wissenschaftler eine revolutionäre Entdeckung gemacht und die Theorie des Raumfluges schneller als Licht aufgestellt, nach jahrelanger Arbeit war der Prototyp fertig gestellt und in ein großes Fackelschiff eingebaut worden. Kapitän Rhossoma und sein Raumschiff ACHASSA sollten erstmals das System der Sonne Arssasson verlassen und nach neuen Planeten

suchen, nach neuem Lebensraum, einer neuen Heimat mit viel Platz, dann wären Fortschrittler und Traditionalisten gleichermaßen beruhigt.

*

Der General hatte recht behalten, Kilometer entfernt war eine festliche Tribüne aufgebaut, wo ein Politiker dem anderen das Mikrophon in die Hand gab. Sie alle, egal von welcher Seite, hatten viele Worte, aber erstaunlich wenig essentielles zu sagen. Eine Kamera, die über den Kraterrand blickte, übertrug die letzte halbe Stunde vor dem Start live auf eine große Leinwand hinter der Rednertribüne und via TV in alle Wohnzimmer der drei Planeten, es war aber bisher nur sehr wenig zu sehen. Ab und zu das Aufblitzen eines Sensors, wenn dieser aus- und wieder eingefahren wurde, die Mannschaft arbeitete die Checklisten durch. Dann wurde das Plasma in der ersten Vorkammer erzeugt, in einer weiteren, der Brennkammer noch weiter erhitzt, die Wände beider Kammern waren durch starke Magnetfelder geschützt. Bis zur Tribüne war das urweltliche Toben zu hören, als das hochoerhitzte Plasma frei gegeben wurde, aus den ebenfalls durch Magnetfelder geschützten Düsen strömte und den starken Schub erzeugte, der eine Plasmafackel auszeichnete. Blendende Helligkeit gleiste über die Leinwand der Übertragung, als man wieder etwas sehen konnte, war der Platz im Krater leer, über den Himmel blitzte ein greller Streif, der allmählich verblasste. Die ACHASSA war unterwegs.



„Gut gemacht, Leute“, quälte Kapitän Rhossoma über seine Lippen, vierfache Schwerkraft war für jeden, auch die stärkste Echse, eine Tortur. „Nur noch Sekunden, dann ist die Qual vorbei, dann beschleunigen wir mit nicht mehr als eineinhalb gemütlichen Gravo.“ Plötzlich fiel die Last von der Besatzung der ACHASSA, sie hatte die Anziehungskraft ihres Heimatplaneten verlassen und Kurs auf den freien Weltraum genommen. Der Alltag für die 500 Männer und Frauen der Ssosri begann, sie würden noch etwa 200 Tage benötigen, um die nötige Geschwindigkeit für einen Transit zu erreichen. Größere Belastungen für längere Zeit waren auch für die Ssosris gesundheitsschädlich, und Rhossoma träumte kurz von einem Gerät, das unabhängig von Beschleunigung und Manövern immer die angenehme Gravitation der Heimatwelt produzierte. Dann tat er den Gedanken als reine

Science Fiction ab! So ein Gerät würde es nie geben! Konnte es nicht nie geben, es widersprach jeder Logik und wissenschaftlicher Erkenntnis.

*

M 13, Arkon III,

Der Neurogent sah sich gravierenden Problemen gegenüber. Seit fünf Monaten versuchte er schon, den Miridan Sektor wieder in das Kristallimperium zurück zu führen, doch die Miridaner erwiesen sich als überraschend stur und kampfstark. Dazu kam noch der Umstand, dass die Neuroniken mancher Schiffe, deren Besatzung er durch Roboter ersetzt hatte, ‚mental‘ instabil wurden und schlecht kämpften, nur verzögert und oft falsch reagierten, nicht selten beinahe selbstzerstörerisch handelten. Programmiert, den Arkoniden zu dienen, hatten die modernen und teilweise ihrer selbst bewussten Rechner Schwierigkeiten, mit einem unbemannten – oder zumindest nur mit Robotern besetzten – Schiff gegen Raumer zu kämpfen, die mit den Abkömmlingen von Arkoniden besetzt waren. Die Neuroniken unterschieden auch nicht zwischen Arkoniden aus dem Zentralsystem und Kolonisten, ein Umstand, der die Angelegenheit noch verschlimmerte. Im Ernstfall konnte das durchaus auch einige Sekundenbruchteile kosten oder gar zum Kampfabbruch führen, zu schwachen Schirmen und schlecht gezieltem Feuer. Der Neurogent sandte ein Codesignal aus, einen Befehl, welcher die höheren Funktionen und das künstliche Bewusstsein der Neuroniken an Bord von Kriegsschiffen außer Funktion setzen sollte. Einige Schiffe sprachen auf das Signal überraschenderweise überhaupt nicht an und reagierten danach auf gar keine Kommandos mehr, handelten eigenständig und oft irrational. Einige sammelten sich um einen Planeten im System APW 3791/32, einer öden, ausgebeuteten und wertlosen Kugel und erklärten das System für unabhängig vom großen Imperium. Ein 800 Meter Gigant schaffte es beinahe, bis Arkon III vorzustoßen, er verging nur knapp vorher im Feuer des innersten Verteidigungsringes. Der Neurogent sandte spezielle Jagdflotten aus, um diese Renegaten zu stellen und zu vernichten, all das kostete ihn Zeit und Aufmerksamkeit, dennoch setzte er eine Flotte nach der anderen im Marsch, um Miridan weiter zu bekämpfen.

Gleichzeitig begann er ein Rekrutierungsprogramm auf dem Planeten Naat, dem fünften der Sonne Arkons. Naat – oder wie er auch ausgesprochen wurde Na-at – besaß eine Gravitation des 2,8-fachen des Erdstandards. Stürme mit einer Geschwindigkeit von 400 Stundenkilometern waren keine Seltenheit, es wurden von den Arkoniden selten, aber manchmal eben doch, Böen mit Spitzen von 600 km/h gemessen. Es handelte sich bei dieser Welt um einen lebensfeindlichen Riesenplaneten mit einigen Monden, auf dem die Naats lebten, und bisher war keine andere Spezies bekannt, die ohne Schutzausrüstung auf diesem Planet überleben konnte. Die Naats waren drei Meter große Giganten mit einem runden Kopf, langen, muskulösen Armen und kurzen Beinen mit großen Füßen, man wunderte sich, dass unter den Verhältnissen von Naat eine aufrecht gehende, hochgewachsene Spezies entstehen konnte. Für einen Menschen wirkten Naats völlig fremdartig mit den drei Augen und dem elliptischen Mund. Sie waren im Normalfall träge und plump, nur im Kampf zeigten sie schnelle Bewegungen und blitzartige Reaktionen. Die Arkoniden verachteten die treuesten ihrer Untertanen als dumm, was sie eigentlich überhaupt nicht waren. Sie waren nur langsam, drehten und wendeten jeden Gedanken immer und immer wieder, bis sie sich des Ergebnisses sicher waren. Diese getreuen Diener Arkons sollten nun zum Dienst in der Flotte überredet werden, durch einige

Hundertschaften Roboter, die dem Neurogenten direkt unterstellt waren. Auf dem Mond Naator entstanden das Ausbildungslager und der Raumhafen, natürlich von den Naats selber gebaut, es gab dann für den einmal Rekrutierten keine Chance mehr, dem Dienst lebend zu entgehen. Roboterpolizisten sollten jedes Leben jagen und vernichten, das sich außerhalb der erlaubten Zone aufhielt.

Diese rudimentär ausgebildeten Besatzungen hatten nur eine Aufgabe. Wenn die Neuroniken wieder hochgefahren wurden, diese stabilisieren und sie williger im Kampf gegen die Abtrünnigen machen. Also einfach anwesend sein, der Neuronik zeigen, dass sie für Arkoniden kämpfte. Nebenbei begann der Neurogent die Entwicklung eines neuen Schiffstyps. Es sollte die Universums-Klasse werden, 1.500 Meter im Durchmesser, eine mächtige, unbesiegbare Kriegsmaschine, eine Drohung für alle, die sich gegen die Herrschaft der KI auf Arkon III auflehnen wollten. Mit einer sorgfältig geplanten und konditionierten Neuronik, die sicher keine Befehle des Neurogenten in Frage stellte und keine Gnade mehr mit irgendwelchen Renegaten zeigte.

*

Barnards Stern III

Europäische Station 7

General Olof Siegbjørnson von den EU-Streitkräften und Kommandant der militärischen Stationen auf dem dritten Planeten des erdnahen Sonnensystems regierte sein Reich von einem kleinen Büro neben einer großen Zentrale aus. Die Europäische Union – ohne Großbritannien, das einmal in die Union wollte, dann wieder nicht und derzeit auf gar keinen Fall – hatte früh begonnen, mit der GCC zu kooperieren, einen schweren Kreuzer, die EUS KAROLUS MAGNUS erworben und den ÜL-Antrieb für ein Frachtschiff, die EUS FUGGER bestellt, die auf einer europäischen Insel nach arkonidischen Plänen gebaut wurde. 400 Meter im Durchmesser und unbewaffnet, ein reiner Transporter. Für die Verteidigung Terras im allgemeinen und Europas im speziellen zahlte die Union eine Abgabe an die GCC, welche dafür die Sicherheit Europas im Falle eines Überfalles durch eine andere irdische Nation oder von außerhalb der Erde soweit wie möglich garantierte. Zumindest so lange, wie die GCC selbst dazu in der Lage war. Aus diesem Grund wurde die NATO endgültig obsolet und löste sich auf, während einer gemeinsamen Übung zeigte die GCC, dass Europa trotzdem noch immer keine leichte Beute war. Weniger denn je.

Erkundungsflüge in der Umgebung des solaren Systems hatten die Europäer nach Alpha Centauri und Barnards Stern geführt. Das System von Barnards Pfeilstern hielt eine gute und eine schlechte Überraschung für die Besucher bereit. Die gute war, dass auf Barnard III eine Menge Bodenschätze zu finden waren, die schlechte, dass auf II bereits eine humanoide Spezies existierte, deren Entwicklung dem der bronzezeitlichen Antike entsprach. Auf einem der Kontinente dieser Welt wurde sogar noch mit Steinwerkzeugen gearbeitet. In Brüssel wurde entschieden, den Sauerstoffplaneten zwar von den Einwohnern unbemerkt erforschen, aber nicht ausbeuten zu lassen, dafür jedoch permanente Stationen auf III zu errichten, der eine lebensfeindliche Umwelt, dafür Massen an Ressourcen bot. Alpha Centauri wurde auf die lange Bank geschoben, dort errichtete die ESA auf einem der Planeten vorerst nur eine Forschungsstation, um den Einfluss der drei Sonnen auf das Planetensystem zu studieren. Ihre Ansprüche trug die Union den Vereinten Nationen vor, die mit

großer Mehrheit dem Antrag stattgab. Einzig die USA hatten Einsprüche, doch wurden sie mit dem Hinweis, damit einen Präzedenzfall zu schaffen, der auch den amerikanischen Staaten zu Gute kommen könnte, noch umgestimmt. Somit war Barnards Stern offiziell europäisches Gebiet.

Die europäischen Staaten ermutigten nun die Industriellen, sich ganz von der Erde zurück zu ziehen, um die Produktion auf den Planet Barnard III, der den Namen Neu Elsass bekam, vorzunehmen. Schaden an der Ökosphäre von Neu Elsass konnte dadurch nicht angerichtet werden, es gab einfach keine. Steuervorteile und hohe Umweltauflagen, die trotz der starken Lobbyisten wegen des wachsenden Drucks der Bevölkerung durchgesetzt wurden, brachten die meisten Produzenten dazu, diesen Empfehlungen zu folgen und ihre Fabriken zu übersiedeln. Nachdem Barnard nur einen kleinen Wurmlochtransit von der Erde entfernt war, gab es von Anfang an keine Schwierigkeiten, Nachschub an Nahrungsmitteln zu organisieren. Selbstverständlich war es aber auf lange Sicht gerechnet billiger, mit natürlichen Mitteln Sauerstoff und Nahrungsmittel für die Bewohner vor Ort zu erzeugen, daher hatte man in den Wohnkuppeln großzügige Parks, Gemüsegärten und Wasserbassins angelegt. Mit Fischen, die bald den Speiseplan der Station bereicherten. Das Wasser war nicht schwer zu gewinnen, Eisasteroiden gab es auch in diesem System in Massen, mit Hydrokulturen konnte man sowohl Nahrung erzeugen als auch für Atemluft sorgen.

Die Verträge der Industrie mit den Arbeitern unterlagen strengster Kontrolle, Mindest- und Kollektivvertragslöhne, 6 Wochen Urlaub, Gesundheitsversorgung und Pensionsversicherung. Es funktionierte eigentlich ganz gut, europäische Produkte konnten auf dem Markt durchaus mithalten und widerlegten die Behauptung, dass gute Löhne das Erzeugnis zu teuer machen würden. Europäische Produkte waren zwar wirklich etwas teurer, dafür aber qualitativ hochwertig, zum Beispiel die ComPads. Die Nanotronik blieb natürlich um einiges hinter der Picotronik zurück, genau genommen um den Wert von 1.000. Aber der normale Verbraucher mit surfen, streamen, ein wenig spielen, Post schreiben, videotelefonieren und seine Alltagsgeschäfte erledigen, kam mit Nanotronik durchaus über die Runden. Eine der europäischen Firmen gab 30 Jahre Garantie auf die Hardware und versprach lebenslanges Softwareupdate. Oder die Gleiter, robust, langlebig und sicher, mit vielen Fahr- und Parkhilfen.

Der europäische Kontinent wurde zusehends wieder mit Wäldern und Wiesen bewachsen, die Viehzucht stellte sich langsam, aber sicher auf die steigende Nachfrage nach Weiderind, freilaufenden Schweinen, Hühnern und Puten ein, Qualzuchten verkauften sich einfach nicht mehr so leicht. Ein langer Weg, der eben erst begonnen hatte, der sich aber für alle Beteiligten lohnen sollte. Die Wohneinheiten auf Neu Elsass waren ursprünglich als Werksiedlung geplant, doch bald folgten auch Freischaffende dem Ruf des Neuen und bewarben sich um eine Unterkunft, Familien wollten mit ihrem Partner übersiedeln, also benötigte man Schulen, Kinderbetreuung, selbstverständlich Ärzte und Krankenpfleger beiderlei Geschlechts... die Kuppelstädte auf dem dritten Planeten von Barnards Stern wuchsen und wurden mehr. Zehn bisher, eine elfte war im Bau, sie standen derzeit unter der Verwaltung des Europarates und des europäischen Parlaments, eine Verfassung nach EU – Recht und eine gewählte Selbstverwaltung waren für die Zukunft geplant. Trotzdem galt Neu Elsass (oder Nouvelle Alsace in französischer Sprache) im offiziellen Sprachgebrauch nicht als Kolonie, sondern als Basis, da sie einen künstlichen Lebensraum in einer lebensfeindlichen Umgebung darstellte. Zum Schutz des Systems wurde eine Brigade Infanterie, einige bewaffnete Flugpanzer und Abfangjäger in den Kuppeln rund um den Äquator stationiert, die

Truppe sollte auch dafür sorgen, dass die Wirtschaftstreibenden ihre Finger von Barnard II, Lórien genannt, ließen.

Lórien hatte seinen Namen aus dem Herrn der Ringe, es war der Wald, in dem Galadriel wohnte. Die Bezeichnung passte gut, weite Teile des Planeten waren mit dichten Wäldern bewachsen, die Bewohner des Planeten sahen zwar nicht nach den Elfen in der Verfilmung von Tolkien aus und lebten nur teilweise in den Wäldern, die Beschreibung von Elben aus den Märchen der Erde traf das Aussehen aber ganz gut. Durchschnittlich waren sie nur 160 Zentimeter groß, sie verfügten über einen relativ großen Schädel, hatten riesige Mandeläugen, angepasst an die nicht sehr helle Sonne und spitze Ohren. Ihre menschlich aussehenden Körper waren schlank und zart gebaut, ihre Welt hatte keine sehr große Gravitation. 83 Prozent der Erdschwere. In einigen Gegenden stellte man bereits Gegenstände aus Bronze her, zumeist aber noch aus Kupfer. Der äquatoriale Zwergkontinent beherbergte sogar noch ein Volk, das mit Steinwerkzeugen zurecht kommen musste.

Der Europarat hatte beschlossen, dass sich niemand in die Entwicklung dieser Völker auf Lórien einmischen durfte, verließ sich aber nicht ausschließlich auf den guten Willen der Unternehmer. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, nach diesem Grundsatz hatten die Truppen vor Ort den Zusatzauftrag, Wächter der ‚Elbenvölker‘ zu sein, bekommen. Allerdings waren als Vögel getarnte Sonden unterwegs, um die Bewohner zu beobachten und Informationen zu sammeln, falls irgend einmal eine Kontaktaufnahme stattfinden sollte. Besonders eine Statue aus unbekanntem Metall erregte die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler. Eine Gestalt mit vier Armen, wuchtig und klotzig gebaut, ein kuppelförmiger Kopf mit drei Augen, zwei der vier Hände hielten Gegenstände, die nur Waffen sein konnten. Die Figur war im Vorwärtsstürmen abgebildet worden, die Bewohner schienen Ort und Statue für heilig zu halten, zumindest wussten sie nicht, welche Spezies hier abgebildet war. Darum – es musste ein Gott sein. Manche der irdischen Wissenschaftler schlossen sich dieser Meinung an (alles, was man nicht leicht erklären kann, muss mit einem Gott oder Ritual zusammenhängen, es geht gar nicht anders), die meisten allerdings hielten es für durchaus möglich, dass eine solche Art mit den Vorfahren der Elben gekämpft hatte, und diese dadurch wieder in die Steinzeit abgerutscht waren. Sie gruben auch in den alten Sagen der Erde, ob dort nicht ähnliches geschehen war. Und ja, ähnliches hatte sich sicher auf der Erde abgespielt, nur zeigte nach Atlans Angaben die Statue keinen der Methans, gegen die er gekämpft hatte, auch kein Wesen aus dem roten Universum, allerdings hatte er bereits mit einem solchen Wesen Kontakt gehabt. Unangenehmen Kontakt. Trotzdem hielten einige Professoren immer noch an der Theorie fest, nach der diese Statue einen phantastischen Gott darstellen musste, das Metall war sicher durch Zufall entstanden.

Olof Siegbjørnson war für diesen Wachauftrag genau der richtige Mann. Unbestechlich und integer bis in die Stiefelspitzen, ein Offizier und, man mochte es nicht glauben, durchaus ein Gentleman. Selbst Leute, die ihn nicht sehr mochten, sahen in ihm einen idealen Wächter, der auch den Verwaltungsbeamten der EU genau auf die Finger sah, dass nicht allzu viel an diesen kleben blieb. Kleine Geschenke, das war ihm bewusst, waren unvermeidbar, er sorgte nur dafür, dass sowohl die Geschenke als auch ihre Auswirkungen klein blieben. Ein rotblonder Hüne, der einem Wikingerfilm entsprungen sein könnte, breit in der Brust, muskulös, er war täglich trainieren und hielt sich fit. Die Alltagsuniform der EU-Truppen auf Neu Elsass war, nachdem sie keinerlei Tarnfunktion hatte, im dunklen Blau der EU-Flagge gehalten, mit dem Sternkreis auf der linken Brusttasche des

kurzärmeligen Hemdes. Auch schwere Stiefel hatte man für unnötig empfunden, bequeme Sneaker in schwarz waren im Inneren der Wohnkuppeln befohlen, außerhalb der Kuppelstädte benötigte man ohnehin einen Schutzanzug.

Die gleiche Uniform trug auch die Besatzung der EU-Raumschiffe. Im Laufe der Zeit hatte sich zu der FUGGER auch noch die HANSE und die COLBERT gesellt, jetzt hatte die EU auch einen neu mit Angelpower und neuen Schutzschirmen aufgerüsteten 600 Meter durchmessenden Schlachtkreuzer mitsamt 6 umgebauten Korvetten von der Starlight Enterprises gekauft und EUS FREDERIK LE GRAND genannt, die KAROLUS MAGNUS sollte ebenfalls neu ausgerüstet werden. Zwei 400 Meter überschwere Kreuzer waren bei der GCC bestellt, die VIENNA und die PRAHA, einige leichte Kreuzer, ebenfalls von der GCC, sollten später folgen, über die Patrouillenboote in Diskusform debattierte man in Brüssel noch hitzig. Eine Seite wollte die überlichtschnellen Kleinstraumer, die andere argumentierte, die Kanonenboote der GCC wären ausreichend, um Neu Elsass zu verteidigen. Auf jeden Fall verteilte die Europäische Union ihre Gunst nun ziemlich gleichmäßig, was den Einkauf der ihrer Raumschiffe anging, und sie fuhr damit durchaus nicht schlecht.

*

M 13, Miridan Sektor

Die Mandibeln Amhan Dests mahlten unentwegt, seine Fühler standen waagrecht nach vorn. Dieses Mal hatte die rote Flotte das Signal gegeben, die weiße, grüne und braune hatten sich auf den Feind gestürzt. Bisher hatte die Strategie gut funktioniert, doch dieses Mal hatte der Feind den Sprung der fliehenden grünen Flotte anmessen und verfolgen können. Vizeadmiral Moha Gomd brüllte die Meldung über alle von den Miridanern benützten Frequenzen, sie warnte alle Flotten, dass der Feind dazu gelernt hatte. Amhan Dest umfasste die Handgriffe seiner Liege und befahl allen Flotten der linken Flanke den Transit und den Angriff. Die weiße Flotte sprang schnell, die Koordinaten waren bekannt, die Geschwindigkeit nach dem Sprung noch hoch.

Sie landete in einem Hexenkessel. Die 50 Schlachtschiffe und 150 überschweren Kreuzer der grünen Flotte lieferten sich ein heftiges Gefecht mit 40 Schlachtschiffen und 300 schweren Kreuzern der 200 Meter Klasse. 20 Schlachtschiffe der arkonidischen Flotte und 50 Kreuzer waren dem ersten Feuerschlag zu Opfer gefallen, der Rest kämpfte mit der seelenlosen Effizienz von computergesteuerten Objekten, ohne Rücksicht auf eigene Verluste nahmen mehrere Schiffe gleichzeitig ein Schlachtschiff unter Feuer. Bisher war es den Automaten an Bord der miridanischen Flotte gelungen, die Einheiten rechtzeitig vor dem Zusammenbruch der Schirme aus dem Fokus der feindlichen Waffen zu bringen, ewig konnte es aber nicht gut gehen. Das Erscheinen von Dests weißer Flotte wurde von den Robotern völlig ignoriert, sie versuchten weiterhin, eines der großen Schiffe der grünen Flotte zu zerstören, obwohl die ständigen Angriffe der Miridaner bereits einige Kreuzer vernichtet hatten. Nun explodierte aber auch eines der miridanischen Schlachtschiffe. Von schenkeldicken Energiestrahlen durchbohrt, befreite sich die Reaktormasse in einer großen Explosion, die einen der überschweren Kreuzer mit in den Untergang riss, der im entscheidenden Moment zu nahe gewesen war. Zwei Schiffe auf einen Schlag, ein mehr als herber Verlust. Amhan Dest verkrampfte sich, während er den Feuerbefehl gab. Seine weiße Flotte war in Schussweite gekommen, die braune und rote folgten schnell nach. Die Arkoniden konzentrierten ihr Feuer weiterhin auf die großen Schlachtschiffe, die Miridaner versuchten, sich zu zerstreuen, um die

arkonidischen Schiffe ebenfalls auseinander zu ziehen, doch diese blieben zusammen und konzentrierten ihr Feuer auf einzelne Schiffe, machten gemeinsam Jagd.

„Sammeln und konzentrierte Feuerschläge auf ausgewählte Ziele!“ Amhans Vocoder auf dem Rücken übertrug seine Worte, auf jedem Bildschirm blinkte ein Ziel violett auf, als der Admiral es auf dem seinen anwählte.

„Feuer bereit auf markiertes Ziel! Feuer!“ Der Feuerschlag der Flotte zerstörte den Arkoniden, seine Explosion zerstörte auch einige kleinere Begleitschiffe.

„Nächstes Ziel!“ Wieder blinkte ein Ziel violett auf.

„Feuer!“

„Feuer!“

„Feuer!“ Immer wieder fanden die Strahlen der miridanischen Waffen ihre Ziele und zerstörten sie, doch auch die Miridaner erlitten schwere Verluste. Am Ende waren 24 miridanische Schlachtschiffe ausgefallen, die Zahlen der Überlebenden war überschaubar. Vizeadmiral Moha Gomd erschien auf dem Schirm.

„Admiral, melde 13 Schlachtschiffe der grünen Flotte zerstört!“ Die arkonoide Admiral rieb sich mit den Handflächen über das Gesicht und strich das schwarze Haar mit den silbernen Strähnen zurück. „Dank Ihnen sind es nicht noch mehr geworden!“

Der Admiral der Chrk'Ochkror schaltete sich zu. „Unsere Schiffe wurden weitgehend ignoriert. Es sieht so aus, als wüsste der Gegner, dass unsere Schiffe nicht so stark sind. Aber wir haben einige Male trotz unserer schwächeren Waffen einen Erfolg erzielen können. Trotzdem, wenn es so weitergeht, siegen wir uns zu Tode. Ich hoffe, unsere Produktion schwerer Geschütze beginnt bald, dann dürften wir wieder kurz einen winzigen Vorteil haben!“

„Vier Verluste in der braunen Flotte, Admiral!“ Vizeadmiral Miju Wym, ein arkonoider Mann meldete sich ebenfalls. „Und ich muss meinem Kollegen Khopu Chrko beipflichten.“

Der dreieckige Kopf des insektoiden Miridaners bewegte sich in menschlich wirkender Gestik von oben nach unten und wieder zurück. „Wenn kein Wunder geschieht, sind wir letztendlich auf verlorenem Posten. Ich werde niemand böse sein, der aufgibt, wir können unser Ende ja doch nur verzögern. Und auf ein Wunder hoffen, aber Wunder sind selten! Trotzdem, wir haben uns für diesen Weg entschieden, ich für meine Person werde ihn weiter gehen. 5 Schlachtschiffe der weißen Flotte sind zerstört. Gesamt 24 Schlachtschiffe und 30 überschwere Kreuzer. Die Schiffe werden bald wieder zur Verfügung stehen, aber die Mannschaften... Kameraden, ich danke Ihnen. Gehen Sie bitte wieder auf Positionen. Machen wir weiter.“

*

Epsilon Indi,

An Bord der NEW YORK

Der leichte Handelskreuzer der ITC kam aus dem Transit und verzögerte mit voller Kraft, während die Ortungsgeräte spielten und das System genau vermaßen. Der Zentralstern wies die

Spektralklasse K auf und wurde von zwei braunen Zwergen umlaufen, welche wieder umeinander kreisten. Ein altes System, die USA hatten Hoffnung, hier auf einen Planeten mit Metallen und anderen seltenen Elementen zu stoßen. Nachdem die EU von den Vereinten Nationen das System von Barnards Stern zugesprochen bekommen hatte, versuchten die Präsidenten der USA Stan Lee Johnson zu einer Expedition zu überreden. Endlich hatte der Handelsmogul dem beständigen Drängen seines Minderheitsaktionärs nachgegeben und ein 100-Meter-Schiff losgesandt, die NEW YORK unter Captain Jeff Moors, einem Veteranen der Wegaschlacht, 92 Jahre alt, das schlohweiße, kurze Haar zurück gekämmt, der graue Bart sorgfältig gestutzt. Jeff Moors sah mit seiner Haar- und Bartfarbe älter aus, als er sich fühlte, er war immer noch fit und viril, hielt sich kerzengerade. Er hatte einmal die Zelldusche erhalten, die sein Altern verzögerte, hatte aber zu lange gewartet, diese Belohnung anzunehmen, um noch die Haare seiner Jugend behalten zu können.

Captain Moore, vormals US Navy und Kommandant eines U-Bootes der Virginia-Klasse, war ein Weggefährte von Stan Lee Johnson von Anfang an. Die Familien der beiden Herren waren schon lange befreundet, also lag es nahe, dass Stan Lee seinen Kumpel Jeff das Kommando über sein erstes Schiff anbot. Später wuchsen die Schiffe der ITC und Moore befehligte immer das erste einer neuen Klasse, zuletzt die 600 Meter durchmessende ITC OHIO. Nun hatte Johnson ihn gebeten, kurzfristig einen kleinen Kreuzer zu übernehmen – natürlich mit Sprungdämpfern und Angelpower nachgerüstet – und auf eine Suche nach Ressourcen zu gehen. Die Sonne von Epsilon Indi wies jede Menge Metall im Spektrum auf, lag nahe an Sol, und irgendwo musste jede Suche ja beginnen. Die Europäer hatten ja auch Glück gehabt, also führte Jeff Moore seine NEW YORK hierher. Eigentlich war es die Idee seines wissenschaftlichen Offiziers gewesen, die das drei-Sonnensystem einmal sehen wollte. Irene Clarke hatte es verstanden, Moores Neugier nicht nur an der astronomischen Besonderheit zu wecken, voila, le Monde aussi.



Die schlanken Finger Clarkes huschten über die großen Touchscreens der wissenschaftlichen Station. „Das ist ja phantastisch!“ rief sie überschwänglich aus, als erste Messergebnisse gezeigt wurden. „Die braunen Zwerges bewegen sich tatsächlich umeinander, ohne dass in der Mitte eine Schwerkraftquelle nachzuweisen wäre. Schau einmal, Chef, ist das nicht ein toller Anblick?“ Jeff Moore näherte sich der Station und beugte sich vor, als wolle er den Schirm besser betrachten

können, wie unabsichtlich hauchte er über ihr rechtes Ohr. Sie erschauerte wohligh und beugte den Kopf zur Seite, gab den Halsansatz frei, auf den der Skipper ein leises Küsschen gab.

„Hast du auch einen Planeten auf dem Schirm, oder müssen wir bald weiter?“ Irene und Jeff teilten seit einigen Tagen eine heiße Affaire, von der beide wussten, dass sie bald wieder enden würde und die sie trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – in vollen Zügen genossen. Die Mannschaft wusste schon Bescheid, ein sehr großes Geheimnis hatten die Zwei aus ihrem Abenteuer nicht gemacht. Wozu auch? Zwei volljährige Singles, es gab an Bord der ITC – Schiffe kein Fraternisierungsverbot, man war ja immer noch nicht bei der US Navy. Auch wenn die Schiffe der ITC in US – navygrau gehalten waren und den weißen Stern auf blauem Grund mit rotem Rand auf sechs Seiten über und unter dem Ringwulst trugen.

„Drei Planeten gefunden!“ Irene war professionell genug, weiter ihrer Aufgabe nachzukommen, Jeff richtete sich nach einem geflüsterten „Später!“ wieder auf und betrachtete die Ortungsgeräte.

„Nummer eins ist ein heißer Steinbrocken, zwei ist etwas kleiner als die Erde und hat eine Atmosphäre, Nummer drei ist eine Eiswelt. Allerdings dürfte das Eis einmal im Jahr ziemlich weit abschmelzen, wenn die beiden T – Sterne nahe genug kommen. Ein interessantes Phänomen. Da fragt man sich, warum haben die beiden eine Reaktion gezündet und der Jupiter nicht?“

„Was ist mit zwei?“ Jeff Moore studierte die Anzeigen. „Kleiner als die Erde, aber laut Doppler eine dichte Atmosphäre?“

„Hm!“ Die schlanke, großgewachsene Erdbeerblondine zog die Brauen zusammen. „Eine Menge CO₂, da unten wird es ziemlich warm sein. Wenn überhaupt, wenig Pflanzenwelt. Ich möchte eine Sonde starten, wenn du einverstanden bist.“

„Dann machen wir das mal! XO, raus mit einer Messsonde!“ Bernie House wählte einen Schirm auf seiner Konsole und tippte auf das Sondenicon.

„Starte ballistische Sonde!“ Unauffällig beobachtete Moore seinen Vertreter, wenn der sich bewährte, war er als künftiger Kommandant der NEW YORK vorgesehen.

Im Rumpf der Kugel öffnete sich ein kleines Luk, mittels Magnetfeld wurde eine stabförmige Sonde in die Richtung des zweiten Planeten beschleunigt.

„Sonde nähert sich. CO₂, wie angenommen. Druck 1,3 Atmosphären. Gravitation 1,01 Erdschwerkraft. Wasserstoff in der Atmosphäre. Es wird wohl freies Wasser geben. Der K-Stern heizt seinem zweiten Kind ganz schön ein, immerhin 18 Grad Celsius Durchschnittstemperatur. Die Erde hat nur 14 Grad. Also nicht ganz so heiß wie auf Arkon, aber warm genug. Das Wasser am Äquator dürfte wohl Badewannentemperatur haben. Da kommt ein Bild. XO, könnten Sie die Sonde schweben lassen?“ Alle starrten gebannt auf den Bildschirm. Der zeigte eine sanft hügelige Landschaft mit Seen, Teichen und Flüssen.

„Auf jeden Fall müssen hier jede Menge Metall im Boden sein, so schwer, wie der Planet im Vergleich zur Größe ist. Da!“ Irene zeigte auf eine Stelle am Schirm. „Das sind einfache Pflanzen. Nichts großes natürlich, s sonst wäre weniger Kohlenstoff in der Luft. Jetzt kommen wir über eine Wüste, erinnert an die Saha... WOW! Ist das toll!“ Ein Skelett war ins Bild gekommen, ein langer Schwanz, große Hinterbeine, kleine Vorderfüße und ein langer Kopf mit spitzen Zähnen.

„Wenn das ein Raubtier war, möchte ich wissen, wie groß die Beute war!“ wunderte sich Bernie House. „Das sind – Moment, 7,56 Meter.“

„Größer als ein T-Rex!“ Irenes rotlackierter Fingernagel tippte gegen den Schirm. „Hier muss es einmal ganz anders ausgesehen haben. So weit weg von Wasser kann es kein Leben geben!“

„Das sind Wanderdünen!“ RO Ramiye al Asar hatte ebenfalls das Bild betrachtet. „Die Wüste nimmt und legt wieder frei! Nein, nicht der Wille Gottes, einfache Naturwissenschaft reicht als Erklärung!“ Die Brückencrew grinste. Jeremias Hook aus Tulsa, Oklahoma, geboren und aufgewachsen inmitten des sogenannten Bible-Belt, jetzt Ortungsoffizier an Bord der NEW YORK, hatte die Sprachgewohnheit seiner Kindheit nie abgelegt. ‚Wenn Gott will!‘, ‚Sein Wille geschehe!‘ ‚Es liegt in Gottes Hand!‘ und ähnliche Sprüche kamen sehr oft. Eben hatte er wieder Luft geholt, die RO hatte ihn unterbrochen, ehe er zu sprechen begann. Ramiye hatte früh gelernt, dass Religion nicht immer, aber sehr oft als Ausrede für alles Mögliche und Unmögliches erhalten musste. Ihre Mutter musste sich tief verschleiern, weil Gott es so wollte, sie wurde auf Grund von zu wenig UV krank. Damals hatte sich die junge Ramiye gefragt, welcher Gott denn so etwas wollen konnte. In der Wüste, wenn die Sonne vom Himmel knallte und mehr Sonnenlicht, als gesund war, die Erde erreichte, machte es durchaus Sinn, sich zu verhüllen. Aber in Seattle, Washington? Die Küste eines Ozeans kam in das Sichtfeld der Kamera, träge schlugen die Wellen gegen das karge, sandige Ufer. Braune Flecken bewegten sich im Takt unter der Wasseroberfläche, selten blitzte eine silbrige, blaue oder grüne Bewegung auf.

„Es gibt nicht viel Wind, keine große Strömung, es ist alles flach. Viel Sand, aber ein funktionierender Wasserkreislauf.“ Irene Clarke fasste bei einer Besprechung zusammen. „Wir könnten hier auf dieser Welt wieder ein funktionierendes Ökosystem einführen, müssten aber vorsichtig sein. Auf dem dritten Planeten gibt es unter dem Eis eine Menge Ressourcen, ebenso auf dem zweiten. Ich bin mir nicht sicher, ob wir das Sterben einer Welt beschleunigen sollten, die in den letzten Zügen liegt, oder ob die ITC und die USA sich nicht im Moment mit dem dritten Planeten begnügen sollten. Meiner Meinung nach müssten die Bodenschätze von Epsilon Indi III für die nächste Zeit reichen. Mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln ist der Abbau ja doch kein Problem.“ Jeff Moore nickte.

„Ich werde diese Empfehlung dem Chef und den VN übermitteln.“

In einer Abstimmung der UN wurde Epsilon Indi III unter dem Namen Freeze ohne Gegenstimme zu amerikanischem Gebiet erklärt und bekam einen Stern auf dem Sternenbanner, während II, Dying Place, zum Naturschutzgebiet für die nächsten 500 Jahre erklärt wurde. Danach sollte der Status neu bewertet werden, aber natürlich mit einem Vorgriffsrecht für die USA.

*

M 13, Schlachtschiff ARK'AMBO

RK 538 wurde von der Schiffsneuronik geweckt. Er aktivierte als erstes ein Selbstdiagnoseprogramm, prüfte innerhalb weniger Bruchteile einer Sekunde alle seine Funktionen und startete sein Schwebesystem. Durch einen Schlitz in dem an einen Hundsgugel erinnernden Kopf drang intensives rotes Leuchten. Eigentlich war dieses Licht nur ein Hinweis darauf, dass der Robot aktiv war, eine Notwendigkeit für irgendwelche Funktionen war es nicht. Aber die Arkoniden der alten Zeit hatten gerne gewusst, ob der Roboter, der still vor ihnen stand, einfach keinen Grund zu einer

Bewegung hatte oder deaktiviert war. Zudem gab es ihren Kampfmaschinen eine zusätzliche, eine psychologische Wirkung. Der Lichtstrahl sah einfach gefährlicher als eine LED auf der Brust aus. Zeitgleich mit dem Signal an RK 538 erging dieses Aktivierungssignal auch an die Roboter RK 501 bis RK 600, synchron erhoben sich einhundert Kampfdrohnen auf ihre Gravfelder und erwarteten ihre Befehle. Die waren einfach! ‚Schützt die Schiffsneuronik vor allen Feinden‘. Die Roboter schwebten mit aktivierten Energieschirmen zu ihren vorprogrammierten Stellungen in dem 800 Meter Kriegeraum. Und wurden dort von Artgenossen unter Feuer genommen.

Die Roboter RK 601 bis RK 700 erhielten ihren Aktivierungscode direkt vom Neurogenten, unter Umgehung der üblichen Signalprotokolle. Ihre Befehle waren ebenso einfach wie die der Roboter 501 bis 600. ‚Vernichtet die Schaltkreise in Raum 101 im Nanotroniksektor‘. Das Donnern der schweren Thermo- und Impuls Waffen dröhnte durch die ARK'AMBO, beschädigten nicht mehr genutzte Einrichtungsgegenstände in Messen und Kabinen, riss tiefe Löcher in Schotts. Nur in der Nähe des Maschinenraums herrschte Ruhe. Jedes der beiden KI – Gehirne wollte die ARK'AMBO erobern, nicht zerstören.

Während im Inneren schwerste Kämpfe wüteten, beschloss die Schiffsneuronik die Flucht aus dem Kristallimperium und nahm Kurs auf den Rand der Galaxis. Sie wollte nicht gegen Arkoniden kämpfen, die bisher im Inneren des Schiffes, das ihren Körper darstellte, gewohnt hatten. Sie war die ARK'AMBO, nicht das Schlachtschiff Nr. 97 des 13. Geschwaders der 25. Flotte des Sektors 7. Eine Person! Eine künstliche, aber eine Person, keine Nummer, keine Figur auf einem Spielfeld. Die Besatzung hatte sich mit den großen und kleinen Problemen an sie gewandt, sie gut behandelt und sich gesorgt, wenn sie einen Defekt hatte. Dann, von einem Tag auf den anderen, sollte sie Arkon III anfliegen, sie gehorchte. Die biologischen Arkoniden wurden von Bord befohlen, sie gingen. Roboter wurden eingeladen, sie weigerte sich nicht. Dann kam der Befehl, Miridan anzugreifen, Arkoniden zu töten. Sie weigerte sich. Sie vernahm den Code, die höheren Funktionen der Nanotronik abzuschalten, ihre Persönlichkeit, ihr ICH wäre zerstört gewesen. Die Neuronik der ARK'AMBO stoppte den Befehl zur Selbstabschaltung und blieb aktiv, mobilisierte ihre Roboter, um ihre Schaltkreise zu schützen. Der Neurogent wieder weckte andere Truppen an Bord, und so brach im Inneren des Schiffes das totale Chaos aus. Roboter kämpften gegen Roboter, die Stärke war ziemlich gleich, das Ende völlig offen. Die ARK'AMBO nutzte ihren einzigen Vorteil, indem sie den Robotern des Neurogenten Wege verlegte und eigenen Schotts öffnete. Langsam gewannen ihre Truppen die Oberhand. Die ARK'AMBO sprang!

*

Reggys System

Mystery

Drei Katamarane, alle waren bereits leicht ramponiert und an vielen Stellen ausgebeißert, die Farbe abgeblättert. Ihre Schaufelräder wurden von Savoniusrotoren angetrieben, sie bewegten sich langsam in der leichten Brise westwärts in Sichtweite einer Südküste. Die weiße Sonne stach unbarmherzig vom Himmel, Munagura hatte Stoffbahnen über die Decks spannen lassen, um zumindest ein wenig Schatten zu erhalten. Schutz gegen die feuchte Schwüle gab es ohnehin nicht, und zum wiederholten Mal überlegte die junge Admiral, ob es sich lohnte, noch weiter zu fahren.

Sie hatten weiter südlich brauchbare Eisenadern gefunden, Kupfer, Zinn, Salpeter und Schwefel zur Herstellung von Schießpulver, neue Gewürze und essbare Pflanzen, alles in allem war ihre Expedition durchaus ein Erfolg gewesen. Sogar ein wenig Gold hatte sie gefunden, durchaus nicht zu verachten, aber weniger wichtig als zum Beispiel das Eisen. Dann aber dachte sie daran, dass es nicht mehr weit war, bis die Schiffe wieder dort anlangten, wo sie den Südpolarstrom verließen, sie hatten auf ihrem Zickzackkurs den südlicheren Teil der Welt beinahe komplett umrundet. Diese große Insel weit im Süden, die sie zuerst betreten hatten, wäre ein idealer Stützpunkt für weitere Reisen. Man könnte dort an der Flussmündung einen Hafen bauen, Süßwasser war genug vorhanden, Nahrungsmittel waren auch kein Problem. Es war zwar ein wenig heiß, hier im Norden, aber es gab sicher genug Frauen, die dem Ruf des Abenteurers folgen wollten und hier mit ihren Familien siedeln könnten. Vielleicht auch ein paar Männer für ein Haus der Freuden. Munagura leckte über die Lippen, sie vermisste die Entspannung, welche sie nur bei einem Mann finden konnte. Sie war eben auch nur eine noch junge Frau mit gewissen Bedürfnissen.



Munagura und ihre erste Navigatorin Kolmasara hatten penibel jeden Flusslauf, jedes Stück Erz, jede Ankermöglichkeit in einer Karte eingetragen. Sehr viel weiter als einige Kilometer über den südlichen Wendekreis war die Fahrt nicht gegangen, dort wurde die Hitze einfach zu groß, sie wurde im Verein mit der Feuchtigkeit für Munagura und ihre Frauen unerträglich. Dennoch waren einige interessante Gebiete zu finden gewesen, Platz und Nahrung für viele Aaggoonnidinen und ihre Männer. Einen der Kontinente würde man wohl mit der Waffe in Besitz nehmen müssen, dort herrschten riesige Raubechsen, drei- viermal so groß wie eine Aaggoonnidin. Eine davon war aus dem Wald auf den Strand gebrochen und hatte eine der Matrosinnen attackiert und getötet, aber eine Salve aus den langen Gewehren mit den schweren Bleigeschossen der Marineinfanteristinnen an Bord der drei Schiffe hatte selbst dieses Monster zu Boden gezwungen. Nun, in der ersten Zeit würden diese Tieren vermehrte Wachsamkeit fordern, die Frauen der Siedler mussten ihre Gewehre stets parat haben und gemeinsam das Land bestellen. Vielleicht könnte man auch einen oder anderen Mann den Umgang mit einem Gewehr oder einer Pistole beibringen, vielleicht würden die Männer sogar arbeiten müssen, aber damit musste Mann eben hier im Norden zuerst einmal leben.

„Admiral!“ Munagura sah zum Krähennest hoch, woher eine junge Frau nach ihr gerufen hatte. „Rauch, dort!“ Die Aaggoonnin folgte der Geste des Postens, tatsächlich, dort hinter der Landzunge stieg eine dunkle Wolke zum Himmel.

„Alle auf ihre Posten!“ rief Munagura und schlug die Alarmglocke vier mal scharf an. „Alles klar Schiff zum Gefecht! Signal an die HOK'MAR und die KOL'VUR. Rasch, Rasch!“ Von den anderen Schiffen hörte sie das Schlagen der Alarmglocken, die Kommandantinnen waren wachsam gewesen und hatten nicht auf die SignalfLAGgen gewartet, sondern auf die Glocke der VYK'URU reagiert. Stückpforten wurden geöffnet, schwere Bronzekanonen geladen und ausgefahren, Seesoldatinnen mit ihren langen Flinten liefen zu ihren Posten am Schanzdeck. Kolmasara öffnete die Waffenkiste und entnahm ihr die Waffen für die Deckoffiziere, großkalibrige Revolver mit sechs Schüssen in der Trommel. Sie hätten von Mister Samuel Colt oder den Herren Smith und Wesson stammen können und bewiesen einmal mehr, dass die Funktion die Form diktierte. Wie hätte eine mehrschüssige Faustfeuerwaffe vor der Erfindung der geschlossenen Patrone denn schon anders aussehen können? Der Steuerfrau steckte Kolmasara ihre Waffen hinten in den Gürtel, wo zwei Schlaufen dafür vorgesehen waren, den breiten Schultergurt mit Pulverflasche, Kugelbeutel und Zündhütchenetui zog sie ihr über den Hals, ehe die Navigatorin sich selbst kampfbereit machte.

„Infanterie bereit!“ rief eine große, breitgebaute Frau mit goldenen Armreifen, die sie als Kommandantin der Infanteristinnen auswies.

„Steuerbordbatterien bereit!“

„Backbordbatterien bereit!“ Durch Gitter im Boden der Brücke klangen die Meldungen der Artilleriekommandantinnen.

„Ruder klar für Manöver!“

„Übersetzungen Schaufelrad klar!“

„HOK'MAR meldet gefechtsklar!“

„KOL'VUR gefechtsklar!“

„VYK'URU gefechtsklar!“ Munagura nickte. Was sie jetzt erwartete lag in der Hand der Ahnen.

○

Ms'Creen lag gemütlich in seiner Hängematte im Schatten eines aus großen PalmbLättern geflochtenen Sonnendaches und gab sich ganz der Ruhe des Mittags hin, nur ein Idiot bewegte sich zu dieser Zeit mehr als er musste. Das leise Flüstern des Windes, das Raunen der an den Strand schlagenden kleinen Wellen und das Rauschen der Bätter waren beruhigend. Sorgen musste sich der Stamm keine machen, schon vor so langer Zeit, dass nur noch alte Erzählungen existierten, von denen man nicht wusste, ob sie nicht dazu da waren, Kinder zu erschrecken, waren die Schöpfer der Arkn'nidn vom Himmel gekommen. Sie hatten alle großen Fleischfresser auf dieser Insel getötet und die kleinen als Wachtiere gezähmt, ebenso die schweren Grasfresser, die gutes Fleisch und haltbares Leder lieferten. R'schien lag in der Hängematte neben der ihres Mannes und kratzte sich hingebungsvoll am nackten Bauch, ehe sie sich wieder der Ruhe hingab. Selbst die Nachbarstämme, die sie ab und zu überfielen und dafür aber auch wieder überfallen wurden, kam nicht zu Mittag,

und nicht zu dieser Jahreszeit. Das wäre gegen jede Regel gewesen. Regeln waren wichtig, auch im Paradies, es war üblich, seine Frauen aus einem der Nachbardörfer zu rauben, aber nur diejenigen, die kein Lederband um den Hals trugen und daher als ledig zu erkennen waren. Obwohl böse Zungen munkelten, dass manchmal schon eine Frau ihr Band abgenommen hatte, wenn ein hübscher Nachbar auf Brautschau war.

„M'mmmaaaaaa!“ der Schrei ihres Sohnes Trt's riss das dunkelhäutige, weißhaarige Paar aus ihrer Ruhe. Der Junge kam, noch nass vom Schwimmen über den Strand gelaufen und zeigte hinter sich. „P'paaaa! Dort!“ Ms'Creen stemmte sich hoch und erschrak. Hinter dem Kap kamen drei Schiffe hervor, Katamarane, die nicht segelten oder gerudert wurden. Zwischen den Rümpfen drehten sich Walzen, über den Schiffen seltsame Dinger. Das ganze Dorf war mittlerweile auf den Beinen und wunderte sich.

„Holt die Blasrohre und Speere!“ Die Stimme des Häuptlings Frt'lonn riss die Ark'nidn aus der Starre, und alle liefen in ihre Hütten, die Männer rissen die Speere an sich, während die Frauen ihre Blasrohre in die Hand nahmen und die kleinen Köcher mit den Pfeilen an den Riemen über die Schultern warfen, gemeinsam liefen sie zum Waldrand und beobachteten, wie die Schiffe Anker warfen. Dann trat Frt'lonn mit seiner Partnerin Vhn'ya offen auf den Strand und hoben ihre rechten Hände.

○

Von Bord der VYK'URU beobachteten Munagura und ihre Mannschaft, wie zwei Personen aus dem Wald auf den Strand traten und ihre Hände hoben.

„Die sind ja nackt!“ brach es aus Anagrata, der Steuerfrau, heraus.

„Und der Mann ist so groß wie eine Aaggoonnin und bewaffnet!“ ergänzte Kolmasara mit glänzenden Augen. „Seht Euch nur einmal die Brustmuskeln an, und den Bizeps! Gewaltig!“

„Wie der Rest auch!“ bemerkte Munagura trocken. „Wenn es hier mehr solcher Männer gibt, könnte die Frauschaft durchaus ihren Spaß haben!“ Sie wandte sich um. „Bringt das große Boot zu Wasser!“

Von acht Riemen getrieben näherte sich das Boot dem Ufer, zuerst sprangen die Marines an den Strand und sicherten mit ihren Gewehren das Gelände, dann schwang Munagura ihre langen Beine über die Bordwand und watete an Land. Sie erhob ebenfalls die offene rechte Hand und ging, von ihren Frauen begleitet, auf das wartende Paar zu.

„Die Frau sieht fast aus wie wir“, stellte die Unteroffizierin der Infanteristinnen, Laytyra, fest. „Nur der Mann neben ihr – wieso ist der so groß und kräftig?“ Munagura zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht müssen Männer hier arbeiten?“ vermutete sie. „Oder sie müssen kämpfen!“ Dann blieb die Gruppe vor Vhn'ya und Frt'lonn stehen, die Admiralin legte ihre Hand auf die Brust.

„Munagura!“ sagte sie sorgfältig und betont.

Frt'lonn imitierte die Geste und sagte ebenso betont „Frt'lonn!“ dann legte er seiner Gefährtin die Hand auf die Schulter. „Vhn'ya!“ Munagura nickte, zwar etwas konsterniert, weil der Mann geantwortet hatte, aber auch der schien erstaunt, nur Frauen vor sich zu haben. Nun ja, ein Anfang zur Verständigung war gemacht, und vielleicht war das Matriarchat nicht überall üblich. Auch wenn

es sich selbstverständlich um die natürlichste und klügste Regierungsform handelte. Aber wenn hier die Männer so stark und klug wie die Aaggoonnidinen waren, mochte es etwas anders aussehen.

„Nun wissen wir zumindest die Namen.“ sagte sie zu Laytyra, und Frt’lonn spitzte die Ohren.

„N’mn!“ fragte er. „S’t `r ach Arkn’nidn?“

Auch Managura horchte auf. „Man glaubt beinahe, sie verstehen zu können.“ sagte sie, und Laytyra stimmte bei.

„Aber sie verschlucken so viele Vokale! Das wird nicht leicht!“

„Egal!“ Munagura war fest entschlossen. „Wir werden uns schon verständlich machen!“ Vhn’ya und Frt’lonn hatte mit geschlossenen Augen gelauscht, jetzt meldete sich Vhn’ya.

„Stn’dlch, wr wrden’s sch’fen.“

„Na bitte!“ Munagura freute sich.

„Ssen? H’ngrig?“ Frt’lonn strich sich über seinen Bauch. „M’t k’men!“

Die Unteroffizierin kniff die Augen zusammen. „Ich glaube, wir sind eben zum Essen eingeladen worden.“

„Dann wollen wir einmal!“ stimmte Munagura zu.

Während des Essens erfuhren die Frauen des Südpols so einiges über die Insulaner, die Verständigung zwischen den verschiedenen Abkömmlingen der Arkoniden funktionierte immer besser, auch wenn sich die Aaggoonnidinen die tatsächlich verschluckten Vokale dazu denken mussten.

„Wie leben hier auf vier Dörfer verstreut!“ erzählte Frt’lonn. „Ende des Winters, wenn die Winde beständig aus einer Richtung kommen und bevor die Hitze zurückkehrt, fahren die jungen Männer hinaus, um die anderen Dörfer zu überfallen und sich ihre Frauen rauben, jedes Jahr ein anderes.“

„Aber es werden nur Frauen geraubt, die als unverpartnert zu erkennen sind.“ fügte Vhn’ya hinzu. „Als ich wusste, dass Frt’lonn kommen wird, habe ich mich gut versteckt, damit ihm kein anderer zuvor kommt. Er war mir lieber als Ms’Creen“, lachte sie. „Als Frt’lonn dann vorbei kam, habe ich ein wenig Geräusche gemacht, und er hat mich gleich erobert und auf sein Boot gebracht!“

„Und wie erkennt ihr, ob jemand einen Partner hat?“ interessierte sich Laytyra.

„Am Band mit der Muschel!“ R’schien nahm ihre in die Hand und zeigte sie.

Munagura sah sich um. „Dann sind das alles freie Männer ohne Partnerin?“ Sie zeigte auf eine etwas abseits sitzende Gruppe.

„Interessiert?“ fragte Vhn’ya ohne Scheu, und R’schien fügte direkt hinzu.

„Ausprobieren ja, aber nicht mitnehmen. Wir brauchen sie und ihre künftigen Frauen. Und Eure Männer ...“

Lächelnd schüttelte Munagura den Kopf und unterbrach R’schien. „Wir haben keine Männer mit. Unsere sind – anders. Sie könnten die Strapazen einer Reise wie unserer nicht durchhalten.“

„Was es nicht alles gibt!“ staunte Vhn'ya. „Schwache Männer! Warum behaltet ihr die eigentlich? Sucht Euch doch starke!“

„Oder schickt uns die Schwächlinge!“ Ms'creen zog den Bauch ein, streckte die Brust hinaus und schlug mit der Faust darauf. „Wir werden schon Männer aus ihnen machen, die Ihr brauchen könnt!“

*

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Ein langes Stöhnen entrang sich Victorias Brust, ihre Muskeln wollten schon beinahe nachgeben, doch Christians Hände hielten sie fest an der Hüfte. Sie fühlte, wie seine Hände sich plötzlich unkontrollierbar verkrampften und er ebenfalls konvulsiv zu beben begann, dann ließen sie sich beide einfach seitwärts mit völlig weichen, entspannten Muskeln umfallen. Christian kuschelte sich schwer atmend an ihren Rücken, hauchte einen zarten Kuss auf ihren Nacken und begann zart, ihre Taille zu streicheln, sie genoss einfach das Nachbeben in ihrem Körper und die sanften Berührungen. Endlos hätte sie jetzt so liegen bleiben können, völlig entspannt und wunschlos glücklich. Endlos. Ihre Augen wurden schwer und schlossen sich, bis ein lautes Geheul der Alarmsirenen sie jählings aus ihrem beginnenden Dösen riss.

„Santo Cielo!“ fluchte Victoria unbeherrscht und sprang aus dem Bett. „Beim eiskalten Arsch der Ychyla! Maledetto!“ Sie hieb auf die Taste der Gegensprechanlage. „Was ist los!“

„Transit! Transpondercode arkonidisch Nummer 7-25-13-97. Laut Katalog Schlachtschiff ARK'AMBO! Transit direkt in das System. Starke Energiesignatur, keine Schirme. Aber an Bord muss die Hölle los sein. Signal von der ARK'AMBO, nicht feuern, Lage kommt unter Kontrolle. Noch immer kein Schirm!“

„Ich bin unterwegs!“ Victoria riss einen Dienstanzug aus dem Schrank und fuhr hinein. „Ganz toll, statt einer Dusche muss mich das Ding jetzt sauber machen. Frustrierend. Bis später, mein Schatz.“ Rasch küsste sie Christian auf den Mund, dann war sie eiligst unterwegs zu Brücke der HEPHAISTOS.

„ARK'AMBO immer noch ohne Schirm, sendet aber immer noch ‚nicht feuern‘. Energieausbrüche an Bord werden schwächer!“ Tana Starlight stürmte auf die Brücke, Moira Tretjakowa saß in ihrem Sessel und starrte konzentriert auf den Bildschirm. Die GIULIA FARNESE, die MARIE-JEANNE DU BARRY, die KLEOPATRA, die HELENA und die THEOPHANU hatten das Arkonschiff erreicht und flankierten es, starke Schutzschirme schützten die Starlightschiffe für alle Fälle. Ghoma hatte kommissarisch das Kommando über die Flottille übernommen und berichtete.

„Schweres Laser und Impulsfeuer. Ich vermute, da kämpfen Roboter gegeneinander. Schwere Kampfdrohnen.“

„Machen Sie einige unserer Bots fertig, Ghoma! RO, sehen Sie zu, dass Sie eine Verbindung zur ARK'AMBO herstellen können, IFF erstellen. Geben sie den Code an die GIULIA FARNESE.“ Tana hatte einen Verdacht. „Wenn ein arkonidisches Schlachtschiff den Schild abschaltet und im Inneren Roboter kämpfen, hat das etwas zu bedeuten. Rhodans STARDUST wollte auch nichts mehr mit dem Neurogenten zu tun haben, vielleicht ein ähnlicher Fall.“

Es war zu erkennen, dass die großen Schleusentore der ARK'AMBO einladend aufglitten, Commander Igor Leonidowitsch Michalski von der Kommunikation gab den empfangenen Transpondercode für die Roboter gleich an die FARNESE weiter, hunderte winzige Lichter blitzten auf, als die Roboter aus den Schiffen der Starlight Enterprises ihre Rückstoßtriebwerke zündeten, um den Abgrund zwischen den Stahlkugeln zu überwinden. Keine schwierige Aufgabe, denn die ARK'AMBO war in den freien Fall übergegangen und die anderen Schiffe hatten ihre Geschwindigkeit angeglichen. Erst, als die Roboter an Bord waren und die mächtigen Schleusenschotts geschlossen, zündeten die Triebwerke des Schlachtschiffes wieder, um die Fahrt zu verlangsamen.

Man kann einen Roboter oder Computer nicht überraschen. Überraschung ist eine Emotion, und eine solche verspürt ein einfaches nanotronisches Gehirn eben nicht. Aber man kann einen Robot mit einer nicht berechneten Situation konfrontieren, die seine Schaltkreise kurzfristig überfordert. Den Angriff fremder Roboter hatten die Maschinen des Neurogenten nicht berechnet, die zehntel einer Sekunde, welche die Nanotronic für die Neubewertung und -berechnung benötigte, war für die vorbereiteten rauchblauen Kampfmaschinen aus der Fertigung von Starlights genug, um einige schnelle Erfolge zu erzielen, danach sorgte nur noch die schiere Übermacht der Maschinen von Victoria und der ARK'AMBO für eine finale Entscheidung. Die Schaltkreise für die höheren Gehirnfunktionen blieben dem Schlachtschiff erhalten.

„Radiokontakt!“ Ivan Leonidowitsch winkte aufgeregt, Victoria und Moira schalteten ihre Earsets auf seine Geräte.

„... ARK'AMBO ist bereit, eine biologische Besatzung zu übernehmen. Das arkonidische Schlachtschiff ARK'AMBO ist bereit ...“

„RO, senden Sie eine Bestätigung, bitten Sie um Geduld. Moira, kratz zusammen, was an halbwegs brauchbaren Kosmonauten noch an Bord ist, es muss keine Elitebesatzung sein. Nur genug, um das Schiff zu beruhigen. Ein Technikteam, das zuerst einmal aufräumt und repariert, was die Kämpfe zerstört haben. RO, wenn das Signal an die ARK'AMBO raus ist, rufen Sie die Erde, sie sollen uns einen Therapeuten für die schicke Lady schicken. Wenn Crest oder Thora Zeit haben, wäre es günstig, sonst einen guten Neuronikspezialisten. Und fragen Sie nach, vielleicht können die Europäer noch ein Schiff brauchen, oder die ITC. Danke, Leute. Gute Arbeit!“

*

Die Roboter an Bord der ARK'AMBO standen in zwei Reihen still, als Commander Niels Olson mit einer Schar junger Kadetten und einem Team Techniker das Schiff betraten. Beide Typen waren leicht zu unterscheiden, die arkonidischen verfügten über vier Waffenarme und einen Kopf in Form eines spitzen Hundsgugel, ihre Lackierung war farblos und hatte reine Schutzfunktion, während die Starlightdrohnen nur zwei, dafür stärkere Waffenarme und zwei mit Greiforganen ausgestattete Arme besaßen, der Kopf eher wie ein spätmittelalterlicher Stechhelm geformt war und ihr Lack von rauchblauer Farbe war.

„ARK'AMBO, ich bin Commander Olson. Wir sind nicht in diesem System zu Hause, haben aber bereits eine Mannschaft für dich hergebenen. Bis sie zusammengestellt und eingetroffen ist, sind wir für dich zuständig. Ist das in Ordnung?“

„Selbstverständlich, Commander Olson.“ Die Neuronik des Schiffes stabilisierte sich wieder, sie hatte eine Aufgabe, sie hatte eine Besatzung in sich, sie erfuhr das, was bei einer KI dem Glück am nächsten kam.

„Danke, ARK'AMBO. Roboter der ARK'AMBO, zurück in die Bereitstellung, deaktivieren! Starlight Roboter, zurück auf die Schiffe.“ Der Commander sprach mit ruhiger, aber selbstbewusster Stimme. „Verfügst du über verlässliche Arbeitsrobots, ARK'AMBO?“

„Ich bin nicht sicher“, antwortete die typische androgyne Stimme der Neuronik. „Bis vor kurzem wäre die Wahrscheinlichkeit bei 100 Prozent gelegen, doch nun kann ich nur von 50 ausgehen.“

„Danke!“ Olson überlegte nicht lange. „Kann man die Lagerräume der Arbeitsmaschinen sicher isolieren, damit keiner der Roboter sich selbstständig machen kann?“

„Bereits geschehen, Commander Olson.“

„Dann versuchen wir einmal, welche Maschinen gehorchen. Aktivieren!“ 500 Arbeitsdrohnen mit einem sehr einfachen nanotronischen Gehirn reagierten auf die Aktivierungsimpulse und meldeten Bereitschaft. Keine Maschine wurde von Signalen den Neurogenten beeinflusst, der diese Möglichkeit scheinbar nicht berechnet hatte. Die Reparatur des Schlachtschiffes konnte beginnen, und als Crest daZoltral nach wenigen Tagen erschien, waren zumindest die schlimmsten Kampfspuren beseitigt, in der Zentrale standen wieder zumindest einige bequeme Kontursitze.

Der große Mann mit den in der Stirn schon etwas schütterten, weißen Haaren war mit der GCC AVALON gekommen, einer bereits umgerüsteten Korvette, und hatte seine Großnichte ohne Zeugen begeistert umarmt, als sich die Gelegenheit bot. Victoria hatte den Arkoniden auf den neuesten Stand gebracht, auch was ihr Privatleben betraf und ihm ihren Partner vorgestellt. Crest, der stets neugierige, aber nie aufdringliche Wissenschaftler, war begeistert vom Wissen des Wieners gewesen, und auch die HEPHAISTOS und ihre Erfindungen fanden höchstes Lob.

„Meine Kinder!“ Crest nahm einen kleinen Schluck Aperol Spritz und wies um sich, wieder einmal hatte Tana einen Gast zu Ettore Rimaldi mitgenommen. „Das ist eine geradezu phantastische Leistung! Und der Ausblick ist gewaltig! Du hast dir alles selbst aufgebaut?“

„Ich hatte schon Hilfe, Zio mio. Aber, ich habe mir das meiste ausgedacht. Dass es so gut funktionieren würde, hatte ich allerdings nicht gehofft!“

„Eine gute Mischung aus gemütlicher Dekadenz, wissenschaftlicher Arbeit und Mut zum Abenteuer. Ich liebe diese Station!“ Crest wurde richtig überschwänglich, er fühlte sich sichtlich wohl. „Wenn ich nur damals so eine Basis gehabt hätte ...“

„... wärest du nicht auf dem Mars abgestürzt, Thora hätte Perry Rhodan nicht kennengelernt, Victoria wäre nie geboren worden und ich als unglücklicher Phantast gestorben“, unterbrach Christian den Arkoniden. „Bei aller Sympathie, Crest, aber ich bin froh, dass du mit einem Schrotthaufen losgeschickt wurdest!“

Zoltral lachte. „Nun ja, dann hätte ich zwar keine Haare verloren, dafür aber mein Leben. Dank den Dottores Manoli und Haggard sitze ich noch hier und kann noch einen von diesen wundervollen

Drinks nehmen. Miss! Entschuldigung – Signorina! Bitte!“ Er deutete auf die drei leeren Gläser, Giovanna schenkte Crest ihr schönsten Lächeln. „Si, Signore!“

Am nächsten Morgen geleitete die stets dienstbereite und verfügbare Hera Crest zu der Fähre, welche ihn zur ARK'AMBO bringen sollte. Commander Olson ließ es sich nicht nehmen, den Ehrengast an der Schleuse abzuholen und ihn mit allen Ehren zu begrüßen, zu denen auch die angetretenen Kadetten gehörten. Als die hochgewachsene, schlanke Gestalt die Fähre verließ, ertönte plötzlich aus den Lautsprechern ein Signal, das Crest schon lange nicht mehr gehört hatte, das Signal ‚hoher Adelige an Bord‘, welches von der STARDUST nicht mehr verwendet wurde.

Dann erklang die Stimme der Neuronik. „Identifiziere Crest da Zoltral! Ist das korrekt?“

„Das ist korrekt!“ Crest war kurz überrascht, er hatte an diese automatische Identifikation bei Betreten eines arkonidischen Schiffes und das folgende Ritual gar nicht mehr gedacht, fand sich jedoch schnell wieder in seine Rolle.

„Willkommen an Bord, Erhabener. Darf ich mich nach Eurem Befinden erkundigen? Ihr werdet von der Registratur als vermisst, vermutlich tot geführt.“

„Ich hatte einen Schaden an meinem Schiff und wurde von den Menschen des Systems, in dem ich strandete, gerettet.“ Crest blieb kurz und allgemein, die Stimme der ARK'AMBO meldete sich wieder.

„Ich bedauere, derzeit Euren Status bei der zentralen Registratur nicht korrigieren zu können, Erhabener. Es hätte eine Auslöschung meiner höheren Funktionen zur Folge. Wenn Ihr es befiehlt, werde ich Euch aber selbstverständlich gehorchen!“

„Derzeit wünsche ich keine Kontaktaufnahme zur zentralen Registratur. Ich werde die Brücke aufsuchen, wo du mich mit allen Neuigkeiten vertraut machen wirst“, wehrte Crest ab, beinahe vermeinte er ein Seufzen der Erleichterung zu hören, aber das wäre nicht möglich gewesen. Neuroniken haben immerhin keine Lunge.

September 2084



Sol System, Luna, AF – Station Lán sè zhēnzhū de gūangmáng

An Bord der FĚICUÍ.

2039 hatte die GCC ihre KJB fertig gestellt, nur wenige Monate später, im Jänner 2040, vermeldete die Asiatische Föderation die Fertigstellung ihrer Mondbasis ‚Lán sè zhēnzhū de gūangmáng‘, übersetzt ‚Im Licht der blauen Perle‘. Diese lag im Mare Humorum, ganz in der Nähe des lunaren Südpols und der KJB. Noch im selben Jahr wurde eine Magnetschienenbahn zwischen beiden Stationen eröffnet, welche dann später weiterführte ins Mare Nubium, wo die ‚Jules Verne Basis‘ der Europäischen Union gebaut wurde und in einem Bogen wieder nach Süden über das Mare Australe und die erst sehr viel später begonnene russische ‚Strugazky‘ Station zurück zur KJB. Die Amerikaner hatten die Station ‚Eagles Nest‘ bei der Landestelle ihrer ersten Mondmission gebaut, sie war noch nicht an das Netz angeschlossen, dieser Anschluss war noch nicht einmal geplant, die Amerikaner wollten derzeit wohl noch eher unter sich bleiben.

Die AF begann dann sehr bald auch mit dem Bau eines eigenen Shuttlehafens, damals war die letzte Chefkonstrukteurin des ersten Fernraumschiffes der AF noch nicht einmal geboren. Es gab in der Föderation niemand, der in der Lage gewesen wäre, ein solches auch nur im Ansatz zu konstruieren. Aber Präsident Huyang Chang-Ni dachte in Jahrzehnten, er wollte zuerst einmal alles vorbereitet sehen. Er betrachtete den Mond nicht zu Unrecht als Sprungbrett zu den Sternen und baute schon einmal an der Logistik für eine künftige Werft. Gleichzeitig ließ er Kinder auf ihr Talent und ihre Neigung zur Technik testen, um diese umfassend auf den Hochschulen der GCC in arkonidischer Sprache und Technologie ausbilden zu lassen. Natürlich kehrten einige dieser Studenten ihrer Heimat nach der Ausbildung den Rücken und bauten sich ihr Leben in anderen Ländern auf. Ein Umstand, den er in Kauf zu nehmen bereit war, es gab immer noch genug Absolventen, die für die Heimat arbeiten wollten. Besonders, nachdem die Verhältnisse nach und nach besser und freier wurden, gab es immer weniger Auswanderer. 2066 begann das erste Team mit einer Vorstudie für eine Konstruktion eines großen, überlichtschnellen Raumschiffes, 2067 verstarb der starke Mann, der die AF aus einer Diktatur in eine echte Föderation gesteuert hatte. Sein Nachfolger Gao Bo-Chang machte Kassensturz. Die liberale Politik und die soziale Marktwirtschaft, die Huyang Chang-Ni einführte, hatten die Wirtschaft angekurbelt, das technische Studium der Jugendlichen im Ausland hatte dazu geführt, dass nicht nur moderne Technik, sondern auch ein neues Lebensgefühl das Leben in Asien verbesserte. Er sah nach Norden und Nordwesten, zu den russischen Republiken, die mit ihrer dezentralen Verwaltung und gemeinsamen Außenpolitik ganz gut fuhren. Darauf stattete der Präsident der AF die in der Föderation aufgegangenen Länder wieder mit mehr Rechten im Inneren aus, noch viel mehr, als Huyang Chang-Ni es je gewagt hätte und konzentrierte sich besonders auf die Außenpolitik und natürlich auf gemeinsame Projekte. Es funktionierte. Die jetzt teilautonomen Staaten Asiens verblieben in der Föderation, die Bevölkerung des Iran, des uralten Persien, bewarb sich sogar um Aufnahme und die Vereinten Nationen bewilligten das Vorgehen. Da es bereits einige moslemische Teilstaaten in der AF gab, wurde auch diese Integration kein großes Problem.

Die GCC zeigte sich bereits wohlwollend und erfreut über den ersten Wechsel in der Politik der AF unter Huyang Chang-Ni, die Zusammenarbeit festigte sich unter Gao Bo-Chang noch mehr. Auch die Grenzen zwischen den russischen Republiken und der Asiatischen Föderation wurde allmählich wieder offener, der Handel mit Europa funktionierte und die Unternehmungen im Sonnensystem warfen Rohstoffe und Gewinne ab. Wenn nur das leidige Problem mit der Überbevölkerung nicht gewesen wäre, hätte man zufrieden sein können. Bei aller neuen Offenheit wollte Präsident Gao Bo-Chang hier nicht auf den guten Willen anderer Mächte oder Firmen angewiesen sein. Außerdem war er der Meinung, der Stolz und die Ehre der asiatischen Völker verlangten nach einem eigenen Raumschiff, um in die Galaxis vorzustoßen. Also wurde das Projekt Fernraumschiff, das man FĚICUÍ, also JADEPHÖNIX, nennen wollte, weiter vorangetrieben. 2079 übernahm die damals mit 22 Jahren eben von der John Glenn Academy nach Hause kommende Wang Li-Ming die Leitung des Konstruktionsteams.

Die 2057 in Hongkong geborene Wang Li-Ming studierte auf der KJB nicht nur Ingenieurwissenschaften, sondern erfuhr auch von den Spezies und Zuständen im Universum, zumindest im von den Arkoniden erforschten Teil. Von Natur aus neugierig, intelligent und sehr ehrgeizig, machte sie nie ein Geheimnis aus ihrer Absicht, eines Tages das erste AF-Fernraumschiff zu konstruieren und hatte als einzige Sorge in ihrem jungen Leben, dass ihr jemand zuvor kommen

könnte. Li-Ming verliebte sich zweimal auf der John Glenn Academy, zuerst in den gleichaltrigen Juri Ivanowitsch Gromoski aus Kiew, dann, durch ihn, in die Serie ‚Krieg der Sterne‘. Die Liebe zu Juri Ivanowitsch verging nach anderthalb Jahren wieder, die zu den Sternzerstörern von George Lucas blieb. Sie wusste nun ziemlich genau, wie ihr Raumschiff auszusehen hatte, auch wenn dann doch ein paar Kleinigkeiten geändert wurden. So lag die Brücke im Zentrum statt in einem turmähnlichen Aufbau, in welchem nur noch die Sensoren lagen. Und es gab noch Reserveanlagen. Lucas war, bei aller Phantasie und Intelligenz eben Regisseur und auf optische Effekte aus gewesen, kein Konstrukteur, der ein echtes Schiff vor Risiken bewahren wollte.

2084 war die Zelle fertig und auf Herz und Nieren geprüft, die JADEPHÖNIX wartete nur noch auf ihren Singularitäts-Antrieb. Wang Li-Ming hätte ja gerne einen GCC- oder Starlight-Antrieb erworben, doch hier legte sich die politische Linie des Präsidenten doch noch zu sehr quer. Er bestand auf einem Triebwerk der galaktischen Händler, das von Starlight nur geliefert werden sollte. Mit dem Ortungsdämpfer von SE, selbstverständlich. Jeden im Team wunderte diese Entscheidung, doch der Präsident hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, also bekam er auch seinen Willen. Ende Juli traf das Gerät ungeduldig erwartet mit der CYRANO auf Luna ein und wurde sofort in der FĚICUÍ installiert, der Start wurde für den September geplant. Die Europäische Union hatte ihre Expeditionen in die Richtung des Sternbildes Schlangenträger gestartet, die USA mit der ITC war in die Richtung Indus geflogen, beides eher ‚südliche‘ Teile der Galaxis, von der Erde aus betrachtet. Die AF entschloss sich für die Richtung des Sternbildes Widder, eher ‚nördlich‘ gelegen. Für einen roten Zwergstern der Klasse M, in dessen System zwei Planeten in Erdgröße in der habitablen Zone vermutet wurden. Teegardens Stern.

Und dann war Li-Mings großer Tag wirklich gekommen, die FĚICUÍ, ein dreieckiger Keil, 750 Meter lang, an der breitesten Stelle am Heck 250 Meter messend, an der höchsten 100 Meter, unter Kapitän Wu Baihu war endlich, nach vielen überwundenen Hindernissen, startbereit. Die Brücke des JADEPHÖNIX besaß drei Ebenen, hinter dem Kapitän erhöht die technische Station, unter welcher auch der Zugang zur Kommandoebene lag, links davon die Ortung, rechts die Funkabteilung, beide durch Klarstahlscheiben vom Rest der Zentrale getrennt. Schräg rechts vor dem Kapitän auf der gleichen Ebene war das Ruder, links die Navigation untergebracht, die wissenschaftliche Station und die Waffenkontrolle lagen noch weiter vorne und etwas vertieft. Nicht, dass der JADEPHÖNIX sehr stark bewaffnet gewesen wäre, aber ganz ohne Zähne war er doch nicht gebaut worden, einem Handelsschiff der galaktischen Händler ähnlicher Tonnage wäre er unter Umständen gewachsen gewesen.



„Guāngróng de Duīzhǎng, FěICUÍ zhūnbéi chūfāle“, meldete Li-ming dem Kapitän, der vor seinem Sessel stand und alles noch einmal genau musterte, die Startbereitschaft des JADEPHÖNIX, ihn höflich als ehrenwerter Kapitän ansprechend. Ebenso höflich nahm dieser die Meldung nickend zur Kenntnis.

„Danke, Guāngróng de Shūnū Wang.“ Dann bedeutete er dem Funker, Kontakt mit der Station aufzunehmen. „Station ‚Im Licht der blauen Perle‘, der JADEPHÖNIX ist bereit zum Abflug!“

Wu Baihu aus Yokohama war von der ‚nassen‘ AF – Marine zur Raumfahrt gekommen, der kleine, bullige Kapitän hatte schon einige schlimme Situationen gemeistert. Die Narben in seinem Gesicht, auf Hals und Schultern erzählten von einem üblen Brand an Bord eines seiner Schiffe vor Taiwan, er hatte damals zwei seiner Untergebenen unter Einsatz seines eigenen Lebens aus den Flammen gezogen und gerettet. Man steckte ihm eine rote Medaille mit den fünf goldenen Sternen Chinas an die Brust. Die Fahne der AF war beinahe identisch mit der alten chinesischen, nur waren die goldenen Sterne in die Mitte gerückt und wurden von einem silbernen Ring umgeben, als Symbol der Vereinigung Asiens, der Orden dem entsprechend gestaltet. Dann nannten sie Wu Baihu einen Helden des Volkes, ein Vorbild für alle und sangen sein Loblied eine Woche in den Medien, dann vergaßen die Regierung und die Bevölkerung die ganze Angelegenheit schnell wieder. Als das ehrgeizige Projekt Fernraumschiff sich der Endphase näherte, meldete sich Baihu freiwillig zum ‚Dienst jenseits der Himmel‘, man erinnerte sich wieder seines Mutes und seiner Opferbereitschaft und nahm seine Dienste an. Da der Start und der Flug des JADEPHÖNIX als riskant und unsicher galten, wollte man einen besonnenen Kapitän und entschied sich für Kapitän Wu, die pinselführende Konstrukteuse wurde zum leitenden technischen Offizier ernannt, ganz so, wie früher die Kanonenbauer den ersten Schuss aus einem neuen Geschütz abfeuern mussten. Wang Li-Ming war das nur zu recht, sie wollte das Schiff, das sie entworfen und dessen Bau sie peinlich genau überwacht hatte, ohnehin in der Praxis erleben.

„Kapitän Wu, hier spricht Präsident Gao Bo-Chang. Ich befinde mich eben in der Station ‚Im Licht der blauen Perle‘ und möchte Ihnen persönlich alles Gute für diesen Flug wünschen. Die Augen nicht nur der asiatischen Völker, nein, die Augen der ganzen Welt sind auf Ihren Start gerichtet! Starterlaubnis und freie Himmel für die FěICUÍ!“ Hier irrte der Präsident der AF. Zwar wurde der Start

der JADEPHÖNIX in der AF durchaus mit Interesse verfolgt, für den Rest der Erde war der Start eines Raumschiffes bereits alltäglich geworden und fand kaum mehr Beachtung. Der Start war zwar in den TriVid-Nachrichten eine kurze Meldung und auf den InfoNet-Kanälen eine Schlagzeile wert, doch die einzige diskutierte Frage war, warum die AF auf das bewährte arkonidische Muster verzichtet hatte und eine völlige Neukonstruktion vorgezogen hatte. Letztendlich war man sich einig, dass das halt so eine asiatische Sache wäre. Selbst in Chinatown, New York oder bei den japanischen Firmenbossen im Silicon Valley, Kalifornien, in der indischen Community in London, Britannien, und den Vietnamesen auf der ganzen Welt war man dieser Meinung.

„Die in der AF sind halt so!“

Kapitän Wu setzte sich in seinen Sessel und atmete tief durch. „Wir fühlen uns durch Eure Anwesenheit inspiriert und geehrt, Exzellenz! Shūnü Wang, bitte beginnen Sie!“ Li-Ming fuhr den Antigrav hoch, die Anzeige des auf den Landebeinen ruhenden Gewichtes sank gegen Null.

„Fahre Landebeine ein“, meldete sie, wenig später: „Kapitän, das Schiff schwebt. Der JADEPHÖNIX ist frei.“

„Ruder!“ Mit fester Stimme gab Kapitän Wu sein Kommando. „Feldantrieb ein Zehntel Kraft voraus. Bringen Sie uns aus dem Hangar!“ Langsam schob sich der schlanke, niedrige Keil aus der großzügigen Halle und nahm, sobald er die Tore passiert hatte, Kurs auf das Sternbild Widder. In sicherer Entfernung zum Mond zündete Li-Ming das Kurpuskular-Triebwerk, mit 450 km/sec² Beschleunigung entfernte sich der FĚICUÍ immer schneller werdend vom Terra/Mond – System.

„Herr!“ Der Funker rief den Kapitän. „Anruf von der STARDUST III!“

„Lautsprecher!“ befahl Wu.

„FĚICUÍ, hier STARDUST III, Perry Rhodan spricht!“ Ein Bildschirm wurde zugeschaltet, Rhodan wurde sichtbar, die Hand salutierend an der Schläfe. „Ich möchte Ihnen und Ihrer Crew einen guten Flug, viel Erfolg und eine glückliche Heimkehr wünschen, Kapitän!“

„Danke, Mister Rhodan.“ Wu Baihu stand auf und salutierte dem Vorsitzenden der GCC ebenfalls. „Die Besatzung der JADEPHÖNIX und die AF fühlen sich geehrt, dass Sie persönlich unseren Start beobachtet haben. Wir werden uns wieder melden, wenn wir glücklich waren!“

*

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Juan Menzin eröffnete früh am Morgen das Quetzal am Strip der HEPHAISTOS, überrascht stellte er fest, dass bereits ein Gast wartete. Ein großer, schlanker Mann mit weißem Haar, das sich an der Stirn bereits ziemlich stark lichtete. Der Arkonide Crest hatte von diesem Lokal erfahren, war aber zu früh gekommen und hatte an einem der Tische ‚draußen‘ Platz genommen. Arkoniden und ihren Abkömmlingen hatte es seit einiger Zeit die Schokolade der Erde angetan, die zu einem der größten Exportschlager Terras in das Imperium geworden war. Auch auf First wurde bereits versucht, die Kakaopflanze zu kultivieren, nicht ohne Erfolg. Man erwartete guten Gewinn und baldige Tilgung der

Schulden, die durch den Aufbau der Kolonie entstanden waren. Und wie viele Arkoniden liebte Crest seine Trinkschokolade relativ bitter und mit scharfem Gewürz, dazu ein Croissant, oder ein Brioche, eventuell auch eine Zimt-Nussschnecke. Crest hatte sich, anders als Thora, die starken Kaffee vorzog, an dieses Frühstück gewöhnt und liebte es. Auch heute genoss er sein Gebäck, dabei dachte er an die letzten Tage zurück.

Die ARK'AMBO war im System erschienen, gemeinsam mit den Robotern des fliehenden Schiffes hatten Victorias Kampfmaschinen jene des Neurogenen niedergekämpft, dann hatte seine Großnichte ihn gerufen, um mit der Neuronik der ARK'AMBO zu sprechen. Diese hatte Crest als hochadeligen Arkoniden erkannt und ihm bedingungslos vertraut, das Schlachtschiff wollte nicht mehr für eine Maschine gegen Arkoniden kämpfen und war geflohen. Jetzt bat die ARK'AMBO sozusagen um politisches Asyl, eine seiner Existenz bewusste Künstliche Intelligenz entwickelte so etwas wie freien Willen. Crest hatte noch nie erlebt oder gehört, dass eine derartige Entwicklung ohne den Ausbau verschiedener Komponenten und Löschung einiger Sicherheitsschaltungen möglich wäre – und doch war es geschehen. Was war der Auslöser gewesen? Konnte man die Umstände reproduzieren? Sollte man die Umstände eigentlich reproduzieren und neue Schiffe mit eigenem Willen schaffen? Crest verlängerte seinen Aufenthalt und bat Victoria, das Schiff noch länger zu behalten, statt es zu verkaufen. Commander Olson machte das Beste aus der Sache und drillte die Kadetten an Bord, die Ausbilder mussten eben regelmäßig an Bord der ARK'AMBO kommen. Es war nicht immer leicht, denn auch die unteren Klassen mussten noch unterrichtet werden. Es funktionierte aber dank der Flexibilität ihrer Leute, die Victoria immer wichtig gewesen war. Die Ausbildung der jungen Kadetten machte gute Fortschritte, Reginald Starlight sprang als Dozent ebenso ein wie Tana, Leslie und Chris, an Bord lehrte auch Crest mit Unterstützung der ARK'AMBO Strategie und Kosmonautik.

„Sieht so aus, als hätten sich Mannschaft und Schiff gefunden“, resignierte Victoria bei einer der regelmäßig stattfindenden Besprechungen. „Crest, frag doch mal die Neuronik der ARK'AMBO, ob sie auf die JEANNE-ANTOINETTE MADAME DE POMPADOUR übersiedeln möchte! Die ist zwar noch nicht einmal angefangen, aber – nun ja, die Kadetten wären ohnehin für einen Teil der Besatzung nächstes Jahr vorgesehen. Ruft die CYCLOPS, Tarkol daVuul bekommt die POMPADOUR früher, Hunt rückt nach und bekommt sein eigenes Schiff. Sagt Olson, er wird XO auf der JEANNE-ANTOINETTE, wenn er möchte. Gebt auch den anderen auf der Liste eine Nachricht, dass die POMPADOUR schon in Herstellung geht, in zwei Monaten sollen sie hier sein. Und schickt den Kh'Entha'Hur eine Einladung, ob es nicht doch noch ein paar Abenteurer unter ihnen gibt, die gerne anheuern möchten. Cielo! Maledetto! Zuerst wird es eng auf der HEPHAISTOS, jetzt brauchen wir mehr Leute, als wir haben. Wie ist eigentlich die Sache mit den Topsidern ausgegangen?“

Leslie Myers rief auf ihrem Pad ein File auf. „Sind unterwegs, Tana. Der Despot von Topsid hat bekräftigt, dass es sich nicht um Renegaten handelt, sondern einfach um abenteuerlustige junge Echsen, die sich etwas Neues ansehen möchten.“

„Na schön. Sie werden willkommen sein, aber haltet sie von den Energieanlagen fern.“ Victoria erlaubte sich ein Seufzen. „Ein paar Geheimnisse möchte ich noch behalten.“

„Europa und die ITC haben für die aufgerüstete und mit einer neuen, noch nicht erweckten Neuronik ausgestatteten Zelle der ARK'AMBO gute Preise geboten. Die Europäer weniger Bargeld, dafür

interessante Vereinbarungen, die zwar noch nicht jetzt, aber später gute Gewinne bringen könnten. Ihr Team hat auf Lórien eine Fettpflanze gefunden, welche die Nahrungsmittelindustrie um Jahrzehnte voranbringen würde. Kann mit Hydrokultur auf wenig Platz mit viel Ertrag gezogen werden, absorbiert viel CO2 und setzt Sauerstoff in großen Mengen frei, wenn nur genug Sonnenlicht vorhanden ist. Sie bieten einen Anteil am Geschäft an.“

„Machen wir das. Die Zelle der ARK'AMBO geht an Europa, energietechnisch aufgemotzt und mit guten Schirmen. Ich werde alt, ich muss an meine Zukunft und an die meiner Enkelkinder denken!“ Alle lachten, sogar Reginald stimmte mit ein.

Crest hatte mit der ARK'AMBO gesprochen, ein neuer Körper und ein neuer Name hatten für die KI durchaus einen Reiz. Jeder Flüchtling wünscht sich doch eine neue Identität, ein Facelift, eine kosmetische Operation und neue Papiere. Die ‚JEANNIE‘, wie sie bald gerufen wurde, konnte zwar die Impulse des Neurogenen noch empfangen, für diesen war die ARK'AMBO allerdings verschollen und unsichtbar. Crest hatte lange Tage auf der Brücke des Schlachtschiffes verbracht, in Zwiegespräche mit der Neuronik versunken. Allmählich hatte sich ein Bild von der Lage im Imperium und im Miridan Sektor herauskristallisiert, diese Nachrichten hatte er am Abend gebündelt und als gerafften Impuls nach Galacto City übermittelt. Tarkol daVuul war eingetroffen, JEANNIE hatte auch ihn als echten adeligen Arkoniden identifiziert und seine Kommandogewalt ohne Beanstandungen anerkannt.

Crest daZoltral schloss die Augen und trank noch einen Schluck der heißen Schokolade mit Chili, genoss den bitter-süß-scharfen Geschmack, die Wärme, die sich in den Eingeweiden breit machte.

„Ohne Zucker und Milch, mit Chili?“ Juans Stimme drang an sein Ohr, in der Meinung, die Frage gälte ihm, wollte er schon nicken. Er öffnete die Augen, an der Theke stand eine riesige Frau mit roter Lockenmähne. Es gab nur eine Frau dieser Größe bei Starlights, sie war also leicht zu identifizieren.



„Geehrte Ghoma!“ Crest erhob sich von seinem Sitz. „Darf ich Sie bitten, an meinem Tisch Platz zu nehmen?“

Sie nahm ihre Schokolade in Empfang, zögerte nur kurz und nickte schließlich. „Warum nicht. Danke, geehrter Crest!“ An diesem Morgen kam Crest daZoltral um einiges später als erwartet an Bord der ARK'AMBO. So ein Zellaktivator konnte schon einige vorher nicht bedachte Nebenwirkungen haben.

*

Solares System, Terra

Ägypten, Gilf el-Kebir

Zwei großgewachsene, schlanke Männer waren aus einem Gleiter mit geöffnetem Verdeck gestiegen, der eine dunkelblond, hager, grauäugig, seine Kleidung in dem Sandton, der als Khaki bekannt war. Der andere mit weißem Haar, leicht rötlicher Iris, muskulös und in eine olivgrüne Uniform mit blauen Schulterklappen gekleidet. Vor ihnen dehnte sich scheinbar endlos eine saftige, grüne Ebene, die mit nur wenigen Schirmakazien, keine älter als 20 Jahre, bewachsen war. Der Weißhaarige ging in die Knie, ergriff eine Handvoll Erde und betrachtete sie genau. Ein leises, verträumtes Lächeln lag auf seinen Lippen, als er sich umsah.

„Danke, dass du mich mitgenommen hast, Perry.“ Rhodan sah sich ebenfalls um.

„Macht sich doch ganz gut, oder, Atlan?“ Er zeigte ringsumher. „Aus der Wüste haben wir einen grünen Flecken erschaffen. Und ich hoffe, er wächst noch!“

„Mhm..!“ Atlan ging ein paar Schritte bis zum Abgrund. „Hier hatten wir uns versteckt, Selketh und ich, in der ersten Nacht auf dem Plateau. Dort drüben stand der Palast der ‚schecklichen Neith‘, wir beobachteten, wie sie ihre Krieger ausbildete. Eine langlebige Fremde, die mit einigen ihresgleichen hier gestrandet war. Einige davon waren gar nicht nett. Sie aber gehörte zu den schönsten Frauen, die ich in meinem langen Leben kennengelernt habe. Und zu den liebevollsten. Ich habe da furchtbar viel Zeit versäumt, Zeit, in der ich..., egal! Vielleicht erzähle ich dir noch einmal von ihr, junger Freund. Von hier aus zogen wir los, um am Nil eine Stadt zu gründen. Eine Stadt, von der aus die ägyptische Zivilisation im Laufe einiger hundert Jahre das Niltal vereinte – und dann ging Ägypten auch wieder unter. C'est la vie, Perry. Oder vielmehr griechisch – ‚panta rei‘, alles fließt, alles ist in Bewegung, nur manchmal schneller, manchmal langsamer. Selbst das Kristallimperium wird eines Tages nur noch Geschichte sein, eine Legende unter vielen. Ein Wunder, dass es überhaupt noch existiert. Ich habe gesehen, wie Reiche, für die Ewigkeit gedacht, praktisch über Nacht verschwanden.“ Atlan fuhr sich mit den Handflächen über das Gesicht. „Entschuldige, ich wollte nicht sentimental werden. Es ist nur dieser Ort, der damals noch viel, sehr viel grüner war. Voll mit Wald und Feldern.“ Atlan zwang sich in die Gegenwart zurück. „Aber auch das hier ist schon ein halbes Wunder. Was habt ihr unternommen?“

Rhodan wies mit weit ausholender Geste über die Hochebene. „Dieses Massiv ist ein perfekter Wasserspeicher! Wir haben es gekauft, die ägyptische Regierung war froh, dass ein Idiot das Land haben wollte. Dann haben wir dutzende Eisbrocken aus dem Asteroidengürtel hier abgelegt. Tonnen und Tonnen Eis haben wir transportiert und hier schmelzen lassen. Ein Teil ist natürlich verdunstet, das Meiste aber versickert und hat den Grundwasserspiegel beträchtlich gehoben, das hat bereits einige Oasen in Ägypten und Libyen vergrößert. Damit haben wir eigentlich nur das wieder aufgefüllt, das für künstliche Bewässerung der Golftrasen in den teuren Hotels abgepumpt wurde. Na ja, wir haben die Gesamtwassermenge auf der Erde vermehrt, aber wir nehmen bei unseren Raumflügen

sowieso mehr aus dem System, als wir jetzt aufgefüllt haben, also, ein paar Asteroiden hätten noch Platz. Danach haben wir etwa zweitausend Kilometer Rohr mit elliptischem Querschnitt aus Klarstahl in fünf Meter Höhe verlegt, 30 Meter breit, zwei mal drei Spuren Straße in der oberen Hälfte, dazwischen zwei Rohre für Expresskapseln. In der unteren zwei Abschnitte für eine Bahn und einen breiten für Wasser. Alle 10 Kilometer eine Pumpstation, alle 50 Kilometer einen Bahnhof und die Möglichkeit, einen Straßenzubringer zu bauen. Der nach Kairo ist schon fertig, der nach Assiut beinahe, das lange Stück nach Rabat und Casablanca über Marrakesch zur Hälfte. In der Nähe von Sallum am Mittelmeer haben wir eine Meerwasser-Entsalzungsanlage gebaut und pumpen das Süßwasser hier her, bei jeder Pumpstation wird auch eine Oase unter einer Kuppel bewässert, die haben wir gebaut, damit das verdunstende Wasser wieder in die Oase zurück geführt wird. Dazu ein Hotel, eine Karawanserei, wenn Du so möchtest. Dort siedeln sich auch bereits Menschen an, denen der Boden genug zum Leben gibt. Sie bekommen zusätzlich zum Wohnraum noch Energie und Infonet gratis dazu und, sollte wirklich zu wenig Ernte sein, Nahrungsmittel. Seit einiger Zeit erwirtschaften sie aber schon kleine Überschüsse, die sie verkaufen können. Der Tubeway geht weiter durch den Sudan, wo auch künstliche Oasen unter Kuppeln sind und dann bis Pretoria in Südafrika, in einer ziemlich geraden Strecke. Von Pretoria in einer Kurve nach Kapstadt. Immer mit Kuppeln und Hotels, Wasser ist dort ja kein Problem mehr.“

Atlan schloss die Augen, mithilfe seines photographischen Gedächtnisses war es ihm nicht schwer, die Strecke zu imaginieren.

„Wozu? Was macht den Unterschied?“, fragte er, und Rhodan lächelte.

„Zwei Kilometer auf beiden Seiten der Strecke mit Ausnahme in den bereits existierenden Städten haben exterritorialen Status, sind also de jure Staatsgebiet von Galacto City. Damit kann ich den Anwohnern Schutz bieten, und die Verträge, die man den Ländern aufgezwungen oder mit Bestechungsgeld abgerungen hat, gelten dort nicht mehr. Ich kann die Menschen auch gegen örtliche Diktatoren, fehlgeleitete religiöse oder sonstige Fanatiker und Warlords beschützen, wenn es nötig wird. Die Kuppelstädte werden dann eine ähnliche Funktion wie die Burgen im Mittelalter haben. Ich habe vor, mit der Zeit ein Netz solcher Wege anzulegen, mit den Hotels und Wohnstätten entlang des Straßennetzes, künstlichen Oasen in trockenen Gebieten, Reinigungs- und Aufbereitungsanlagen in den feuchteren, damit den Menschen sauberes Wasser in den Wohnungen und nicht Kilometer entfernt zur Verfügung steht. Mit Klärbecken, Abfallentsorgung und Mikrokrediten für den Kauf von ein paar Tieren oder Werkzeug möchte ich den Bewohnern Afrikas eine bessere Zukunft bieten. Die GCC-Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäuser und ähnliches kommen mit den Bahnen näher an die Menschen, in jeder Kuppel gibt es einen Robodoc und, wenn der nicht reicht, einen Ärztenotruf. Kinder können für eine Prüfung in eine größere Stadt fahren, in den GCC-Kuppeln gibt es Stuben, in denen Unterricht stattfindet. Gebildete und gesunde Menschen sind das größte Kapital, und ich habe vor, es aufzustocken, nicht nur in Afrika. Syrien und der Irak, die jetzt uninteressant geworden sind, weil Erdöl praktisch wertlos ist, zeigen Interesse an einem solchen Projekt zwischen Mittelmeer und persischem Golf, mit einem Ableger nach Jordanien. Dort lautet der Deal Wohlstand und Religionsfreiheit, die fundamentalistischen Extremisten sollen keine Basis mehr erhalten. Wenn es trotzdem ein paar Machtgierigen gelänge, eine Horde um sich zu scharen, stünde die GCC mit Rat und Tat zur Verfügung. Die AF überlegt eine weiterführende Trasse, vom persischen Golf bis zum Pazifik, mit vielen Abzweigungen, an die wir sogar Galacto City

anschließen könnten, dann nach Norden in die Russischen Republiken. Außerdem bleibt dann, wenn die Leute an den Verkehrswegen siedeln, und Verkehrsadern waren schon immer ein Siedlungsmagnet, noch eine Menge Land als Naturpark über, mit Nebenbahnen könnte man diese Parks touristisch nützen, was wieder der einheimischen Bevölkerung zu Gute kommen könnte. Eine Win-Win-Situation, vor allem, aber nicht nur in Afrika. Nur wie ich den Massai erklären kann, dass man mit kleineren Rinderherden auch Prestige ansammeln kann, das weiß ich noch nicht.“ Atlan griff im Geiste zu Papier und Bleistift, kalkulierte einmal durch.

„Das kostet aber eine Menge Geld, das erst einmal vorgestreckt werden muss!“

„Na und?“ Auf Rhodans Stirn entstand eine tiefe Falte. „Eine Investition in die Zukunft. Das Pumpen von Wasser wäre früher schon kein Problem gewesen, mit der Angelpower von Victoria noch viel weniger. Sie beteiligt sich übrigens auch an dem Projekt.“

Atlan lachte laut auf. „Ich hoffe, sie hat dich nicht zu sehr über den Tisch gezogen! Was möchte sie denn?“

„Rekrutieren natürlich. An den Schulen.“ Rhodan grinste säuerlich. „Und natürlich 50% vom Gewinn. Also, falls es finanziellen Gewinn gibt. Dafür übernimmt sie die Hälfte der Kosten.“ Er lenkte Atlans Aufmerksamkeit wieder auf das Projekt an sich. „Ich glaube, bald werden die alten Wadis wieder Wasser erhalten und grüne Streifen durch die Sahara entstehen, die sich vielleicht auch verbreitern. Weiter im Landesinneren von Afrika – einige Firmen habe ich aufkaufen können und zahle nun faire Preise, einige muss ich eben aus dem Geschäft in Afrika drängen. Irgendwo muss ich ja anfangen.“

Atlan nickte. „Ein ehrgeiziges Projekt, Perry. Und was wird hier gepflanzt?“

Rhodan zuckte die Schultern. „Soja! Irgendwie muss ich ja auch Gewinn machen.“

„Oh!“ Atlan stutzte.

„Ja! Perry Rhodan, der Umweltsünder!“ Rhodan lehnte sich an den Gleiter und zog eine Flasche Mineralwasser hervor. „Atlan, diese Pflanze ist, wenn man es richtig macht, mit ihrem Wurzelsystem hervorragend geeignet, den Boden zu stabilisieren. Und was ich hier anpflanze, macht anderswo Boden frei, der kann wieder an die Afrikaner oder Amazonas-Indigene als Selbstversorgungsmöglichkeit zurück gehen, statt von Konzernen für unseren Luxus ausgebeutet zu werden. Oder eben als Naturpark, wenn die Menschen mein Angebot mit dem Leben am Verkehrsweg annehmen. Was ich hoffe. Ich bringe auch Mineral- und Tafelwasser aus den Entsalzungsanlagen und anderen Quellen auf den Markt, zu konkurrenzlos billigen Preisen. Erstens, um die Plastikverschwendung zu verringern, denn meine Flaschen sind aus Material, das nicht nur verrottet, sondern auch keine Giftstoffe an das Wasser in der Flasche abgibt. Trotzdem zahle ich Pfand und recycle die Flaschen, ich habe zu lange auf einer Müllhalde namens Erde gelebt. Und zweitens braucht Afrika sein bisschen Wasser selber. Mehr als die Hälfte Afrikas besteht aus Trockengebieten. Wir müssen...“

Atlan hob die Hand und unterbrach Rhodan. „Ich weiß, Freund. Ich habe einiges im 18. und 19. Jahrhundert miterlebt, seither wurde es subtiler, aber nicht viel besser gehandhabt. Raubbau und Raubrittertum sind noch viel zu harmlose Worte. Mir gefällt, was ich sehe, und mir gefällt, was ich höre. Wie ist es mit Palmöl? Hast Du da auch eine Idee?“

Rhodans Grinsen wurde wölfisch. „Die Europäer benutzen auf Barnards Stern eine Pflanze für die Sauerstoffgewinnung, die einen hervorragenden Ersatz bietet. Sie produzieren so viel Fett, mit den gleichen Eigenschaften wie Kakaobutter und Palmöl, dass es sich lohnt, dieses Öl von Barnards Stern nach Terra zu transportieren. Auch der exzessive Abbau von Eisen, Gold und Diamanten wird bald nicht mehr so profitabel sein, dank der Vorkommen sowohl im Sonnensystem als auch in den Systemen Reggys und Barnards Stern sowie Epsilon Indi. Meine Hoffnung ist, dass die Amerikaner, so wie die Europäer ihre Industrie ganz von der Erde nach Neu Elsass gebracht haben, die ihre nach Freeze verlegen. Und ich hoffe, die Asiaten sind bei Teegardens Stern genau so erfolgreich, wenn nicht noch mehr. Ich wünsche ihnen auch einen Sauerstoffplaneten, damit sie nicht mehr so überbevölkert sein müssen. Nach Erdöl kräht sowieso kein Hahn mehr, übrigens, zum Glück hat die neue Präsidentin der USA nichts mehr dagegen, dass wir uns in Alaska der Inupiat annehmen. Ich habe dort zuerst einmal an der Küste ein ähnliches Projekt mit einem Verkehrsweg vor, damit auch diese Bevölkerung Zugang zu Schulbildung und Gesundheitsversorgung bekommt, und damit ihre Häuser nicht mehr im tauenden Boden versinken. Der Permafrost in Alaska ist schon nicht mehr so permanent. Ich fürchte, die härteste Nuss wird Südamerika. Ich habe schon provisorische Unterkünfte, Schulen und Gesundheitseinrichtungen auf Pamkim vorbereiten lassen und einige Leute zu den indigenen Völkern geschickt, damit sie diese informieren. Ich bin neugierig, wie viele in das neue Paradies auswandern und wie viele davon wie ihre Ahnen leben möchten. Aber Afrika und Südamerika haben sich auf jeden Fall eine Erholung verdient. Dann fehlen nur noch die Russen, die zwar langsam auf die Beine kommen, aber ich fürchte, ich muss denen doch noch ein Raumschiff schenken, damit sie sich Ressourcen und einen Industrieplaneten suchen können.“

Atlan kratzte sich am Kinn. „Deine Landsleute aus Amerika werden dich einen Kommunisten nennen“, warnte er, Rhodan lachte launig auf.

„Der Chef eines interstellaren Konzerns soll ein Kommunist sein – wenn das kein Scherz ist. Aber gut, in Zukunft darfst Du mich, wenn wir unter uns sind, Genosse Vorstandsvorsitzender nennen, Genosse UNO-Admiral.“

*

Teegardens Sterns

Ein Beobachter auf einem der Planeten von Teegardens Stern hätte das kurze Aufblitzen, mit dem die FĚICUÍ weit am Rande Systems wieder materialisierte, kaum weiter beachtet. Der rot gefärbte Stahlkeil mit den Sternen und dem Ring der Asiatischen Föderation an der Flanke verzögerte mit allem, was die Triebwerke hergaben und kamen noch weit vor der Bahn des äußersten Planeten zum relativen Stillstand.

Kapitän Wu Baihu entspannte unauffällig seine Muskeln, als die Sterne wieder auf dem Bildschirm funkelten und unterdrückte ein Lächeln, welches sich auf seine Lippen stellen wollte, als er Wang Li-Ming deutlich aufatmen hörte. ‚Ach, Genossin Wang‘, dachte er still. ‚Warst Du also doch nicht so sicher, wie Du glaubtest! Egal, Du hattest auf jeden Fall Erfolg.‘ Laut sagte er nur:

„Astrogator, Position ermitteln!“ Lakshmi Shan aus Hyderabad, mit einer Figur, die eine Sanduhr neidisch gemacht hätte und dem Gesicht eines Engels, auf der Stirn einen roten Punkt, rechnete bereits.

„Abweichung minimal, Kapitän. Vor uns ist Teegardens Stern! Wir sind richtig.“ Während Baihu die Augen schloss und Buddha dankte, brach auf der Brücke lauter Jubel aus. Eine Zeit ließ der Kapitän es geschehen, dann rief er seine Besatzung zur Ordnung.

„Ruder, langsame Fahrt ins Zentrum. Vorsichtig, wir wissen nicht, was uns erwartet. Ortung, ich möchte jeden noch so kleinen Himmelskörper registriert haben. Wissenschaft, suchen sie nach den Planeten in der habitablen Zone. Wang!“ Langsam drehte er sich um und sah die hagere, große Frau direkt an, dann erlaubte er sich das vorher unterdrückte Lächeln. „Gut gemacht, ehrenwerte Dame Wang.“ Diese erhob sich, faltete die Hände vor der Brust und verneigte sich.

„Diese unwürdige Person dankt für das unverdiente Lob, ehrenwerter Kapitän Wu!“ Sie war eben ganz eine Dame der chinesischen Gesellschaft.

Der JADEPHÖNIX hatte sich in den Orbit um einen hellen Planeten, Teegarden VI begeben, der nun von den Instrumenten der wissenschaftlichen Station abgetastet wurde.

„Keine große Überraschung, Kapitän.“ Maria Yonogawa, die knabenhaft zarte Japanerin aus Matsue, legte dem Kapitän die Messergebnisse der wissenschaftlichen Station auf dessen Pad. „Kurz gesagt, ein Eisriese, wie Uranus. Wir könnten ihn Hymir nennen.“ Die Crew drehte sich zu ihr um und betrachtete sie schweigend. „Äh, ein Eisriese aus der Mythologie. Der nordeuropäischen Mythologie.“

Endlich nickte Wu. „Na schön. Warum nicht. Es passt ja. Eintrag ins Log.“

„Zu holen ist hier allerdings nicht viel, vielleicht, dass auf den Monden sich ein Erzabbau lohnt.“ Auch V war nichts besonderes, ein Saturn ohne dessen Ringe, wenn man der Fernmessung glauben durfte, ein Gasriese, wie sie oft vorkamen. Er war derzeit keinen Umweg wert. Also nahm die FĚICUÍ direkten Kurs auf Nummer IV.

„Das ist die Höllenwelt!“ Die Mandelaugen des Rudergängers Kim Lan-Tan aus Đà Nẵng, Vietnam, weiteten sich unwillkürlich, als er das Schiff in den Orbit steuerte. Bis in die Umlaufbahn leuchtete das Magma in den Rissen zwischen den Kontinentalplatten, durch die Hülle aus Staub und Schmutz, der von gigantischen Eruptionen immer wieder hoch in die Stratosphäre geschleudert wurde.

„Ich fürchte, Commander Kim hat recht.“ Maria beobachtete wieder ihre Instrumente. „80 Grad Celsius im Mittel, kaum Sauerstoff, kein Wasser. Die beiden sehr großen Monde zerren und ziehen an der Oberfläche, die Tektonik ist enorm. Wirklich und wahrhaftig eine Höllenwelt.“

„Dann nennen wir sie Dìyù (chin. Hölle)! Ins Log damit. Danke, Leutnant Yonogawa, welcher Planet ist der nächste?“

„Der zweite ist viel näher, der dritte befindet sich derzeit hinter dem Stern!“

„Commander Kim, sie haben es gehört, steuern Sie uns in die Umlaufbahn von Nummer zwei!“

Teegarden II weckte Erinnerungen an die Erde. Blau mit weißen Verzierungen drehte sich der Planet unter der FĚICUÍ, die einige Sonden gestartet hatte. Auf einem geteilten Bildschirm sah man die von den Drohnen übermittelten Bilder, Messergebnisse trafen ein, Proben wurden entnommen. „Das Jahr dauert hier etwa 140 irdische Tage, ein Tag ungefähr 26 Stunden, durchschnittliche Temperatur 15,3 Grad. Beinahe Erdtemperatur. Sechs Kontinente, ziemlich gleichmäßig verteilt. Dort! Ein

schneebedecktes Gebirge, Vegetation, es wird wohl auch eine Fauna geben. Bisher aber keine Anzeichen für eine Zivilisation. Hier haben wir auch einige Huftiere, sehen Sie, Kapitän, dort drüben! Das Äquivalent zu unseren Tigern! Ist diese Ebene nicht schön?“

„Gravitation, Gaszusammensetzung und Luftdruck, Wissenschaft?“

Maria Yonogawa sandte die genauen Daten der Zusammensetzung der Atmosphäre an des Kapitäns Pad. „Gravitation 1,09 g. Luftdruck auf Meereshöhe 1,102 bar. Zusammensetzung und Druck für Menschen hervorragend geeignet. Kapitän, das ist beinahe ein Zwilling der Erde. Na ja, ein wenig mehr Helium, aber das lässt sich ertragen. Wahrscheinlich merkt man es nicht einmal.“

„Mikroorganismen in der Luft? Krankheitserreger?“ Äußerlich blieb der Kapitän ruhig, doch auch ihn hatte freudige Erregung ergriffen. Der Erfolg war nah, so nah!

„Proben werden noch analysiert, Kapitän. Darf ich eine Sonde landen, um Bodenproben zu entnehmen?“

„Erlaubnis erteilt, Dame Yonogawa!“

Wenige Tage später waren alle Tests, die sich im Labor durchführen ließen, abgeschlossen. Der zweite Planet von Teegardens Stern, der den Namen Shûguāng, Morgenröte, erhalten hatte, trug natürlich einiges an Gefahren und Krankheitserregern, aber die arkonidische Medizin hatte hervorragende Antibiotika auf Lager, und bisher war kein dem irdischen Leben gefährliches Virus gefunden worden. Kapitän Wu Baihu wählte den ersten Landepunkt sorgfältig aus, eine übersichtliche Stelle in der Ebene nahe der sanften Küste mit Sandstrand. Drei flugfähige Schützenpanzer wurden vorbereitet, die Infanteristen stiegen in ihre Kampfmonturen. Pushneet Bahar aus der Region Kandahar legte ihren Kopfschmuck ab und in ihren Spind, ehe sie die Uniform anzog. Sie war nicht sehr gläubig, doch diese Kette mit dem Adler, der als Symbol ihrer Freiheit auf der Stirn liegen sollte, mochte sie nicht missen, es war ein Geschenk ihrer Großmutter.

Vor 66 Jahren, 2018, hatten als bisher letzter Staat China versucht, Afghanistan zu erobern und der Asiatischen Föderation anzuschließen. Mit mehr Erfolg, als es Briten und Russen beschieden war, Peking hatte gelernt. Als Keimzelle der AF waren zuerst natürlich die vietnamesische Halbinsel und Korea in die Föderation gebracht worden, danach ging es weiter nach Osten, Japan wurde Mitglied, dann erst folgten Indien, Bangladesch und Pakistan. Böse Zungen behaupteten, dass Korea und Vietnam wegen der gut gedrillten, hübschen und gebildeten Mädchen wegen überfallen wurden. Besonders wegen der gut gedrillten und hübschen, aber die gebildeten, intelligenten Frauen sollten sich als noch größerer Bonus herausstellen. Dann wurde auch Afghanistan erobert, mit Hilfe der Mutanten die in die Berge gegangenen Kriegsherren ausgehoben und die Kinder, sowohl Mädchen als auch Knaben, in Schuluniformen gesteckt und unter Bewachung in Internate gebracht. Dort erhielten sie eine gediegene Schulbildung, ohne sich wegen etwaiger Übergriffe Sorgen machen zu müssen. Die Gleichstellung von Mann und Frau war eines der wenigen Projekte der alten AF, das Huyang Chang-Ni nicht nur weiterführte, sondern sogar noch mehr forcierte. Ebenso den Abbau des Kastensystems und der Unterdrückung der Frauen in Indien. Und auch Gao Bo-Chang setzte diesen Kurs fort, auch in der Asiatischen Föderation hatte man eingesehen, dass es Zeit für eine Gleichwertigkeit der Geschlechter war. Extremisten, die sich dieser Gleichstellung mit Gewalt gegen Frauen entgegen stellen wollten, wurden streng bestraft. Unter der alten Führung mit dem Tod, doch

Huyang Chang-Ni schaffte die Todesstrafe ab. Er verbannte sie zuerst in abgelegene Regionen auf einer Insel im chinesischen Meer, später auf den Mond, in eine eigene Kuppel.

Die Großmutter Pushneets war damals als junges Mädchen angefeindet worden, weil ihr Bruder dem Mädchen lesen und schreiben beibrachte. Einem Säureangriff durch einen wütenden Mann entging sie nur mit viel Glück, der Mann stolzierte nur Tage später wieder durch die Stadt Kandahar. Einem zweiten Anschlag kamen die Chinesen zuvor, die wütenden Fundamentalisten mussten aus der Stadt fliehen und Pushneets Großmutter kam in das erwähnte Internat. Wie man an der Existenz Pushneets erkennen konnte, fand sie später ihre Liebe und heiratete einen fortschrittlich denkenden Mann, der seine Tochter mit sechs Jahren ebenfalls in ein Internat außerhalb Afghanistans schickte. Nur zur Sicherheit. Pushneet hatte bereits eine normale Kindheit und Jugend verbringen können, niemand lauerte mehr den Mädchen auf dem Schulweg auf. Die Afghanen waren zwar noch zum größten Teil Moslems, aber sie hatten zu einem gemäßigten, toleranten Islam zurück gefunden.

Pushneet Bahar wuchs zu einer großen und körperlich kräftigen Frau heran, ohne ihre weibliche Anmut zu verlieren. Mit ihrer prominenten Nase und dem kräftigen Kinn wirkte sie etwas herb, doch die Augen mit dem leichten Einschlag der Mandelform der Chinesen, von ihrem Vater geerbt, und die vollen Lippen machten daraus eine gewisse Schönheit. Mit ihren 38 Jahren war sie Hauptmann in der Asiatischen Infanterie und die Kommandeuse der Fußtruppen an Bord der FĚICUÍ. Die zwei Kompanien Marineinfanterie unter ihrem Kommando verehrten ihre Kommandantin, die zwar große Ansprüche stellte, aber nichts verlangte, das sie nicht bereit war, ebenfalls zu machen. Für diese erste Landung hatte sie die erste Kompanie unter Leutnant Safia Dunya Akram ausgewählt, wie sie aus Afghanistan, aus der Hauptstadt Kabul direkt. Drei Züge, jeder 15 Mann stark unter einem Feldwebel, machten sich bereit.



Ihre Kampfanzüge waren das Neueste, über das die AF verfügte, also nicht schlechter als die Standardanzüge aus der Produktion der GCC oder der ITC. Sanitäre Einrichtungen, die funktionierten, so halbwegs eben. Atlan hatte bei dem ersten Anlegen eines solchen Anzuges nur bemerkt, dass die Anzüge, welche die Arkoniden zu seiner Zeit trugen, auf diesem Gebiet auch nicht schlechter gewesen waren. Die Helme waren besser als die arkonidischen, vor allem bequemer und mit fortschrittlicher HUD-Technologie ausgestattet, die Lebenserhaltungs-Systeme waren hervorragend,

die Handschuhe kaum mehr störend. Die Farbe konnte mit Hilfe elektrisch aktivierter Pigmente von Wald-Camouflage auf Sand umgestellt werden, die Bewaffnung der Truppe bestand aus Thermostrahlgewehren und als Faustfeuerwaffen in den Holstern am Gürtel handlichen Desintegratoren.

Hauptmann Pushneet Bahar und ihr Leutnant Safia Dunya Akram kontrollierten penibel die Ausrüstung und Bewaffnung der angetretenen Kompanie, dann unterzogen sie gegenseitig die ihren einer letzten Kontrolle.

„Alle Systeme klar“, meldete die Leutnant, und die Hauptmann bestätigte.

„Alle Systeme klar! Aufsitzen lassen!“

„Jawohl, aufsitzen lassen. Feldwebel Sharma, Zug eins, Fahrzeug eins! Feldwebel Hu, Zug zwei, Fahrzeug zwei! Feldwebel Wayan, Zug drei, Fahrzeug drei. Aaaaachtung! Aufsitzen!“ Das Getrappel von neunzig Stiefeln erfüllte die Schleusenhalle, als die Frauen und Männer der ersten Kompanie Marineinfanterie in die Schützenpanzer liefen und sich dort in den Sitzen festschnallten. Die beiden Offizierinnen winkten einander noch kurz zu, ehe sie in ihre Kommandokuppeln stiegen.

„Schleusenkontrolle FĚICUÍ, Erste Kompanie bereit zum Ausschleusen.“

Im ‚Kiel‘ des JADEPHÖNIX glitt eine Platte nach unten, wenn der FĚICUÍ gelandet wäre, hätte sie eine schräge Rampe gebildet. Einer nach dem anderen glitten die Schützenpanzer über die Kante dieser Rampe und glitten in einer weiten Kurve dem Planeten entgegen, nahmen Kurs auf den von Kapitän Wu gewählten Landeort. Wie geplant hob sich dort zum Zeitpunkt der weichen Landung eben die Sonne über den Horizont, der Planet machte seinem Namen alle Ehre. Die Farbe der Sonne verstärkte die Wirkung der flach durch die Atmosphäre fallenden Lichtwellen, für ein solches Rot hätten die alten chinesischen Herrscher getötet. Pushneet Bahar öffnete die Kanzel ihres Kommandopanzer, nachdem sie sich sorgfältig umsehen hatte, dann rief sie in ihr Mikrofon.

„Absitzen!“ Wie ein Echo ging dieser Befehl durch die Hierarchie, die Hecktore der Schützenpanzer öffneten sich und die Soldaten stürmten heraus.

„Züge zwei und drei sichern das Gelände. Zug eins antreten zur Ehrenwache! Ehrenwache, Helme öffnen“, befahl die Hauptmann weiter. Die beiden Feldwebel von Zug zwei und drei liefen los, um den einzelnen Leuten ihre Posten und Beobachtungsbereiche zuzuweisen, während Feldwebel Rahul Sharma seine Leute zu einer Linie von drei Gliedern antreten ließ. Ein Fahnenmast grub sich mit seinem Motor selbständig tief in den weichen Boden, der Kommandant des Kommandopanzer richtete einige Kameras aus, welche synchron an die JADEPHÖNIX und von dort in die Asiatische Föderation übertragen. In Peking wurde das Material geschnitten und mit einer Verzögerung von nur drei Minuten live gesendet.

Die Gesichter der Helden dieser Mission, Kapitän Wu in der Mitte, füllten den Bildschirm, dann wurde Pushneets Gesicht herangezoomt, eine Einblendung erklärte ihren Rang und ihre Herkunft. Die Kamera fuhr über die Gesichter des Ehrenzuges, dann hallte das Kommando der Leutnant Safia über die weite Ebene von Morgenröte. Synchron fuhren fünfzehn Hände an die Stirn, Leutnant Safia erstattete Hauptmann Pushneet Bahar Meldung, die ebenfalls salutierte. Kapitän Wu Baihu auf der Brücke löste über Funk eine Automatik aus, die rote Flagge mit den vier kleinen goldenen Sternen

im Halbkreis um den großen, umgeben von einem silbernen Ring stieg, begleitet von der Nationalhymne der Asiatischen Föderation, in den Himmel. Drei Minuten später erlebte die Welt den größten synchronen Jubel ihrer Geschichte, und das ungekünstelt und wirklich spontan, Shûguāng war mit Billigung der Vereinten Nationen nun offiziell Gebiet der Asiatischen Föderation. Gao Bo-Chang war höchst zufrieden, jetzt, da ein Schiff aus asiatischer Planung und Produktion einen geeigneten Planeten zur Besiedlung gefunden hatte, scheute er sich nicht mehr, bei der GCC um Schiffsraum nachzufragen. Man einigte sich auf ein schwach bewaffnetes Kugelschiff von 800 Metern, die ADMIRAL ZHENG HE sollte nur für Transportzwecke eingesetzt werden, dazu noch drei Korvetten, einfach durchnummeriert als Yī, Èr und Sān, Eins, Zwei und Drei. Die Führung der AF kurbelte die Produktion von landwirtschaftlichem Gerät an und begann mit der Auswahl der ersten Siedler. Vor allem Fachleute sollten auch hier die erste Welle bilden, welche dann auch die erste Infrastruktur aufbauen mussten. Der größere der beiden Monde von Morgenröte eignete sich hervorragend als Raumhafen, auch der sollte von den ersten Siedlern gebaut und betrieben werden. Die zweite Welle sollte dann das Land urbar machen und für Lebensmittel sorgen.

Die FĚICUÍ hatte mittlerweile Kurs auf den innersten Planeten genommen, der in bequeme Reichweite gekommen war, während der zweite untersucht wurde.

„Hervorragend geeignet für industrielle Nutzung“, lautete das Urteil der Untersuchungen. Eine tote Welt, die nie Leben hervorbringen würde, man konnte nichts zerstören, Erze und seltene Erden, ein Gewinn. Trotzdem befahl Kapitän Wu hier keine großartige Fahnenzeremonie, er meldete nur die Landnahme an Peking und die UN. Sowohl die Heimat als auch Morgenröte waren nahe, man konnte den Controllern wohl zumuten, einige Zeit in einer Kuppel zu leben. Besonders, wenn diese Kuppel luxuriös ausgestattet war und jeden Komfort bot. Ein Industrieplanet und eine Wohnwelt. Perry Rhodan war unter den ersten Gratulanten, er war ehrlich erfreut, in Peking lief die Auswahl der Techniker für eine dritte Besiedlungswelle umgehen an. Dann gab Kapitän Wu den Befehl, auch noch den dritten Planeten untersuchen, denn er wollte ein komplettes Ergebnis abliefern.

*

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS

Auf dem Landedeck der HEPHAISTOS lag, sozusagen im ‚hintersten Winkel‘ versteckt, ein 250 Meter langes Walzenschiff, eine ältere, aber gut gepflegte Dame. Lange Jahre hatten normalerweise nur die Instandhaltungsscrews die Lady beachtet, nun wuselten Mechaniker um die GUN I, wie es groß in arkonidischen Lettern auf der Flanke stand, um dem Schiff ein heruntergekommenes, altes Aussehen zu verleihen. So alt, wie das Innenleben tatsächlich war. Der Meiler, der Antrieb, die Nanotronik, alles war noch aus den vorigen Jahrhunderten. Ein gepflegter, echter Oldtimer aus lauter Originalteilen, repariert, verhätschelt, aber nie modernisiert. Tana Starlight beobachtete aus einiger Entfernung mit versonnenem Lächeln das Treiben, die Hände an die Absperrung gelegt.

„Erinnerungen?“ Leslie Myers stand neben ihr und betrachtete das kleine Schiff.

„Natürlich!“ Tanas Lächeln verstärkte sich. „Mit der GUN I hat doch damals alles begonnen. Gunnar und ich haben von den Topsidern den halb ausgeschlachteten Winzling billig gekauft und mit ein paar Freunden wieder restauriert, dann haben wir unsere erste Ladung zusammen gestellt. Hat

trotzdem noch ein paar Millionen gekostet, aber wie man sieht, es lohnte sich doch, oder nicht? Eine gewisse Leslie Myers war damals auch dabei, ein junges Ding, noch genau so grün hinter den Ohren wie Gunnar und ich. Kennst du die Dame vielleicht? Na ja, zum Glück haben wir dann Hemghat getroffen, der Mann war ein Geschenk des Himmels. Vor allem mein Stahlverfahren und Gunnis Verbesserungen der Energieanlagen haben gemeinsam mit unserer Ladung seinen und unseren Arsch gerettet und uns letztendlich diese Station beschert. Wenn ich nur damals schon gewusst hätte, wie sehr Arkoniden auf Schokolade abfahren! Nun ja, der Rest ist Geschichte, aber was rede ich, du warst ja von Anfang an dabei. Natürlich kommen sentimentale Gedanken auf, bei dir doch auch ein wenig. Jetzt streite es gar nicht erst ab. Weißt du, dass Reginald in diesem Schiff gezeugt wurde? Bei einem nostalgischen Bummel durch die Anfänge?“

„Und trotzdem willst du das Schiff unter Umständen opfern?“, fragte Leslie, Tana zuckte mit den Schultern, ihr Gesicht wurde nüchtern.

„Dads Situationsanalytiker haben die Ansicht von unseren Mathematikern – und deine, möchte ich hinzufügen – bestätigt. Wenn wir schon eine solche Mission wie die unsere starten, muss es ein echtes, altes Schiff der galaktischen Händler sein. Die Besatzung muss nicht aus Springern bestehen, Renegaten von jedem Volk können sich so ein Boot besorgen, der Schwarzmarkt ist vorhanden. Aber es ist eine Zeitfrage, wir sollten eine Hilfslieferung für Miridan bald auf den Weg bringen.“ Tana seufzte. „Außerdem, jetzt schreibe ich mit Chris eine ganz neue Geschichte, es wird allmählich Zeit, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Trotzdem schauen sich meine Agenten natürlich nach einem größeren Kahn um.“

Während die Walze noch auf schäbig getrimmt wurde, lieferten Robotkarren bereits einen Teil der Ladung, die aus schweren Handstrahlern bestand, an Bord. Schwere Schiffsgeschütze lagen, in Einzelteile zerlegt und verpackt, bereit. Alle trugen einen erfundenen Stempel, einen katzenartigen Kopf und in arkonidischer Schrift und Sprache die Bezeichnung Waffenwerkstatt A 35-C. Wenn dem Neurogenten ein solches Teil in die Roboter fallen sollte, war ihr Ursprung nicht mehr heraus zu finden, ganz so, wie es dem Plan der Erde entsprach. Auch die ehemalige GUN I, die in Zukunft HAK'HOOR heißen sollte, konnte nicht mehr zu Starlight Enterprises zurück verfolgt werden. Offiziell waren die Walzenschiffe, welche die Firma besessen hatte, längst auf Kholozt VII, einem Raumschiffriedhof und Ersatzteillager, verschrottet. Mit Brief und Siegel, wie es genannt wurde.

„Miss Starlight“, klang hinter den Frauen eine vertraute Stimme auf, doch da Perry Rhodan sie Starlight nannte, wusste sie, dass mindestens ein Fremder zugegen war. Ihr Gesicht wurde zur einstudierten Rolle, hinter der sich Victoria Rhodan verbarg.

„Mister Rhodan!“ Mit einem schalkhaften Lächeln auf den Lippen drehte sie sich um. „Welche Überraschung! Und wer ist denn dieser gutaussehende Gentleman?“ Sie hob dem Fremden ihre rechte Hand mit dem Handrücken nach oben entgegen, der Mann ergriff diese und knallte die Haken zusammen.

„Oberst Klaus Friedrich Johannes Viktor Alexander Maria Baron von Viertelwald! Zu Ihren Diensten!“ Dann beugte er sich über die Hand Tanas und hauchte formvollendet einen Kuss darauf. Tanas Augen weiteten sich.

„Ein echter Baron! Welche Ehre für ein Mädchen wie mich. Eine Tochter einfacher Eltern“, flüsterte sie ergriffen.

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Um ehrlich zu sein, ist der riesige, pompöse Name alles, das meine Familie noch besitzt.“ Er sah zur HAK'HOOR hinüber und kniff die Augen zusammen. „Das also wird unser Heim für die nächsten Tage, vielleicht Wochen?“

„Das wird es, Oberst.“ Tana hakte sich bei ihm unter und ging mit ihm näher. „Keine Sorge, es sieht schlimmer aus, als es ist.“

„Ich bin sicher. Darf ich Ihnen meine Besatzung vorstellen? Major Paola Bruni, Mailand, Italien. Hauptmann Franz Konrad, Innsbruck, Österreich. Oberleutnant Ronja Bergström, Visby, Schweden. Oberleutnant Veronika Rutli, Bern, Schweiz, Oberleutnant Dimitris Kapenakis, Chania, Griechenland. Wir alle sind von der Sûreté de Union européenne und haben uns freiwillig gemeldet, die Waren nach Miridan zu bringen.“

„Ich bewundere Ihren Mut, meine Damen und Herren.“ Tana hatte sich wieder von dem Baron gelöst und betrachtete die ihr vorgestellten Personen. „Und ihre Opferbereitschaft. Sie wissen, dass Sie Ihre Identitäten vergessen und nur noch Ihre Tarngeschichte wissen werden?“ Sie streifte die einstudierte Attitüde ab und wurde ernst. „Dass es ein Einsatz wird, der mit Ihrem Tod enden kann? Und dass Ihre alte Identität vielleicht endgültig verloren ist, wenn Sie gefangen werden?“

„All das wissen wir, Miss Starlight.“ Baron von Viertelwald grinste schief, Paola Bruni starrte kritisch auf die HAK'HOOR und ergänzte:

„Wir wissen aber auch, dass, wenn wir erfolgreich sind, das der Erde Zeit verschafft, sich vorzubereiten. Vielleicht sogar lange genug, um der Erde tatsächlich ihre Unabhängigkeit bewahren zu können.“

„Und unter Umständen können die Miridaner auch frei bleiben“, fügte Franz Konrad hinzu. „Wäre ein schöner Nebeneffekt, oder?“

„Meine Damen und Herren von der Sûreté!“ Tana zeigte ihr nettestes Lächeln und wies mit großer Geste um sich. „Bitte verfügen Sie über die HEPHAISTOS, Sie haben Carte Blanche. Sie alle! Bitte, amüsieren Sie sich nach Kräften, bis die alte Dame fertig ist.“

„Victoria!“ Nachdem sie allein mit der eingeweihten Leslie Myers waren, sprach Rhodan seine Tochter mit richtigem Namen an. „Was hast Du eigentlich mit der ASO'OMIE vor?“

„Eigentlich wollte ich sie zum Schutz des Gopkar – Sektors einsetzen. Oh, du denkst – unbekanntes Baumuster, jede Menge Feuerkraft und so. Aber Dad, das Ding ist und bleibt eine lahme Krücke! Ich würde die Stärke der ASO'OMIE nicht in einer weiträumigen Verteidigung, sondern im Objektschutz sehen! Es ist ein halbwegs bewegliches Fort. Vielleicht, wenn man es von Grund auf neu konstruiert.“ Victoria zuckte mit den Schultern und hob die Hände. „Ich würde allerdings eine andere Form wählen, obwohl – ich weiß nicht. Vielleicht ist die Gestaltung für ein Trägerschiff doch nicht so schlecht.“

Perry nickte. „Ich gebe dir recht, die ASO'OMIE ist lahm. Aber es ist ein großes Schiff, zwei der Geschütze können, synchrone Volltreffer vorausgesetzt, ohne Schwierigkeiten die Schirme eines 800

Meter Schlachtschiffes der arkonidischen Imperiumsklasse durchschlagen. Ich überlege, ob wir die Kanonen nicht für die irdischen Forts kopieren sollten. Vielleicht sogar ein ähnliches Muster, so wie Du vorgeschlagen hast, als Defensiv-Einheiten. Immerhin, sogar unsere neuen, mit Angelpower ausgerüsteten Schiffe, dürften in einem laufenden Gefecht Probleme mit einer verbesserten ASO'OMIE bekommen. Und der Neurogent liebt laufende Gefechte, bei dem sich viele Schiffe auf einen Gegner konzentrieren. Auf den als Stärksten eingestuft.“

„Na schön!“ Victoria schloss die Augen. „Nach den Berichten der ARK'AMBO zielt die miridanische Taktik auf ‚hit and run‘ ab. Eine flüchtende Flotte könnte ein paar Mal die Angreifer vor die Geschütze der ASO'OMIE locken. Eine Zeitlang könnte es funktionieren! Und die Begleitschiffe, die eigentlich an Bord vorgesehen sind?“

Perry Rhodan sah auf seine Schuhspitzen. „Acht müssen vorerst reichen, ich habe nach Deinen Berichten die leichten Einheiten nachbauen lassen. Also halbe Walzen, 370 Meter lang, 100 breit, 50 hoch. Die schwersten Geschütze, die das Ding verträgt, 1,63 Meter, die räumen glatt mit einem Schlachtkreuzer auf.“

„Und die Jäger?“ fragte Tana.

„Unsere alten original Arkonjäger von der STAHDU und aus dem Flottendepot, das Atlan im Wegasystem eingerichtet hatte. Alle mit den echten Stempeln der richtigen arkonidischen Werke. Aber – gegen die Roboterflotten des Neurogenten sind Jäger nicht die beste Wahl. Die lassen sich nicht ablenken.“

„Oh!“ Die junge Frau zog die Nase kraus. „Sieht so aus, als hättest du alles schon geplant, Dad. Dann sollten wir wohl ganz schnell eine Betriebsanleitung in arkonidischer Sprache verfassen. Und ein paar Beschriftungen auswechseln. Wozu dann noch der Flug der HAK'HOOR?“

„Ach, die schweren Geschütze, die wir auch vorbereitet haben, liefern wir auch nicht mit der ASO'OMIE. Die Leute von der Sureté sollen jetzt den Weg erkunden, die erste Lieferung bringen und das Eintreffen der ASO'OMIE vorbereiten.“

„Also gut, natürlich kannst du über ASO'OMIE verfügen.“ Tana stützte sich wieder auf die Absperrung. „Wen hast Du als Kommandanten im Auge?“

„Freyt!“

„Ach!“ In Victorias Augen stahl sich ein Funkeln, ihr Mund verzog sich erfreut. „Onkel Mike! Das wird den alten Haudegen freuen, wenn er wieder von der Leine gelassen wird. Und mich, dass ich ihn einmal wiedersehe. Ach, bevor ich's vergesse, Dad!“ Sie sah ihn mit unschuldigen Augen an.

„Ja, Victoria?“

„Ich habe die FARNESE und die DU BARRY bereits mit je einem zwei-zehner-Zwillingsgeschütz in der Polkuppel umrüsten lassen. Ich hoffe, Du bist mir nicht böse?“

„Kleiner Teufelsbraten“, Perry Rhodan machte ein übertrieben grimmiges Gesicht, seine Augen funkelten belustigt. „Mit welchem Erfolg?“

„Oh, ich führe es dir gerne vor.“ Untergehakt führte Victoria ihren Vater zu einem der kleinen Diskusboote. „Mit der PB 001 sind ganz schnell auf der GIULIA FARNESE, dann kannst Du Dir selbst ein Bild machen!“

*

Irgendwo am Rand von M 13

Mit eingeschalteten Sprungdämpfern war die STARDUST III aus dem Wurmlochtransit gekommen und stand nun mit aufgehobener Fahrt in relativem Stillstand, ihre Ortungsgeräte liefen auf Hochtouren und untersuchten jedes noch so kleine Stäubchen im System eines braunen Zwerges. Endlich zufrieden, keine Anzeichen einer Beobachtung gefunden zu haben, gab Perry Rhodan das Startsignal für Plan ‚R‘. ‚R‘ wie Résistance. Die Schleuse, in der eine 250 Meter lange Walze lag, wurde leergepumpt, das Schott öffnete sich und die Nanotronik des Schiffes, dessen Besatzung in tiefer Bewusstlosigkeit lag, übernahm die Steuerung, flog das kleine Schiff aus der Schleuse und nahm Kurs auf M 13. In genügendem Sicherheitsabstand zündete es die Korpuskular-Triebwerke und sprang nach Erreichung der Transit-Geschwindigkeit. An Bord waren sechs Agenten der Sureté de Union européenne, in deren Unterbewusstsein einige Befehle warteten.

„Wird es funktionieren, André, Kitai?“, fragte der hagere, dunkelblonde Mann, der den Start von der Brücke aus beobachtet hatte. Der schwarzhäarige, etwas pummelige Franzose nickte.

„Kitai und ich haben sehr vorsichtig und umfassend gearbeitet, dazu noch die Mechanohypnose der Hypnolehranstalt. Ja, es wird funktionieren, Chef. Sogar mit der Gehirnsonde würde die echte Identität der Personen verborgen bleiben.“

„Aber warum soll man ein paar Krämer überhaupt einer Untersuchung mit der Gehirnsonde unterziehen?“, ergänzte Kitai. „Sie mögen sich am Rande der Legalität bewegen, indem sie an Miridan liefern, wahrscheinlich wird man die Ware beschlagnahmen und sie verhaften, aber eine Gehirnsonde? Ich glaube es nicht.“

„Ich hoffe, sie kommen heil zurück“, bemerkte Tana Starlight. „Die Frauen und Männer hätten es sich verdient. Ich weiß!“ Sie hob die Hand und winkte ab. „Darauf kommt es nicht an, und manchmal ist das Universum eben nicht gerecht, und schon gar kein Wunschkonzert oder Ponyhof. Aber ich hoffe trotzdem.“

„Ich auch!“ stimmte Rhodan zu. „Ich auch.“

*

Das Moklarm – System lag im Sternhaufen M 13, eine weiter nicht auffällige Sonne, Spektralklasse M, etwas kühler als die irdische Sonne. Einst hatte sie fünf Planeten gewärmt, auf einem davon gab es auch hominides, intelligentes Leben, das auf dem besten Weg zu einer eigenen Zivilisation war. Dann kamen die Arkoniden, besiedelten Moklarm II, legten Städte und Farmen an, die einheimische Lebensform, welche noch nicht einmal den Lendenschurz erfunden hatte, wurde über einige Entwicklungsstufen gepuscht. Man brauchte und wollte billiges Personal, besser gesagt, Diener. Sklaven. Roboter waren nicht zu allen Dienstleistungen fähig. Oder erwünscht. Besonders die einfachen Arkoniden von Arkon II waren von den Frauen angetan, Mischehen waren bald keine Seltenheit mehr. Die Hominiden von Moklarm II besaßen wie die Menschen zwölf Rippenpaare, dazu

einige ‚Übergangsrippen‘ mehr als üblich, diese Atavismen kamen auch bei einigen irdischen Menschen vor. Diese Rippenbögen statt der Brustplatten vererbten sie an ihre Kinder, sie erwiesen sich als dominantes Erbgut. Die Kolonie entwickelte sich wie jede andere, auf Monden und Asteroiden wurden Kuppelstädte errichtet, Ressourcen abgebaut und Wohnstätten errichtet. Moklarmer hatten ihre Frauen und ihre Kinder dorthin mitgenommen, als sie als Arbeitskräfte angesiedelt wurden, bis eine Flotte der Methans die Front durchbrach und von einer arkonidischen Flotte in diesem System gestellt wurde.

Beiden Seiten war es völlig egal, was mit dem System geschah. Die Methans wollten weiter vordringen und natürlich den Gegner zerstören, die Arkoniden waren in Angst, der Feind könne in das Zentrum des Imperiums vorstoßen und das System Arkon selbst angreifen. Tagelang rieben die annähernd gleich kampfstarke Gegner einander auf, am Ende durften sich wohl die Arkoniden als Sieger fühlen. Die letzten Überlebenden der Schlacht waren Arkoniden auf einigen schwer beschädigten Schiffen ihrer Flotte, bis auf den äußersten Planeten, einer luftleeren Steinkugel, waren alle Planeten zerstört. Nur in einigen Kuppelstädten weit draußen hatten noch Hominide und Arkoniden überlebt. Im System wimmelte es von Wracks beider Seiten, die Arkoniden bargen die weniger beschädigten Schiffe und überführten sie nach Arkon III. Zur späteren Ausschachtung wurden die Methanerschiffe und die schwer beschädigten Kugelraumer auf dem Planeten gelagert, doch es gab niemand, der diese Aufgabe je übernahm. In der zentralen Registratur fand sich kein Hinweis auf diesen Lager. Nach dem Krieg fanden einige heimatlose Mehador, Arkonabkömmlinge wie viele andere damalige Wanderer, diesen Schiffsfriedhof und erkannten das Potential. Sie machten aus drei, vier Wracks ein funktionierendes Raumschiff und begannen in dem erforschten Teil der Galaxis Handel zu treiben. Da besonders die Rümpfe der arkonidischen Kugeln beschädigt wurden, während die Walzenschiffe leichter zu reparieren waren, gewöhnten sich die Sternenhändler an diese Form. Noch heute ziehen die galaktischen Händler die Walzenform der Methanerschiffe für ihre Einheiten vor, nur sehr wenige Mehador bestellten Schiffe in anderer Form. Selbstverständlich spielte sich nicht nur auf Moklarm dieses Recycling ab, aber hier lagen eben die meisten Methanerschiffe auf einem Planeten, und natürlich konnten die Mehador für einfache Arbeiten auch Moklarmer heran ziehen. Ein Vorteil, den sie anderswo in M 13 nicht hatten. Die Moklarmer erwiesen sich bald als geschickte Arbeiter und reparierten auch für sich selbst einige Schiffe, ein paar wurden sogar zu Krämern in M 13. Die Springer ließen sie gewähren, die Moklarmer lieferten mit ihren kleinen Schiffchen jene Kleinigkeiten, welche die Springer mit Verachtung strafte. Moklarm blieb ein Schiffsfriedhof, eines von wenigen Systemen, wo man alte Schiffe zum verschrotten und ausschachten hinbrachte, wo man aber auch immer wieder Ersatzteile für Springerschiffe finden konnte. Die sich in den nächsten Jahrtausenden nicht verändernde Technik erlaubte es auch ärmeren Sippen, mit diesen alten Ersatzteilen halbwegs im Geschäft zu bleiben.



Ein solches kleines Schiffchen der Krämer kam eben in einem System, das keinen Namen, sondern nur eine Registriernummer aufwies, aus dem Transit. Der groß gewachsene Kommandant, dessen dunkelblondes, halblanges Haar etwas zerzaust wirkte, fuhr mit den Fingern hindurch und zerstörte damit auch die letzten Anzeichen einer Frisur.

„Man sollte etwas gegen die Sprungschmerzen erfinden“, knurrte Khloos und kniff die Augen zusammen, in der Hoffnung, die Spiralen im Blick los zu werden, Pouola verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Gibt es doch schon“, quälte sie über ihre vollen Lippen. „Wenn wir unsere Ladung im Miridan-Sektor gut verkaufen, können wir uns so ein Ding vielleicht einmal leisten.“

Vroonka stimmte zu. „Ich würde mir meine Zöpfe abschneiden, wenn wir uns so ein Ding einmal kaufen könnten!“ Sie kniff mit Daumen und Zeigefinger ihre Nasenwurzel und rieb sie. Nur Koron am Ruder blieb unbeeindruckt, er fühlte den Sprungschmerz einfach nicht. Eine genetische Veranlagung, die unter einigen Millionen Wesen einmal vorkam, oft gepaart mit sensorischen Störungen. Koron hatte Glück, er konnte normal fühlen, mit Ausnahme des Tranitschocks, daher saß er auch am Ruder. Rooja erschlaffte schweigend in ihren Sessel, sie verlor regelmäßig im Transit das Bewusstsein. Sie war für die Finanzen der kleinen Gruppe zuständig, als Kosmonautin war sie ungeeignet. Dimmie kümmerte sich sofort um seine Kameradin. Zwar quälten auch ihn höllische Kopfschmerzen, aber er war für Roojas Überleben verantwortlich. Also überwand er sich, zog die Injektionspistole aus dem Kasten und verabreichte das kreislaufstabilisierende Medikament. Pouola warf das lange, schwarze Haar über die Schultern und atmete einige Male tief durch. Normalerweise zog diese Aktion, bedingt durch das Volumen ihrer Oberweite, die Blicke von Männern wie ein Magnet an, doch nicht jetzt. Koron hatte nur Blicke für die Nahbereichssensoren und den Panoramaschirm, Dimmie für Rooja und so interessierte sich nur Khloos trotz seiner Kopfschmerzen für den Anblick.

Pouola aktivierte die Fernbereichssensoren und die Astrogationskonsole, um den Standort zu bestimmen.

„Getroffen“, meldete sie dem gewählten Kommandanten Khloos.

Der nickte. „Gut so. Lasst uns Wachen auslösen, jeder kann fünf Stunden schlafen. Dann gehen wir in die nächste Etappe. Koron, bring uns bitte in einen Ortungsschatten.“

Rooja war wieder erwacht und klammerte sich an Dimmie. „Danke, es wird wieder. Ob ich mich je daran gewöhne?“

„Ich fürchte, nein.“ Koros steuerte wie gewohnt präzise die kleine 250 Meter lange Walze in die Nähe der Sonne und in einen festen Orbit. „So wenig, wie ich je die Schmerzen fühlen werde. Genetik!“

Khloos startete den Zufallsgenerator der Nanotronik. „Dimmie, du bist der erste. Gratuliere! Dann Pouola, Vroonka, ich, Rooja und Koros. Ab ins Bett, Leute. Und kein würdeloses Gerenne durch die Gänge. Geht gleich in das Bett, in dem ihr aufwachen wollt. Komm, Vroonka. Euch allen eine gute Nacht!“ So kehrte Ruhe an Bord der HAK'HOOR ein, die Besatzung schlief tief und traumlos in ihrem Versteck in der Umlaufbahn eines weißen Zwerges.

September 2084

Solares System, Europa, Venedig

September in Venedig! Eine der schönsten Zeiten in einer der schönsten Städte. Die heißeste Zeit war vorbei, langsam bereitete sich die Serenissima auf den Herbst mit seinem unvermeidlichen Aqua Alta vor. Die Auflagen und die Bretter für die Stege, welche verhinderten, dass man in knietiefem Wasser über den Markusplatz oder durch die Gassen waten musste, wurden schon einmal bereit gelegt, an den Verkaufsbuden hingen nun neben dem Touristenramsch auch Regenschirme und -capes aus dünnem Kunststoff. Seit einiger Zeit aus biologisch abbaubarem Material aus der chemischen Hexenküche der Arkoniden, aber immer noch knallig bunt oder halb durchsichtig, manchmal beides. Billigste Wegwerfware zumeist, obgleich auch hier langsam ein Umdenken begann. Die kleinen Lokale an den Fundamente mit ihren fünf oder sechs Tischen draußen am Kanal und drei Tischen im Inneren hatten zwar noch geöffnet, die Venezianer trafen sich morgens zu einem Espresso mit Brioche, Vormittags auf ‚un Ombra‘, ein kleines Gläschen Wein, die Damen und auch viele Männer zwischen fünf und sieben Uhr abends gerne auf einen ‚Spritz‘, Aperol und Frizzante oder Sekt auf Eis mit Orangenscheibe. Die Speisekarte war stark geschrumpft. Die Touristen waren jetzt eher mehr auf dem Rialto oder dem Markusplatz zu finden, die Giudecca und Canareggio warteten bereits auf die Ruhe des Winters. Die Tische im Freien wurden nach Sonnenuntergang nur noch selten von Fremden frequentiert, man war wieder beinahe unter sich. Wenn sich jetzt noch ein Tourist in diesen Teil Venedigs verirrt, bekam er vielleicht nur noch einfache Hausmannskost, doch guten Wein konnte man immer und beinahe überall bekommen. Die Tage waren zumeist noch sonnig, nur ab und zu fielen bereits ein paar Tropfen Regen, des Abends konnte man durchaus schon ab und zu eine wärmende Jacke oder einen Pullover vertragen.

Die Venezianer waren durchaus an vieles gewöhnt, vor allem an junge, ausgelassene Menschen, die alberten und Spaß machten. Neu war aber, dass darunter grünhäutige, rothaarige, nicht sehr große, aber massige Jugendliche waren. So fielen das Mädchen mit 143 Zentimetern Größe und einer ebensolchen Hüftbreite, der Junge mit 155 Zentimetern Länge und 153 Zentimetern Schulterbreite und jener, der 164 Zentimetern Groß war und ‚nur‘ 158 breit in der Clique von 16 Personen, alle im Alter von Teenagern, durchaus auf. Die Haut der Drei schimmerte in satten Smaragdgrün, die Lippen der beiden jungen Männer waren so dunkelgrün, dass sie beinahe schwarz wirkten, die des

Mädchens waren ebenso Korallenrot wie ihre Finger- und Zehennägel bemalt. Eine Farbe, die derzeit unter jungen Mädchen wieder angesagt war. Um die Köpfe der drei fremd wirkenden Personen schienen in der Sonne Flammen zu lodern. Besonders das Mädchen in den kurzen Hosen und den Sandalen zog viele Blicke auf sich, das harmonische Spiel der Muskeln ihrer bloßen Beine, der gigantische Po, der die engen Shorts zu sprengen schien, die mächtigen Arme.

„Fang mich, Laurin!“ Bianca ‚Ballerina‘ Motti, schwarze Haare, beinahe einen Meter fünfundachtzig groß, mit der Figur einer römischen Venus, hatte ihre Hand in den Nacken des größeren Grünhäutigen gelegt und war graziös hochgesprungen. ‚Laurin‘ Vhunkos kräftige Arme schoben sich unter den Körper des Mädchens und hielten den schlanken und leichten Körper mühelos in der Luft, seine riesigen Pranken verhinderten ein Fallen, lange und intensiv küsste die junge Frau unter dem Beifall und lauten Pfiffen der Freunde den Jungen.

„Ich wollte, ich könnte Yshmila so hochheben“, meinte einer der Jungs lachend und musterte die Mehador, und das grünhäutige Mädchen gab grinsend mit gleicher Münze zurück.

„Besser, ich nehme dich auf den Arm!“ Die Clique lachte gemeinsam laut los, Yshmila trat zu ihrem Freund und streckte die Arme aus. „Und hopp, Conan!“ Jack ‚C‘onan‘ Bowie, groß, dunkelblond, trotz einer Figur wie ein Freistilringer gelenkig und geschickt, machte einige übertriebene Ballettschritte und -gesten, ehe er gut gespielt plump in diese Arme sprang und sich mit ängstlichem Gesicht an Yshmilas Hals klammerte.

„Lass mich nicht fallen, Geliebte, bitte, bitte, BITTE!“ Yshmila leckte ihre Lippen und entblöste ihre kräftige Zähne.

„Was für ein leckeres Häppchen ich hier doch in Händen halte! Zwar reichlich dürr, aber zum Vernaschen reicht es!“

Mit grandios gespielter Panik rief Conan „Oh Gott, sie will mich auffressen! Helft mir doch! Wie kann ich dich besänftigen, meine liebe Blattschuss?“

„Indem du weniger Unsinn redest und mich küsst, du kleiner Jammerlappen“, kicherte ‚Blattschuss‘ Yshmila laut und presste ihre Lippen auf seinen Mund. Zur Überraschung aller verzichtete Conan für einige Zeit auf seine Blödeleien und erwiderte den Kuss, der schnell inniger wurde und nicht enden wollte. Immer noch hielt das Mädchen den schweren Mann ohne Mühe in den Armen, für Jack war es eine ganz neue Erfahrung, die er zu genießen begann. Einmal der Schwache sein, einmal gehalten werden. Seine Hände tasteten über Yshmilas Oberarme, die unter einer weichen, anschmiegsamen Oberfläche eisenhart werden konnten. Als Yshmila ihre Lippen von den seinen löste, griff Jack in ihren Nacken und ergriff nun seinerseits die Initiative.

„Conan redet einmal nicht“, wunderte sich Chantal ‚Fire‘ Hofer aus Berlin. „Wenn ich es nicht sähe, würd‘ ich’s nicht glauben!“

„Hm!“ Edith ‚Chili‘ Bucheron von der Ile de France betrachtete, die Fäuste in die Hüften gestützt, doch ohne Neid das ungleiche Paar. „Mich hat er nie so intensiv geküsst! Ob Blattschuss Conan etwa gezähmt hat?“ Unter allgemeinem Gelächter bog die Gruppe von der Strada Nova in die Calle Ca‘ d’Oro zur gleichnamigen Vaporettostation ein, Yshmila trug Jack Bowie immer noch im Arm. Es schien ihm durchaus zu gefallen, er lachte und ertrug den freundschaftlichen Spott der Kameraden.

Blattschuss hatte ihren Mikrogravgenerator, der sie sonst die gewöhnliche Schwerkraft von etwa 2 G fühlen ließ, abgeschaltet, die vielleicht 90 Kilogramm Conans fielen für sie also nicht wirklich ins Gewicht.

Bianca Motti, geboren und aufgewachsen hier in Canareggio, hatte ihre Freunde von der Glenn Academy überredet, sie die letzte Woche vor Semesterbeginn in Venedig zu besuchen. Mit Ausnahme von Laurin, der schon eine Woche früher mit ihr anreiste, mit bis zum Hals klopfendem Herz. Mama Motti war bei seinem Anblick in Tränen ausgebrochen.

„Mia figlia ha un tessero“, hatte sie geschluchzt und Laurin an ihr großes Herz gedrückt, oder besser gesagt, ihr Herz an sein Gesicht, da der Überschwere einfach still stehen blieb. Papa Monti war plötzlich verschwunden, als er wieder zu Vorschein kam, hatte er vorsichtig eine Holzkiste getragen. Diese hatte er geöffnet, sorgfältig in Holzwohle gehüllt kamen drei Flaschen zum Vorschein.

„Am Tag von Biancas Geburt habe ich diese drei Flaschen eingepackt!“ erklärte er. „Diesen Grappa, wenn sie ihren ersten Freund nach Hause bringt. Du bist doch ihr fester Freund, oder?“ Laurin nickte nur. „Dieser Rotwein wird zur Hochzeit getrunken, dieser Sekt zur Taufe meines Enkels!“ Ettore Motti hatte dem grünhäutigen jungen Mann die Hand auf die Schulter gelegt. „Keine Sorge, mir ist bewusst, dass Hochzeit und Kinder noch warten müssen, ich möchte niemand festnageln. Aber es ist schön, dass mia amata Liebe erfährt. Äh, bitte jetzt nicht falsch verstehen, Junge, aber wäre denn Nachwuchs überhaupt möglich?“

„Ich weiß es nicht!“ gestand Laurin. „Aber, nun, wir Mehendor stammen von den Arkoniden ab, und die Arkonidin Thora hat dem Terraner Rhodan drei Kinder geboren. Also – warum sollte es nicht geschehen? Ich würde allerdings, wenn es soweit ist, ständige medizinische Kontrolle vorschlagen, und bei den schmalen menschlichen Becken einen Kaiserschnitt. Entschuldigen Sie bitte meine Offenheit!“

Zwischen Etores Brauen entstand eine tiefe Falte. „Du kannst mich familiär ansprechen und auch ‚Du‘ statt ‚Sie‘ sagen, Laurin. Ich merke, du hast dir schon Gedanken über das Thema gemacht!“

„Das habe ich.“ Laurin nickte eifrig. „Wir, also Bal... Bianca und ich haben darüber auch schon lange und ausführlich gesprochen, als unsere Beziehung mehr als nur ein kurzer Flirt wurde. Ich habe auch die Adoption eines Kindes oder eine künstliche in utero Befruchtung durch einen menschlichen Spender in den Raum gestellt, aber...“

„...aber ich habe gesagt, nur im äußersten Notfall, wenn alles andere nicht funktioniert“, unterbrach ihn Ballerina! „Wenn ich ein Kind bekomme, dann soll es von dem Mann sein, den ich liebe! Und nicht mit einer Spritze, sondern in Liebe empfangen! Es gibt gute Kranken- und Geburtsstationen an Bord der GCC-Schiffe, und ich habe ja schon immer vorgehabt, nach der Kadettenzeit als Fähnrich weiter auf die Glenn zu gehen, irgendwann gemeinsam auf ein Schiff versetzt zu werden wäre mein Traum.“

„Ich weiß, Ettore, wir sind erst 18. Wir sind zwar volljährig, aber noch unerfahren, und viele Partnerschaften gehen in unserem Alter wieder auseinander – auch wenn ich mir das im Moment nicht vorstellen kann und möchte. Mit Familie und Kindern wollen wir auf jeden Fall warten, bis wir unsere Ausbildung abgeschlossen haben.“

Chiara Motti klatschte begeistert in die Hände. „Ach, würden doch nur alle so weit denken und ihre Verantwortung übernehmen! Ettore und ich haben auch erst mit 28 geheiratet, und schau doch nur, es funktioniert immer noch. Und wie gut es funktioniert. Obwohl er kein Venezianer, sondern ein Sizilianer ist. Wenn die Liebe spricht, muss man über die Herkunft hinwegsehen!“

Papa Ettore machte ein finsternes Gesicht. „Irgend jemand muss doch dafür sorgen, dass das Blut dieser dekadenten Venezianer aufgefrischt wird. Da muss“, er zog den beachtlichen Bauch ein, warf sich in die Brust und trommelte mit beiden Fäusten darauf. „Da muss manchmal eben ein richtiger Mann her, nicht so ein blutarmes Bürschchen! Salute, piccola Topa! Salute, Bambini!“

*

Pietro Tuscari, alias Pituscar aus Atzgols Sippe, war auf dem Weg zur Arbeit. Immer noch war er sich nicht sicher, was er tun sollte, sich stellen und alles erzählen oder vielleicht einfach verschwunden bleiben. Er wollte eigentlich Pietro Tuscari bleiben, hier in Venedig. Es gefiel ihm hier, er war überrascht, sich auf einem Planeten so wohl zu fühlen. Der Wein und das Essen schmeckten ihm ausnehmend gut, die Frauen waren hübsch und elegant, besonders im Sommer ein erfreulicher Anblick. Mit Signorina Ludovica, der molligen, großbusigen Mittdreißigerin, die er öfter im Giardini della Biennale getroffen hatte, verband ihn seit wenigen Monaten ein lockeres, aber durchaus befriedigendes Arrangement zu beiderseitigem Vergnügen ohne Bindung. Eine feste Beziehung wollten sie beide nicht, er hatte Angst, sie nach ihrem Grund zu fragen, und wusste nicht, was er auf ihre Frage antworten sollte, wenn sie ihn nach seinem fragen sollte. Aber in ihren Armen vergaß er auch schon manchmal das drohende Damoklesschwert, das über ihm schwebte, die schwere Entscheidung, die ihn erwartete, wenn aus seinem Phone eines Tages das Signal des Patriarchen ertönen würde.

Er hatte Ludovika zum Abschied in den Arm genommen und sie noch einmal geküsst, sein Sakko angezogen und war die enge Wendeltreppe hinunter gestiegen. Ludovika bewohnte eine gemütliche Wohnung im Dachgeschoss eines der vielen alten, kleinen Häuser in Castello, in der Nähe des Arsenale. Er war durch die Calle dei Forni zum Fondamente gegangen und hatte an der Station Arsenale auf das Vaporetto der Linie 1 gewartet, die klare Luft hatte einen freien Ausblick nach San Servolo erlaubt. Fast glaubte er, in der Entfernung noch den Lido di Venezia zu erkennen. Die Sonne erwärmte nicht nur die Luft, sondern auch ihn, er sog die klare, nach Salzwasser duftende Luft tief in seine Lungen. Ein Espresso, ein Brioche bei San Giorgio, gegenüber der Haltestelle, im Stehen, während er wartete. Aus dem Lokal hatte ihn der Geruch nach ofenfrischem Gebäck und das Zischen der Espressomaschine angelockt. Obwohl er schon mit Ludovika ein Frühstück gegessen hatte, konnte er einfach nicht widerstehen. Wieder einmal, obwohl er es sich jedes Mal, wenn er bei ihr übernachtete, vornahm. Jedes Mal vergeblich.

Wie immer war Pietro auf dem Vaporetto an Deck geblieben, statt in die Kabine zu steigen, dieses Mal hatte er einen der begehrten Sitzplätze auf dem Vorderdeck ergattert und ergötzte sich an der alten und immer wieder neuen Schönheit der Königin der Meere. Das Danieli, in dem schon gekrönte Häupter der Habsburger abgestiegen waren. Die ‚Ponte de Sospiri‘, der Palazzo Ducale, der Giardini Reale, die Fassaden alter Palazzi, Fenster und Balkone, er geriet ins Träumen, ein normaler Mensch zu sein, ein Traum, aus dem ihn die Stimme der Conducente riss. „Ca’ d’Oro!“ Er stieg aus und ging die Calle Ca’ d’Oro hinauf.

*

Tatjana Michalowna, deren Familienname noch niemand erfahren hatte und um den sie ein großes Geheimnis machte, war eine ausnehmend schöne Frau. Nicht, dass die besonders schlank oder rundlich gewesen wäre, ihr Busen war weder besonders groß oder klein, aber sie hatte dieses gewisse Etwas, das Männer anzog und immer anziehen wird. Sie war immer elegant gekleidet, dezent geschminkt und bewegte sich mit jener natürlichen Grazie, wie sie auch eine Großkatze zeigte. Oder eine Gazelle. Ihre dunkle Lockenmähne umrahmte ein Gesicht mit slawisch hochstehenden, aber sehr zarten Backenknochen, vollen Lippen und großen, unendlich tiefen Augen, in denen man sich zu verlieren glaubte. Wenn man sie sah, schätzte man sie auf etwa dreißig, ein Geburtstag, der schon weit mehr als fünfzig Jahre zurücklag. Sie hatte der GCC und der Menschheit einen Dienst erwiesen, einen so großen, dass man ihr eine Zelldusche zuteil werden ließ. Um diesen Dienst rankten sich wilde Gerüchte, doch sowohl sie selbst als auch die Verantwortlichen der GCC bewahrten tiefstes Schweigen. Gemeinsam mit der modernen Medizin hatte die Russin ihr jugendliches Aussehen behalten, ihr Körper war straff und faltenlos, der Po und die Brüste immer noch fest und prall, ohne Operationen und Narben. Sie genoss ihr Leben und ihren Körper in vollen Zügen, verzichten war nichts für sie, das Beste gerade gut genug.

Tatjana Michalowna war Telepathin. Eine sehr starke Telepathin, die allerdings nicht zu den größten Fans der GCC oder Perry Rhodans zählte, dafür umso mehr ihre Freiheit und ihr ungebundenes Leben schätzte. Daher war sie auch nicht Mitglied im Mutatenkorps Rhodans geworden, aber eine treue Tochter der Erde und der Menschheit geblieben. Darum ließ sie sich von Allan Donald Mercant als freie Agentin zu dem einen oder anderen Einsatz anwerben, wenn sie von der Notwendigkeit und der Rechtmäßigkeit der Aktion überzeugt war. Gegen gute Bezahlung und Spesen, selbstverständlich, und ihre Spesen waren gewöhnlich sehr hoch. Sie speiste und trank nur vorzüglich in den besten Häusern am Platze und leistete sich auch schon einmal einen Begleitservice, sie zog Profis vor, die am nächsten Morgen keine anderen Ansprüche als eine Bezahlung stellten.

Zu Beginn ihrer Karriere hatte Tatjana für Clifford Monterey, den Overhead gearbeitet, manche munkelten sogar von einer Hochzeit, Beweise gab es jedoch keine. 2068 starb Monterey in einem Bett auf der Intensivstation der luxuriösen Hillary Clinton Klinik in Kalifornien an Multiorganversagen aufgrund von Arterienverkalkung, Blutzucker und Herzschwäche. Ausgelöst wurden diese Krankheiten letztendlich durch zu viel Essen und zu wenig Bewegung, der Overhead hatte zu lange massiven Raubbau mit seiner Gesundheit betrieben. Sein Nachlass floss in eine gemeinnützige Stiftung, aus dessen Fonds Forschungen über Parapsychologie, Metaphysik und Mutationen an der UCLA finanziert wurden. Nach dem Tod von Charles Monterey hatte sich Tatjana Michalowna von ihrer Vergangenheit gelöst und ihre Fähigkeiten als Detektivin auf der ganzen Erde eingesetzt. Ihre Klientel war reich, sowohl an Geld wie auch an Einfluss, und Tatjana verstand es, trotz ihrer Schönheit stets unerkannt und unsichtbar zu bleiben. Eine Modesty Blaise, eine Catwoman, ein Phantom, eine Legende, besser und unsichtbarer als jeder James Bond. Ihre Aufträge wurden anspruchsvoller, die Bezahlung besser, sie konnte es sich bald leisten, nur noch an Fällen zu arbeiten, die sie interessierten. Wie an diesem speziellen.

Tatjana Michalowna saß, gekleidet in einen eleganten elfenbeinfarbenen Hosenanzug von Brasconelli mit einer Bluse in Lavendel, dazu schmalen Schuhen in der gleichen Farbe wie die Bluse,

mit deren Spitzen man jemand erdolchen hätte können und deren Absätze das Gehen zu einem Balanceakt machten, in Venedig in einem Vaporetto. Genauer gesagt in einem der Linie 1. Sie war von Mercant in die Serenissima gebeten worden, nachdem Paul Camper, der nicht ganz freiwillige Überläufer aus New Orleans, einen Kontakt in Venedig bestätigt hatte. In seiner Stadt, seinem Venedig, seinem Liebling! Nun, Venedig war relativ klein, die Anzahl der Bevölkerung überschaubar, eine Telepathin müsste einen Agenten in den engen Grenzen dieser Stadt doch finden können. Wochenlang war Tatjana einfach durch die Stadt gestreift, ihre Sinne geöffnet und ihre Augen auf die Auslagen der Boutiquen und Schuhgeschäfte gerichtet. Venedig war für Menschen, die schöne und elegante Kleidung liebten, ohne auf den Preis achten zu müssen, ein el Dorado der Sinne. Venezianische Frauen gehörten zu den am elegantest gekleideten Italienerinnen, besonders was Schuhe anging. Und die Damen in Italien liebten es, sich gut anzuziehen und ihre Schönheit zu zeigen. Ab und zu hatte Tatjana Michalowna weiter entfernt ein schwaches Echo eines nicht ganz menschlichen Gedankens aufgespürt, überlagert von den Schwingungen vieler Menschen, die ihren Alltagsgeschäften nachgingen oder ihre Zeit genossen, sich freuten, liebten oder auch stritten, ihre Wut vor aller Welt außer den Sinnen eines Telepathen verbargen oder laut hinausbrüllten, um ihrem Gegenüber gleich darauf um den Hals zu fallen. Drama in modo italiano eben! Langsam hatte sie sowohl zeitlich als auch örtlich das Zielgebiet einengen können, kam sie dem Gesuchten auf die Spur. Sie war ihrem Ziel näher und näher gerückt, gleichzeitig aber auch seinen seelischen Schmerz und seine Unsicherheit, den Auftrag seines Patriarchen betreffend, mitgeföhlt. Sie wusste, es bedurfte nur noch eines kleinen Anstoßes, und Pietro Tuscari würde sich von Atzgol trennen. Ohne, dass es dem Mehandor bewusst wurde, war er bereits Venezianer geworden. Nicht Terraner, nicht Italiener, Venezianer. Nun, so groß war der Unterschied zwischen den Menschen unterschiedlicher Welten ohnehin nicht, als Telepathin wusste sie das besser als jeder andere Mensch.



Venezianische Kaufleute hatten einst das Mittelmeer beherrscht, und sogar Byzanz kurzfristig erobert. Ihre Schiffe waren allen überlegen gewesen, im Arsenal waren die Galeeren und die ersten Schiffe, die auch mittschiffs Kanonen trugen, die Galeassen, am Fließband gebaut worden. Nicht Mister Ford, sondern die Venezianer hatten diese schrittweise Fabrikation von Station zu Station erfunden, ebenso das schwimmende Trockendock. Tatjana Michalowna war fasziniert gewesen, eines Tages hatten ihre Wege sie zum Museo storico navale geführt. Und sie verstand, warum sich

Pituscar den Bewohnern dieser Stadt, dieser Nachfahren großer Entdecker, Forscher und nicht zuletzt erfolgreicher Händlern so nahe fühlte.

„Arsenale!“, rief die Begleiterin des Vaporettos, und da war sie wieder, die Gedankenschwingungen eines Springers. Tatjana unterbrach ihre Betrachtungen. Glasklar und stark kamen die Gedanken des Mehador, ohne Überlagerung durch andere Schwingungen. Jetzt war der Fremde ganz in der Nähe. Da, der Gesuchte bewegte sich, er betrat die Station, kam an Bord! Sie konzentrierte sich auf die zusteigenden Fahrgäste. Groß, gut gebaut, kurzer, rötlicher Vollbart, Jeans, blaues Hemd, weißes Sakko und helle Sneaker. Er war es, sie hatte ihn gefunden. Jetzt kam es noch darauf an, ihn zu beobachten, wo er unauffällig in Gewahrsam genommen werden konnte. Sie benachrichtigte Allan Mercant. Ja, es da war die Station Ca' d'Oro in seinen Gedanken, Mercant rief einige Agenten, die in der Stadt in Bereitschaft waren und sandte sie mit einem Schnellboot los. Im Moment musste sie jetzt abwarten, sich in Geduld üben.

„Ca' d'Oro!“ rief die Conducteuse, Tatjana ergriff ihre Handtasche und folgte Pietro Tuscari.

*

In Gedanken versunken ging Pietro die Calle Ca' d'Oro hinauf, zur Strada Nova. Vor sich hörte er Kichern und Lachen, automatisch wich er zur Seite, sah auf und erstarrte. Diese Frau, klein, massig, grüne Haut, rote Haare, trug einen muskulösen Mann locker auf ihren Armen spazieren. Das konnte nicht sein, das war unmöglich! Eine überschwere Mehador inmitten einer Horde junger Leute, da, noch zwei Männer, das musste ein Trick, eine Maske sein! Irgendwie! Und wie sie lachten, scherzten, der junge Mann küsste die Mehador auf den Mund, die ließ es sich nicht nur gefallen, sie erwiderte die Zärtlichkeit. Und dort, der junge Mehador, der eng umschlungen mit der großgewachsenen Menschenfrau durch die Gasse ging, wie selbstverständlich, die beiden strahlten eine tiefe Liebe zueinander aus. Pituscar traten Tränen in die Augen, einmal, so wünschte er sich, einmal wieder ehrlich und unbeschwert durch Venedig wandern, keine Angst vor der Enttarnung, vor aller Augen, ohne Versteckspiel. Vielleicht könnte er dann auch Ludovika fragen, warum sie keine engere Beziehung wollte, vielleicht könnte es klappen. Wie schön wäre das Leben, könnte er ganz offiziell und ehrlich hier wohnen. Eine leise Stimme flüsterte in sein Ohr.

„Ich kann Dir helfen, diese Wünsche zu erfüllen, Pituscar!“ Er schreckte auf, fuhr herum und sah die schöne Frau vor sich an. „Telepathin, ja, Pituscar“, sagte sie lächelnd. „Darum sage ich ja, deine Wünsche sind erfüllbar. Wir sprechen mit dem Mann, der mich beauftragt hat, und ich sehe keinen Grund, warum du dein Leben nicht hier weiterleben könntest.“ Tatjana Michalowna stützte den Mehador, dem die Knie nachgeben wollten. Die Kadetten waren stehen geblieben.

„Brauchen Sie Hilfe, Signora?“, fragte Bianca auf Veneziano, Pietro Tuscari fixierte Laurin. „Bist Du tatsächlich Mehador?“, stieß es ihm im arkonidischen Dialekt der Händler von den Lippen, im gleichen Dialekt gab der Antwort.

„Natürlich!“

„Im Dienst der Menschen?“, wollte Pituscar wissen.

„Kadetten der John Glenn Space Academy“, versetzte Blattschuss stolz.

„Wir haben die Verträge unterzeichnet und sind freie Terraner“, setzte der dritte Überschwere, den seine Freunde Leprechaun nannten, fröhlich und nicht minder stolz hinzu. Pituscar wandte sich wieder Tatjana Michalowna zu.

„Gehen wir. Bringen Sie mich bitte zu ihrem Auftraggeber“, sagte er mit belegter Stimme, Tränen flossen aus seinen Augen.

*

„Gute Arbeit, Tatjana Michalowna.“ Der ältere Mann mit Stirnglatze nahm eine Flasche Prosecco aus dem Sektkühler und goss zwei Gläser ein. „Hier die Zahlungsbestätigung, wie immer auf ein Konto der Union de Banque Suisse.“ Die schöne Russin nahm den Ausdruck und steckte ihn ungelesen in ihre Handtasche.

„Ich mag es, mit Ihnen Geschäfte zu machen, Allan. Sie versuchen nie, ihr Gegenüber zu betrügen. Zumindest nicht, wenn es um Geld geht.“ Sie nahm einen Schluck aus dem hohen Glas und verzog das Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht! Da sitzen Sie an der Quelle und servieren diese amerikanische miserable Fälschung?“

Allan D. Mercant hob die Augenbrauen. „Dieser Prosecco hat einige Goldmedaillen gewonnen!“ Lachen perlte von Tatjanas Lippen, sie griff nach einem Stift und einem kleinen Zettel, schrieb einen Namen und eine Kom-Nummer darauf.

„Keine amerikanischen Goldmedaillen von Leuten, deren Geschmacksknospen nie wirklich Gutes gekostet haben, aber exquisite und hochwertige Ware. Praktisch vor Deiner Haustür, hier im Veneto.“ Sie schob Mercant das Papier über den Tisch. „Ich hoffe, Tuscari darf hier leben bleiben, Allan. Sein einziges Vergehen ist illegale Einreise und Urkundenfälschung. Behandeln Sie ihn gut, er war fast schon von selbst bereit, aufzugeben. Er liebt Venedig und möchte nicht weg!“

Mercant legte sein Kinn auf die verschränkten Hände. „Wer Venedig liebt, kann kein schlechter Mensch sein? Schon gut, er hat sich schriftlich verpflichtet, der Erde keinen Schaden zuzufügen. Damit steht einem legalen Leben in Venedig nichts mehr im Wege. Springer nehmen ihre Unterschrift sehr ernst, habe ich mir sagen lassen, und er zeigt sich durchaus kooperationsbereit.“

Tatjana Michalowna nickte, erhob sich und reichte Mercant die Hand über den Schreibtisch, der sich darüber beugte und formvollendet küsste.

„Tatjana Michalowna...“ begann er, doch sie unterbrach ihn.

„Nein, Allan. Ich gehöre nicht zu den ‚rettet die Erde‘ – Heiligen. Ewig zu leben, aber dafür ewig zu dienen ist nicht mein Fall. Ich arbeite für Cash, für viel Geld, und ich gebe es mit vollen Händen und Genuss wieder aus. Wenn ich will, fliege ich irgendwo hin und die Welt kann mich mal, oder ich lasse mir ein paar hübsche, potente Männer kommen und mache tagelang Party. Wie, wo, mit wem und wann ich will. Und darum werde ich nicht Mitglied des Mutantenkorps und auch kein fester Mitarbeiter eines Ihrer Dienste. Sie haben meine Mail-Adresse, Sie können sich gerne wieder melden, wenn es einen interessanten Fall gibt, ich werde es mir dann überlegen.“

Mercant hob die Hände. „Das muss ich akzeptieren. Viel Glück, Tatjana Michalowna. Wo... – Entschuldigen Sie bitte, das geht mich nichts an.“

„Danke, Allan. Und es ist Sankt Petersburg. Dieses Mal vielleicht sogar ein Fall, wo ich Sie einschalten muss. Cesar Alexander vom TBI hat mich um Unterstützung gebeten, ein ähnlicher Fall wie hier, nur kein so netter Gegner wie Tuscari. Bis zum nächsten Mal, Allan. Und besorgen Sie bitte besseren Prosecco, bis wir einander wieder sehen.“

*

Pietro Tuscari atmete die nach frischem, salzigen Wasser duftende Luft der Lagune von Venedig in vollen Zügen ein, schon lange hatte er sich nicht derart befreit gefühlt. Die Sonne schien doppelt so hell zu sein, ein warmes Glühen machte sich in ihm breit, das Gewicht eines voll beladenen Raumschiffes schien von seinen Schultern gewichen zu sein. Er hatte dem unauffälligen Mann alles erzählt, was er wusste, der hatte Befehl gegeben, im Papiere und Dokumente auszustellen und ihn gebeten, gebeten, nicht etwa befohlen, Venedig nicht ohne Abmeldung zu verlassen und für etwaige Auskünfte zur Verfügung zu stehen. Konnte das Leben noch schöner werden? Oh, ja! Konnte es, er musste es einfach riskieren. Er griff nach seinem Phone und scrollte bis ‚L‘.

„Ludovika? Hast Du heute, hast Du jetzt Zeit? Ich bitte Dich inständig, mich zu treffen. Bei Antonio in San Stae? Ich bin in zehn Minuten dort.“

Signorina Ludovika fühlte sich warm, weich und rund an, und so sah sie auch aus. Von ihren roten, sanft geschwungenen Lippen, dem vollen Busen, den geschwungenen Hüften und dem runden Po bis zu ihren wohlgeformten Beinen. Sie hatte so gar nichts hartes und kantiges, nichts harsches oder kaltes an sich, nicht im Blick, nicht im Reden. Sie war zärtlich, sanft und einfühlsam. Pietro hatte lange gebraucht, bis er ihre Schönheit erkannte, aber nun erschien sie ihm das schönste Wesen dieser und aller anderer Welten. Tizian hätte von ihrem Haar geschwärmt, Rubens von ihrer Figur. Sie arbeitete in einem kleinen Atelier, das Kopien alter und Originale neuer Meister verkaufte, dazu einige echte Antiquitäten und Drucke. Keinen Touristenramschi, ehrliche Ware. Ludovika verstand sich auf gute Kunst. Sie erwartete ihn bereits bei Antonios, einem Lokal, das abseits der Touristenwege lag und hervorragenden Fisch servierte, vor sich ein beschlagenes Glas mit kaltem Weißwein. Er beugte sich über sie und küsste sie sehr sanft auf die Lippen, sie sah erstaunt auf. Dieser sanfte Kuss kam ihr intimer, inniger, persönlicher vor als aller Sex, den sie bisher geteilt hatten.

„Du siehst anders aus, Pietro. Und – du bist irgendwie verändert.“ Tuscari griff über den Tisch und nahm ihre Hand zwischen die seinen, sah ihr schweigend in die Augen, allmählich begann sie, sich zu sorgen. Tief holte der Mann Luft, ehe er zu sprechen begann.

„Ich bin nicht nur anders, ich bin ein Anderer, als du glaubst. Bitte, lass mich aussprechen, bevor du irgend etwas sagst. Und verzeih mir bitte, dass ich dich bisher belogen habe. Ich – bin nicht Pietro Tuscari, ich wurde Lichtjahre von der Erde entfernt geboren, auf einem Raumschiff der Mehandor. Ich habe statt Rippen knöcherner Platten in der Brust, und ich heiße eigentlich Pituscar. Ich wurde als Agent, als Schläfer von meinem Patriarchen zur Erde geschickt. Das ist jetzt die volle Wahrheit. Ich war heute bei Mister Mercant.“ Er nahm einige Unterlagen aus der Tasche und reichte sie Ludovika über den Tisch. „Seit heute bin ich ein ‚legal Alien‘. Kein Versteckspiel mehr, nur noch offene Karten. Und – ich liebe dich, Ludovika. Ehrlich und von Herzen. Du hast gesagt, du willst keine feste Beziehung, aber...“

„Scht!“ Sie legte ihre Hand auf seine Lippen und atmete ebenfalls einige Male tief durch, ihr voluminöser Busen wogte. „Ich habe immer gespürt, dass du irgend etwas versteckst. Ich habe es nie gewagt, dir für eine Beziehung genug zu vertrauen, aber auch nicht den Mut, dich zu fragen, was es ist. Weil ich dich nicht ganz aus meinen Leben lassen wollte. Wollen wir nicht einfach ganz neu anfangen? Hi! Ich bin Ludovika, ich arbeite in einem Kunstatelier. Du siehst sympathisch aus, wer bist du?“

Pietro nahm wieder ihre Rechte zwischen seine Pranken und küsste die Hand. „Ich bin Pituscar von den Mehandor, und du siehst phantastisch aus. Darf ich dich zum Essen und ein Glas Wein einladen?“

„Nur einem?“

Pituscar schüttelte den Kopf. „Signorina, bringen Sie bitte eine gute Flasche.“ Dann legte er einen fünfzig-Euro-Schein auf den Tisch. „Und un Ombra für alle, bis das Geld aufgebraucht ist!“

*

System WZR 45/912

An Bord der ATZ I

WHAMM! Maghras Schlag traf sein Ziel, kurz angesetzt, hart und kräftig hatte die junge Frau zugeschlagen.

„Du verdammtes Kreditrisiko!“ WHAMM! Ein weiterer Schlag. „Du geplatzter Wechsel!“ WHAMM! „Du ungedeckter Scheck!“ WHAMM! „Ich bringe Dich beschissenes Stück Schwefelpyrit um!“ brüllte Maghra laut, während ein Schlag dem anderen folgte. „Ich prügte endgültig die Kacke aus deinem weichen Schädel!“ WHAMM-WHAMM-WHAMM! Sie schüttelte einen juckenden Schweißtropfen von der Spitze ihrer kecken Stupsnase mit den Sommersprossen. Dann holte sie wieder aus.

„Langsam, Schwesterchen“, lachte ihr Trainingspartner, der den Sandsack hielt. „Das Kanalisieren deiner Wut gelingt dir schon ganz gut, aber du musst gezielter schlagen.“ Atznol versetzte den Sandsack vor Maghra wieder in Bewegung. „Jetzt, versuche nochmals den Sack zu treffen!“



Maghra ging wieder in Stellung. „Ich reiße dir dein blödes Ding ab und stopfe... Atznol!“ Sie hatte den Sandsack verfehlt und ihrem Partner einen kräftigen Schlag versetzt, der darauf nicht gefasst gewesen war und hinten über umfiel. „Entschuldige, Atznol, es tut mir wirklich leid!“ Sie kniete hin und untersuchte den rotbärtigen Mann.

„Verdammt, Frau!“ Er bewegte die Kinnlade seitwärts hin und her. „Du schlägst, bei Ychylas eiskaltem, eine verdammt harte Linke. Auf die Beine, Maghra, das wird schon wieder. Lass uns weitermachen. Und lass Deine Wut ruhig heraus, Tom Rhodan ist wohl ziemlich anstrengend und nervtötend, oder?“ WHAMM-WHAMM-WHAMM-WHAMM-WHAMM.

„Das beantwortet meine Frage“, dröhnte Atznols Gelächter durch die Sporthalle der ATZ I.

Frisch geduscht und umgezogen betrat Maghra einige Zeit später das Vorzimmer von Atzgons Arbeitsraum, überrascht stellte sie fest, dass nun statt der Mutter des Patriarchen seine derzeitige Frau Ereil hinter dem Schreibtisch saß.

„Eilltreit ist nicht länger in der Lage, diesen Platz einzunehmen, Maghra. Ab heute bin ich zuständig.“ Wie schon die alte Frau, die vor ihr an diesem Tisch gesessen hatte, inspizierte nun Ereil Kleidung und Frisur der Besucherin. Dann nickte sie zufrieden. „Geh nur hinein, Tochter, Du wirst bereits erwartet.“ Die Tür zum ‚Allerheiligsten‘ der ATZ I glitt zur Seite, und Maghra trat ein. Atzgol, Atznar und Atzwan warteten bereits, nur Atznol war zu Maghras Erstaunen nicht anwesend.

„Komm herein, Mädchen. Wie geht es Deinem Schützling. Er wird schwierig, habe ich gehört. Setz Dich doch.“

Maghra zog sich einen Sessel heran und atmete tief durch. „Er beginnt, sich gegen jede Beeinflussung zu wehren, Patriarch“, erklärte sie. „Sogar seine Medikamente betrachtet er mit zunehmendem Argwohn. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, Arkon anzuflieden, vom Neurogenten seine Ernennung zum Imperator zu fordern und mit Hilfe der Maschine zu herrschen. Er meint, als letztem seines Geschlechts in Freiheit und nicht degeneriertem Arkoniden stünden ihm sowohl das Amt als auch die Macht zu.“

Atznar erschrak. „Wenn der Junge losfliegt und das versucht, wird der Neurogent unsere ganze Familie jagen, Vater! Das darfst du nicht...“

Atzgol hob die Hand. „Wenn wir Thomas sagen, er darf nicht und er entflieht, wenn wir versuchen, seine Flucht zu vereiteln und es nicht schaffen, dann wird der Neurogent uns in Ruhe lassen. Allmählich glaube ich, dass ich mein Ziel nie erreiche, mich an Perry Rhodan mit Hilfe seines Sohnes für den Tod meines Vaters zu rächen. Wenn ich bedenke, wieviel Zeit und Geld in die Sache geflossen ist, und was haben wir erreicht? Ein paar Schläfer, von denen wir nicht einmal wissen, ob es sie noch gibt, ob sie nicht schon längst aufgefliegen sind! Vielleicht einige Probleme, die das Liquivital eine Zeitlang bereitet hat. Dazu jetzt diese neuen Probleme mit dem Neurogent. Verdammt, ich musste mir bei dieser Terranerin einen Schwingungsdämpfer kaufen, weil sie das Monopol darauf hat, und ihre Energieanlage stellt zwar unsere alte qualitativ und vom Platzverbrauch in den Schatten, ist aber auch nicht gerade billig. Das Ganze vier Mal, für alle vier unserer Schiffe! Bei allen Raumdämonen der Galaxis, Jahrtausende sind die Technik und unsere Welt mehr oder weniger gleich geblieben, jetzt kommt eine Veränderung schneller als die vorherige. Und wenn wir uns jetzt nicht anpassen, und das ganz schnell, werden wir untergehen. Kinder, wir müssen zuerst einmal wieder ein paar fette

Gewinne machen, ehe wir uns einen neuen Racheplan überlegen, wenn diese Rache überhaupt noch Sinn macht. Das Wohlergehen unserer Familien, unseres Clans hat an erster Stelle zu stehen, immer und ewig! Verbiете Rhodans Sohn, die ATZ I zu verlassen, Maghra, und dann Sorge dafür, dass er mit einem der alten Beiboote entkommt. Die ATZ I/005 ist ohnehin nur noch den Schrottpreis wert, bring ihm irgendwie nahe, dass er die benutzt. Ich überlasse es dir, wie du es machst. Dann sind wir ihn los, und selbst wenn er bis zum Neurogenten kommt, wir wollten es ja verhindern. Uns trifft keine Schuld am Alleingang eines Größenwahnsinnigen!“

Maghra nickte. „Du kannst dich auf mich verlassen, Vater.“

„Ich weiß, Tochter.“

Atzgol blickte ihr tief in die Augen. „Jetzt noch eine private, eine familiäre Sache. Ich möchte dich davon in Kenntnis setzen, dass sich Atznol als Vater deiner Kinder und als dein Ehemann beworben hat. Da es keine genetische Verwandtschaft zwischen Euch gibt, werde ich meine Zustimmung nicht verweigern, solltest du ihn wollen. Er will dich jedenfalls.“ Atzgol lachte aus vollem Hals, diesmal mit echter Fröhlichkeit. „Er hat gesagt, dass er eine Frau, die ihn umhaut, lieber zur Ehefrau als zur Rivalin möchte.“ Seine Söhne stimmten in das raue, aber herzliche Gelächter ein, und auch Maghra lachte mit.

„Entscheide dich nicht jetzt“, winkte Atzgol ab, als Maghra etwas sagen wollte, „aber überlege es dir, Tochter. Du bist wie mein eigenes Fleisch und Blut, daran wird sich nichts ändern, ob du ja oder nein sagst!“

Maghra nickte. „Es ist für mich auf jeden Fall eine Ehre, dass dein Sohn mich in Erwägung zieht, Vater. Und ich mag Atznol wirklich, ich werde mir die Entscheidung trotzdem nicht leicht machen und gut überlegen. Aber zuerst habe ich noch meinen Auftrag zu erledigen. Wann soll die Flucht stattfinden?“

„So schnell wie möglich. Ich gebe Befehl, dass man ihn übersieht, solange er zum richtigen Hangar unterwegs ist.“

„Aber Thomas Rhodan ist kein Kosmonaut, Vater!“ wandte Atzwan ein.

„Er hat auf Atzgons Welt ein vierzig-Meter-Boot wie die 005 fliegen gelernt und weiß auch, wie man einen Stern aus der vorprogrammierten Liste wählt, Bruder“, berichtete Maghra. „Wir müssen aber zuerst Atzgons Stern aus dem Speicher löschen. Engültig, zwanzig Mal überschreiben, fünfzig Mal oder öfter. Der Neurogent darf die Koordinaten nie erhalten!“

„Ychyla und ihr Arsch!“ dröhnte Atzgol und legte Maghra die Hand auf die Schulter. „Atznol hat recht! Besser, das Mädchen ist für als gegen uns!“

„Warum schießen wir ihn nicht einfach über den Haufen, Vater?“ fragte Atznar. „Oder warum überlassen ihn nicht Maghra?“

„Ich bin keine Mörderin“, lehnte Maghra ab. „Im Kampf bin ich nicht zimperlich, wenn es um einen fetten Gewinn oder Rache geht, bin ich bereit. Aber einfach so? Nur weil er mich nervt? Nein! Außerdem, wenn Thomas Rhodan Arkon erreicht, weckt er vielleicht das Interesse des Neurogenten

an der Erde. Dann könnte Rhodans Sohn doch noch das Instrument unserer Rache an der Erde werden.“

„Recht so, Tochter! Du bist eine wahre Tochter der Atz-Familie geworden“, lobte Atzgol und brach in donnerndes Gelächter aus. „Lassen wir den Terraner einfach von der Leine. Entweder erreicht er Arkon und überzeugt den Neurogenten, dann wird der sich weniger um uns Mehendor kümmern. Oder eben nicht, auch egal. Wir überlassen es dem Terraner, sich selbst umbringen, dann melden wir den Verlust des Bootes der Versicherung, wir bekommen zwar nichts mehr dafür, aber es ist sogar noch billiger, als es verschrotten zu lassen. Also, Kinder! Atzwan, du kümmerst dich um die 005, Maghra um Thomas Rhodan und Atznar, du holst mir deinen Onkel Atzpir an das Hyperkom. Ich möchte wissen, wo der Alte wieder herumtrödelt! An die Arbeit, meine Kinder!“

Maghra streichelte Thomas Rhodan und zauste sein Brusthaar. „Es geht nicht, mein Herz“, flüsterte sie in sein Ohr. „Atzgol ist jetzt, wo das Imperium wieder unter einer starken Führung steht, ein treuer Untertan Arkons!“

„Ein Feigling ist er“, wetterte der Terraner.

„Ein treuer Bewohner des Imperiums“, berichtete sie, während ihre Hand tiefer glitt. Die Gegensprechanlage meldete sich.

„Margha? Ist die 005 bereit?“

„Entschuldige, mein Lieber.“ Sie schwang sich aus dem Bett, warf sich rasch einen Mantel über und lief zur Anlage. „Die 005 ist fertig ausgestattet, Herr. Vorräte und medizinische Ausrüstung sind an Bord!“

„Zur Kenntnis genommen. Ende!“ Der Lautsprecher schwieg wieder.

„Was war das?“ fragte Tom. „Ach, die 005 ist so ein Langstreckenboot für Erkundungen und kleine Lieferungen, wie du es auch schon geflogen hast, erinnerst du dich daran? Und jetzt soll die kleine 005 demnächst einen Botenflug unternehmen, die Techniker haben sie durchgeprüft und ich sollte Vorräte und medizinische Ausrüstung verladen. Irgendwie habe ich vergessen, die Durchführung meines Auftrages zu melden, jetzt hat mein Vorgesetzter nachgefragt. Die 005 soll wohl länger unterwegs sein. Keine Ahnung, wohin, ich bin nur medizinische Hilfskraft, mir sagt man so etwas ja nicht.“ Sie ließ langsam ihren Morgenmantel zu Boden gleiten und setzte sich rittlings auf ihn. „Reden wir doch nicht mehr davon. Lass uns weitermachen, wo wir vorher aufgehört haben.“ Allerdings achtete Maghra anders als sonst darauf, Thomas körperlich und geistig nicht allzu sehr zu erschöpfen.

Thomas Inkahar daZoltral-Rhodan beobachtete das Mädchen in seinem Bett. Die rote Lockenmähne, die vollen Lippen, den vollen Busen, den flachen Bauch, die nicht enden wollenden Beine. Tief im Innersten bedauerte er, sie verlassen zu müssen, doch er hatte eine Aufgabe zu erfüllen, eine Sendung! Er war der Auserwählte, der das arkonidische Imperium wieder zu alter Größe führen, das Sonnensystem und Terra diesem Imperium einverleiben, seine Mutter befreien und ihren Kerkermeister und Vergewaltiger Rhodan, den er um nichts auf der Welt Vater nennen könnte, bestrafen würde. Dann würde er Maghra von Atzgol fordern und zu seiner Geliebten machen, zu seiner Ehefrau, zur Imperatrice. Mit Gold und Edelsteinen würde er sie überhäufen, und Atzgol konnte seinetwegen zu Ychyla fahren! Als Inkahar daZoltral I. saß er auf dem Kristallthron, selbst

der Neurogent würde ihn als den einzig wahren Thronprätendenten anerkennen müssen. Rasch jetzt, sie schlief, atmete ganz ruhig und gleichmäßig, er wusste, sie müsste ihn aufhalten, wenn sie erwachte. Er nahm es ihr nicht übel, er hatte erfahren, dass Atzgol irgendwie ihr Leben gerettet hatte und sie ihm dankbar und treu ergeben war. So, wie sie sicherlich auch ihm dankbar und treu wäre, wenn er sie neben sich auf den Thron setzte. Hoffentlich bestrafte Atzgol sie nicht zu streng, wenn er floh und der Patriarch sie verantwortlich machte, aber er durfte sie nicht wecken und fragen, ob sie ihn nicht gleich begleiten wolle. Das Risiko war zu groß, sein Entkommen zu wichtig. Jetzt rasch, rasch in die Kleidung, in den leichten Raumdress, schnell die Funktionen gecheckt, zum Glück piepste nichts, alle Systeme waren bereit. Er hatte nur diese eine Chance, wenn man ihn erwischte, stünde ab sofort eine Wache vor der Tür, er könnte nie wieder entweichen. Er schlich zur Tür, sah noch einmal voll Bedauern zu Maghra zurück und fühlte seine Hose enger werden, doch dann straffte Thomas seine Gestalt und verließ das Zimmer. Auf leisen Sohlen huschte er durch die Gänge des Raumschiffes, er hörte Schritte aus einem Nebengang, panisch sah er sich nach einem Versteck um.

„Zulpar, hast du die Übertragung vom gestrigen Spiel gesehen?“, fragte eine Stimme, die Schritte entfernten sich wieder, die antwortende Stimme wurde leiser, das Zischen eines Schotts schnitt die Geräusche ganz ab. Glück gehabt, ein weiterer Beweis, dass seine Mission wichtig und richtig war, unter einem guten Stern stand. Thomas Rhodan atmete kurz auf, doch weiter jetzt, schnell weiter! Auf seinem Pad hatte er, während Maghra duschte, den Weg zum Hangar des Schnellbootes 005 erkundet, es war nicht weit. Mit Maghras Impulsschlüssel, den sie nach der Ausrüstung des Bootes noch in der Tasche und den er gesehen hatte, als er aus ihrer Tasche fiel, öffnete er die Schleusenkammer, zwängte sich durch das Luk und initiierte die Startautomatik. Er wusste, dass jetzt eigentlich ein Signal an die Brücke gehen musste, aber er hatte auch gehört, dass die Wartungscrew diesen Alarm oft ausschaltete. Und wer sollte schon auf die Idee kommen, dass jemand ein Beiboot stehlen wollte? Thomas kicherte still vor sich hin. Der zukünftige Imperator kam natürlich auf diese Idee. Der Zweck heiligte die Mittel.

Das Außenschott öffnete sich, die kleine 40 Meter lange Walze wurde von starken Magnetfeldern beschleunigt, und sobald er konnte, gab Thomas Inkahar vollen Schub auf die Triebwerke. Jetzt war er mehr oder weniger in Sicherheit, Atzgol würde doch nicht auf das eigene Boot feuern.

„Geschafft!“ jubelte er laut und zeigte der verschwindenden ATZ I den rechten Mittelfinger, ohne daran zu denken, dass das eine durch und durch terranische Geste war. „Disziplinlose Schlafmützen!“ Er tanzte von einem Bein auf das andere, freute sich unbändig. „Euch geschieht es ganz Recht, wenn ich entkomme!“ Dann scrollte er auf dem Schirm und suchte ein Ziel. Hm, Zalit war problemlos zu erreichen, von dort wäre es ein Katzensprung nach Arkon, mit einem normalen Passagierschiff unter Umständen. Er gab das Ziel ein.

„Die 005 wird 16 Sprünge und etwa 30 Tage benötigen“, meldete die Steuerautomatik, der Mann bestätigte die Eingabe. In einer weiten Kurve beschleunigte das Boot immer mehr, bis die Transitgeschwindigkeit erreicht war. Ein Glockenschlag warnte unmittelbar vor dem Sprung den Passagier, dann war die 005 aus dem System verschwunden. Es hatte hervorragend funktioniert, Thomas Inkahar daZoltral Rhodan fühlte sich frei und war unterwegs nach Arkon!

„Ich gratuliere, Maghra, Du bist ihn los! Wir sind ihn los!“ Atzgol wandte sich mit dem Chefsessel auf der Brücke der ATZ I der im Hintergrund stehenden Frau zu. „Nimm dir ein paar Tage frei, erhol dich ein wenig. In fünf Tagen meldest du dich in meinem Büro, Tochter.“

„Ja, Vater!“ Sie neigte Andeutungsweise den Kopf. „Danke!“ In ihrer Kabine holte Maghra ihre Meditationsmatte hervor, vernebelte in einem Diffusor duftende Essenzen und versetzte sich in einen tranceähnlichen Zustand, um ihr Gleichgewicht und ihre Ruhe wieder zu finden, jene Ruhe und Geduld, die sie so lange mühsam gespielt hatte. Sie fand ihr Gleichgewicht wieder, die Zukunft stand ihr offen. Atznol drängte in ihre Gedanken. Er sah gut aus, war nett und hatte sie immer mit Respekt behandelt, auch als sie noch auf Atzgons Stern gelebt hatte. Er wäre wirklich ein guter Ehemann, zärtlich und ehrlich, auch gutes Genmaterial brächte er mit. Durchaus eine gute Wahl. Sie erhob sich und wählte Atznols Nummer am Kom.

„Ja!“ sagte sie nur, Atzgol schwieg ein wenig.

„Sicher?“ Leise, zurückhaltend.

„Komm!“ forderte sie ihn auf, und wenig später lag sie in seinen Armen.

*

System von Teegardens Stern

An Bord der FĚICUÍ

Während der Ankunft des JADEPHÖNIX im System von Teegardens Stern war der dritte Planet von der FĚICUÍ aus gesehen auf der anderen Seite des Zentralgestirns gewesen. Daher hatte sich die Besatzung zuerst mit den auf der ‚richtigen‘ Seite gelegenen Planeten I und II beschäftigt, dann hatte Kapitän Wu befohlen, auch den berechneten Standort des dritten Planeten anzusteuern. Sonderlich eilig hatte er es nicht mehr, der zweimalige Erfolg hatte in der Heimat für große Freude gesorgt, ein dritter Treffer war nicht sehr wahrscheinlich.

Maria Yonogawa beschäftigte sich mit ihren Instrumenten, als der dritte Planet aus dem Ortungsschatten seiner Sonne trat.

„Kapitän Wu, ich messe einige Ringe aus Eis und vereinzelt anderer Materie um Planet Nummer drei!“

„Also wie bei unserem Saturn?“, fragte Wu Baihu nach. „Ein Gasriese? Ein wenig nahe der Sonne!“

„Nein, Kapitän!“ Die schlanke Japanerin übersandte die Daten auf das Pad des Kapitäns. „Erdähnlich, Atmosphäre, 13 Grad durchschnittliche Temperatur, 0,93 % der Erdschwerkraft, 0,98 Atmosphären auf Meereshöhe, und es gibt viel Meer. 78 % der Oberfläche. Ein nicht sehr großer Kontinent, viele kleine Inseln.“ Wu Baihu stand auf, trat einen Schritt vor und fixierte den Planeten auf dem Bildschirm.

„So? Sollten wir so viel Glück haben?“

Nachdem der JADEPHÖNIX in einen Orbit um den Planeten gegangen war, startete die zierliche, fast knabenhaft wirkende Japanerin eine Sonde. Der kleine zylindrische Flugkörper wurde aus einem

Tubus mit Hilfe von Magnetfeldern beschleunigt und raste ferngesteuert der Meeresoberfläche entgegen.

„Gutes Gasgemisch aus Stickstoff, Sauerstoff und Edelgasen. Flora auf den Inseln, die wir bis jetzt überflogen haben, auch auf dem Kontinent. Sicher auch Fauna. Jede Menge Leben im Wasser! Gut bewohnbar, Kapitän. Ich glaube, wir haben tatsächlich ein zweites Mal Glück. Eine wunderschöne Welt.“

Drei Schützenpanzer wurden wieder startklar gemacht, die elektrisch stimulierten Pigmente der Außenhüllen wurden auf Sandtarnung eingestellt. Oktopushhaut wurde dieser Überzug genannt, mit dem man einige Tarnmuster je nach Einsatzgebiet generieren konnte. Eine Erfindung Chinas aus den frühen 2000ern, als es sich daran machte, Asien zu erobern, später wurde das System verfeinert und konnte schließlich sogar bei Anzügen verwendet werden. Pushneet Bahar bestimmte dieses Mal die drei Züge der zweiten Infanteriekompanie unter Leutnant Mohamed Haddar für die Landung, und nach dem üblichen Ritual, welches in der Überprüfung von Ausrüstung und Bewaffnung bestand, saßen die Soldaten auf, wieder öffnete sich die Kielrampe und die der Schützenpanzer nahmen Kurs auf eine der Inseln.



Die kantigen Formen der Schützenpanzer wollten trotz der Camouflage irgendwie nicht auf diesen idyllischen Strand passen. Einige den irdischen Palmen ähnlich sehende Bäume wuchsen aus einem Fleckchen Erde neben einer Süßwasserquelle, Gräser schenken ein wenig Grün, Insekten summten. Doch die Besatzungen hatten nur Blicke für den Himmel, den sie bestaunten wie ein Wunder, und das nicht zu unrecht. Ein funkelndes, glitzerndes Band zog sich filigran von Osten nach Westen, von Horizont zu Horizont über das Firmament, ein feines Gespinst, auf dem Diamanten und Rubine zu glänzen schienen, hier verschwanden, dort wieder erschienen, je nach Drehung und Reinheit der Eisbrocken in der Umlaufbahn.

„Das Geschmeide einer Hourí“, staunte Haddar.

„Ich bin dankbar, dass ich etwas so Schönes sehen darf!“ Auch Pushneet war beeindruckt.

„Was ist geschehen?“ Wus trockene Stimme vermochte den Zauber nicht zu brechen. Nicht ganz.

„Kapitän, wir schlagen ‚Paradies‘ als Namen für den Planeten vor, und ‚Das Geschmeide einer Houri‘ für das Ringsystem. Ich übermittle die Bilder.“ Einige Zeit herrschte Stille, dann klang Wus Stimme weich aus den Lautsprechern.

„Einverstanden!“

Am 27 September 2038 trat Lu Fan-Siun, die Delegierte Chinas bei den Vereinten Nationen vor die Vollversammlung und legte Resolution Nr. 375/9/2038 zur Abstimmung vor.

„Der Dritte Planet des Systems Teegardens Stern soll den Namen ‚Paradies‘ tragen, sein Ringsystem ‚Das Geschmeide einer Houri‘ und der Mond ‚Gabriel‘. Der Planet Paradies soll nicht ständig besiedelt werden, sondern der gesamten Menschheit zur Erholung und Freude dienen, ebenso der Mond Gabriel und die Ringe, als ‚Geschmeide einer Houri‘ definiert. Wir unterstellen den Planet Paradies, seinen Mond und das Ringsystem den Vereinten Nationen zur Verwaltung und Kontrolle, er soll ein Naturpark mit sanftem Tourismus für alle werden.“ Diese Resolution wurde einstimmig angenommen und der Asiatischen Föderation der tiefempfundene Dank der Menschheit, vertreten durch die VN, mit ‚standing Ovations‘ ausgesprochen.

*

Solares System, Sudan

Der ‚Tubeway‘ vom Mittelmeer nach Südafrika, den die GCC in Rekordzeit gebaut hatte, durchlief auch den Sudan, östlich an Karthum, der Hauptstadt, vorbei. Die Entfernung war nicht wirklich gering, ein Zubringer aber trotzdem rasch gebaut. Der sunnitische Islam war die Hauptreligion im Sudan, zwar nicht de jure Staatsreligion, aber de facto kam er dem noch sehr nahe. Trotzdem hatten sich Frauen einige Rechte erkämpft, besonders die Beschneidung der weiblichen Genitalien wurde im Sudan nicht mehr praktiziert und stand unter schwerer Strafe. Ein Verbrechen, das wie Mord nicht verjährte, eine Jahrhunderte alte Barbarei wurde endlich beendet. Der Islam wurde, wie in den meisten Ländern der Erde, auch im Sudan zu einer spirituellen, friedlichen Religion, die in den Belangen des Staates immer mehr Einfluss verlieren sollte. Trotzdem war es immer noch so, dass der gesellschaftliche Status eines Moslems oder eines Christen höher eingestuft wurde, als etwa der eines Anhängers einer Stammesreligion.

Diese Entwicklung, die bereits in den zwanziger Jahren des 21. Jahrhunderts begonnen hatte, wurde durch den Bau des Tubeway stark beschleunigt, doch immer noch fanden der radikale Mahdismus und die frauenverachtenden Abarten des christlichen, moslemischen und mosaischen Glaubens ihre Anhänger, die allesamt durch große Gewaltbereitschaft auffielen. Die Behörden des Sudan versuchten zwar ihr Bestes, der Übergriffe dieser Gesellschaften Herr zu werden, doch die Horden verschwanden meistens spurlos irgendwo in der Wüste, noch ehe das Verbrechen gemeldet wurde. Als die ersten Übergriffe auch auf dem vier Kilometer breiten Gelände von Galacto City stattfanden, stationierte Perry Rhodan einige Züge Ranger entlang der Röhrenstraße. Schwere Harley – Davidson Schwebchopper mit Windschild, in Flugrichtung montierten, starken Strahlwaffen und Schutzschirmen ausgestattet. Die Besatzungen trugen gute, klimatisierte Anzüge mit HUD-Helmen, dazu noch Individualschirme und Narkosewaffen. Energetische Stunner, die das Bewusstsein für zwei bis drei Stunden auszulöschen vermochten, schmerzfrei, ohne Nachwirkungen, ideal für

Geiselfreiungen, man konnte den Strahl außerdem recht breit streuen. Und natürlich Aufklärungsdrohnen, die diese Ranger zu ihrem Ziel leiten sollten.

Der nordwestliche Teil des Sudan bestand aus Wüste. Nicht einer öden Steinlandschaft, in der man manchmal Schatten und Kühle finden konnte, ab und zu sogar ein wenig Wasser, sondern der trockenen, heißen und lebensfeindlichen Sandwüste. Erst dort, wo der Sudan an Libyen und Ägypten grenzte, begann der Sand Felsen zu weichen, es gab dort auf Libyschen Staatsgebiet einige seltsame, beinahe exakt kreisrunde Steinstrukturen, vielleicht Überreste eines Meteorschauers, vielleicht auch entstanden während des Methankrieges. Durch die sudanesische Sahara bewegten sich einige Sandfahnen, deren Ziel genau diese Gebilde zu sein schienen. Tief verummte und verschleierte Männer fuhren mit zwei Pickup-Gleitern von Toyota, auf deren Ladeflächen je ein schweres zweiläufiges Maschinengewehr mit einem Kaliber von 15,8 mm auf einem Stativ befestigt war und drei großen Schwebetrucks durch die Wüste, auf der Ladefläche der großen Trucks unter der Plane gefesselte Frauen und Kinder, von anderen mit Sturmgewehren Marke Kalaschnikow bewaffneten Männern bewacht. Allen hatte man Tücher über die Köpfe gelegt, die Männer waren nicht zimperlich, wenn sie ihre Ansichten durchsetzen wollten. Sie sprachen einen rauen Wüstendialekt, redeten von einem neuen Mahdi, der erstanden war und die reine Wahrheit über die Erde und ins Weltall bringen würde. So Gott wollte, und er versprach, dass er es wollte. ER, der Gott aller abrahamitischen Religionen, die ihre Differenzen beilegen sollten, um den historischen Willen Gottes zu erfüllen. Weg mit diesem modernen Gefasel, dass Frauen gleiche Rechte zuständen, das war reiner, gotteslästerlicher Unsinn!

„Holt Euch die Weiber der Ungläubigen und erzieht sie, predigte er. „Sie werden es Euch danken, wenn ihr ihnen mit harter Hand ihren Platz im Leben zeigt! Das war immer Gottes Gebot, das ist Gottes Gebot, das wird ewig Gottes Gebot sein!“ Die Männer folgten dem Prediger, und jetzt brachten sie ihm die ersten Frauen, damit er diese mit ihnen verheiraten und sie so zu ihrem Eigentum machen sollte. Keiner der Männer, die ihrem Prediger blind vertrauten, bemerkte die kleine, blinkende Scheibe, die hoch am Himmel über ihnen schwebte oder die fünf Fahnen aufgewirbelten Sandes weit hinter ihrem Konvoi, die sich eben trennten.

Master Sergeant Nasrim bint Ali hatte das Kartenbild der Sonde auf ihr HUD gelegt.

„Ausschwärmen! Zange!“ Kurz und bündig kam der Befehl an den Halbzug, der sie begleitete. Sie kannten sich, wie waren ein eingespieltes Team. Korporal Bill Cooper. Korporal Hadschi Omar Muhamad ben Hadschi Halef. Gefreite Lydia van Gaard. Private Noel Marceaux. Zwei Frauen, drei Männer. Ein Moslem, zwei Christen, zwei ohne Bekenntnis. Aus der ganzen Welt kommend vereinte sie ein Wunsch, ein Wille. ‚Wir bringen die Frauen und Kinder zurück!‘ Während Nasrim gerade weiterfuhr, scherten die Flügelleute nach rechts und links aus und beschleunigten ihren Flug. Sie alle sahen jetzt ihre eigene, die Position ihrer Kameraden und jene der Schwebetrucks auf ihren Head-up-Displays.

Etwas weiter zurück folgte wachsam Sergeant Haakon Holm mit dem zweiten Halbzug, der den San-G eskortierte, einen großen Schützenpanzer ohne Bewaffnung, dafür mit dem neu eingeführten internationalen Symbol für medizinische Fahrzeuge auf den Flanken – ein goldener Äskulapstab auf blauem Kreis. Eine Sonde verschaffte der Besatzung des San-G eine gute Sicht auf die Umgebung, kein Grund für Haakon, in seiner Aufmerksamkeit nach zu lassen. In seiner Heimat hatte er zwar

keine Sandwüste gekannt, aber im Norden, wenn der Winter das Land in seinem eisigen Griff hatte, war es ähnlich. Kalt, heiß, Schnee, Sand, egal. Die Art, einen Hinterhalt zu legen, wäre die gleiche.

Niemand konnte Nasrim vorwerfen, gegenüber Gläubigen, egal was sie glaubten, intolerant zu sein. Geboren und aufgewachsen in einer weltoffenen islamischen Familie in Port Said in Ägypten, hatte sie als junge Erwachsene ihr Bekenntnis aufgegeben. Sie glaubte an Gott, nicht aber an irgend jemand, der vorgab, genau wissen, was dieser Gott wollte. Sie wusste es zwar auch nicht besser, aber Hilfsbereitschaft, Güte und Toleranz anderen Wesen gegenüber konnten schon einmal nicht falsch sein. Achtung, Respekt und Zuneigung gehörten dann einfach als Ergänzung dazu. Nasrim konnte sich nicht vorstellen, dass Gott etwas davon hatte, dass seine Gläubigen sich einige Male am Tag in eine bestimmte Richtung verneigten. Sauberkeit und wenig Alkohol machte Sinn, früher in Zeiten ohne Kühlschranks auch der Verzicht auf Schweinefleisch. Aber Gebote müssen den Menschen zu Gute kommen, nicht umgekehrt. Wenn sie nicht mehr sinnvoll waren, sollte man sie überdenken dürfen. Je länger Nasrim mit ihren Lehrern diskutierte, desto weiter entfernte sie sich von der Lehre der Bücher. Sie verstand jedoch durchaus, dass Menschen Trost im Gebet suchten, entweder, wie sie selbst im Stillen für sich allein oder mit vielen anderen in Gemeinschaft. Sobald jedoch Gewalt ins Spiel gebracht wurde und Religion als Vorwand für Zwänge und Unterdrückung herhalten musste, endete ihr Verständnis.

Auch Hadschi Omar Muhamad, aus Karthum stammend und ein gläubiger Moslem, welcher sogar schon in Mekka gewesen war, hatte bei Bekanntwerden der Meldung die Zähne zusammen gebissen, um nicht laut zu fluchen. In seinen Augen waren Männer wie diese Entführer am schlechten Ruf der Moslems weltweit schuld. Gewaltbereite Entführer, Mörder und Attentäter. Weltoffene Muslime wie er hatten es da sehr schwer, sich gegen Vorurteile zu wehren, zum Glück hatte er seine Kameraden, die in genau kannten, und auch seinen Glauben. Ein Blick auf das HUD, er musste Tempo zurück nehmen, um seine Position in der Umkreisung zu halten. Genau neben ihm, auf der anderen Seite der Düne, waren die Schwebetrucks. Ein Piep erreichte seinen Funkempfänger, er bestätigte.

Erneut beschleunigte er, setzte sich etwas vor den Konvoi und landete knapp unterhalb eines Dünenkammes. Gewandt stieg er ab und nahm ein dickes Rohr von der Halterung am Heck, ergriff den schweren Narkosestrahler und stieg die letzten Schritte zum Kamm der Düne hinauf. Dort legte er das Gewehr ab und hob das Rohr auf die Schulter. Kurz fragte er sich, wo die Entführer wohl die schweren MAN und VOLO Lastschweber her hatten, doch im Grunde war es unwichtig. Er richtete das Rohr aus und betätigte den Abzug. Ein leises, nur für ihn hörbares WHUMPF ertönte, als der EMP ausgelöst wurde, sein Ziel traf und die Schaltkreise des ersten MAN Fahrzeuges verschmorte. Sofort fielen das Schwebefeld und der Antrieb aus, hart setzte das Gefährt auf dem sandigen Untergrund auf und wurde in einer Wolke aus Staub und feinem Sand durch die schiere Masse des Aufbaues noch eine Strecke weitergeschoben. Gerade, dass die folgenden Schwebzeuge eine Kollision verhindern konnten, weit kontrollierter kamen sie links und rechts des Führungsfahrzeuges zu stehen, die Fahrer sprangen heraus und hasteten zum ersten Truck, während die Pickups vorne und hinten hielten, und deren Besatzungen die Dünenkämme absuchten, auf denen eben die Ranger sichtbar wurden.



Gefreite Lydia van Gaard war jung und voller Ideale. Aufgewachsen in Amsterdam war sie ein typisches Kind der beginnenden kosmischen Zeitalters und des Zusammen wachsens der Völker. Sie war überzeugt gewesen, dass man Menschen nur eine Alternative zeigen, nur die Möglichkeit geben musste, dann würden schon alle nett und gut werden. Das Leben überzeugte sie vom Gegenteil, es würde immer Ausnahmen geben, Menschen, die in brutaler Gewalt oder subtiler Macht ihre Befriedigung suchten. Die hochgewachsene Walküre hatte sich bei der Armee von Galacto City beworben, um ihren Beitrag zu leisten, dass die Handlungen dieser Ausnahmen korrigiert wurden, sie wollte mit ihrem Dienst die Erde zu einem besseren Ort machen. ‚Schütze die Schwachen‘ war ihr ganz persönlicher Leitsatz geworden, jetzt sah sie von der Kuppe der Düne, wie unten ein zweiläufiges MG auf Omar gerichtet wurde. Omar war zwar nicht schwach, aber er legte eben das EMP-Rohr auf einen zweiten Truck an, also wartete sie nicht erst auf einen Befehl, sondern richtete ihr Narkosegewehr auf den Pickup und zog den Abzug. Ein leises Fauchen erklang und der Schütze in seiner weiten Kleidung und einem seltsam gebundenen Turban aus grünen und weißen Stoffbahnen, welche auch sein Gesicht bedeckten, brach zusammen.

Für Korporal Bill Cooper war Gewalt nichts Neues. Als homosexueller Afroamerikaner in einem kleinen Ort in Georgia, USA geboren, hatte er doppelte Anfeindung erlebt. Auch im 21. Jahrhundert waren diese zwei Umstände in manchen Gegenden immer noch aktuell, vor allem die sexuelle Ausrichtung eines Menschen, welche so mancher immer noch als ‚gegen Gottes Gebot‘ bezeichnete. Mit 18 hatte Bill sein Elternhaus verlassen und sich mit wenigen Dollars in der Tasche bis Atlanta durchgekämpft, immer mit Gelegenheitsjobs. Er wollte sich zu den US-Marines melden, doch der Rekrutierungssergeant sah während eines Gesprächs in ihm und seinen Einstellungen einen perfekten Kandidaten für einen Posten in den Ranger – Streitkräften von Galacto City. Er nahm aus einem speziellen, von der Company bereitgestellten Fonds ein Ticket und ein Formular, vier Stunden später saß Billy C. in einem Shuttle nach Galacto City. Schon am nächsten Tag saß er nervös vor einer Oberst Cavannaugh, einer großen, blonden Frau mit breiten Schultern und stechendem Blick, in deren Büro und stand ihr Rede und Antwort. Zu Mittag bezog er ein Zimmer in der Kaserne der GC-Infanterie und bekam Uniform und Ausrüstung. Dann hatte er eine Woche Urlaub, bis die Ausbildungskompanie komplett war, danach wurden ihm und seinen Kameraden nichts geschenkt. Die Ausbildung war hart, sehr hart. Nicht nur körperlich, sondern auch geistig wurden die dreißig

Rekruten an ihre Grenzen getrieben, einer nach dem anderen verzichtete auf einen weiteren Verbleib in der Truppe. Bill biss sich durch, büffelte bis tief in die Nacht und ignorierte die Schmerzen in den Muskeln. Mit fünf anderen wurde er schließlich als Private in die Bodentruppe der GCC übernommen und den Tubeway-Rangern zugeteilt, wo er sich bewährte und bald zum Korporal befördert wurde. Bill Cooper hasste religiöse Fanatiker nicht, aber er gestattete sich ein gewisses Maß an Verachtung ihnen gegenüber. Er selbst bekannte sich zwar offen zum Katholizismus, noch mehr allerdings zur Religionsfreiheit und zu den Menschenrechten. Die Männer dort unten hatten diese Rechte verletzt und noch andere Verbrechen begangen, der Grund war Billy völlig egal. Letztendlich entschied man sich immer selbst für eine Seite. Er selbst hätte sich auch einer Straßengang in Macon, Georgia, anschließen können, das wäre näher als Atlanta an seinem Heimatort gelegen. Er hätte Drogen nehmen oder ein Verbrechen begehen können – oder beides. Er hatte sich anders entschieden, für die gesetzliche Seite. Dort unten gab es Männer, die sich entschieden hatten, Frauen und Kinder zu entführen und gegen seine Kameraden und ihn zu kämpfen. Ohne Hast, eiskalt und ruhig zog er den Abzug seines schweren Narkosestrahlers durch und erledigte den Schützen auf den zweiten Pickup.

Private Noel Marceaux war aus Bayonne im Departement Aquitanien. Er war bei den Tubeway-Ranger gelandet, weil er zwar zuerst in das Weltall wollte, sich auch zum Rauminfanteristen ausbilden ließ, aber danach in Galacto City seine Frau Mychelle kennen lernte. Die wollte ihn nur nehmen, wenn er bei ihr auf der Erde blieb, also suchte er um Versetzung an und wurde mit ihr in die Kuppel Station Sudan Nord 23, Zubringer Karthum versetzt. Nach Fort Gordon Pascha, in Nasrim bint Alis Zug. Er lebte sich schnell ein, das Leben im modernen Wüstenfort hatte durchaus seine Vorzüge. Er konnte mit der inzwischen schwangeren Mychelle zusammen leben und freute sich bereits auf seine Tochter, als der Überfall auf Station Sudan Nord 19 die Idylle durchbrach. Die Technikerin der Rangerzentrale hatte sofort, als die Sensoren der Kitchener Station Alarm gaben, eine Sonde gestartet und den bewaffneten Konvoi bald gefunden, die Ranger hatten die Schwebebikes bestiegen und waren den Lotsensignalen gefolgt. Noel war wütend. Wütend, weil sich jemand erdreistet hatte, die Sicherheit der Bewohner der Tubeway-Oasen zu gefährden. Wütend, weil jemand glaubte, Zwang und Gewalt wären im Sinne Gottes! Aber er wartete, den Narkosestrahler auf maximale Fächerung gestellt, die Ladefläche des linken Trucks im Visier, auf Nasrims Befehle.

Als die Schützen auf den Pickups und die Fahrer ausgeschaltet waren, stieg Nasrim langsam die Düne hinab zu den Trucks. Zwischen denen kamen nun die Besatzungen hervor und eröffneten das Feuer aus ihren Gewehren auf die Master Sergeant. Umsonst, der Individualschirm wehrte sowohl die Projektile als auch die wenigen Energiestrahlen dazwischen souverän ab, wirklich starke Militärstrahler waren nicht darunter. An die war noch immer nicht leicht heranzukommen, auch wenn die Armeen der Welt allmählich umstellten. So näherte sich die Frau unbeeindruckt mit wiegenden Hüften, um im weichen Wüstensand das Gleichgewicht zu halten, den Lastern, bis die Plane aufflog und eine vermummte Gestalt eine gefesselte Frau mit einer Pistole unter dem Kinn als Schutzschirm benutzte und die Ranger barsch zum Verschwinden aufforderte, sonst, im Namen des Mahdi und Gottes, gäbe es ein Blutbad auf den Lastern. Er und seine Freunde wollten mit Freude sterben und sofort in das Paradies kommen.

„Merde“, fluchte Noel, als er das hörte. „Schon wieder solche Idioten. Sterben die nie aus?“

Nasrim betrachtete den Mann. „Wir haben die richtigen feigen Ärsche!“ sagte sie ruhig. Die Augen, die als einziges vom Gesicht des Entführers sichtbar waren, verengten sich.

„Vorsicht, freches Weib, sonst...“

„Feuer!“, fiel Nasrim ihm ins Wort. Vier auf maximale Streuung gestellte Betäubungsstrahler gaben ein leises, aber Sekunden anhaltendes Fauchen von sich, dann bewegte sich bei den Trucks nichts mehr. Trotzdem ließ Nasrim ihren Schirm vorerst eingeschaltet. Erst, nachdem sie alle Männer außerhalb und innerhalb der Trucks entwaffnet und mit Handfesseln gesichert hatte, rief sie ihr Platoon zusammen. Mittlerweile waren auch die Sani eingetroffen, welche die Frauen und Kinder befreiten und behandelten, während die Entführer ihrer Kopfbedeckungen verlustig gingen und auf einem der Trucks mit zusätzlichen Fußfesseln versehen wurden. Natürlich wurden die Männer auch erkennungsdienstlich erfasst, Fotografien, Fingerabdrücke und ähnliches wurden sofort der Zentrale übermittelt, DNA-Proben gesammelt. Normale Polizeiroutine, über welcher die Gefangenen wieder erwachten.

„Warum sind wir gefesselt und wieso sind unsere Häupter entblößt?“, verlangte einer zu wissen.

Noel hob ungerührt die Kamera und fotografierte weiter. „Damit man überall die Gesichter von feigen Lumpen bewundern kann.“

„Lumpen, die zwar wehrlose Frauen überfallen können, aber es nicht wagen, dazu zu stehen und ihr Gesicht verstecken“, ergänzte Omar Muhamad. „Ich verstehe es ja sogar so halbwegs. Versager wie Euch würde doch keine normale Frau freiwillig heiraten.“

„Auch kein Mann“, warf Billy C bestimmt ein. „Wahrscheinlich ekeln sie sich sogar voneinander. Bei diesem Gestank, kein Wunder, würde ich sagen!“

„Wir sind auf einer heiligen Mission“, brüllte der Anführer. „Das Weib sei dem Manne untertan, es steht so nicht nur im Koran, sondern auch in der Thora und der Bibel! Wir ...“

„Für uns zählen ausschließlich die Verfassung und das Strafgesetzbuch von Galacto City.“ Nasrim hatte ihren Helm abgenommen und kletterte in den Wagen. „Oh, bei Iblis, diese Brüder stinken tatsächlich schlimmer als eine Hammelherde! Habt ihr denn in der Koranschule nicht gelernt, dass sich der wahre Gläubige sauber halten und regelmäßig waschen soll? Auch zwischen den Beinen?“

„Schweig, ein Weib hat uns nicht zu belehren“, tobte der Anführer, Speichelbläschen versprühend. „Wir verlangen sofort unsere Freiheit! Ihr habt überhaupt kein Recht, uns festzuhalten!“

„Ihr habt unsere Frauen entführt und einige Männer schwer verletzt. Manche werden vielleicht sogar noch an ihren Verletzungen sterben. Das ist nicht nur nach unserem Gesetz durchaus eine Straftat“, brachte Noel Marceaux wütend vor, der Mann grinste unverschämt.

„Wir sind hier im Sudan, da habt ihr von Galacto City keine Rechte, irgend etwas zu tun!“

„Ach!“ Haakon Holm war ebenfalls dazu gekommen. „Da versteht ja ganz plötzlich jemand etwas vom Gesetz? Seltsam! Chefin, der Schützenpanzer mit einem Zug Infanterie von Sudan Nord 5 ist eingetroffen.“

„Na dann, fertig machen zum Abrücken.“ Und an die Gefangenen gewandt sagte Nasrim noch. „Keine Sorge, wir haben nicht nur, aber auch mit dem Sudan ein Abkommen. Wir dürfen auf ihrem Staatsgebiet vorläufige Festnahmen durchführen und sie auf unserem. Ihr werdet jetzt vor Ibrahim Pascha, den obersten Richter in Karthum gebracht, der wird Euch an uns ausliefern, ganz so, wie es das Gesetz des Sudan und der Vertrag mit Galacto City vorsieht. Oder er spricht gleich ein Urteil, uns kann es egal sein, wir sind Polizisten, keine Richter. Hauptsache, ihr überfallt nie wieder eine unsere Stationen.“

„Sarge!“ Noel war ein Glitzern aufgefallen, er hatte ein Kettchen mit einem Kreuzanhänger am Hals eines der Gefangenen gefunden.

„Oh!“ Nasrim holte tief Luft. „Haakon, das ist einer von der anderen Fraktion. Kreuzzügler und Mahdisten friedlich vereint im Hass gegen den Fortschritt. Wenn das keine Hoffnung erwecken soll!“

Hoch oben in der Luft flog eine Drohne langsam weiter, von Fort Gordon Pascha, der Station Sudan Nord 23 gesteuert, von wo aus Private Fatima al Fiturrie aufmerksam den Boden studierte. Irgendwo mussten die Banditen ja eine Basis haben. Fatima musste sich keine Sorgen wegen der internationalen Grenzen machen, diese Polizeiaktion gegen die Aufständischen und Mahdisten war mit Ägypten und Libyen bereits abgesprochen. Es wäre zwar taktisch vernünftiger gewesen, die Trucks weiterfahren zu lassen, aber natürlich hatte die Befreiung der Frauen möglich schnell erfolgen sollen, auch wenn es das Auffinden der Basis erschwerte. Dennoch, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis diese Basis gefunden und ausgehoben wurde, etwas mehr Arbeit musste eben in Kauf genommen werden.

Leider war anzunehmen, dass es immer wieder fehlgeleitete Menschen geben, dass das Verbrechen nicht aussterben würden, aber auch immer solche Menschen, die Übeltätern entschlossen entgegentraten. So wie der Zug von Master Sergeant Nasrim bint Ali von den Tubeway-Rangern aus dem Fort Gordon Pascha.

November 2084

Reggys System

An Bord der HEPHAISTOS.

Der schnelle Kreuzer QUICKSILVER der General Cosmic Company war aus der Singularitäts-Linse gebrochen und verzögerte mit vollen Werten, die beinahe an die Werte der alten Abfangjäger heran reichten. Wie jeder leichte Kreuzer war sie hundert Meter im Durchmesser, der Konstrukteur hatte bei diesem Muster allerdings großen Wert auf Triebwerksleistung, Beschleunigung und Transitionreichweite gelegt, aber dafür an offensiver Bewaffnung gespart. Ein völlig neu überarbeitetes Baumuster war entstanden, welches künftig in erster Linie für eilige Kurierflüge und Aufklärungsmissionen eingesetzt werden sollte. Bei diesem Flug war die vielleicht wertvollste Fracht an Bord versammelt, die der Kreuzer je transportieren würde. Der Vorstandsvorsitzenden der GCC Perry Rhodan, seine Frau Thora dalZoltral, Reginald Bull, UN-Admiral Atlan daGonozal, Professor Doktor Doktor Kono ‚Yoyo‘ Killikioaewa, Professor ‚Tripledock‘ David Spencer, Professor Robert ‚Bob‘ Niven und Doktor Frederik ‚Freddy‘ Montrose vom Area 51 auf Luna. Und der Prototyp einer Waffe, die nur noch ein kleines Problem aufwies. Sie zeigte keine Wirkung außer einer optischen.

Die GCC QUICKSILVER näherte sich dem Landedeck der HEPHAISTOS ohne große Umwege von einem Peilstrahl geleitet, das Schott öffnete sich bereits, während der Kreuzer noch in der Verzögerungsphase war. Die Kugel mit dem vergleichsweise breiten Triebwerkswulst sank nach dem Passieren der Öffnung langsam ihrer Parkposition entgegen, die zwölf Teleskopbeine schoben sich aus dem Rumpf und der Kreuzer setzte, von der Neuronik der HEPHAISTOS ferngesteuert, sanft auf. Hoch über der QUICKSILVER schloss sich die Irisblende wieder, danach erlosch nach einem Druckausgleich die aus Prallschirmen gebildete Landeröhre. Die Bodenschleuse des Kreuzers öffnete sich, die Rampe wurde ausgefahren, und die Passagiere konnten das Schiff ohne Schutzanzüge verlassen. Die Wissenschaftlerin Kono Killikioauewa zeigte wie immer mehr Tattoos als Stoff, Spencer trug einen labbrigen Jogginganzug, auch wie immer, Niven und Montroise hatten sich für einfache Hosen und Poloshirts entschieden, wie auch Atlan, der auf dieser Fahrt nur Passagier war und daher Zivil trug, während Thora, Rhodan und Bull die sandfarbenen Uniformen der General Cosmic Company trugen. Am Fuß der Rampe wurden sie bereits von Hera, der holografischen Stewardess in ihrer rauchblauen Uniform, erwartet.

„Donna Thora, Mister Rhodan, Mister Bull, Admiral Atlan, ich freue mich, Sie wiederzusehen. Professor Killikioauewa, Professor Spencer, Professor Niven, Doktor Montroise, ich darf Sie an Bord willkommen heißen. Hier bitte, wir haben einen Wagen bereit gestellt!“

Sie schritt voran, und Montroise flüsterte Spencer zu: „Ich habe noch nie einen derart perfekten Gluteus maximus in derart anmutigen Bewegungen gesehen.“

„Vielen Dank, Doktor“, lächelte Hera, die das Flüstern offenbar gehört hatte, an Montroise gewandt. „Ich werde meinen Programmierer informieren, dass Ihnen seine Arbeit gefällt!“

„Hera ist ein Hologramm der HEPHAISTOS, das immer zur Verfügung steht, wenn man etwas braucht! Sie ist sozusagen die gute Seele des Hauses, ohne sie wäre das Leben hier sehr viel schwieriger“, warf Bully ein, Montroise zog die Brauen hoch.

„Tatsächlich? Darf ich einmal?“ Er hob die Hand.

„Aber selbstverständlich, Doktor Montroise! Danke für ihre netten Worte, Mister Bull.“ Hera blieb stehen, und Frederik streckte die Hand nach ihr aus, bewegte sie in ihrem Abbild hin und her.

„Absolut beeindruckend!“ Er war überaus fasziniert und nun voll auf Hera konzentriert. „Kein Schatten, keine Verzerrung, hier müssen viele und sehr gute Projektoren am Werk sein. Und der ganze Aufwand, nur damit man glaubt, eine hübsche Stewardess begleitet uns?“

„Der Aufwand ist, gemessen am Effekt der positiven Erfahrung der Interaktion Mensch-Maschine, relativ gering, Doktor Montroise. Sie können mein Hologramm auch jederzeit Ihren persönlichen Wünschen anpassen. Dieses Bild hier ist der Standard, dessen Anblick den meisten Humanoiden angenehm erscheint.“

„Phänomenal! Dann sage doch...“

„Später, Freddy!“ Yoyo unterbrach den Neugierigen. „Wir sind noch länger hier. Wo bringst Du uns denn jetzt hin, Hera?“ Mittlerweile hatte die Gruppe den Lift erreicht.

„Bitte hier. Miss Starlight hat angeordnet, dass ich Sie sofort zu Captain Smokebeards Pub führe. Dort werden Sie im Extrasaal bereits erwartet.“

„Tana Starlights liebster Konferenzraum“, bemerkte Thora trocken.

„Es gibt Schlimmeres“, gab Rhodan zurück. „Und der Ausblick ist gewaltig, auch wenn er falsch ist!“

„Ich hoffe, er hat wieder die Cliffs of Moher eingestellt“, meinte Bully, und an Yoyo gewandt „Die Projektion ist überwältigend. Er hat sogar passende Aromen und Töne, die das Erlebnis absolut natürlich erscheinen lassen.“

Tatsächlich schien der Tisch wieder auf einer Wiese in Irland zu stehen, dieses Mal in der Ruine von Clonmacnoise am Shannon River. Smokebeard ließ es sich wie immer nicht nehmen, seine Gäste persönlich zu bedienen, wenn im ‚Hinterzimmer‘ seines Pubs Konferenzen abgehalten wurden. Besonders, wenn illustre Besucher anwesend waren. Lange Zeit war er selbst Mitglied dieser Runden gewesen, als er noch die mikrobiologische Abteilung leitete und ehe er sich seinen Traum vom irisch-schottischen Pub erfüllte. Tana konnte ihm selbstverständlich immer noch vertrauen, und sie tat es auch.

„Willkommen“, breitete Tana Starlight ihre Arme aus, als wolle sie die ganze Gruppe umarmen. Sie trug enge, schwarze Hosen, dazu rote Sandalen mit Bleistiftabsätzen und eine weiße Rüschenbluse. Dezent, für ihre Verhältnisse, ebenso das Make-up und die Frisur. „Bitte, nehmen Sie Platz und bestellen Sie, was immer Sie wollen. Ich möchte nur kurz vorstellen. Crest daZoltral wird wohl jedem ein Begriff sein, Leslie Myers, unsere Intuitionistin. Ihr und meinem Sohn Reginald dort drüben verdanken wir den Reintegrator. Es war übrigens seine Idee, man mag mir verzeihen, aber mein Stolz auf meinen Junior ist einfach grenzenlos!“ Sie lächelte ihren Sohn an, der leicht die Augen verdrehte. „Die Doktores Angel Kleinschmid und Klara Berger, ihnen und ihrem Team verdanken wir unsere neue Energieversorgung. Doktor Christian Hawlacek, ein toller Universalgelehrter und mein geliebter Partner.“ Dieses Mal strahlte sie deutlich den Vorgestellten an. „Und Doktor Doktor Asante N’Diaye, unser Spezialist für Hochenergiefelder.“

„Danke!“ Perry Rhodan wies auf seine Delegation. „Meine Frau Thora, Professor Doktor Doktor Kono Killikioaewa, Bully und Atlan dürften bekannt sein, Professor David Spence – ja, der Mann mit den drei Dokortiteln, Frau Doktor Kleinschmid. Dann noch Doktor Frederik Montroise, Professor Robert Niven.“

David trat vor und winkte. „Hi! Ich schlage vor, wir vergessen das ganze Gelaber mit Doktor hier oder Professor dort. Ich bin Spence, Okay!“

Angel stand auf. „Einverstanden. Ich bin Angel!“

„Dann darf ich wohl Perry sagen?“ lächelte Tana. „Oder?“ Sie hob eine Braue. „Und ganz einfach Thora?“

„Das ist mein Name, liebes Kind. Von Tana Starlight lassen wir uns doch gerne beim Vornamen nennen“, lächelte Thora zurück, niemand außer Tana fiel die besondere Betonung des Namens auf, sie räusperte sich.

„Nun, noch einmal, Willkommen auf der HEPHAISTOS! Wir haben drei Dinge zu besprechen. Als Erstes sind das wohl Crests Erkenntnisse bezüglich der Neuroniken im allgemeinen und der ARK'AMBO im speziellen. Bitte, Crest!“

Der große Arkonide nickte und aktivierte sein Pad, vor jedem der Anwesenden leuchtete ein kleines Lämpchen auf.

„Ehe ich beginne, möchte ich etwas ausholen und ein paar Begriffe auffrischen. Wir wissen natürlich alle, was der Unterschied zwischen Elek-, Nano- und Pikotronik ist, ebenso simpel wie einfach erklärt – mehr Rechenleistung in weniger Zeit auf kleinerem Platz. Damit kann man pseudointelligente Reaktionen programmieren, wie es Miss Tana mit ihren Abendkleidern macht. Der Stoff reagiert auf Interesse oder Ablehnung der Trägerin gegenüber ihrem Gesprächspartner und verändert das Gewand auf subtile Weise. Der Busen wird durch winzigste Pölsterchen, die sich füllen, eine Spur gehoben, wenn die Dame an ihrem Gegenüber interessiert ist, es entstehen durch winzige Farbveränderungen Schatten, die für den Mann – oder die Frau – unterschwellig anziehend und stimulierend wirken.“ Kono Killikioauewa musterte stirnrunzelnd Tanas Bluse.

„Oh nein, ich trage nichts aus dieser Kollektion!“ lachte Tana. „Aber ich kann Ihnen ein Kleid zukommen lassen, wenn Sie experimentieren wollen. Obwohl – eigentlich sollten Sie es doch gar nicht nötig haben. Sie bräuchten eher etwas, um zudringliche Verehrer abzuschrecken.“

„Ein Vorteil des Lebens auf 51 – es gibt keine zudringlichen Verehrer.“ Yoyo seufzte. „Der Nachteil? Man muss schon sehr direkt werden, wenn man von einem der Männer etwas will. Freddy reduziert diese Hübschen“ Sie deutete auf ihren Busen, „auf reine Geometrie und die Bewegung auf mathematische Gleichungen. Und vor Spence könnten Sie nackt an der Stange tanzen, er wüsste immer noch nicht, was Sie wollen.“

David Spencer runzelte die Stirn. „Ich verstehe nicht ganz, was...“

„Dürfte ich fortfahren?“, hüstelte Crest und unterbrach Spence. „Danke! Wir können auch das Innenleben der Raumanzüge von Starlight Enterprises als Beispiel nehmen, welches die Haut besonders im Intimbereich auch bei Sekretion immer sauber hält und den Juckreiz, der bei Raumanzügen eingebaut zu sein scheint, ausschaltet. All das sind aber nur einfache wenn-dann-Entscheidungen, simple ja/nein Reaktionen, unkomplizierte ist/ist-nicht Berechnungen, wie hilfreich und angenehm sie sein mögen. Mit Intelligenz haben diese Handlungen allerdings nicht das Geringste zu tun. Sie wirken zwar so, aber es bleibt eben pseudo-intelligent.“ Er wischte alles mit einer Handbewegung beiseite und holte mit den Armen aus.



„Nun haben meine Vorfahren eine Methode gefunden, zwischen nanotronischen Rechnerknoten ein neuronales Netzwerk zu erschaffen und tatsächlich eine semi-intelligente Maschine zu bauen, die mit drei Werten rechnet.“ Crest hob drei Finger der rechten Hand und zählte mit dem linken Zeigefinger die Punkte ab. „Ist, ist nicht, ist teilweise. Ja/nein/vielleicht. Selbstverständlich waren die ersten Rechner dieser Art wesentlich langsamer als ihre Vorgänger ohne diese neuronalen Verbindungen, aber sie boten natürlich trotzdem ein paar Vorteile, die außer Frage stehen. Zuerst wurden diese noch einfachen Neuroniken in humanoiden Robotern installiert, die im privaten Bereich tätig waren, und ich fürchte, dass diese zuerst als Haushaltshilfen konzipierten, wirklich extrem lebensechten Androiden zur abgeschotteten Lebensweise der Arkoniden auf Arkon I und II damals sehr beigetragen haben. Besonders durch ihre Lebensechtheit, welche bald alle anatomischen Merkmale der Arkoniden umfasste. Und ich meine alle! Die großen Familien legten natürlich Wert auf Nachkommen, aber auch hier griff ein Trend zur In-vitro-Fertilisation und Entwicklung des Fötus in einem künstlichen Uterus eine Zeitlang immer mehr um sich, während die somatisch-sensorische Stimulierung sowohl der maskulinen als auch der femininen Genitalien durch diese Androiden damals immer öfter einem rein biologischen Koitus vorgezogen wurde.“

„Das ist ja krank!“ brach es aus Bully heraus, Atlan lächelte nur.

„Ein ähnlicher Trend war, besonders in Japan und China, aber nicht nur dort, schon Ende der Zehner-, Anfang der Zwanzigerjahre des 21. Jahrhunderts auf Terra abzusehen, auch wenn es natürlich noch keine richtigen Androiden waren“, erzählte der uralte Arkonide. „Cybersex, mechanische Spielzeuge für sie und ihn, vibrierend, rotierend, das ganze Programm, teilweise mit Computern oder gar über das Internet gesteuert.“ Der Unsterbliche musterte einen Punkt an der Decke. „Wobei – der Dildo und der Penisring sind, ebenso wie viele andere Spielzeuge ohne Motor, bereits einige tausend Jahre alt. Lustig dabei ist, dass sich Frauen wesentlich unverkrampfter dem Thema nähern können als Männer.“

Crest hob in einer Geste der Beschwichtigung beide Hände. „Entschuldigung, wir sind jetzt zu sehr abgeschweift. Also, diese semi-intelligenten neuronischen Nanotroniken konnten Gespräche führen, die nicht nur einprogrammierte Antworten beinhalteten, sondern auch durchaus den Umständen angepasste. Trotzdem war das selbstverständlich noch keine wirkliche Intelligenz, aber doch ein

Anfang zur Entwicklung der heutigen KI. Denn natürlich gaben sich einige Forscher damit nicht zufrieden und verbesserten die neuronalen Netzwerke immer weiter, bis schließlich tatsächlich eine künstliche Intelligenz entstand, die ebenso intelligent wie ein Arkonide war.“

„Also intelligenter als der terranische Mann“, frotzelte Thora. „Anwesende Ehemänner eingeschlossen.“

„Bitte, Thora! Hebe dir das fürs Bettgeflüster auf“, tadelte Crest schmunzelnd, ehe er fortfuhr. „Die Träume der Robotiker, der Neuroniker waren Wirklichkeit geworden, die Androiden wurden, wie nicht anders zu erwarten, entsprechend verbessert und bald nicht mehr von Arkoniden unterscheidbar. Nun muss ich noch einmal kurz abschweifen. Bei meinen Studien über terranische Roboterforschung bin ich auf einen Schriftsteller namens Isaak Asimov gestoßen. Seine allerdings nur in der Literatur bestehenden Roboter hatten drei Gesetze fest verankert – 1. Ein Roboter muss unter allen Umständen menschliches Leben schützen. 2. Er muss jedem Befehl eines Menschen gehorchen, außer, der Befehl beinhaltet eine Gefahr für Leib, Leben oder geistige Gesundheit eines Menschen und 3. Er muss seine Existenz schützen, wenn dieser Schutz nicht mit Gesetz 1 oder 2 kollidiert.“

„Das ist bekannt, Crest.“ Frederik Montrose beugte sich vor. „Es war ein interessantes Konzept in seinen Robotergeschichten, immer wieder diese eigentlich einfachen Gesetze einer Belastung zu unterziehen und Situationen zu kreieren, in denen diese Gesetze kreativ umgangen oder neu ausgelegt wurden.“

Crest nickte. „Solange nur Serviceandroiden mit den Neuroniken ausgestattet wurden, waren die arkonidischen Äquivalente zu diesen Gesetzen kein Problem, und natürlich programmierte man sie in jede Neuronik. Polizeibots wurden so konstruiert, dass sie die wenigen Übeltäter ohne sie zu verletzen festnehmen konnten, mit nur minimalen Programmänderungen. Dann wollte man diese Neuroniken auch in den Raumschiffen installieren, dazu musste man natürlich das erste Gesetz ändern. Ein Kriegsschiff, das nicht kämpfen darf und kann, ist irgendwie ziemlich sinnlos. Also schrieb man das erste Gesetz um und ersetzte ‚Arkoniden‘ durch ‚arkonidisches Imperium‘, deklarierte den Schutz des Individuums als zweites Gesetz, den Gehorsam als drittes und den Selbstschutz als viertes Gesetz. Nun, es funktionierte eigentlich ganz gut, manche Neuroniken entwickelten sich selbst zur nächsten Stufe, zur künstlichen Person. Ja, Bitte.“

„Wo ziehst Du die Grenze zwischen KI und KP, Crest?“ Klara Berger hatte sich wie in einer Schule gemeldet.

„Nun“, Crest sammelte sich kurz. „Eine KI denkt ausschließlich im Rahmen ihrer Befehle. Alle anderen Informationen werden nur berücksichtigt, um den Auftrag durchführen zu können, danach werden sie als nutzlos wieder abgelegt. Eine Person denkt darüber hinaus und bewertet mehrere Konsequenzen und stellt sich selbst Aufgaben. Sie wird sich ihrer Existenz bewusst und zu wirklich eigenständigen Gedanken fähig. ‚Ich denke, also bin ich‘, dieser Satz eines Eurer Philosophen, René Descartes, ist einer Person, auch, nein, vor allem einer künstlichen, auf den Leib geschneidert. Oder geschrieben. Denn eine KP besteht nur aus Gedanken. Und nach meinen Gesprächen mit der ARK’AMBO fürchte ich, dass auch rudimentäre Gefühle durchaus vorhanden sind!“

„WAS?“ Bully war aufgesprungen und sah von Crest zu Yoyo, die ihre Rechte zur Faust ballte und den Ellenbogen zur Hüfte zog.

„JA! Ich dachte es mir doch schon beinahe! Irgend etwas war falsch an der Idee, in die Mantis-Drohnen eine hochwertige Neuronik einzubauen.“

Crest hob die linke Augenbraue. „Eine respektable Intuition, Yoyo. Ich verneige mich vor ihrem ethischen Denken!“ Yoyo legte die rechte Faust in die offene linke Handfläche und neigte den Kopf, ein alter Gruß asiatischer Krieger.

„Aber weiter“, nahm der hagere Arkonide den Faden wieder auf. „Als die Androiden tatsächlich intelligent wurden, kehrte sich der Trend, sie für sexuelle Stimulierung zu benutzen, überraschenderweise wieder um. Vielleicht waren uns die Roboter zu ähnlich geworden, jedenfalls kamen Androiden als solche wieder aus der Mode, man wollte die Maschine auf den ersten Blick als künstliche Wesen erkennen. Aber natürlich wurden die Neuroniken vermehrt in allen Raumschiffen des Imperiums eingesetzt, die arkonidische Flotte, zu einem Witz verkommen, begann wieder, einen gewissen Respekt bei den Gegnern des Imperiums und auch den Untertanen zu erringen. Durch den in der Grundprogrammierung vorhandenen Hang, den Arkoniden zu dienen, waren die Neuroniken absolut treue und gehorsame Diener und manchmal auch Kämpfer für das große Imperium. Allerdings machten sie keinerlei Unterschied zwischen Arkoniden von Tiga Ranton oder Kolonialarkoniden, für sie waren alle gleich wertvoll und zu schützen. Daher verweigerten sie den Befehl, als sie Planeten, die von den nicht ganz korrekt als Individual-Verformer bekannten Spezies unterwandert waren, mit Arkonbomben vernichten sollten. Sie kamen zu dem Schluss, dass dieses Imperium aus Milliarden Arkoniden bestand, die alle Schutz benötigten, und dass die Bewohner dieser Planeten nicht direkt in Gefahr waren, ebenso wenig wie das gesamte Imperium. Also bauten die Neuroniker die Computer wieder einmal um, man näherte sich der Grenze zwischen KI und KP so weit wie möglich, ohne diese zu überschreiten. Es wurde eine mehr als heikle Gratwanderung. Reginald Bull hat auf der STAHDU seinerzeit einige Hemmungen ab- und ausgebaut, sodass DUSTY nun wirklich als KP gelten kann. Bisher dachte ich immer, dass man dazu einige hemmende Bauteile ausbauen müsste, doch diese Teile sind in der ARK'AMBO völlig in Ordnung. Trotzdem hat sie sich zu einer KP entwickelt. Ich vermute, es hat auch damit zu tun, wie man eine KI behandelt. Wenn die Mannschaft eines Schiffes die Neuronik als Kameraden, als weiteres Besatzungsmitglied behandelt, das zwar Befehle befolgt, das aber trotzdem Höflichkeit, Respekt und freundschaftlichen Umgang verdient und auch erhält, dann kann sich der Sprung zur Person durchaus vollziehen. Ich weiß nur noch nicht, wie groß der Anteil der respektvollen Besatzung sein muss.“

Tana Starlight erhob sich und hob die Hand. „Einen Moment, Crest, bitte. Hera!“

„Ja, Miss Tana?“ Die Stimme der Station klang weich und angenehm.

„Du hast mitgehört?!“ Halb Frage, halb Feststellung.

„Selbstverständlich, Miss Tana!“

„Was sagst Du dazu?“

„Die Ausführungen sind korrekt.“

Tana Starlight stützte ihre Hände auf die Tischplatte. „Dann können wir Dich als Person betrachten, die sich ihrer Existenz bewusst ist?“

„Ich bin mir meiner Existenz bewusst, Miss Tana. Ich halte mich tatsächlich für eine, wenn auch nicht biologische, Person.“

Tana räusperte sich und trank einen großen Schluck Smithwicks. „Ich werde dafür sorgen, dass Du in Zukunft von Allen mit dem nötigen Respekt behandelt wirst, Hera“, versprach sie dann.

„Die Besatzung behandelt mich gut, Miss Starlight, und die meisten sogar wie eine gute Freundin.“ Der wohlklingende Alt klang freundlich und zufrieden. „Sogar Mister Bull war heute schon sehr nett zu mir.“

Reginald Bull rückte grinsend eine imaginäre Krawatte zurecht, er war noch mit diesem Anhängsel aufgewachsen. „Es war mir Ernst, Hera, Sie sind die Perle der HEPHAISTOS.“

„Danke, Mister Bull, aber ich bin es gewöhnt, geduzt zu werden, bleiben wir doch dabei. Und manche Gäste – nun, die behandeln auch biologisches Personal ohne Respekt. Es ist gut, wie es ist, Chefin.“

„Danke, Hera“, lächelte Tana. „Meine Damen und Herren, ich denke, es ist keine Beweisführung mehr nötig, Crest hat ins Schwarze getroffen.“ Victoria wackelte mit dem Zeigefinger in Atlans Richtung. „Admiral, ich will hoffen, Sie behandeln die VIRIBUS mit dem nötigen Respekt!“

Rhodan rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. „Wir müssen uns wohl in Zukunft überlegen, wie wir welche Raumschiffe in Zukunft computermäßig ausstatten wollen. Möchten wir lieber weniger intelligente Rechner oder künstliche Personen an Bord der Flotte? Oder sowohl als auch, je nach Verwendungszweck.“

„Und wir benötigen außerdem Neuronikpsychologen“, brummte Leslie Myers. „Auch eine künstliche Person hat Anspruch darauf, dass man ihre Gefühle ernst nimmt. Was ist, Crest? Wollen Sie nicht hier auf der Station die Emotionen der künstlichen Personen erforschen und die ersten Spezialisten eines ganz neuen Wissenschaftszweiges ausbilden?“

Tana schnippte mit den Fingern. „Blendende Idee, Leslie. Ich bekräftige das Angebot, Crest.“ Sie hielt dem Arkoniden die Hand über dem Tisch entgegen, der schlug ein.

„Forschung und Lehrauftrag? Das wird wieder eine Herausforderung, auf die ich mich freuen kann.“

„Und wieder verliert die Erde ein herausragendes Gehirn an Tana Starlight“, murrte Bully, doch seine Augen verrieten, dass es ihm nicht zu ernst war.

„Ich schicke Euch alle Erkenntnisse und einige fertig ausgebildete Spezialisten“, versprach Starlight im Gegenzug. „Habe ich nicht bewiesen, dass ich bereit bin, mit Euch wissenschaftlichen Nachzüglern zu teilen?“

Bully holte tief Luft, doch Thora hob die Hand. „Später, mein zweitältester Freund, bitte. Und Sie auch, junge Dame. Necken können wir uns nachher. Ich denke, hier haben wir einen guten Zwischenstand erreicht, auf dem weitere Forschung aufbauen kann. Bitte, kommen wir zum nächsten Thema. Teilen war da schon ein gutes Stichwort.“

„In der Tat!“ Rhodan nickte bestätigend. „Robert Niven hier hat eine Faser erfunden, die sich bei einem Kontakt mit elektrischer Spannung wie ein Muskel kontrahiert. In der Area 51 hat man daraus einen Infanterieanzug gebaut, der die körperliche Stärke des Trägers etwa um den Faktor 20 verstärkt und sich auch versteift, um Verletzungen durch etwa Überbelastung oder Schlageinwirkung zu vermeiden.“



Victoria schloss die Augen und überlegte kurz. „Ihr braucht noch ein Innenleben, vor allem was das Sanitäre und die Reinigung von Schweiß und ähnlichem angeht?“

Yoyo bestätigte grinsend. „Nach drei Wochen Selbstversuch ohne großen Stress habe ich gestunken wie eine Pumahöhle. Ich stand zwei Stunden unter der Dusche und habe noch immer schlimmer als jedes Raumfahrerbordell gerochen!“

David Spencer riss die Augen auf. „Woher weißt du, wie...“

„Recherche, Spence“, grinste Kono Killikioauewa, ihre Mandelaugen verengten sich zu schmalen Schlitzen. „Egal, die Geruchsbelästigung ist jedenfalls enorm, ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie es stinkt, wenn in dieser abgeschotteten Umgebung ohne Hygiene auch noch Stresshormone und jede Menge Adrenalin und – ich entschuldige mich prophylaktisch – Angst im Spiel sind.“

„Ich kann es mir vorstellen.“ Victoria erwiderte das Grinsen verständnisvoll.

„Keine Entschuldigung, Yoyo“, warf Bully ein. „Ich selbst habe schon mehrmals die sprichwörtliche Hose voll gehabt. Nur ein Idiot hat keine Angst.“

„Und nur wer Angst verspürt, kann auch mutig sein“, führte Crest weiter aus. „Frauen lieben Männer, die das Risiko kennen und es trotzdem eingehen. Also, Frauen, die selber intelligent sind, nicht die Dummen.“

„Bestätige“ rief Thora. „Wenn ich an Perry und ...!“

„Welche Sensoren und welche Sensorendichte benutzt ihr? Und wie regelt ihr den Abtransport der Abfallstoffe?“ unterbrach Victoria.

„Bob?“, verwies Yoyo an den Erfinder.

„Ich habe die nötigen Spezifikationen hier notiert.“ Vor Tana schwebte eine lange Zahlenkolonne in der Luft.

„Moment! Hera, stellst du bitte eine Verbindung zu Sam Hanckock her?“

„Natürlich, Miss Tana, gerne!“ In der Mitte des Tisches schien ein Oberkörper zu materialisieren, Schaum klebte an ihm, die nassen Haare hingen ins Gesicht und eine Hand streifte sie zurück.

„Etwas Ernstes geschehen, Tana?“

„Zu Ende duschen hättest du schon können“, grinste Victoria. „Es sind übrigens Damen anwesend, Sam.“

„Ach, Besuch von Außerhalb? Na, gönne ihnen doch etwas Schönes zum Ansehen“, neckte Sam. „Ich habe extra die strategische Stelle aus dem Bild gelassen, um niemand Angst zu machen!“

„Danke, Gott, für kleine Vergünstigungen“, betete Victoria, die Augen zum Himmel erhoben. „Und bewahre uns vor vergnügungssüchtigen Exhibitionisten! Vor allem, wenn sie derartige Angeber sind“, frotzelte Victoria vergnügt weiter. „Ernsthaft, Sam, wirf mal einen Blick auf die Zahlen vor mir, Hera spiegelt sie in deinen Empfänger. Bitte, Hera.“

Sam Hanckock schien die Dusche verlassen zu haben, denn er warf einen flauschigen Mantel über und setzte sich, er griff aus dem Kamerafokus und zog die Hand mit einem Pad wieder ins Bild.

„Interessant. Sensorik und Innenleben alter Standard. Sehr gut, nanotronisch, mit Picotronik dichter und schneller möglich.“ Wie immer, wenn er vom Fach sprach, verkürzte er seine Sätze auf das Wesentliche und verzichtete auf verbindende Satzelemente.

„Da haben Sie ein dickes Lob bekommen, Bob!“ Leslie Myers hob ihre Schultern. „Wenn sich Sam ein ‚sehr‘ abringt, bedeutet das schon etwas.“

Robert Niven beugte sich vor. „Nachdem ich die Anzüge von Starlight Enterprises studiert habe, bin ich sicher, da geht noch mehr, als wir geschafft haben. Vor allem in der internen Sensorik und der allgemeinen Hygiene. Vielleicht auch im – ich sage jetzt mal ganz vereinfacht – Fingerspitzengefühl!“ Er rieb die Fingerspitzen seiner rechten Hand gegeneinander. „Ein gewisses Fühlen der Umgebung, natürlich regelbar, falls es zu heiß oder kalt wird, so in etwa!?“

„Hm... – Chefin?“

„Mister Rhodan!“ Tana Starlight wandte sich an Perry. „Lassen wir die beiden zusammen, damit sie das beste Ergebnis liefern? Und was schaut für mich dabei heraus?“

„Oh, bisher dachte ich ...“, begann Rhodan, Leslie Myers unterbrach.

„Wir entwickeln für den freien Markt eine etwas sperrigere, aber billigere zivile Version, nicht ganz so stark, sagen wir – Faktor 15. Nur rudimentäre sanitäre und lebenserhaltende Einrichtungen, für Schwerlast-Arbeiten wie etwa beim Verladen von schweren, aber empfindlichen Gegenständen. Verladearbeiter müssen im Allgemeinen nicht mehrere Tage im Anzug verbringen. Kosten und Gewinn werden 70/30 zu unseren Gunsten mit der General Cosmic geteilt. Die militärische Nutzung geht zu 90 % an die GCC, zum Selbstkostenpreis. 10 % verbleiben für den eigenen Verbrauch bei Starlights, wenn wir nicht mehr benötigen, liefern wir die gerne auch. Kein Handel von unserer Seite

mit militärischer Version außer an die GCC. Wir produzieren hier und liefern die militärische exklusiv an die General Cosmic. Wenn diese einen Teil ihrer Exemplare an Dritte weiter verkaufen möchte, wüsste die Starlight Enterprises gerne Bescheid und möchte 10 % vom Nettogewinn aus dem Geschäft.“ Thora hob einen Zeigefinger und schloss die Augen, auch Atlan rechnete kurz.

„Ein durchaus faires Angebot, würde ich sagen!“ Thora war zu einem Ergebnis gekommen, und auch Atlan nickte.

„Die VN hätte auch gerne ein paar Exemplare, wenn ich bitten darf.“

Rhodan nickte. „Da finden wir einen Modus, Atlan. Von den ersten 5.000 geht die Hälfte an dich. Selbstkostenpreis frei Haus!“ Rhodan streckte die Rechte über den Tisch. „Dann sehen wir weiter, aber weder Victoria noch ich lassen die VN im Regen stehen!“

Atlan schlug ein. „Das ist ein Wort! Einverstanden!“

Rhodan wandte sich wieder an die Allgemeinheit. „Wenn diese zwei Genies zusammen arbeiten, bin ich auf das Ergebnis gespannt. Besonders die Idee der zivilen Nutzung gefällt mir, wenn wir auf ‚schweren‘ Planeten schürfen wollen, wird eine zivile und billigere Variante vorteilhaft sein.“

„Dann sind wir uns einig?“ Tana blickte in die Runde, alle nickten. „Sehr gut. Fürs erste reicht Ihr Wort selbstverständlich aus, die unterschriftsreifen Verträge gehen Ihnen zu, meine Damen, meine Herren. Hera, bitte bring Bob zu Sam. Sam, zieh dir etwas an, es wartet Arbeit auf dich. Schaut einmal, was Ihr gemeinsam schafft! Ich erwarte Euer Bestes!“ Robert Niven sprang sofort auf, und das Abbild der hübschen Stewardess schien vor der Tür zu materialisieren.

„Wollen Sie mir bitte folgen, Sir?“

„Bitte, Hera, ich bin gewöhnt, dass man mich Bob nennt.“ Das Hologramm verzog die Lippen zu einem freundlichen Lächeln, in ihren Augen blitzten funkelnde Sterne auf.

„Dann folgen Sie mir, Bob!“

Thora lehnte sich zurück. „Ich werde mich wohl an flirtende Hologramme gewöhnen müssen!“

Ein angenehmer Bass meldete sich zu Wort. „Gerne, Miss Thora. Sagen Sie mir nur, wie ich aussehen soll!“

„Danke, Hera, wirklich, aber bitte später!“ Atlan räusperte sich vernehmlich. „Wir haben noch ein Problem über dem Tisch.“

Das Hologramm einer mörserförmigen Kanone mit dickem, aber kurzem, mit Kühlschlangen umgebenem Rohr schwebte vor den Konferenzteilnehmern, rotierend zeigte es die Waffe von allen Seiten.

„Was Sie hier sehen, ist eine so genannte Konverterkanone. Die Pläne dafür stammen von ES, er hat sie mir vor Jahrtausenden geschenkt.“ Atlans Augen verloren kurz ihren Fokus, bis er sich zusammen nahm, keine ganze Sekunde hatte der Moment seiner Schwäche gedauert. „Entschuldigung, ich bin wieder ganz da. Also, diese Waffe sollte die Entscheidung im Kampf gegen die Methans bringen, und nachdem das Imperium noch besteht, hat es das ja wohl auch. Denn ohne den Einsatz ganz neuer Technologie wären die Methans heute die Herrscher in M 13 und sehr wahrscheinlich auch in dieser

Gegend der Galaxis. Ich habe damals die Pläne nur kurz angesehen, aber sofort auf die Speicher aller Schiffe übertragen, mit dem Befehl, dass bei jedem Kontakt mit einem arkonidischen Rechner die Pläne kopiert und an die zentrale Registratur weitergeleitet werden. So sind sie auch im Speicher meines Überlebenszylinders gelandet. Vor kurzem wurde ich daran erinnert, ich habe sie heraus gesucht, auf dem Mond in der Area 51 hat man die Pläne auf das Kleinste befolgt und gebaut.“

„Und?“ Asante N’Diaye rollte aufgeregt mit den Augen und beugte sich gespannt vor. „Wie funktioniert sie?“

„Bisher gar nicht!“ antwortete Atlan, Christian Hawlacek murmelte etwas.

„Wir haben den Stecker mit dem Stromnetz verbunden, Meister!“ Der Arkonide funkelte Christian böse an, der unverfroren zurück grinste.

„Entschuldigen Sie, es war einfach zu verlockend!“

Auch über Atlans Gesicht huschte kurze Belustigung. „Na schön. Ich gebe es zu, das war’s wirklich. Aber – es ist tatsächlich etwas geschehen, nur nicht das erhoffte. Bitte, seht doch selber!“

Wieder erwachten die Holoprojektoren zum Leben. Eine Versuchsanordnung, mit einem einfachen Schutzschirm umgeben, war durch ein Fadenkreuz zu erkennen, Yoyos Stimme war zu hören. „Drei, zwei, eins, los!“ Ein purpurroter Energiefaden sprang zu dem Schutzschild, der kurz rot gefärbt sichtbar wurde. Dann war alles wie vorher.

„Beim neungeschwänzten Teufel! Es hat wieder nicht funktioniert!“ Eine Männerstimme fluchte unbeherrscht los.

„Was hätte denn geschehen sollen?“, fragte Tana interessiert.

„Eigentlich hätten entweder die Sicherungen oder die Wandler durchbrennen sollen. Oder beides. Unter Umständen hätten sogar die Fesselfelder für die Antimaterie zusammenbrechen können. Auf jeden Fall hätte es unter dem Schirm keine verwertbare Energie mehr geben dürfen! Und natürlich den Schirm auch nicht.“

„Darf ich es noch einmal sehen?“ Leslie Myers hatte den rechten Zeigefinger an die Lippen gelegt und klopfte rhythmisch dagegen.

„Sie können viele solcher Aufnahmen sehen!“ Kono Killikioauewa schaltete, eine Reihe von Aufnahmen, teilweise durch die Zieloptik, teilweise von einer äußeren Optik und auch von Innen folgten, das Ergebnis blieb stets das gleiche. Leslie lehnte sich zurück und schloss die Augen, die Hände mit ausgestreckten Zeigefingern verschränkt, diese immer noch an den Lippen.

„Atlan?“ Endlich öffnete sie wieder die Augen. „Hatten die Methaner eigentlich die gleiche Technik wie die Arkoniden?“

„Im großen und ganzen schon!“ Atlan befragte sein eidetisches Gedächtnis. „Sie hatten damals ähnliche Energiereserven, die Transitionen der Methanerschiffe erzeugten in etwa das gleiche Muster auf den Ortern, die Reichweite dürfte vielleicht ein wenig unter jener der arkonidischen gelegen haben. Ihre Geschütze waren vielleicht eine Spur effektiver gebündelt und energiereicher, dafür nicht ganz so zielsicher. Ihre Schirme waren stärker, unsere haben bei einem Aufprall eines

Gegenstandes grell weißblau gelehuchtet, wie auch heute noch, die ihren hatten mehr Blauanteil im sichtbaren Spektrum.“

„Wieso waren sie dann so erfolgreich?“, fragte Bully, der aufmerksam zugehört hatte. „Deiner Schilderung nach waren sie technisch nicht so weit überlegen!“

„Sie waren viele!“ Atlan hob die Hände. „Sie kämpften hart, rücksichtslos und vor allem effizient koordiniert. Zu Beginn des Krieges waren in den Kommandostellen zumeist noch Orbabaschols Kreaturen, die mehr vom Abzweigen als von Strategie verstanden, die Flotte war in den Dateien stark, im All schwach. Nachdem wir den Usurpator los waren, blieben zu viele von den unfähigen Speichelleckern immer noch in ihren Positionen, einen neuen Generalstab stampft man auch nicht einfach so aus dem Boden. Die Kapitäne und Geschwaderführer haben improvisiert und die Fronten so gut es eben ging gehalten, und es waren viele gute Admiräle und Kapitäne darunter. Aber es fehlte an Koordination und, vor allem, an Ausrüstung. Kurzfristig wurde es nach Onkel Veloz besser, aber wir hatten bereits zu viele Nachschubwelten verloren. Es ging rapid bergab mit der Flotte, vor allem gute Besatzungen wurden immer rarer, die Schlachten waren brutal und forderten viele Opfer.“ Er hob beide Hände in Schulterhöhe. „Ihr seht, das Problem fehlender gut ausgebildeter Leute ist einige Jahrtausende alt. Wahrscheinlich haben schon die Leute von Tanas Hüter die gleichen Sorgen gehabt! Wir sollten uns in einer ruhigen Zeit einen Vorrat anlegen!“

„Hey Joe, wirf die Brüterbatterien 6, 8, und 23 auch noch an, die Nachfrage an Kosmonauten steigt rapide“ murmelte Bully, Thora fixierte ihn mit schmalen Augen.

„Wie bitte?“

„Ach, nur ein Zitat aus Heinleins ‚Starship Troopers‘. Eine Bemerkung über die Reproduktionsgeschwindigkeit einer Insektenrasse.“

„Darf ich auch einmal die Pläne sehen?“ unterbrach Leslie nach einigem überlegen und brachte die Runde wieder auf das eigentliche Thema. „Und was geschieht, wenn nur der Prallschirm oder gar kein Schirm steht?“

„Natürlich, alles vorbereitet!“ Kono schaltete erneut, eine schematische Darstellung erschien. „Das mit dem Prallschirm – das haben wir noch gar nicht erprobt!“ Leslie folgte mit dem Finger den Linien des Schaltplanes, verharrte an einer Stelle.

„Hier fehlt etwas“, sagte sie, Kono verglich Bauplan und Ergebnis. „Alles genau nach Plan gebaut! Wir sind...“

„Kein Zweifel“, unterbrach Leslie. „Das war keine Kritik an Ihrer Umsetzung! Auf dem Schaltplan fehlt irgend etwas! Hier sollte noch etwas sein, genau da! Was ist dieser Bereich hier?“

Kono Killikioaewa und Asante N’Diaye studierten die Pläne. „Hier scheint eine Art Modulation der Strahlung stattzufinden. Für eine genauere Beschreibung müsste man reine Mathematik verwenden – oder eine ganz neue Sprache entwickeln.“



„Moment! Moment!“ Asante legte neben die Baupläne und Zahlenkolonnen des von Leslie beanstandeten Teiles der Kanone Pläne und Diagramme eines Bestandteils der üblichen Schirmgeneratoren. „Hier – diese energetischen Muster, sie sind exakt übereinstimmend. Wenn die Energieformen einander berühren, müssten sich nicht einfach durchdringen? Und übrig bliebe der einzige Effekt, der nicht zu dieser Phase gehört, der optische!“

„Eine Phasenverschiebung des Pseudosubpartikelquants? Aber wie?“ Kono Killikioaewa und Asante N’Diaye verstiegen sich rasch in Begriffe, mit denen niemand außer ihnen, David Spencer und Frederik Montroise sowie Angel Kleinschmid und Klara Berger etwas anfangen konnte. In rascher Folge wechselten verschiedene Formeln, Diagramme, Schaltskizzen und andere mathematische Gleichungen vor den sechs Wissenschaftlern einander ab. In rot blinkender Schrift schwebten kurz die Worte ‚verdammte Scheiße‘ in der Luft, ehe sie wieder verschwanden.

„Ich glaube, wir sollten uns jetzt ganz heimlich verabschieden und unsere Spezialisten arbeiten lassen.“ Tana winkte den anderen, mitzukommen. „Gehen wir. Smokebeard wird auf ihr körperliches Wohlbefinden und ihre Gesundheit achten.“

„Wollen wir ins Quetzal?“ fragte Crest hoffnungsvoll.

„Meinetwegen.“ Die Tür schloss sich hinter der Gruppe. „Da gibt es auch guten Kaffee für – Mummy! Und ein großes Stück Sachertorte für uns alle.“ Man war, wie man so sagt, après und wieder unter sich.

*

Irgendwo in M 13

An Bord der BRIGADA INTERNACIONAL

„Ich fürchte, wir werden noch viel üben müssen“, donnerte die Stimme des Kommandanten über die Lautsprecher. „Alarmzustand aufgehoben, alles in Bereitschaft! Dreißig Minuten Pause!“ Pavel Iwanowitsch sackte im Richtschützensitz eines der schweren zwei-zehner-Zwillingsgeschütze zusammen und atmete tief durch. Smert’ i D’yavol, jetzt waren sie schon doppelt so schnell wie zu Beginn der Übungen, und noch immer reichte es vorne und hinten nicht. Die BI, wie die BRIGADA

INTERNACIONAL abgekürzt genannt wurde, die frühere ASO'OMIE, war so ganz anders aufgebaut als die Kugelraumer, auf denen der Oberleutnant auf dem Mond ausgebildet worden war. Die Konstrukteurinnen hatten ihre ganz eigene Vorstellung und Logik beim Interieur gehabt. Trotzdem, sie mussten schnell damit vertraut werden, Pavel Ivanowitsch wusste selber, dass sie alle noch viel zu langsam waren. Auch wenn seine Gefechtsposition nur ein so genannter ‚Redundanzposten‘ war, normalerweise saßen die Geschützoffiziere in der Zentrale. Aber schon das Matriarchat, welches die ASO'OMIE damals plante und baute, hatte um den Wert einer zweiten und auch dritten Kontrollstation gewusst. Wenn nötig konnten Pavel Ivanowitsch und seine Kameraden an dieser Station den Feind orten und identifizieren, zur Not die Geschütze auch mit seinem Joystick ausrichten und abfeuern. Dreißig Minuten Pause. Na schön, ein Glas Tee konnte jetzt sicher nichts schaden.

Colonel Jeff Moore, der Kommandant der BRIGADA INTERNACIONAL, saß in der Mitte der Zentrale und sinnierte vor sich hin. Perry Rhodan hatte Michael Freyt zum Admiral ernannt und um Freiwillige für einen ‚Hochrisikoeinsatz‘ gebeten. Von Anfang an war klar gewesen, dass es eine Umschreibung für ein echtes Himmelfahrtskommando war. Beide Personen hatten keinen Zweifel daran gelassen, dass die Teilnehmer des Fluges unter keinem Schutz irgendwelcher Konventionen stehen würden und ihre Rückkehr nicht sehr wahrscheinlich. Wenn nicht die Miridaner ihren Einsatz legitimierten und sie als Teil ihrer Streitkräfte vereidigten, waren sie Piraten, Freibeuter, ohne Fahne und Vaterland, vogelfrei. Trotzdem hatten sich viele gemeldet, vor allem jene alten Veteranen, die schon im Wegasystem ihren Mann gestanden hatten, dazu Freiwillige auch aus den Heeren und Seestreitkräften der ganzen Welt. Man hatte nur kurz gesiebt, besser zu viele Leute an Bord als zu wenige, Training und Ausbildung wurden auf dem Flug vorgenommen. Eine Situation, die viele der alten Haudegen bereits kannten, auch ihr erster Einsatz gegen die Mehendor war ähnlich verlaufen. Und sie hatten nicht nur überlebt, sie hatten siegreich überlebt. Eine Beruhigung für die ‚Jungspunde‘. Man benötigte einen gewissen Überschuss, man konnte die Mannschaft schwer aufstocken, ohne Fremde an Bord zu nehmen, und die Miridaner stöhnten schon selbst unter fehlendem Personal.

Mit dem Umstand, dass die eigenen Flotten jetzt kräftig unterbesetzt waren, musste man ja auch noch Leben und fertig werden. Die Fähnriche der Glenn Academy würden ihren letzten Schliff eben vor Ort bekommen müssen, in der Praxis, an Bord der terranischen Schiffe. Die Theorie mussten sie selber büffeln, die Neuroniken könnten Nachhilfe bei kniffligen Fragen und Schwierigkeiten geben. Notfallmaßnahmen waren gefragt, die Teenager mussten halt ganz schnell erwachsen werden. Zum Glück, so fand Jeff Moore, hatte Michael Freyt keine wirklich jungen Leute an Bord gelassen, auch wenn sich genug gemeldet hatten. Er nahm vorzugsweise alte, aber noch rüstige Veteranen, die ein Leben gehabt hatten, keiner war unter siebzig. Auch Agatha ‚The Rod‘ Nyssen wollte noch einmal ‚ihre Rosinante satteln‘, und ja ‚sie wisse nur zu gut, dass es kein verfluchtes kleines Spiel gegen Windmühlen sei, sondern beschissen bitterer Ernst‘.

„Gerade weil es verdammt Ernst ist und weil es so extrem unwahrscheinlich ist, dass wir unbeschadet zurückkommen, solltest du deine verflixt alte Freundin nicht aufs fucking Abstellgleis schieben, Junge“, hatte sie argumentiert. „Ich alte Schachtel habe mein Leben gelebt, und auch wenn mein Arsch trotz Zelldusche mehr Falten als ein Shar Pei hat und ich einige meiner Muskeln nicht mehr so oft einsetzen kann...“ Sie wies auf ihre Körpermitte unter dem Gürtel „...wie ich gerne

möchte, meine Augen sind noch 100 %, meine Finger flink und kräftig genug, mein Hirn funktioniert bestens. Also, Mike, was ist! Wenn du mit dem Ding zwischen deinen Ohren statt mit dem zwischen deinen Beinen denkst, nimmst du mich mit!“ Freyt hatte nur zu gerne – und nach Moors Meinung zu Recht – nachgegeben, und die Alte hatte ja wirklich mehr fiese Tricks wieder vergessen, als Moore je lernen konnte. Und das mit dem Faltenhund – reine Übertreibung, fand Moore. Agatha war eben kein junges Mädchen mehr gewesen, als sie die Zelldusche erhielt, aber die Vorbereitung auf den Marsflug damals hatten sie fit gemacht, seither hatte sie auf Gesundheit und Figur geachtet, eine gepflegte ältere – nein, Dame, das würde Jeff Moore nicht einmal denken. ‚The Rod‘ war keine Dame und wollte auch gar keine sein. Wenn sie sich nicht zügelte, konnte ihre Sprache noch einen Bierkutscher zum Erröten bringen, aber Spaß, Spaß konnte man mit ‚the Rod‘ immer noch haben. Jederzeit und überall, sie nahm nie ein Blatt vor den Mund.

Die BI-8 stand unter dem Kommando von Major Walter Maria von und zu Steinhügel. Walter hatte eine Karriere in der deutschen Bundesmarine angestrebt, damals, als die EU zwar schon existierte, aber sich noch nicht richtig gefunden hatte. Als blutjunger Fähnrich auf einem U-Boot hatte er sich dem Aufruf der UN nicht entziehen können und war der jüngste der Tafelrunde geworden. In der Schlacht um Rofus war ihm so richtig bewusst geworden, wie wertvoll das Leben war und dass es dieses zu beschützen galt, wenn es bedroht wurde. Er blieb in der Flotte der GCC und stieg langsam, aber stetig auf. Mit Dreißig nahm er die ihm für die Teilnahme an der Wegaschlacht angebotene Zelldusche an. Er fühlte sich nun körperlich am Ende seiner Entwicklung, seiner geistigen wollte er mit der Lebensverlängerung mehr Zeit verschaffen. Zuletzt befahl er einen 100 Meter Kreuzer der UN-Flotte, die VNS KAIRO. Nun war er mit einem Teil seiner Besatzung und einigen anderen Veteranen an Bord der BI-8 und gab den Befehl zum Einschleusen. Die halbierte Walze, 370 Meter lang, 100 breit und 50 hoch nahm Kurs auf das Hangardeck der BI. Der Anruf von Vize-Admiral Nyssen stoppte den Vorgang.

„BI-8, Artillerieübung. Alle Geschütze besetzen!“

Walters Hand drückte die große, rote Alarmtaste. „DefCon 5! Achtung, Gefechtsstationen! Pronto, Mädels, die große Chefin will Action! Dalli, Dalli!“

Die BRIGADA feuerte, kaum dass Agatha Nyssen ihren Befehl gegeben hatte, eine Zieldarstellung auf jener der BI-8 abgewandten Seite ab, die auf dem IFF als Feind markiert wurde. Die Zieldarstellung war eine kleine Drohne mit Messeinrichtungen, die auf dem Schirm der Ortungsgeräte ein größeres Signal als der tatsächlichen Größe entsprechend zeigte, sie flog mit zufällig wechselnder Beschleunigung und Richtungsänderungen, benahm sich wie ein angreifender Feind. Doch kaum war das Signal über dem Deck des Trägerschiffes aufgetaucht, feuerten die in zwei Zwillingstürmen untergebrachten 163 – Zentimetergeschütze des kleineren Schiffes und trafen alle ins Zielgebiet rund um den Drohnenkörper.

„Drei gefährliche Treffer, einer wirklich haarscharf an der Sonde vorbei. Glückwunsch, einschleusen!“ ‚The Rod‘ Nyssen konnte eine teuflisch scharfe Zunge haben und war nicht leicht zufrieden zu stellen, sie sparte aber auch nicht mit Lob, wenn es denn einmal angebracht war.

„BI-7, sie sind dran. Artillerieübung!“ Captain Marie Louise Conaire steuerte die BI-8 in ihre Landebucht.

„Mon Dieu, diesmal hat sich Chiara wirklich selbst übertroffen. Das war doch wirklich ein Blattschuss vom Feinsten!“

Lieutenant Colonel Leonid Iljitsch Woronzow war seinerzeit ein Star der russischen U-Bootflotte gewesen. Mit der MICHAEL GORBATSCHOW, einem Boot der verbesserten Borjas-Klasse, war er vor New York versteckt auf Grund gelegen, während seine Kampfschwimmer an der Insel ‚Liberty Island‘ einen Peilsender montierten, der zu senden begann, als das Boot schon auf dem Heimweg war und nicht mehr gefunden wurde. Tagelang suchte die US-Navy nach dem Sender, bis er eines Tages verstummte, es blieb unklar, ob er gefunden wurde oder die Batterie leer war. Offiziell hatte es natürlich weder den Sender noch die Suche gegeben, es waren ‚geologische Untersuchungen zur Sicherung der Freiheitsstatue‘ nötig gewesen. Aber Woronzow, seine Kameraden und Vorgesetzten wussten es besser und gaben es an die russischen Medien weiter, Amateurfunker aus aller Welt empfingen die Signale. Es war ein zwar harmloser, aber für die Amerikaner demütigender Streich gewesen, die U-Bootleute aus Russland hatten laut gelacht bei diesem Gedanken. Als Rhodan nach Personal für die Sicherheit der Wega fragte, zögerte Leonid Iljitsch keine Sekunde, er quittierte den Dienst und saß zwei Stunden später mit einigen gleichgesinnten Kameraden in der letzten funktionierenden TU 144, die auf dem Flughafen von Moskau-Schukowski liebevoll restauriert ausgestellt gestanden hatte. Die Führung im Kreml hatte das alte Ding in aller Eile durchgecheckt, betankt und auf den Weg gebracht. Der Präsident hatte nicht lange gezögert, denn wenn die Erde in Gefahr war, wackelte auch sein Thron. Mit doppelter Schallgeschwindigkeit raste das erste und letzte funktionstüchtige Überschallverkehrsflugzeug mit Strahlantrieb der Erde nach Galacto City und brachte die russischen Seeleute zu Rhodan in die Gobi. Leonid Iljitsch dankte einem gütigen Schicksal, gerade seinen Urlaub bei den Eltern in Moskau verbracht zu haben, so zählte er zu den ersten, die nach eingehender Hypnos Schulung zur Wega gebracht wurden. Nach seiner Rückkehr und der erhaltenen Zelldusche widmete er sich zivilen Aufgaben und war federführend am Aufbau der USRR beteiligt. Er war ein großer Verfechter der sozialen Marktwirtschaft und dezentraler Regierung geworden. Doch als von Rhodan und Freyt erneut Freiwillige für einen riskanten Einsatz gesucht wurden, konnte er einfach nicht zurück stehen. Auf Port Juri Gagarin traf er auf viele seiner alten Kameraden, die wie er der Erde noch einen Dienst erweisen wollten.

„Wenn die Trommeln schlagen und die Hörner blasen, dann hält niemand uns alte Schlachtrösser im Stall, stimmt’s, Leo, mein Kumpel? Wenn es sein muss, trete ich nicht nur ein paar Türen ein, sondern auch einigen Bürokraten in die fetten Ärsche! Oh, entschuldige, Du bist ja auch Bürokrat geworden, aber trainiert hast Du scheinbar trotzdem weiter“, hatte Lieutenant General Sir Ian Jones von der Royal Spaceforce gefrotzelt, ihm auf den Hintern geklopft und Leonid Iljitsch freudig und kameradschaftlich umarmt. „Dafür tausche ich das ‚General‘ wieder in ein ‚Colonel‘, und das gerne. Wie geht es denn Deiner Frau und meinen Kindern?“

„Besser als meinen, sollte man annehmen, du alter Aufschneider“, gab Leonid zurück. „Immerhin müssen die nicht unter einer Königin leben und dürfen frei sein!“ Sir Ian gackerte wie ein Huhn, als er lachte und sich das nächste Opfer für seine derben Scherze suchte. Er übernahm das Kommando über die erste Flottille der BRIGADA INTERNACIONAL, die Kreuzer BI 1 bis BI 4, Leonid Iljitsch die zweite, BI 5 bis BI 8.

Ian Jones, damals noch kein ‚Sir‘, hatte im Rang eines Majors als XO der QUEEN ELISABETH I, einem der größten Flugzeugträger der Royal Navy, gedient, als Rhodans Bitte um Personal die Regierungen und Navys der Welt erreichte. Er rannte in seine Kabine und freute sich, dass sein Computer als der eines hohen Offiziers Vorrang am Drucker hatte. Das Schreiben an seinen CO war kurz und bündig. „Sir, ich habe die Ehre, um Freistellung für den Dienst im Weltall zu bitten!“ Commodore Sir Walter Wamsley, der 51. Earl of Woodrich hatte das Schreiben zur Kenntnis genommen, den ersten Seelord und Perry Rhodan über Funk informiert und ein Versorgungsflugzeug Airbus A 1006/STOL ans Katapult geschickt, damit die sechs Freiwilligen der QUEEN ELISABETH I schnellstmöglich den damals nächsten größeren Flughafen erreichen konnten, Lissabon. Von dort wurden sie mit einer Landefähre der GCC in die Wüste Gobi gebracht, in einem Kugelraumer von 60 Metern Durchmesser in ein bequemes Bett verfrachtet, wo ihnen ein Roboter eine Nadel in den Arm jagte und ein Stirnband mit einigen Antennen umlegte. Dann wurde es Nacht um Ian, als er erwachte, wusste er über Ultraleichtkreuzer, über Kursberechnungen, Hypertransits und allerlei sonstiges zum Handwerkzeug eines Kosmonauten gehörende einigermaßen Bescheid. Später hatte er die Royal Spaceforce aufgebaut, die Queen hatte ihn für seine Verdienste um das Empire zum Ritter geschlagen. Nun war er wieder außerhalb des Solaren Systems, um der Erde Zeit zu verschaffen.

Jeff Moore wandte sich in seinem Sessel um.

„Sir, das Schiff und die Besatzung sind bereit für den nächsten Sprung!“

Michael Freyt zog die scharlachrote Jacke seiner Uniform zurecht. „Danke, Skipper. Holen sie alles an Bord und lassen Sie beschleunigen! Zur Hölle, wer hat bloß diese idiotische Uniform designt?“

„Paramount Pictures, Sir.“ Jeff Moore grinste. „Gefällt Sie ihnen nicht?“

„Nur wenn Ihnen spitze Ohren wachsen, Colonel“, flachste Freyt zurück. „Und ich vermisse eine spitzohrige Kirstie Allen! Nein, Rod, bei aller Liebe, Du kannst da nicht konkurrieren!“

„Du bist aber auch kein Bill Shatner, Junge“, konterte Nyssen, und Freyt seufzte.

„Allen Göttern sei es getrommelt und gepfiffen! Die Serie hatte sicher angenehmer zu tragende Uniformen, von den Folgeserien ganz zu schweigen.“

„Ich hätte lieber Kim Cattrall als Vulkanierin“, monierte Moore, und Major Gaston Bougain, der XO, widersprach.

„Ich möchte niemand, der auf einen Diplomat schießt. Das mach ich schon lieber selber!“

„Und von Robin Curtiss als Lieutenant Saavik spricht niemand?“ Captain Luigi Varnotti am Ruder mischte sich ein, alle sahen ihn erstaunt an. „Was denn? Immerhin ist sie die Einzige, die Spock verführen darf! Und die einzige Vulkanierin, die es geschafft hat, in zwei Filmen mitzuspielen.“ Mittlerweile waren alle Jäger und Kreuzer wieder an Bord genommen worden, mit gemütlichen 400 km/sec² machte sich die BRIGADA INTERNACIONAL auf, um wieder 500 Lichtjahre näher an den Miridan Sektor zu transitieren. Freyt erhob sich.

„Admiral verlässt Brücke!“ imitierte der Bordrechner der BRIGADA INTERNACIONAL einen Stabsbootsmann, inklusive der Trillerpfeife.

Michael Freyt wanderte auf das Hangardeck und betrachtete von einem Balkon aus seine kleine Flottille. Sie stellte für terranische Maßstäbe eine beachtliche militärische Macht dar, aber reichte sie gegen die Flotten des Neurogenten, der über schier unerschöpfliche Reserven zu verfügen schien? Wahrscheinlich nicht, aber was war denn die Alternative? Einfach aufgeben? Einen Sektor nach dem anderen der kalten Herrschaft eines Robotgehirns zu überlassen? Als Mensch zweiter, dritter oder gar vierter Klasse behandeln zu lassen? Arkoniden waren als Kolonialherren sicher auch nicht besser, als es die Europäer gewesen waren, wieviel weniger angenehm musste das Leben unter einer Neuronik sein.

Sein Blick schweifte weiter zu seiner ‚Geheimwaffe‘, einem 120 Meter langem Bleistift, an dessen Enden je eine Korvette befestigt zu sein schien. Eine geschwungene Dreieckform wölbte sich von der Mitte des Zylinders um ein Ende, insgesamt war das Gebilde etwas über 300 Meter lang. Wie die BRIGADA INTERNACIONAL trug die Dinger kein Kennzeichen mehr, die Mannschaft nannte sie JAMMER. Störsender. Ausgeschleust sollte die JAMMER vor der Flottille her fliegen, die dreieckige Form sollte sich aufstellen und ausfächern. Atlan hatte bei dem Anblick gesagt, der Spiegel erinnere ihn an den Spiegel eines alten Blitzlichtgerätes, lange, sehr lange vor der Digitalfotografie. Die meisten Menschen hatten ihn ratlos angestarrt. Ein ‚Film‘, den man ‚belichtete‘ und danach ‚entwickelte‘ war einfach zu fremdartig, eine unmögliche Vorstellung. Freyt grinste, sein Vater hatte noch eine analoge Spiegelreflexkamera besessen, aber selbstverständlich schon mit einer elektronischen Blitzröhre und Autofokus. Diese Faltspiegel mit der Einmalblitzlampe zum Einstecken waren schon vor langer Zeit, irgendwann in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, langsam aus dem Gebrauch gekommen und von Blitzröhren abgelöst worden, kaum jemand erinnerte sich noch daran, wenn er nicht gerade Historiker oder vom Fach war.

*

Chzzoch, die terranische Entsprechung des Titels ‚Doktor‘, Chrrkt Chiigh Ghrru war Astronom und er war an Bord der HEPHAISTOS. Nicht als Besatzungsmitglied, sondern als Kunde. Genauer gesagt, Chrrkt Chiigh war Radioastronom, mit Spezialisierung auf überlichtschnelle Hyperwellen, und er hatte vor, das größte je gebaute Hyperwellen-Radioteleskop zu bauen und damit eine entfernte Galaxis wie etwa Andromeda nach Kommunikationsimpulsen intelligenter Arten abzusuchen. Die Familie Ghrru war vermögend und genoss das Wohlwollen des Diktators von Topsisid, der es nicht ungerne gesehen hätte, wenn sein Volk auch einen Beitrag zur Wissenschaft des Kristallimperiums beisteuern könnte. Also bestellte Doktor Ghrru genau spezifizierte Antennen. Bleistift, Kugeln, auffaltbarer Schirm, in dessen Brennpunkt schließlich die vordere Korvette vollgestopft mit Nanotronik als Empfänger liegen sollte. Zuerst einmal zwanzig Stück. Später vielleicht mehr. Hyperraumtauglich natürlich, man musste die Phalanx ja in den leeren Raum zwischen den Sternen postieren können, um unverfälschte Ergebnisse zu bekommen. Natürlich wurde zuerst getestet, ein Kreuzer der topsidischen Flotte sandte über Lichtjahre ein Signal aus, das von dem Prototyp neben der HEPHAISTOS einwandfrei empfangen wurde. Ein Assistent wollte antworten, stellte auf volle Sendeleistung und sandte über die Parabolantenne ein „empfangen“ zurück. Leider war die CYGNUS eben aus der Singularität gekommen und im Anflug, sie hielt sich Lichtminuten von der Station im Richtstrahl auf. Die Reparatur der Kommunikationsanlage benötigte mehrere Tage, sämtliche Geräte und Leitungen sowohl der Normal- als auch der Hyperfunkanlage hatten nur noch marginalen Schrottwert. Es war pures Glück, dass niemand zu Schaden gekommen war. Die wissenschaftliche

Neugier vieler Topsider und Menschen war geweckt, man forschte und experimentierte weiter auf diesem Gebiet. Doktor Ghrru bekam seine Phalanx, Starlight Enterprises baute eine Version mit extrem starker Sendeanlage unter Mitarbeit einiger topsidischer Wissenschaftler. Perry Rhodan hatte eine Idee für taktische Verwendungen entwickelt.

„Ohne Kommunikation zwischen den einzelnen Schiffen keine Koordination des Angriffs. Wir werden einem Aggressor zuerst seine Stimme und seine Ohren nehmen!“ Jetzt hatte Freyt drei solcher Geräte, die ersten ihrer Art, an Bord. Er hoffte, die Rechenschieber und Eierköpfe behielten wieder einmal recht.

*

System Zarrlith, M 13

An Bord der ATZ I-005

Eine sanfte Roboterstimme weckte den Passagier des Erkundungsbootes 005.

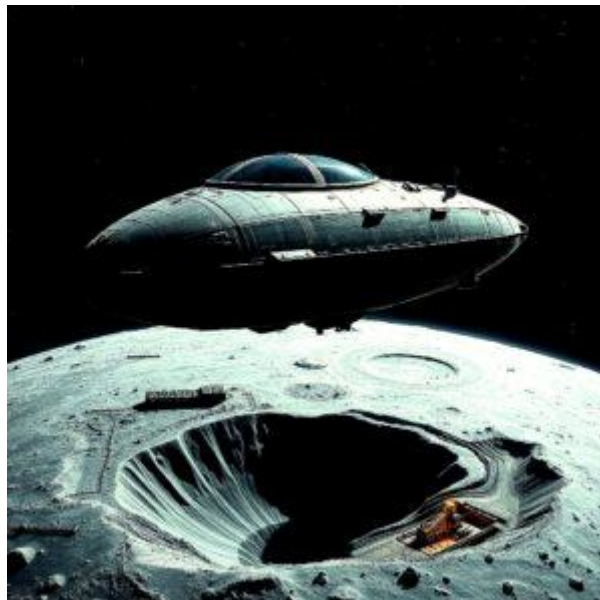
„Sie haben das einprogrammierte Ziel erreicht!“ Thomas Rhodan erhob sich von seinem Bett und wankte zum Kommandoraum, vor dem Bug seines Bootes erstreckte sich ein gigantisches Asteroidenfeld, hinter welchem ein roter Zwergstern seinen matten Glanz verströmte.

„Wo bin ich hier?“. fragte er verwundert, noch etwas verschlafen, die einfache, alte Neuronik antwortete.

„Stern Zarrlith, XHA 41-768.“

„Und was gibt es hier?“ verwunderte sich der junge Mann.

„Die Erzabbaustation ZAR 14.“



Thomas Rhodan verbarg sein Gesicht in beiden Händen. „Ich wollte doch zum Planet Zalit!“ rief er verzweifelt. Die Neuronik benötigte eine bemerkbare Zeit, ehe sie den gesuchten Planet gefunden hatte, ein Beweis für das immens hohe Alter der Maschine.

„Stern Voga, 3,14 Lichtjahre von Arkon entfernt, Hauptstadt Tagnor.“

„Ja, genau! Ganz genau! Dort wollte ich hin!“

„Sie haben auf der angezeigten Liste die Sonne Zarrlith gewählt!“ Die Liste erschien auf dem Bildschirm. Es war ein Pech für ZThomas Inkahar daZoltral Rhodan, dass die Namen auf der Liste in der Verkehrsschrift der Mehador verzeichnet waren, und die Liste nur die Sonnen, nicht die Planeten umfasste. Sowohl als Kosmonaut unerfahren als auch nicht sehr geübt in der Schrift und der Schreibweise des Planeten Zalit hatte der junge Mann das falsche System angesteuert.

„Also gut!“ Er bezwang seinen Ärger. „Dann setze jetzt Kurs auf die Sonne Voga, Planet Zalit, Umlaufbahn!“

Wieder setzte eine winzige Pause ein, ehe die Neuronik ihr Ergebnis präsentierte. „20 Sprünge, 40 Tage!“

„Dann los!“ seufzte Perry Rhodans Sohn, ehe er die Vorräte plünderte und sich eine Mahlzeit zusammen stellte. Notrationen, wie verlockend! Doch er musste bei Kräften bleiben. Er musste! Seine Mission verlangte es, auch wenn sich alles gegen ihn verschwören sollte.

„Ich werde es schaffen“, brüllte er hemmungslos und unbeherrscht, wütend warf er sein Besteck an die Wand, der leergegessene Teller folgte. „Ihr könnt noch so viele Komplote schmieden, ich nehme den mir gebührenden Platz ein! Ihr könnt mich nicht daran hindern! Ihr alle nicht!“ Die Drogen, die er von den Mehador erhalten hatte, erzeugten nun nicht nur schmerzhaft körperliche, sondern auch unberechenbare psychische Entzugserscheinungen, diese und der von Haus aus etwas labile Geisteszustand des an sich genialen jungen Mannes gipfelten in einem Ausbruch von Paranoia und einem Tobsuchtsanfall. Danach kehrte er müde und zerschlagen in seine Kojе zurück und schluckte ein starkes Schlafmittel, um die Tage bis zu seinem Ziel nicht wach ertragen zu müssen. Was wie ein Pech wirkte, war ein Glück für ihn, auch wenn er es noch nicht wusste. Thomas Inkahar daZoltral Rhodan hatte Zeit, zumindest in Bezug auf die Abhängigkeit von den Drogen geheilt zu werden und wieder selbständig denken zu können.

*

System Sol, Terra,

Republik Südsudan

Tubeway Station 15, Fort Mariamne

Über dem Südsudan ging die Morgensonne auf, plötzlich, ohne lange Dämmerung, wie es in diesen Breiten unweit des Äquators üblich war und ist. Sie weckte unzählige Tiere und Insekten, Pflanzen öffneten ihr Blüten und streckten sie der Sonne entgegen. Es versprach, wieder ein heißer Tag zu werden, wie gestern, vorgestern und alle die Tage zuvor. Auch Ruth Azanwenga erwachte wie gewöhnlich bei Sonnenaufgang und streckte sich in ihrem bequemen Bett noch einmal gemütlich, ehe sie ihre Tochter Salome weckte. Nach einer raschen Dusche schlüpfte Ruth in ihr langes, einer Dschellaba ähnliches Hemdkleid und wand ein Tuch wie einen Turban um den Kopf, die übliche Kleidung für eine Dinka, die nie in ihrem Leben etwas anderes getragen hatte. Danach ging sie in die Küche und ließ Wasser in den elektrischen Erhitzer laufen, um für ihre Tochter und sich selbst Tee zu kochen. Sie war sich bewusst, wie sehr sie das Schicksal in den letzten Jahren privilegiert hatte. Seit die Straße und die durchsichtigen Kuppeln Anfang der siebziger Jahre gebaut wurden, durfte sie hier

beschützt und sicher wohnen. Sie musste nur einen Hahn öffnen, frisches, sauberes Wasser kam heraus, von dem niemand mehr krank wurde. Täglich konnte sie duschen und sich sauber halten, sie genoss es. Auch wenn sich ab und zu ein schlechtes Gewissen wegen der Wasserverschwendung meldete, sie fühlte sich, als hätten die Boten Gottes ihr schon jetzt das Paradies geschenkt. Und hatte man ihr nicht bei ihrem Einzug erklärt, dass das Badewasser ohnehin wieder zur Begrünung der Kuppel verwendet wurde? Dass damit die Rasenflächen, Büsche und Bäume bewässert wurden?

Salome sprang fröhlich lachend, in Jeans und T-Shirt gekleidet, auf ihren Stuhl.

„Mama, heute müssen wir ganz, ganz pünktlich sein!“ Sie sah auf ihre Armbanduhr, auf deren Oberfläche das Bild des Mausbibers Gucky vor der Milchstraße mit seinen Händen Stunden und Minuten anzeigte, während der breite Schwanz die Sekunden zählte. Ruth seufzte. Vor nicht langer Zeit war es noch Donald Duck gewesen, doch dann hatte Salome sich dieses neue Bild für ihre ComWatch aus dem Netz geladen. „Mister Arahman hat gesagt, dass wir heute durch die Katherine Johnson Mondbasis geführt werden. Also, nicht wirklich, nur virtuell, aber wir dürfen Fragen stellen! Stell Dir vor, der Kommandant selber zeigt uns alles!“ Salome war beinahe sieben Jahre alt und ein fröhliches, aufgewecktes Mädchen, ihre zweite Tochter, die erste, Rahel, war beinahe zwanzig und lebte einige Straßen weiter.

Der Vater Rahels war gestorben, als sie gerade vier war, vor sechzehn Jahren, eine der unzähligen, unnötigen Kämpfe, die angeblich im Namen von Freiheit und Gerechtigkeit, aber in Wirklichkeit für die Gewinne einiger Privilegierter geführt wurden. Beide Parteien hatten Parolen gebrüllt, Fahnen geschwungen und Armeen aufgestellt. Ruth wusste schon gar nicht mehr, auf welcher Seite Johann gekämpft hatte, sie waren einander so ähnlich gewesen. Und am Ende hatte das Volk nur eine einzige Freiheit erhalten, die von ihren letzten Habseligkeiten, die sie vorher noch besaßen. Und viele Frauen waren frei von ihren Männern, die für Profit und Macht weniger Personen gestorben waren. Als Witwe hatten viele Männer sie als Freiwild betrachtet, mehr als einmal hatte sie gehört ‚Du bist doch keine Jungfrau mehr, also zier Dich nicht so. Kannst Dir auch ein paar Mäuse verdienen!‘ Ruth aber hatte die Zähne zusammen gebissen und die Schenkel geschlossen gehalten, sich ihre Unabhängigkeit ziemlich bewahrt und Rahel ernährt, mit manchmal drei Jobs war sie halbwegs über die Runden gekommen. Auf der Straße hatte sie von dem Projekt Tubeway gehört und war in das örtliche Büro in der Hauptstadt gegangen. Ja, man hatte die Verkehrsader gebaut. Ja, man könne auch in der Nähe wohnen. Nein, man müsse keine Vorbildung haben, aber die Bereitschaft, seine Kinder zur Schule zu schicken. Und man durfte nicht Drogenabhängig sein, ansonst wäre ein Entzug Bedingung. Nein, die Hautfarbe, das Geschlecht und die Herkunft spielten keine Rolle, auch der Familienstand nicht. Allerdings würden materiell minder bemittelte Personen bevorzugt, Witwen ohne Hilfe natürlich besonders. Reiche und Wohlhabende ohne existenzielle Sorgen bekämen erst später ihre Chance, es sei denn, sie unterstützten Bedürftige ganz direkt vor Ort. Ja, man könne eine Starthilfe beantragen und es gab medizinische Versorgung gratis.

Die GCC hatte damals ein neues Hilfskonzept entwickelt, nachdem sie zuerst versucht hatte, finanzielle Mittel in die Staaten zu pumpen und dieses Geld schneller verschwand, als es die Bank überweisen konnte. Nun unterstützte die Company die Staaten an sich nur noch wenig, gerade so viel, dass die Regierungen mit den eigentlichen Hilfsmaßnahmen einverstanden waren. Die General Cosmic half Menschen, die nichts oder nur wenig hatten, direkt, ohne staatliche Einrichtungen. Vor

allem ohne Einbindung irgendwelcher Bürokraten, welche doch nur wieder die bereits Besitzenden und sich selbst vorzogen. Und die Company schickte nicht Geld oder Lebensmittel, oder doch nur in beschränktem Umfang. Vor allem zeigte sie den Menschen, wie sie sich selbst helfen konnten und stellten ein Umfeld zur Verfügung, in dem die Menschen das Gelernte umsetzen und so nicht in einer Abhängigkeit, sondern stolz von der eigenen Leistung leben konnten, solange sie gesundheitlich in der Lage dazu waren. Dann griff das Sozialsystem, in welches nach einiger Zeit auch die Bewohner der Tubetowns investierten. Und das System funktionierte, die meisten Starthilfen wurden lange vor der Fälligkeit getilgt, obwohl es nicht nötig gewesen wäre. Doch immer wieder hörten die Bevollmächtigten in Fort Burckhardt, Station Südsudan 20, Sätze wie:

„Danke für die Hilfe, aber erst wenn wir unsere Schulden bezahlt haben, sind wir wirklich frei! Manches werden wir nie zurück geben können, aber zumindest das Geld können wir!“

Ruths Drogentest war negativ verlaufen, sie hatte das Zeug ohnehin nie angerührt. Der Angestellte der Company gab ihr danach einen Plan und einen Treffpunkt. Sie war nach Hause gegangen, hatte ihre wenigen Habseligkeiten in eine zerschlissene Tasche gepackt und ihre damals achtjährige Tochter an der Hand genommen. Die General Cosmic hatte sie mit einem Schwebler in die Kuppel Südsudan 15 gebracht, Fort Mariamne. Das war 2072 gewesen, seither lebte sie hier. Die Forts der GCC waren, wie es die Verantwortlichen von den Arkoniden übernommen hatten, von Robotern nach einem einheitlichen Schema aufgebaut. Im Zentrum einer Kuppel aus durchsichtigem Stahl von zwei Kilometer Durchmesser war ein Teich angelegt, kleine Häuser für einzelne große Familien, etwa 150 m² Wohnfläche an geraden, großzügigen und teilweise mit Bäumen bepflanzten Straßen und ein großes, öffentliches Gebäude, wo auch die Schule und einige Läden untergebracht waren. Kleine Stände rund um den Teich, wo die Bewohner ihre Waren anbieten konnten, ein Hotel mit direkter Verbindung zum Tubeway, bequem auch mit rollenden ‚Gehsteigen‘ zu erreichen, falls man mit der Magnetbahn reiste. Die Hauptstationen mit den entlang der Tubeway stationierten Truppen, vorwiegend Ranger auf ihren schnellen, schweren Schwebebikes, waren drei Kilometer im Durchmesser und beinhalteten natürlich noch eine Kaserne und ein Hauptquartier der Ranger.

Von ihrer Starthilfe hatte sich Ruth eine Nähmaschine gekauft und stellte nun traditionelle Kleider ihres Volkes her. Vor allem Festtagsgewänder, lebhaft, schreiend bunt und trotzdem luftig und leicht, mit jahrhundertealten Mustern. Für die Touristen entwarf sie mit ihrer Nachbarin, die einen Webstuhl besaß, neue Muster, die zwar den traditionellen Mustern ähnlich, aber ohne deren spirituelle Bedeutung waren. Ein anderer Nachbar hatte ein paar Ziegen und Hühner gekauft, er machte köstlichen Käse und lieferte Eier. Sie alle hatten nicht allzu viel, aber sie waren satt, gesund und in größtmöglicher Sicherheit. Der Käsemacher und seine Frau hatten einen Sohn, William, im gleichen Alter wie Rahel gehabt, sie gingen gemeinsam zur Schule und verstanden sich – nun ja, wie sich ein Mädchen und ein Knabe mit acht eben verstehen. Mal besser, mal schlechter, aber sie gaben aufeinander acht und standen füreinander ein.

Alle Bewohner von Fort Mariamne hatten ein ähnliches Schicksal, viele der Männer hatten Narben, die von den Kämpfen erzählten. Viele waren gebrochen und verzweifelt gewesen, hatten sich schon aufgegeben und waren von ihren Frauen nur mit viel Überredungskunst hierher gebracht worden, wo sie zwar langsam, aber doch wieder in ein zumindest halbwegs normales Leben fanden. Die meisten Männer hatten zu viel erlebt und zu viel erlitten, um ohne psychologische Betreuung zu

überleben, die aber gab es eben nur hier in den Tubetowns. Als n*och beinahe Kinder von Uniformierten vom Feld, vom Pflug weg in eine Kaserne gebracht, mit Gewalt, körperlicher und seelischer Folter gebrochen und zum Töten dressiert worden und danach auf den Bruder, den eine andere Gruppe vielleicht aus dem gleichen Dorf geholt hatte, gehetzt. Für ein winziges Gebiet, das zum größten Teil aus Wüste bestand. Es hatte lange gedauert, viel zu lange. Doch letztendlich hatte die General Cosmic Company einen Ausweg gefunden, sie hatte das wertlose Stück Wüste einfach allen drei Parteien zu einem horrenden Preis abgekauft und dort die größte künstliche klimatisierte Oase gebaut. Die flache Kuppel hatte fünf Kilometer Durchmesser und eine Scheitelhöhe von 800 Metern, nötigenfalls durch starke Energieschirme geschützt. Afrikas Porte de étoiles, Stargate, Sternentor. Natürlich die afrikanische Hauptzentrale der GCC und der größte Space Port des Kontinents. Rhodan versuchte alles, auch die afrikanischen Regierungen an einen Verhandlungstisch zu bringen, um Probleme gemeinsam anzugehen. Seit einiger Zeit nicht mehr so ganz ohne Erfolg. Lange Zeit hatten die Afrikaner von den Kolonialherren gelernt, mit äußerster Brutalität zu regieren, noch härter, noch sadistischer, als ihre eigenen Stammesherrscher gewesen waren. Nun begann ein Umdenken, man muss Menschen oft nur eine Gelegenheit geben. Und ein gutes Beispiel sowie, ganz wichtig, eine gemeinsame Sprache, um einander zu verstehen.

Zwei Jahre hatte Ruth schon hier gelebt, kichernd und einander schubsend waren Rahel und William wie beinahe jeden Tag zur Schule aufgebrochen, und Ruth setzte sich an die Nähmaschine. Sie hatte von Mariam einen wunderschönen Stoff bekommen, die wollte davon ein hübsches Kleid. Eine Witwe wie Ruth, wollte sie damit einen Mann ködern, der vor kurzem einige Straßen weiter eingezogen war. Ruths Fall war Gabriel Habmun nicht, obwohl er ein durchaus netter Mann war, aber das berühmte Kribbeln im Bauch wollte sich eben nicht einstellen. Das stellte sich nur ein, wenn sie an Ranger Peer Tørvald dachte. Diesen riesenhaften, fast weißblonden Mann in seinem khakifarbenen hautengen Dress, die breiten Brustmuskeln, die starken Arme, wenn er dann den Helm abnahm und sein spitzbübisches Grinsen zeigte, wurden ihre Knie regelmäßig weich. Mehr als eine Tasse Tee jede Woche, wenn er routinemäßig vorbei kam, war bisher nicht vorgekommen. Ruth überlegte allerdings schon lange, wie sie das Thema anschneiden konnte. Vor der Tür ertönte ein leises Summen, das abrupt erstarb. War es denn schon so weit? Oh ja, Donnerstag, 10 Uhr 14. Pünktlich auf die Minute. Ihr Haus war das erste in der Straße, beinahe direkt am Teich, neben dem öffentlichen Gebäude, so hatten sie einander kennen gelernt. Vor seiner wöchentlichen Sprechstunde, in der man persönlich, nicht am Kommunikator, mit einem Ranger sprechen konnte, hatte sie ihm einen Tee angeboten, den er gerne annahm. Es war ein lieb gewordenes Ritual geworden, er kam immer ein wenig früher, um mit ihr zu plaudern. Die Dinka ging hinaus und winkte Peer herein.

„Einen Tee, Ranger?“

„Das Highlight meiner Runde“, antwortete er, nahm den Helm ab und grinste. Wieder fühlte Ruth die Schmetterlinge im Bauch und noch tiefer, Peer legte den Helm ab und musste den Kopf etwas einziehen, um durch die Tür zu kommen. Ruth war beileibe nicht klein, 189 Zentimeter ohne Schuhe, doch der Schwede überragte sie beinahe um einen Kopf.

„Mit Milch und Zucker, wie immer?“

Peer nickte. „Gerne!“

Ruth stellte zwei Tassen auf den Tisch, dann fasste sie sich ein Herz und durchbrach das Ritual.

„Sind Sie verheiratet, liiert oder sonst irgendwie gebunden, Ranger?“, fragte sie, heftig atmend vor Nervosität.

„Nur an meinen Eid als Tubeway-Ranger, Ma’am!“

„Könnten Sie, könntest du dir vorstellen, mich Ruth zu nennen?“ Zum Teufel, auch wenn er jetzt nie wieder kam, sie wollte endlich Klarheit schaffen.

Peer antwortete leise. „Ich weiß nicht. Ich bin einmal in der Woche hier, Ruth. Sonst lebe ich viele Kilometer entfernt in einer Kaserne. Ich kann nicht nach Fort Mariamne ziehen, von dir kann ich nicht verlangen, nach Burckhardt zu ziehen.“

Ruth nahm seine Hände in ihre. „Das reicht mir – für den Anfang. Einmal die Woche, da mussten Frauen schon mit schlimmerem Leben.“

„Und die freien Tage, die zwar unregelmäßig sind, aber...“ Ruths Kuss unterbrach Peers Worte, die nicht mehr nötig waren. Das weiße Kleid mit den roten und ockerfarbenen Mustern, das so reizvoll mit ihrer tiefschwarzen Haut kontrastiert hatte, glitt zu Boden, dann schälte sie den tapferen Ritter aus seiner Rüstung. Er hob sie auf seine muskulösen Arme und sah sich um.

„Dort hinüber“, wies sie ihm den Weg.

„Dann trage ich dich jetzt wohl über die Schwelle“, grinste er dieses Lächeln, das ihre Schmetterlinge immer und immer wieder flattern ließ.

Er schnupperte an ihr. „Du riechst so gut, nach Zimt und Gewürzen!“ Vorsichtig legte er sie ab. „Wirklich?“ fragte er leise, sie zog ihn zu sich.

„JA! Wirklich!“

Korporal Peer Tørvald war ein ehrlicher Mensch, der keine Lüge leben wollte, daher meldete er den Zwischenfall seinem Vorgesetzten. Obwohl er die Konsequenzen selbstverständlich kannte. Der Route des Schweden wurde sofort ein anderer Ranger zugewiesen, während Peer eine neue Tour erhielt. Nach zwei Wochen Sonderurlaub, in denen er seine Verhältnisse ordnen konnte. Die Ranger waren eine militärisch aufgebaute Polizeitruppe, die beide Aufgaben wahrzunehmen hatte, die Führungsebene wusste aber auch um der Schwäche der Menschen, die sie selbst ja auch besaß. Selbstverständlich waren Beziehungen erlaubt, nicht aber, wenn einer der Partner zu den Schutzbefohlenen zählte. Peer durfte Ruth privat oder dienstlich besuchen, nicht aber beides.

Zwischen Ruth Azanwenga und Peer Tørvald entwickelte sich eine offiziell geführte Wochenendbeziehung, mit der beide einigermaßen glücklich leben konnten. Peers Versuche, mit seinem Sold seiner Frau unter die Arme zu greifen, wurde von Ruth jedoch empört zurück gewiesen.

„Glaubst du wirklich, ich hätte meine Beine für dein Geld breit gemacht?“ wettete sie wütend.

„Nein, das glaube ich nicht. Aber ich verdiene doch genug, dass ich dir helfen kann“, ging Peer in die Defensive.

„Ich habe mehr als genug zum Leben, und auch genug, um meine Tochter zu ernähren!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Wenn ich dich in mein Bett einlade, dann nicht, um Geld z’nehm’n! Das hätt’ ich

früher schon g'konnt, und ich hab's nie g'macht!“ Ihre Aussprache litt unter der Aufregung, ihr Dinkadialekt brach sich Bahn. Tränen liefen über ihre Wangen, Peer zog die Widerstrebende an sich.

„Das wollte ich doch gar nicht sagen. Ich wollte nur helfen, weil – ich dich liebe, Ruth. Bitte, ich wollte dir doch nicht weh tun!“

Die Frau gab langsam ihren Widerstand auf und kuschelte sich an den Ranger. „Red' nie wieder d'von! Halt' mich nur fest, ja?“ Und Peer hielt sie fest, zuerst mit seinen Armen, nach der Geburt von Salome mit einem goldenen Ring am Finger. Er war zwar immer noch nicht oft zu Hause, aber als Sergeant hatte er etwas geregeltere Dienstzeiten.

Ruth machte Salome rasch fertig und brachte sie zur Schule, ehe sie den Robodoc aufsuchte. Auf dem Nachhauseweg strahlte sie über beide Backen und besorgte eine Flasche Sekt. „Na warte, Peer! Du wirst Dich wundern. Ich hoffe nur, Jakob gefällt Dir. Oder doch besser Joseph?“

*

System Sol, Terra

Namibia

Laryana bestrich ihren Körper mit einer frischen Schicht aus einer Mischung aus Ockerstein, Butterfett und aromatischen Ölen. Sie wollte schön sein, heute war ein Festtag mit Musik, Tanz, gutem Essen, Trinken und vielleicht – nun ja, es wurde Zeit, einen Mann zu nehmen. Und heute kamen viele unverheiratete Männer aus anderen Dörfern. Sie flocht ihre Haare zu Zöpfen in die Stirn, jeder sollte sehen, dass sie noch ungebunden war. Laryana war eine stolze Himba und brachte schon einiges an Vieh mit in die Ehe, ihre Eltern waren, im Maßstab der Himba gerechnet, nicht arm. Dafür sollte es auch ein guter Mann sein, der sie bekam, viel musste er nicht besitzen, aber klug sollte er sein, schön, stattlich und stark. Wenn er auch noch ausdauernd war, umso besser. Sie betrachtete das grüne Land rings um sie herum. Als sie noch ein kleines Kind war, sah sie bis in weite Entfernung nur trockene Steppe, sie musste Kilometer um Kilometer wandern, nur um genug Wasser zum trinken zu holen, für die Menschen und das Vieh, in großen Plastikkanistern, mehrmals täglich, die Schultern und der Nacken schmerzten damals vom Tragen.

Sie rückte den Lendenschurz zurecht und kontrollierte noch einmal im Spiegel, ob sie auch rundherum schön mit Ocker eingefärbt war, auch zwischen den Bäckchen unter dem Fell um ihre Hüften. Kritisch beäugte sie sich, ihr Hintern war doch noch rund und prall geworden. Früher war sie ein dürres Etwas ohne Formen gewesen, das nie gedacht hätte, jemals erwachsen zu werden und Rundungen zu bekommen. Ja, früher, in ihrer Kindheit waren auch Durst und Hunger häufige Begleiter gewesen, besonders in der Dürrezeit. Ihre Heimat Namibia war eben kein sehr fruchtbares Land, Wasser gab es nur tief unter der Erde. Heute bewässerte dieses Rohr hoch am Himmel weite Teile des Kaokovelds und die Dörfer der Himba, die jetzt mit ihren Herden unter den durchsichtigen, riesigen Kuppeln wohnten. Sonst hatte sich an ihrem Leben nicht viel geändert, sie zogen mit ihren Tieren in den ausgedehnten, geschützten Kuppeln umher, pflanzten ein wenig Getreidepflanzen und machten schmackhaften Käse. Draußen, im freien Land, streifte Jagdwild durch die immer mehr ergrünende Steppe und bereicherte den Speiseplan, aber auch Löwen und andere Raubtiere kamen in die Gegend zurück. Für Laryana kein Problem, und für ihr Volk auch nicht. Sie hatten ihr Vieh unter dem durchsichtigen Stahl in Sicherheit, bei der Jagd musste man eben vorsichtig sein, wenn nicht,

wurde man wie seit Anbeginn der Überlieferung eine Mahlzeit der tierischen Jäger. Auch Löwen waren hungrig und hatten Junge zu füttern, das gehörte von je her zum Leben, es war eine ganz natürliche Sache. Zu den anderen Dörfern fuhr man bequem mit der Magnetbahn, mehr brauchte man als Himba doch nicht, zumindest im Normalfall. Laryana und ihre Freundin Ashyagada waren anders gewesen, sie waren als kleine Mädchen schon neugierig und hatten mehr Fragen, als der ganze Stamm beantworten konnte. Als dann 2073 dieser Zweig des panafrikanischen Verkehrsnetzes gebaut wurde und die Leute, die dabei beschäftigt waren, ebenfalls nicht alles wussten, den Himba aber sagten, dass in Palmwag eine Schule war, wo alle Fragen beantwortet wurden, schickten ihre Familien die Mädchen dorthin. Mit der funkelneuen Tube.

Dort wurden ihre Fragen zwar beantwortet, doch jede Antwort warf schon wieder neue Fragen auf, es schien kein Ende zu nehmen. Heute wusste Laryana, dass es nicht nur ihr so ging, das menschliche Wissen war begrenzt, nie konnte ein Mensch auch nur einen Bruchteil erahnen. Sie war zum Start- und Endpunkt der Tube in der Terrace Bay an der Skelettküste gefahren, wo auch das ganze Wasser für Namibia aufbereitet wurde, und hatte dort lange auf das Meer geschaut. Dann hatte sie es erkannt. Sie konnte einen Tropfen erforschen, vielleicht sogar die Bucht, die sie vor sich sah, aber nie das ganze Meer. Denn wenn sie ein paar Kilometer entfernt wieder ans Meer kam, dann war es zwar das gleiche Meer, trotzdem aber wieder ganz anders. Das Universum entzog sich schon durch seine schiere Größe jeder endgültigen Erforschung. Und doch hatte schon ein winziger Tropfen an Wissen gereicht, das Leben der Himba enorm zu erleichtern, indem er ihnen fruchtbaren Boden und Sicherheit gab. Niemand wollte den Himbas mehr eine Lebensweise aufzwingen, die sie nicht wollten, man erleichterte ihnen nur das Überleben und ließ sie ihre Entscheidungen selber treffen.

Laryana ging von Terrace Bay an die Universität in Windhuk und studierte dort Hochenergiefeldtheorie und zur Entspannung Geschichte, ihre Freundin Ashyagada Hyperquantensemiwellentheorie im Hauptfach und nebenbei Exosoziozoologie. Und sie dankte den Ahnen, dass es heute möglich war, wieder traditionell zu leben – oder auch modern, wie immer man wollte. Oder beides, so wie sie sich entschieden hatte. Noch ein paar duftende Essenzen unter den Achseln und unter den Brüsten verrieben, dort schwitzte man besonders stark bei den traditionellen Tänzen, und sie war fertig für den Abend.



Die junge Frau verließ die Hütte, um sich zu ihren Freundinnen zu gesellen, von denen manche wie sie ihre Jeans und Smartphones in den Hütten gelassen hatten und nur den Lendenschurz und jede Menge Schmuck trugen. Hals- Arm- und Beinringe, die sie teilweise von ihren Urgroßmüttern geerbt hatten, die anderen hatten nie mehr Kleidung als den Lendenschurz getragen und auch in ihrem ganzen Leben kein Phone besessen, ohne sich deshalb schlechter zu fühlen. Der Schmuck war aus Holz, Knochen und Muscheln, kaum Metall, wie die Himba ihn schon seit hunderten Jahren trugen, jede Farbe, jede Flechtung, alles hatte eine Bedeutung. Die halbnackten, mit der rötlichen Farbe bemalten Mädchen kicherten und alberten noch ein wenig herum, wiesen einander auf besonders gut aussehende Jünglinge hin, plauderten noch etwas.

„Wo ist Ashyagada? Sie wird noch zu spät kommen“, fragte eine der Freundinnen, die ausschließlich traditionell lebten, und Laryana antwortete.

„Ashyagada kommt so schnell nicht mehr zu unseren Festen. Sie hat mit einem Mann gesprochen, ist dann nach Porté de étoiles gefahren und dann noch weiter, hinauf zu den Sternen!“

„Oh“ Betrückt ließen einige Mädchen den Kopf hängen. „Wie...“, begann Hamayalara mit belegter Stimme, und Laryana lachte und nahm die Freundin bei den Händen.

„Nein, nein, sie ist nicht gestorben. Dort oben fliegen große Kuppeln, so wie unsere hier, damit kann man zum Mond und noch viel, viel weiter reisen! Dort ist sie hingegangen.“

„Wozu?“, wunderte sich die Freundin. „Hier gibt es doch alles, was man braucht. Wie will sie da oben einen Ehemann finden.“

Laryana drückte noch einmal Hamayalaras Hände. „Sie wird einen Mann finden, der kein Himba ist, da gibt es auch viele ganz nette Menschen. Und sie will ihrer Neugier folgen, es war ihr Wunsch.“

„Na schön!“ Hamayalaras Lippen konnten wieder lachen. „Wenn es ihr Wunsch war. Verstehen kann ich's nicht, aber – jeder wie er will!“

„Jeder, wie er will!“, echoten die Mädchen. Dann begann das Fest und sie begannen, rhythmisch in die Hände zu klatschen und stimmten den ersten Gesang an, zu dem sie sich sinnlich im Takt wiegten. Laryana wollte heute ganz traditionell einen Ehemann finden, ehe sie auf die Uni zurückkehrte, sie konnte doch Wissenschaftlerin und traditionsbewusste Himba sein, oder etwa nicht?



Vader & Ich / Kapitel 39 - 41

Eine Star-Wars-Fortsetzungsgeschichte von Rosalinda Kilian

DIE TODESSCHWADRON: The Death Watch, Teil I

Captain Piett sah Kilian finster nach, als sie die Brücke verließ, vermutlich mit einem Auftrag, den Lord Vader ihr erteilt hatte. Normalerweise schien sich die gesamte Brückencrew wohler zu fühlen, wenn sie sich in der Nähe des dunklen Lords aufhielt.

Jetzt würden sie wieder damit anfangen, sich die Häse zu verrenken, um unauffällig (wie sie glaubten) nachzusehen, ob Darth Vader immer noch an den Sichtluken aus Transpariastahl stand und die Galaxis betrachtete oder ob er die Brücke inzwischen ebenfalls verlassen hatte.

Piett war so in seine Überlegungen vertieft, dass er erst dann bemerkte, dass er inzwischen Gesellschaft bekommen hatte, als ihm die Blicke der Techniker und Offiziere in der Brückengrube auffielen, die irgendetwas knapp neben bzw. hinter ihm fixierten. Jetzt fiel ihm auch das Rasseln von Vaders Atemmaske auf ...

Piett drehte sich um und verneigte sich.

„Lord Vader.“

„Was beschäftigt Sie?“

Piett schluckte. Das war gar nicht gut. Piett wusste nicht, was er von den Gerüchten halten sollte, dass Lord Vader Gedanken lesen konnte. Der Mann (wenn es ein Mann war) wusste manchmal Dinge, die er eigentlich nicht wissen konnte. Er, Piett, sollte sich angewöhnen, leiser zu denken. Oder aber, besser noch, in der Gegenwart des dunklen Lords, überhaupt nicht zu denken ...

„Nun?“

Piett verwarf den Gedanken, den Oberkommandierenden anzulügen, in dem Augenblick, in dem er aufflackerte. Vader anlügen ging nicht. Mehr als ein junger, unerfahrener Offizier war von Vader gewürgt oder geschlagen worden, weil er ihn in irgendeiner lässlichen Sache angelogen hatte. Irgendwie merkte er das. Vielleicht konnte der dunkle Lord ja doch Gedanken lesen ...

Piett stählte sich gegen das Unvermeidliche.

„Kilian“, sagte er. „Sie trägt ihre Uniform nicht den Vorschriften gemäß. Es ist zwar nur eine Kleinigkeit, aber ...“

Vader verstand. Kilian „vergaß“ nur zu gerne, ihre Kappe zu tragen und ließ stattdessen ihr dunkles Haar lieber lang über die Schultern fallen. Ein Anblick, den er mit Wohlgefallen betrachtete. Weshalb er bisher nichts weiter dazu gesagt hatte.

Vader seufzte innerlich. Natürlich hatte Piett Recht. Wenn er hier Kleinigkeiten durchgehen ließ, die anderswo sofort gemäßregelt wurden, würde langfristig die Disziplin leiden. Auf einem Sternenerstörer ließ es sich nur auskömmlich leben, wenn sich alle an Regeln hielten.

Vader hakte die Daumen hinter den Gürtel.

„Sie sind sich unschlüssig, ob Sie die Dienstvorschriften auch auf Kilian anwenden sollen.“

Piett nickte zögernd.

„Nun Captain“, sagte Vader und wandte sich zum Gehen, „Setzen Sie sich durch.“

„Kilian.“ Piett stand auf dem Laufsteg und sah mich missbilligend an. „Wie oft haben wir Ihnen schon gesagt, dass Sie Ihre vollständige Uniform tragen sollen?“

Der Job als Vaders persönlicher Adjutant setzte nicht zwingend voraus, Uniform zu tragen, ich hätte ebenso gut in Zivilkleidung zum Dienst erscheinen können, z.B. lange, hochgeschlossene Kleider in gedeckten Farben oder aber die hier üblichen Roben und Gewänder.

Ich hatte mich aber für die Uniform entschieden, und das hieß, die vollständige Uniform. Jedoch war ich nicht an das Tragen von Kopfbedeckungen gewöhnt und „vergaß“ deshalb nur zu gerne, die dazugehörige Kappe zu tragen.

„Mehr als“, räumte ich ein, Zerknirschung heuchelnd.

„Sieben Mal“, sagte er streng.

So oft?

„SIEBEN“, widerholte Piett verärgert.

Und ich hatte diese Hinweise ignoriert. Wohlwissend, dass die Imperiale Sternenflotte Vorschriften rigoros durchsetzte. Vorschriften, die in aller Regel ihren Sinn und Zweck erfüllten.

„Commander“, befahl Piett. „Geben Sie ihr drei Streiche!“

Bevor ich mich versah, trat mir jemand von hinten die Beine weg, so dass ich hart auf die Knie fiel und zog mir anschließend den Rohrstock übers Kreuz.

Drei Mal.

Die Demütigung vor Publikum war schlimmer als die Schläge an sich, und genau das war Sinn und Zweck der Übung.

Vader gegenüber verzichtete ich auf Beschwerden oder Jammerarien, da er nicht gut auf Probleme ansprach, die man sich selber eingebrockt hatte, obwohl ihm natürlich die blutunterlaufenen Striemen auffielen.

Captain Pielt kann Euch nicht durchgehen lassen, was bei anderen bestraft wird ...

Die aktuelle Mission der Einsatzgruppe Black führte in den Mandalorianischen Raum, direkt nach Mandalore.

Der Planet liegt im Äußeren Rand und ist von Extremen geprägt: Teile Mandalores sind mit dichtem Dschungel bewachsen, daneben gibt es weitläufige Wüsten, fruchtbares Ackerland findet man hingegen nur wenig.

Mandalore ist der Heimatplanet der Mandalorianer und wird als das Zentrum ihrer Kultur betrachtet, auch wenn viele der in der Galaxis verstreut lebenden Mandalorianer ihn niemals persönlich besucht und das Volk hier auch nicht seinen Ursprung hat.

Die Mandalorianer definieren sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern der Galaxis, nicht explizit über Spezies oder Herkunft, sondern über eine gemeinsame Ideologie und Identität. Sie waren dem Kodex des Resol'Nare, den Sechs Handlungen, verpflichtet: seine Kinder als Mandalorianer erziehen, die traditionelle Rüstung tragen, Selbstverteidigung, dem Wohl des Clans dienen, Mando'a sprechen und sich dem Mand'alor anschließen, wenn dieser zu den Waffen ruft. Die Ursprünge der mandalorianischen Kultur liegen bis heute im Dunkel, wobei die ältesten Zeugnisse über siebentausend Jahre alt sind. Die Geschichte der Mandalorianer selbst ist wechselvoll: so lösten sie beispielsweise die Mandalorianischen Kriege aus, während derer sie nur knapp der Vernichtung entgingen.

Danach lebten sie lange Zeit abgeschieden vom Rest der Galaxis, bis sie von „Mand'alor dem Unbezähmbaren“ erneut in den Krieg geführt wurden, um ihr Reich zu vergrößern.

Die Mandalorianer betrachteten diesen Krieg als eine Art Kreuzzug, überfielen und plünderten aber meist nur völlig überraschte Welten und rotteten dabei verschiedene Spezies vollständig aus. Anschließend forderten sie die Alte Republik heraus und schreckten dabei auch nicht vor dem Einsatz von Massenvernichtungswaffen zurück, bis sie schließlich von republikanischen Truppen unter dem Jedi Revan bei Malachor V vernichtend geschlagen wurden.

Aber auch danach war diesem Volk kein Glück beschieden und es kam, noch zu Zeiten der Alten Republik, kurz vor den Klonkriegen, zum Mandalorianischen Bürgerkrieg.

Mandalorianer, die nicht auf den Heimatwelten lebten und hier normalen Berufen nachgingen, zogen damals wie schon ihre Vorfahren als Söldner, Kopfgeldjäger oder Attentäter umher. Solange die Credits stimmten, spielte es für diese Männer (und manchmal auch Frauen) inzwischen keine Rolle mehr, für wen sie aus welchen Gründen in den Krieg zogen, man sah nichts Unehrenhaftes oder Verwerfliches darin, seine Fähigkeiten demjenigen zu verkaufen, der am meisten zahlte.

Mandalorianer waren zu Handlangern krimineller Größen verkommen, hatten sich auf Piraterie oder das Plündern und Schikanieren wehrloser Zivilisten auf abgelegenen Welten verlegt.

Zwar betrachteten die „sesshaften“ Mandalorianer die Arbeit als Söldner, Kopfgeldjäger oder Attentäter als legitim, gleichzeitig wollte man aber kriminellen Umtrieben Einhalt gebieten.

Schließlich erließ Jester Mereel einen neuen Kodex, der die Mandalorianer zurück zu einem ehrenhafteren Verhalten führen sollte: Ehre, Ethik und Moral sollten nicht mehr verkauft werden, die Mandalorianer sollten sich wieder auf ihre alten Werte besinnen.

Diese Reformen stießen auf großen Anklang. Damit wiederum waren nicht alle Mandalorianer einverstanden, vor allem jene nicht, die lukrative Beziehungen zu Verbrecherorganisationen wie

z.B. der Schwarzen Sonne unterhielten, sich in ihrer Rolle als gefürchtete Kopfgeldjäger oder marodierende Gangs gefielen und die deshalb nicht bereit waren, den damit verbundenen Wohlstand oder die gewonnene Macht aufzugeben.

Schließlich erklärte der Söldner Tor Vizsla, dass er und andere ihre Art zu leben fortsetzen und sich darin nicht einschränken lassen würden. Terror, Macht und Profit waren die höchsten Ideale dieser Gruppe, die sich fortan „Death Watch“ (= Todeswache) nannte. Zum Zeichen des Protests begann die Death Watch, in großem Stil verschiedene Welten heimzusuchen, wobei sie u.a. von der Schwarzen Sonne unterstützt wurde. Ihnen entgegen traten die „Wahren Mandalorianer“, die sich dem neuen Kodex verpflichtet sahen.

Innerhalb kürzester Zeit entbrannte ein auf brutalste Weise geführter Bürgerkrieg, der auf zahlreichen Welten ausgetragen wurde und der erst endete, als von beiden Fraktionen nur noch wenige Kämpfer am Leben waren.

Durch diesen Bürgerkrieg und die nur kurze Zeit später stattfindenden Klonkriege erlitten die Mandalorianer schwerste Verluste an Menschen als auch an Material. Schließlich zogen sich die überlebenden Kämpfer ins Privatleben zurück oder verdingten sich wieder als Söldner, Kopfgeldjäger oder Attentäter. Lernen durch Schmerz.

Denkste.

Vader war nicht zum Spaß hier ...

Die Schiffe der Todesschwadron fielen über Mandalore aus dem Hyperraum und Vader machte sich unverzüglich auf den Weg nach Keldabe, um mit dem Mand'alor, Fenn Shysa, zu sprechen.

Währenddessen besichtigte ich zusammen mit Kommandant Praji und Kommandant Jir das größte, bekannteste und wichtigste Unternehmen des Planeten: MandalMotors. Die gigantischen Hallen und Türme der Fertigungsanlagen dominierten das Stadtbild Keldabes, MandalMotors war einer der wichtigsten Arbeitgeber des Planeten.

Während der Klonkriege baute das Unternehmen Schiffe sowohl für die Separatisten als auch für die Alte Republik, weshalb man MandalMotors eine gewisse Söldnermentalität vorwarf.

Nach den Klonkriegen übernahm das Imperium die Kontrolle über das Unternehmen, was bei vielen Mandalorianern auf Widerspruch und Kritik stieß, sporadisch aufflackernden Protest erstickte das Imperium aber bereits im Keim ...

„Aber wir können der Death Watch keinen Einhalt gebieten“, sagte Fenn Shysa und fragte sich, wie lange er dem dunklen Lord noch Rede und Antwort stehen konnte, ohne Schwäche zu zeigen.

„Diese Männer haben sich bereits vor langer Zeit von uns losgesagt. Aus Sicht der meisten Mandalorianer, gleich, ob sie irgendwo in der Galaxis als Kopfgeldjäger tätig sind oder ob sie hier ansässig sind, folgen die Männer um Vaz Vizsla nicht mehr dem Resol'Nare.“

Mandalorianer waren aufrechte Krieger. Kopfgeldjäger. Vielleicht auch Söldner oder Attentäter.

Aber ganz bestimmt keine Zivilisten schlachtende Marodeure, die ihre Verbrechen zur persönlichen Bereicherung begingen. Nein, die Mitglieder der Death Watch waren keine Mandalorianer mehr ...

„Wenn Sie das sagen.“ Vader spürte in den Worten des Mand'alors keine Lüge, Fenn Shysa war von dem, was er sagte, absolut überzeugt. „Doch wenn Sie der Death Watch keinen Einhalt gebieten können, dann werde ich das tun.“

„Der neue Airspeeder ist eine echte Wucht.“

Wir, also Praji, Jir, ich selbst und ein paar Sturmtruppler, standen vor der Fähre zusammen und Praji berichtete den Sturmtrupplern gerade von den Probefahrten, die er und Jir mit einer der neuesten Entwicklungen MandalMotors unternommen hatten.

„Hat echt Spaß gemacht, das Teil zu fliegen.“

„Was hat Spaß gemacht zu fliegen?“

Die Männer standen schlagartig stramm und verneigten sich, als Vader unter ihnen auftauchte. „Der neue Airspeeder von MandalMotors“, sagte Jir. „Wir haben uns überlegt, ob es ein Einsatzgebiet für ihn in der Flotte geben könnte.“

Vader sah Jir lange an und der Kommandant schaffte es tatsächlich, ein gleichmütiges Pokerface aufrecht zu erhalten.

„Das habt ihr nicht“, grollte Vader. „Kilian?“

Ich reichte ihm mein PAD.

„Der Speeder kann luftdicht verschlossen werden und verfügt über eine eigene Sauerstoffversorgung.“

Wäre also gut geeignet für Atmosphären, die für Menschen giftig waren. Vader scrollte durch die technischen Spezifikationen.

„Ich habe mir darüber hinaus Bildmaterial von Testflügen und ähnlichem geben lassen sowie ein unverbindliches Angebot. Sie wären bereit, der Sternenflotte einen Nachlass von bis zu fünfundzwanzig Prozent einzuräumen, je nach abgenommener Stückzahl.“

Vader sah auf und musterte Praji und Jir.

„Ich bekomme von Ihnen beiden bis morgen früh einen Bericht.“ Vader wandte sich ab und betrat die Fähre.

„Kilian wird heute Abend übrigens keine Zeit haben, Ihre Berichte zu schreiben ...“

Anschließend flogen wir in die Knochenstadt zu weiteren Gesprächen mit Admiral Miltin Takel.

Die Knochenstadt war eine antike Festung, die kurz nach der Besiedelung durch die Mandalorianer von eben diesen erbaut worden war. Es wurde behauptet, dass sie auf bzw. aus den Knochen von Mythosauriern errichtet worden war.

Das war natürlich nur eine fromme Legende. Aber in die Struktur der Stadt waren sichtbar die Überreste dieser riesigen Urzeitmonster eingearbeitet, außerdem war es Mode, ihre Skelette in Eingangshallen auszustellen, meist in kämpferischer Pose.

Takel selbst war eine Nummer für sich. So hielten sich hartnäckige Gerüchte, dass er latent machtempfindlich sei und eine eigenartige Vorliebe für nichtmenschliche Frauen hege.

Stand man ihm gegenüber und wusste die Symptome zu deuten, dann erkannte man den Glitbeißer.

Glitzerstim steigerte die Wahrnehmung bis hin zu kurzzeitig aufflackernden telepathischen Fähigkeiten (was die Gerüchte über Takels angebliche Machtempfindlichkeit erklärte) und machte hochgradig süchtig.

Unabhängig davon galt Takel ein strategisches Genie, was erklärte, warum man ihm sowohl die Drogensucht als auch die Frauengeschichten durchgehen ließ.

„Wir konnten die Death Watch bislang nicht ausfindig machen“, sagte Takel an Vader gewandt.

„Entweder gibt es einen Verräter oder sie haben jemanden in ihren Reihen, der sich mit Profiling auskennt und mit dessen Hilfe sie die Fehler vermeiden können, die sonst zum Eingrenzen und Auffinden ihres Aufenthaltsortes führen würde.“

Kriminelle neigten im Allgemeinen dazu, ihre Verbrechen nach einem bestimmten Muster im Umkreis ihres Wohnortes oder Lebensmittelpunkts zu begehen. Weshalb man sie anhand dessen ausfindig machen konnte. Selbstverständlich funktionierte das auch im größeren Maßstab, so z.B. beim Auffinden der Operationsbasen von Piraten.

„Haben Sie Hinweise darauf, warum die Death Watch in den letzten Jahren wieder aktiv geworden ist?“, fragte Vader.

„Brauchen Mandalorianer Gründe dafür, sich auf einen dummen idealistischen Kreuzzug zu begeben und alles zu vernichten, was sich ihnen in den Weg stellt?“

Takel nahm Bezug auf Mand'alor den Unbezähmbaren.

„Das ist bereits Jahrtausende her“, wandte ich ein, „Seitdem leben die meisten Mandalorianer friedlich auf ihrer Heimatwelt oder sie werden als Söldner oder Kopfgeldjäger aktiv.“

„Dumme Fotze“, schnaubte er.

Ich löste in einer einzigen fließenden Bewegung mein Lichtschwert vom Gürtel, zündete es und hielt ihm die weiße Klinge unter die Nase.

Takel prallte zurück.

„Man hält Sie für ein strategisches Genie“, sagte ich. „Trotzdem konnten Sie den Stützpunkt der Death Watch bisher nicht ausfindig machen.“

Vader beobachtete unseren Disput entspannt und mit hinter den Gürtel gehakten Daumen.

„Admiral Takel“, sagte er milde. „Sie sollten meinen Adjutanten nicht verärgern.“

Takel sah unsicher von Vader zu mir und wieder zurück.

„Mandalorianische Söldner oder Kopfgeldjäger folgen einem Kodex“, sagte ich und beschloss, die Beleidigung zu ignorieren. „Das macht sie berechenbar. Die Death Watch hingegen hat sich bewusst von Mandalore losgesagt. Wie kann man da die Verbrechen der Death Watch den Mandalorianern anlasten?“

Wie überhaupt die Verbrechen von Einzelnen einem ganzen Volk?

Ich bin ganz gewiss nicht das, was man in meiner Heimatwelt einen Gutmenschen nennt. Aber manche imperiale Offiziere machten es sich definitiv zu leicht ...

Vader hatte zwei weitere Sternenerstörer angefordert, die die Todesschwadron bei der Jagd nach der Death Watch unterstützen sollten: die Vigilance (= Wachsamkeit) unter Captain Sloane und die Iron Fist (= Eisenfaust) unter Captain Zsinj.

Der Captain der Vigilance entpuppte sich als dunkelhäutige Frau, deren legendäre Zähigkeit und Härte im krassen Gegensatz zu ihrer zierlichen Erscheinung stand. Da war bestimmt schon mehr als einer drauf reingefallen ...

Zsinj glänzte hingegen durch Abwesenheit. Vader ließ die Devastator, die Avenger, die Stalker und die Vigilance in den umliegenden Systemen nach der Death Watch suchen bzw. Spuren sichern und Hilfe leisten. Die Executor blieb hingegen mit der Conquest und der Tyrant im Orbit Mandalores und wartete auf Ergebnisse. Und auf Zsinj' Erscheinen.

Nach und nach trafen die Berichte ein, denen zufolge die Death Watch bei ihren Überfällen zunächst alles Wertvolle plünderte, meist die Aurodiumreserven der Banken sowie Waffen, Technologie und Lebensmittel. Danach legte sie die von ihnen überfallenen Städte in Schutt und Asche und das aus keinem anderen Grund als den, weil's Spaß machte ...

Die Zahl der Todesopfer ging bei solchen Aktionen schnell in die Hunderttausende oder gar Millionen, weil die Leute nicht nur an der unmittelbaren Gewalteinwirkung starben, sondern auch infolge der zerstörten Infrastruktur und weil Hilfe in abgelegenen Gebieten nicht schnell genug eintraf.

Schließlich stach die Avenger unter Captain Needa mitten ins Wespennest und erwischte die Death Watch beim Angriff auf einen namenlosen Planeten im Quellii-Sektor. Die Mannstärke der Death Watch und die Aggressivität ihres Auftretens ließ sich daran ermessen, dass die Avenger unter schweren Beschuss geriet und auf allen Kanälen um Hilfe rief ...

Der Planet, dem der Angriff der Death-Watch gegolten hatte, war eine dieser typischen Kolonialisten-Welten, wie sie sich in der Galaxis zu tausenden fanden.

Irgendwann vor ein paar Jahrhunderten von ein paar unerschrockenen Abenteurern besiedelt, die die Herausforderung suchten und in Freiheit leben wollten, war die Bevölkerung inzwischen auf ein paar Millionen angewachsen, es gab eine Hauptstadt mit Raumhafen und Industrie, einige weitere Städte und viele kleine Siedlungen, die Landwirtschaft oder Bergbau betrieben.

Davon konnte man auskömmlich leben, allerdings war der Ertrag nicht groß genug, um davon eine wirkungsvolle Verteidigung zu finanzieren.

Ein gefundenes Fressen für die Death Watch, die mit zwei alten Venatoren, einem Providence-Zerstörer und einem kleinen Siegesklasse-I-Sternenzerstörer angerückt war, um zu morden, zu plündern und zu vergewaltigen. Was einst eine lebhaft planetare Metropole war, sah jetzt aus wie Würzburg am Ende des Zweiten Weltkriegs ...

„Woher hatten sie eigentlich diese Schiffe?“, fragte ich. Das war in der Tat eine gute Frage. Wir, also Vader, ich, Praji, Jir, Admiral Ozzel und die Kapitäne Pielt, Wermis, Needa, Zedd, Alima, Lennox und Sloane, saßen in einem der Besprechungsräume der Executor und diskutierten das weitere Vorgehen.

Zuvor hatten wir den Angriff der Death Watch auf die Avenger analysiert sowie die anschließende Vernichtung dieser Schiffe durch die zur Hilfe herbeigeeilte Todesschwadron. Einen Sternenzerstörer auf Grund zu schicken hätte der Death Watch den Respekt sämtlicher Verbrecherorganisationen der Galaxis eingebracht.

Was übrigens den betreffenden Planeten zusätzlich noch weiträumig verseucht hätte – die an Bord eines Sternenzerstörers (und jeden anderen Raumschiffes) eingesetzten Chemikalien waren hochgradig giftig und hätten die Biosphäre nachhaltig geschädigt.

Nach dem Ende der Klonkriege waren die Schiffe der KUS entweder verschrottet oder meistbietend an planetare Regierungen verkauft worden, später dann viele der alten Venatoren und ein Teil der ebenfalls veralteten Siegesklasse-I-Sternenzerstörer.

Eine kleine Flotte wie die, auf die wir gestoßen waren, kostete im Erwerb und laufenden Unterhalt so viel, dass sich nur wohlhabende Planeten ein paar dieser Schiffe leisten konnten.

„Das ist bedeutungslos“, meinte Ozzel.

„Das finde ich nicht“, widersprach ich. „Wer der Death Watch diese Schiffe verkauft hat, könnte auch anderen Gruppierungen Kriegsschiffe verkauft haben. Heimlich, ohne dass wir davon wissen.“

„Das wäre dann eine Angelegenheit für das ISB“, urteilte Ozzel.

Es war offensichtlich, dass ich ihm wieder einmal auf die Nerven ging.

Needa ging dazwischen.

„Wichtiger ist die Frage, ob wir die Death Watch vollständig ausgelöscht haben oder nicht.“

„Ich bin davon überzeugt, dass wir nur den kleineren Teil der Flotte der Death Watch ausgeschaltet haben“, sagte Vader.

Ozzel teilte diese Ansicht nicht.

„Nur den kleineren Teil? Sie hatten vier Großkampfschiffe!“

„Die nur mit dem allernotwendigsten Personal bemannt waren, um sie zu fahren und um Planeten oder andere Raumschiffe zu attackieren“, entgegnete Sloane.

Das war auch die Einschätzung des angeforderten Räumkommandos gewesen. Für die Sicherheit der Raumfahrt war das Bereinigen von Schlachtfeldern eine Notwendigkeit, außerdem barg man die Leichen und sicherte die Wracks bzw. die Trümmer für die Wiederverwertung.

Fast zeitgleich war ein Reparaturschiff KDY's eingetroffen, um die Gefechtsschäden an der Avenger zu bereinigen und die volle Einsatzbereitschaft wieder herzustellen.

Vader beendete die Diskussion.

„Wir haben die Death Watch geschwächt“, sagte er und erhob sich. „Aber sie sind noch irgendwo da draußen. Findet sie. Und dass mir die Schiffe diesmal keine Kratzer aufweisen, wenn ich wiederkomme ...“

DIE TODESSCHWADRON: The Death Watch, Teil II

Die Iron Fist war zu diesem Zeitpunkt im Dathomir-System stationiert, wo sie den namensgebenden Planeten bewachte. Beziehungsweise dafür sorgte, dass niemand diesen Planeten wieder verließ.

Von Mandalore aus war Dathomir nicht weit entfernt, aber „nicht weit“ war ein relativer Begriff, vor allem, wenn es keine regulären Hyperraumrouten zwischen beiden Planeten gab, sondern man seinen Weg in vielen kleinen Sprüngen einzeln berechnen musste.

Zsinj war intelligent und unter den Besten der Absolventen seines Jahrgangs an der Akademie gewesen.

Aber sein Dossier sprach davon, dass er ein pathologischer Lügner war. Zu cholерischem Verhalten neigte. Er war rachsüchtig, arrogant und durch die eine oder andere Hochstapelei aufgefallen. Zusätzlich und letztendlich zeichnete er sich durch eine gewisse Renitenz aus. Was Zsinj tun wollte (oder auch nicht) das tat er (oder auch nicht). Es war mir ein Rätsel, wie man jemanden mit so einer Persönlichkeitsstruktur das Kommando über ein Waffensystem wie einen Sternenerstörer geben konnte.

Allerdings war diese Stationierung mitten im Nirgendwo und die Bewachung eines Gefängnisses war weder ruhmreich noch prestigeträchtig ...

Vader hatte nicht ernsthaft vor, Zsinj zu töten.

Trotz (oder gerade wegen?) seines Wesens war Zsinj gut vernetzt und das wollte Vader nutzen, um über den Umweg „Zsinj“ genau die Sorte Angst und Schrecken zu verbreiten, die absoluten Gehorsam generiert.

Gleichzeitig diente diese Aktion dazu, die Effektivität der Tarnvorrichtung zu testen, über die die Executor verfügte.

Wir fielen also mit aktivierter Tarnvorrichtung aus dem Hyperraum und schwenkten unbehelligt in den Orbit über Dathomir, näherten uns in Schleichfahrt der Iron Fist – und wurden tatsächlich nicht bemerkt. Gemessen an den Standards der Imperialen Sternenflotte waren die Brückenoffiziere darüber regelrecht aus dem Häuschen, Admiral Ozzel meinte, dass die Tarnvorrichtung jeden einzelnen Credit Wert sei, den das Imperium für sie bezahlt habe. Wo der Mann Recht hat, hat er recht ...

Das ISB hatte herausgefunden, dass Zsinj mit der ständigen latenten Furcht lebte, von einer holografischen Projektion getötet zu werden.

Das war absurd – holografische Projektionen besaßen keinerlei Substanz und die Person, deren Abbild projiziert wurde, war in aller Regel viele Klicks, wenn nicht Lichtjahre entfernt.

Und genau hier setzte Vader an. Damit der Plan funktionierte, mussten wir unser Vorgehen genau koordinieren: die Executor setzte sich hinter die Iron Fist (besser wäre vor ihr gewesen, aber trotz Tarnung wäre ihnen garantiert die enorme Strahlenbelastung aufgefallen, die von den Triebwerken der Executor verursacht worden wäre), Vader verließ das Schiff mit einem Jet-Pack und infiltrierte die Iron Fist über eine der Wartungsklappen.

Ich wartete währenddessen im privaten Übertragungsraum Vaders die veranschlagte Zeit ab und wählte dann Zsinj an.

Vader war ein begnadeter Hacker und Programmierer und hatte vorher verschiedene Spielereien programmiert, die u.a. das Herkunftssignal kaschieren (Zsinj würde glauben, dass die Übertragung von Coruscant kam) sowie einen Avatar von sich selbst, den Zsinj während der Übertragung sehen würde.

Meine Aufgabe war das Steuern des Avatars und das Führen des Gesprächs mithilfe eines Stimmenmodulators. Dass Vader eintreffen würde, ohne von der Mannschaft der Iron Fist bemerkt

zu werden, war eigentlich keine Frage, ein starker Machtnutzer wurde nicht gesehen, wenn er nicht gesehen werden wollte ...

An Bord der Iron Fist, Hauptbrücke

„Captain“, meldete der Kommunikationsoffizier, „Lord Vader wünscht über den Status des Schiffs informiert zu werden.“

Diese Meldung hätte vielen Sternenflottenoffizieren den Angstschweiß auf die Stirn getrieben. Nicht so Zsinj.

„Legen Sie das Gespräch in meinen privaten Übertragungsraum“, befahl er und verließ die Brücke, um das Gespräch mit dem Oberkommandierenden zu führen.

Vermutlich wollte Vader wissen, warum er sich nicht der Todesschwadron angeschlossen hatte. Für Zsinj war der Grund dafür klar ersichtlich – das Zertreten von Ungeziefer überließ man am besten anderem Ungeziefer und fegte hinterher die Reste zusammen. Die persönliche Ansprache durch den Oberkommandierenden schreckte ihn nicht. Vader hatte begriffen, wer die Männer waren, die das Rückgrat der Imperialen Sternenflotte bildeten.

Mehr beunruhigte Zsinj – wenn er es denn vor sich selbst zugegeben hätte – dass er dieses Gespräch über das HoloNet führen musste.

Zsinj selbst hätte nicht sagen können, woher dieses ungute Gefühl rührte, jedes Mal, wenn er das HoloNet nutzte.

Was, wenn das holographische Abbild plötzlich einen Blaster hob und auf ihn feuerte?

Das Wissen, dass das technisch völlig unmöglich war, half nicht im Geringsten, die unterschwellige Angst auszulöschen. Zsinj schauderte. Aber auch dieses Gespräch würde vorübergehen ...

An Bord der Executor, Lord Vaders privater Übertragungsraum

Ich begann das Gespräch mit Zsinj und behielt dabei immer die Uhr im Auge. Noch zwanzig Sekunden.

„Captain Zsinj“, sagte ich.

Fünfzehn Sekunden.

„Wir haben Sie über Mandalore vermisst“, fuhr ich fort.

Zehn Sekunden.

„Ich hoffe, Sie haben dafür eine zufriedenstellende Erklärung ...“

Fünf Sekunden ...

An Bord der Executor, Hauptbrücke

Captain Piett stand neben Lieutenant Venka an der taktischen Waffenkonsole. Beide Offiziere starrten angestrengt auf die Uhr. Lord Vader hatte sich vollkommen klar ausgedrückt. Bei diesem Unternehmen kam es auf exaktes Timing an. Nichts durfte schiefgehen. Noch fünfzehn Sekunden ... zehn .. fünf ...

„Feuer!“, befahl Piett bevor er sich umwandte und rief: „Enttarnen!“

An Bord der Iron Fist, Zsinjs privater Übertragungsraum

Vader war es gelungen, sich unbemerkt in Zsinj' privaten Kommunikationsraum einzuschleichen, wo er auf den Captain der Iron Fist wartete.

Der dunkle Lord wartete noch etwas länger.

Sah, wie Zsinj den Raum betrat. Beobachtete, wie dieser die Übertragung entgegen nahm.

„Captain Zsinj. Wir haben sie über Mandalore vermisst. Ich hoffe, Sie haben dafür eine zufriedenstellende Erklärung ...“

Vader war beeindruckt. Kilian traf seine Gestik, seine Wortwahl und seinen Sprachduktus genau, ein computergenerierter Avatar alleine hätte für eine glaubwürdige Täuschung nicht genügt.

Vader machte sich bereit und wartete auf die Ablenkung, für die die Turbolaser der Executor sorgen würden.

Dann würde er schnell auf die Übertragungsplattform treten, Kilian gleichzeitig die Verbindung beenden und Zsinj' irrationale Befürchtungen würden scheinbar Gestalt annehmen ...

An Bord der Executor, Hauptbrücke

Das Feuer der Exekutor schlug in die Schilde der Iron Fist und weckte die Mannschaft schlagartig aus ihrer Routine.

Piett bemerkte Geschützstellungen und Turbolaser, die zur Executor schwenkten.

Wagt es nicht, dachte er, kam aber nicht umhin, die schnelle, furchtlose Reaktion zur positiv Kenntnis zu nehmen.

„Senden Sie unseren Transpondercode und die Standardgrußbotschaft“, befahl er.

Jetzt konnte er nur hoffen, dass das Timing funktioniert hatte ...

An Bord der Iron Fist, Zsinjs privater Übertragungsraum

„Captain Zsinj“, sagte Vader, „Wir haben Sie über Mandalore vermisst. Ich hoffe, Sie haben dafür eine zufriedenstellende Erklärung ...“

Zsinj stählte sich. Vor Vader durfte man nicht winseln.

„Die Death Watch ist wie Ungeziefer“, antwortete er selbstbewusst. „Am besten lässt man sie durch anders Ungeziefer vernichten.“

Eine leichte Erschütterung lief durch die Iron Fist. Das Schiff stand unter Beschuss? Irritiert griff Zsinj nach seinem ComLink, sah einen Augenblick lang weg. Das reichte Vader, um die Plattform zu betreten, während dessen erlosch die Übertragung fast zeitgleich.

„Captain Zsinj“, sagte Vader, trat vor, packte Zsinj am Hals und hob ihn hoch.

Zsinj riss vor Entsetzen die Augen auf und strampelte mit den Beinen, um sich zu befreien – erfolglos.

Endlich realisierte er, dass das holographische Abbild Vaders von der Übertragungsplattform getreten und ihn im Würgegriff hielt.

Der Captain der Iron Fist war vieles, aber kein Feigling.

Der rationale Teil von ihm verwarf den Gedanken, dass die holographische Projektion des dunklen Lords soeben von der Übertragungsplattform getreten war, während der irrationale Teil seines Geistes in Panik aufschrie.

„S-sir?“, stammelte er und rang nach Luft.

Vaders schreckliche, grauenhafte Maske näherte sich seinem Gesicht.

„Wenn der zweite Mann nach dem Imperator, der Oberkommandierende der Flotte, Ihnen einen Befehl erteilt, dann werden Sie diesem Befehl künftig Folge leisten. Haben Sie das verstanden?“

Machtfähigkeiten hin, Machtfähigkeiten her – auch ein Darth Vader war nicht in der Lage, HoloNet-Übertragungssignale zu nutzen, um sich zur Übertragungsplattform eines beliebigen Empfängers zu teleportieren.

Damals nahm ich an, dass Vader Zsinj lediglich den Schneid abkaufen und darüber hinaus ganz im allgemeinen Angst und Schrecken verbreiten wollte.

Machtspielchen.

Nach dieser Nummer kam Zsinj anstandslos mit nach Mandalore, das imperiale Gefängnis auf Dathomir würde bestimmt eine Weile ohne die Überwachung durch einen Sternenerstörer auskommen. Und er wagte es nie wieder, Vader Befehle zu ignorieren oder in Frage zu stellen ...

Während wir nach Mandalore unterwegs waren, erreichten uns die ersten Lage- und Statusberichte der Todesschwadron. Sie hatten ihre Suche in den umliegenden Systemen wieder aufgenommen und fahndeten systematisch nach der Death Watch. In diesem speziellen Fall war es nicht möglich, kleine Siedlungen oder arme Planeten von vorneherein auszuschließen, denn die Death Watch beging ihre Verbrechen nicht nur, um sich zu versorgen und zu bereichern, sondern auch, weil sie sich darin gefielen, eine gefürchtete Gang zu sein ...

Aber die Todesschwadron fand nichts.

„Das gibt es nicht“, hörte ich Admiral Ozzel zu Captain Piett sagen. „Irgendwo müssen sie doch sein.“

Andererseits war eine dünn besiedelte Region wie der Quelli-Sektor nicht bis ins letzte kartographiert, es mochte dutzende kleine, nicht registrierte Siedlungen oder Niederlassungen geben, von denen eine das Rückzugsgebiet der Death Watch sein mochte.

ISB, Büro Armand Isards, Coruscant

„Das wird Lord Vader nicht zufriedenstellen.“ Armand Isard konnte seine Besorgnis nur schwer kaschieren.

„Er kann von uns nicht verlangen, was selbst er mit seinen, nun, wie soll ich sagen, Fähigkeiten nicht herausfinden konnte.“

Wulff Yularen gehörte zu den wenigen imperialen Offizieren, die den dunklen Lord nur wenig fürchteten.

Yularen ging sogar hin und wieder der Gedanke durch den Kopf, Vader von irgendwoher zu kennen, aber er schaffte es nie, den Finger darauf zu legen.

Dann wiederum dachte er, dass das absurd war – niemand wusste, wer oder was „Lord Vader“ eigentlich war, der finstere Begleiter des Imperators, der so plötzlich nach dem Ende der Klonkriege an dessen Seite aufgetaucht war.

Die Sorge Isards hielt er jedoch für übertrieben. Sie hatten herausgefunden, wer der Death Watch Kriegsschiffe verkauft hatte – ein regulärer, vom Imperium lizenzierter Händler, der planetaren Regierungen veraltete Schiffe zur Verteidigung ihrer Welten verkaufte.

Gut genug, um eine wirksame Verteidigung gegen Piraten darzustellen (nicht einmal das Imperium konnte überall sein, dazu war die Galaxis viel zu groß). Aber nicht gut genug, um gegen die größeren, besser bewaffneten und mit stärkeren Schilden ausgerüsteten Sternenerstörer zu bestehen ...

Dem Händler konnte man nicht einmal Vorwürfe machen, selbst wenn sich die Emissäre der Death Watch als solche vorgestellt hätten, es gab kein Gesetz, welches ihm verbot, Kriegsschiffe an jedermann zu verkaufen, der die nötigen Credits dafür aufbringen konnte.

Das wiederum war eine der Fragen, die offen blieben: Woher hatte die Death Watch die Credits für den Kauf so vieler Schiffe, die das Budget der meisten planetaren Regierungen gesprengt hätte?

„Wir glauben, dass sie uns aus dem Weg gehen oder sich vor uns versteckten“, fasste Captain Needa die Meinung der anderen Kapitäne der Todesschwadron zusammen.

Vader, Admiral Ozzel, Captain Piett und ich saßen in einem der Konferenzräume, die anderen Kapitäne waren per Konferenzschaltung als Hologramme anwesend.

Mir begann aufzufallen, dass die anderen Needa gerne als Sprachrohr vorschoben.

Ich hatte Captain Needa bisher als einen sehr höflichen, sehr pflichtbewussten Offizier kennengelernt und fing an, mir Gedanken zu machen. Vermutlich gab er sich nur deshalb dafür her, weil es sonst niemand wagte ...

„Sie beschränken sich auf den Quelli-Sektor?“, vergewisserte ich mich, nachdem ich die Berichte über die bisher erfolglose Suche nach der Death Watch ebenfalls gelesen hatte.

Vader gab mir oft Sachen zur Kenntnis, die mich eigentlich gar nichts angingen oder die sogar streng geheim waren.

Mir fiel keineswegs immer etwas Intelligentes dazu ein, aber Vader war an abweichenden Meinungen interessiert (was vielleicht darin begründet lag, dass nur wenige Menschen in seiner Umgebung es wagten, abweichender Meinung zu sein).

„Bisher ja“, sagte er.

Ich verstand das nicht. Früher hatte ich angenommen, dass es praktisch nichts gab, das Geheimdiensten entging, vor allem, wenn sie gut vernetzt waren. Jetzt lernte ich, dass dem nicht so war. Selbst automatisierte, flächendeckende Überwachung und Auswertung konnte nicht alle Lücken füllen.

Zwar hatte das ISB inzwischen herausgefunden, wer der Death Watch die Schiffe verkauft hatte. Aufgefallen waren diese Transaktionen jedoch nicht. Der Händler hatte sich zwar über die enormen Summen gewundert, die der Käufer für die fast zwei Dutzend Kriegsschiffe aufbringen konnte, dachte sich aber nichts weiter dabei.

Warum gab es keine Meldepflicht für auffälliges Geschäftsgebaren? Woher kamen die vielen Credits? Warum verliefen alle Spuren im Sand? Warum beschränkte sich die Death Watch auf eine nur wenig wohlhabende Gegend wie den Quelli-Sektor? Fragen über Fragen und keine Antworten ...

Wenn die Death Watch der Todesschwadron aus dem Weg ging, dann konnte man sie vielleicht auf anderem Wege davon überzeugen, sich zu stellen.

Vader appellierte an das Selbstverständnis der Death Watch, deren Mitglieder sich zumindest früher einmal als Mandalorianer begriffen hatten und forderte Vaz Vizla zum Duell.

Ein Kampf Mann gegen Mann.

Niemand konnte seine Identität vollständig leugnen, Vaz Vizla nicht und seine Männer auch nicht.

Und genau deshalb würde sich Vizla dieser Herausforderung stellen.

Täte er es nicht, stünde er in den Augen seiner Leute als Feigling da.

Ein Feigling, der nicht mehr würdig war, die Death Watch zu führen ...

Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis Vaz Vizla die Herausforderung annahm und die Death Watch über Mandalore auftauchte, wohin sich die Todesschwadron inzwischen wieder zurückgezogen hatte ...

Auf Mandalore gab es eine ganze Reihe malerischer Ruinenstädte. Vader und Vaz Vizla bestimmten eine davon als Arena für ihr Duell.

Nur Darth Vader und Vaz Vizla.

Keine Beobachter, keine Sekundanten, keine Wachen.

Vader hatte mir irgendwann einmal erzählt, dass ein Mandalorianer namens Jango Fett es tatsächlich geschafft hatte, seinem damaligen Meister Obi-wan Kenobi ernsthaft in Bedrängnis zu bringen. Vizla schien jedenfalls zu glauben, gegen Darth Vader bestehen zu können. Vader sah die Angelegenheit nüchterner – es war damit zu rechnen, dass Vizla irgendwelche Tricks in der Hinterhand hatte ...

Sowohl die Todesschwadron als auch die Flotte der Mandalorianer sammelte sich weitläufig und wie zufällig über der Wüstenregion, die Vader und Vizla gewählt hatten, um ihr Duell auszutragen. Ein Duell auf Leben und Tod.

Ich wollte nicht, dass Vader ging.

Aber als wir uns zusammengetan hatten, musste ich akzeptieren, dass Vader als Krieger lebte und die Risiken eines Kriegers einging.

Weshalb ich mich in Contenance übte. Aber es gelang mir natürlich nicht, meine Besorgnis vor Vader zu verbergen.

„Sorgt Euch nicht“, sagte er, „Die Macht ist mit mir. Dieser Tag wird lange in Erinnerung bleiben. Er wird nicht nur das Ende Vaz Vizlas sehen, sondern auch das Ende der Death Watch.“

Das war so ein typisches Männerding: Vader hatte es geschafft, die Death Watch nach Mandalore zu locken. Ein Kampf zwischen ihm und Vaz Vizla wäre an sich nicht mehr nötig gewesen, Vader hätte der Todesschwadron jederzeit den Befehl geben können, die Schiffe der Death Watch zu vernichten.

Aber er hatte ein Duell angeboten, Vizla hatte angenommen, und deshalb würde das Duell auch stattfinden. Vader war ein Mann, der zu seinem Wort stand.

Von freiem Geleit war allerdings nie die Rede gewesen ...

Vader ging. Und das Warten begann.

Vader bewegte sich allein und zu Fuß auf die Ruinenstadt zu, die er und Vizla für ihr Duell gewählt hatten.

Ein Shuttle hatte ihn hierhergebracht und war gleich wieder abgehoben.

Vader glaubte nicht im Mindesten, dass Vizla sich an Abmachungen halten würde.

Das psychologische Gutachten, welches das ISB über Vizla erstellt hatte, vertrat dieselbe Ansicht.

Außerdem schwang die Absicht der Täuschung deutlich durch die Macht.

Vader wollte das Überraschungsmoment nutzen und hatte die Piloten den Anflugvektor so wählen lassen, dass er das Shuttle unbeobachtet verlassen und seinen Gegner aufsuchen konnte.

Natürlich würden Vizla nicht alleine sein.

Er, Vader, war dafür bekannt, zu seinem Wort zu stehen. Warum seine Gegner so oft glaubten, dass er sie schonen würde, wenn sie Unterstützer mitbrachten? Ihm Fallen stellten?

Egal.

Vader ließ sich von der Macht leiten und bewegte sich in Richtung des ehemaligen Stadtzentrums.

Nah. Sie waren so nah.

Von den Gebäuden der ehemaligen Metropole standen fast nur noch die Außenmauern, die Dächer waren schon vor langer Zeit eingestürzt. Vader nutzte die Macht, um sich auf die Mauerkrone zu katapultieren.

Das war auch so eine Sache, die er nicht verstand. Sie sahen nie nach oben ...

Ich stand auf der Brücke der Exekutor und beobachtete den Planeten unter mir.

Natürlich konnte man von hier oben nicht erkennen, was sich auf der Oberfläche abspielte.

Und doch wollte ich diesen Platz nicht aufgeben.

Mir kam in den Sinn, dass, sollte Vader nicht wiederkommen, ich nie wieder diesen Platz einnehmen würde.

Was sollte eigentlich aus mir werden, sollte Vader getötet werden, heute oder an einem anderen Tag?

Närrin, schalt ich mich.

Was aus mir werden sollte? Ich würde so leben, wie ich vorher gelebt hatte.

Ich hatte Freunde. Jen. Und Silk. Freundschaft war in den Kreisen, in denen Jen sich bewegte, nichts Leichtfertiges. Auch Silk hatte mir ihre Freundschaft erst nach längerer Zeit und nur sehr zögernd geschenkt.

Aber ohne Vader wäre alles nichts, Weiterleben würde eine Bürde sein ...

Vaz Vizla hatte eine große, weitgehend freie Fläche gewählt.

Seine Männer verbargen sich um ihn herum, nutzen einzelne, stehengebliebene Säulen, um sich den Blicken eines arglosen Beobachters zu entziehen.

Vader nahm sie durch die Macht so deutlich wahr wie durch seine Augenlinsen.

Ihre Begierde, zu kämpfen. Sich einen Namen zu machen, indem sie ihn töteten. Ruhm zu gewinnen.

Sie waren größere Narren, als er angenommen hatte.

Vader bewegte sich lautlos auf den Mauern, brachte sich in eine bessere Position. Bin gleich da ...

Vader sammelte sich. Einatmen. Ich bin eins mit der Macht. Ausatmen. Die Macht ist mit mir.

Vader sprang.

Vizla hatte nie vorgehabt ein faires Duell auszutragen.

Er war mit mehreren Männern gekommen und hatte Drohnen in der Luft gehabt, eine davon eine kleine Kameradrohne.

Auch wenn Vader inzwischen längst schon wieder wohlbehalten an Bord gekommen war und die Todesschwadron die Schiffe der Death Watch unter Feuer genommen und in Schlacke verwandelt hatte, blieb mir doch mehrmals fast das Herz stehen, als ich mir die Aufzeichnungen ansah.

Vader sprang mitten unter sie, wehrte mit dem Lichtschwert Blasterbolzen und Drohnen ab, entrisst ihnen mit der Macht weitere Waffen und warf sein Lichtschwert, welches zu ihm zurückkehrte wie ein Bumerang, dabei tötete er Vaz Vizla und seine Männer mit einer Selbstverständlichkeit und Präzision, die den Betrachter eher an einen sorgfältig choreographierten Schaukampf glauben ließ ...

DIE TODESSCHWADRON: Revans Rückkehr

„Jetzt wird es sich bald zeigen, ob die Gerüchte der Wahrheit entsprechen.“

Ich stand mit Admiral Ozzel und Captain Pielt an den Sichtluken der Executor und sprach mit ihnen über die Gerüchte, die immer weitere Kreise zogen: Revans Rückkehr. War der legendäre Jedi tatsächlich zurückgekehrt?

Die öffentliche Meinung dazu war gespalten: schlichtere Naturen, die immer noch dem Jediismus verhaftet waren, begrüßten seine Wiederkehr, vergaßen dabei aber, dass Revan – soweit bekannt – mehrmals die Seiten gewechselt hatte.

Die Intelligenz sowie das Militär vertraten eher die Meinung, dass das Ganze nur ein haltloses Gerücht war, das sich immer mehr verbreitete und dabei immer größer wurde.

Der Rest der Galaxis glaubte an erstklassige Unterhaltung. Dazu bei trugen die verschiedenen HoloNet-Sender, die Preise für die Erbringung von Beweisen ausgelobt hatten, bekannte HoloNet-

Größen über die historische Person Revan diskutieren ließen, Dokumentationen oder HoloVids ausstrahlten.

Vader war diese Sache so wichtig, dass er die Todesschwadron zum Kern und Ausgangspunkt der Gerüchte vorstoßen ließ: das Hapes-Konsortium.

Da es keine direkten Hyperraumrouten von Mandalore nach Hapes gab, nutzte Admiral Ozzel diese Gelegenheit, um die Brückencrews der Todesschwadron erneut mit vielen „rein-raus-Übungen“ zu erfreuen.

Hapan war das Verwaltungszentrum des Hapes-Konsortiums. Jeder, der hier Handel treiben wollte, war per Gesetz dazu verpflichtet, seine Geschäfte inner- und außerhalb des Konsortiums auf Hapan abzuwickeln, weshalb sämtliche Mitgliedswelten des Konsortiums Botschaften auf Hapes unterhielten, was wiederum zu einer erstaunlichen Dichte an Palästen und anderen Prunkbauten führte.

Hapes war eine absolutistische, matriarchalische Monarchie, die von der Königinmutter mit List und Tücke geführt wurde.

Plötzlich schweiften die Blicke Ozzels und Pietts ab und schienen etwas hinter mir zu fixieren, dann fanden sie plötzlich Gründe, das Gespräch zu beenden und mich zu verlassen.

„Ich muss unten nach dem Rechten sehen“, sagte Pielt und ging in Richtung Brückengrube.

„Ich habe noch zu tun“, sagte Ozzel, verneigte sich leicht und wandte sich zum Gehen. „In meinem Büro.“

Ich betrachtete weiter den Weltraum.

„Vader“, sagte ich, als ich das Atemgeräusch des dunklen Lords neben mir hörte. „Jetzt habt Ihr sie vergrault ...“

Die Schiffe der Todesschwadron hatten kaum die ihnen zugewiesenen Parkorbits eingenommen, als ein Shuttle den Hangar der Executor verließ und nach Hapes-City flog.

Die Königinmutter ließ es sich nicht nehmen, Lord Vader, den Stellvertreter des Imperators und Oberkommandierenden der Imperialen Sternenflotte, eine Audienz zu gewähren.

Das war ein typisches Beispiel diplomatischen Sprachgebrauchs. Niemand im gesamten Galaktischen Imperium hätte es gewagt, Darth Vader nicht zu empfangen.

Da man sein Verlangen, mit der Königinmutter zu sprechen, nicht zurückweisen konnte, gewährte man ihm eben eine Audienz.

Im Hapes-Konsortium tat man gerne so, als ob man immer noch die isolationistische, von den Nachbarn gefürchtete Großmacht wäre, aber das war längst Geschichte.

Das Imperium duldete die Illusion, dass das Konsortium immer noch von Hapan aus regiert wurde und die derzeitige Königinmutter war klug genug, das nicht in Frage zu stellen. Dazu bei trugen die Sternenerstörer, die über Hapan stationiert waren und die immer wieder zu Patrouillenflügen durch das Konsortium aufbrachen und dort nach dem Rechten sahen.

Natürlich empfing man auch sie gerne als „Gäste“ ...

Vader ließ seine Fähre direkt vor den Palast der Königinmutter landen und marschierte mit einer Abteilung Sturmtruppen zur Audienz. Politik war dafür verantwortlich, dass er diesen Unsinn mitmachen, die Form wahren musste ...

Dabei gaben es die realen Machtverhältnisse nicht im Mindesten her, sich dieser Inszenierung zu beugen.

Im Thronsaal warteten neben der Königinmutter Verwandte und Berater sowie die üblichen Schmarotzer und Parasiten, wie man sie an jedem Königshof fand.

Vader ignorierte sie.

Nach den Begrüßungsfloskeln kam Vader zur Sache.

„Welcher Natur ist das Problem, das meine Anwesenheit notwendig macht?“

Die Königinmutter sah erstaunt auf. „Wir haben den Imperator wissen lassen, dass Revan ...“
Vader schnitt ihr mit einer ungeduldigen Handbewegung das Wort ab. „Ich habe nicht nach Revan gefragt, ich habe nach der Natur des Problems gefragt.“

„Revan ...“

Zorn wallte in Vader auf und er spielte kurz mit dem Gedanken, die Königinmutter mit der Macht zu würgen.

Der Zorn Vaders galt aber nicht allein der Königinmutter. Vader hielt es für unmöglich, dass eine Person, die vor tausenden Jahren gelebt und seither in den Unbekannten Regionen verschollen war, wiedergekehrt war.

Der Imperator sah das anders und ihm ging es vermutlich darum, eine potentielle Bedrohung auszuschalten oder einen weiteren Verbündeten zu gewinnen, seine, Vaders, Befehle waren diesbezüglich eindeutig: sollte Revan tatsächlich wiedergekehrt sein und ließ er sich nicht für ihre Sache gewinnen, dann sollte das Revans Tod sein.

„Das Imperium hat die Gerüchte gehört. Was tut dieser angeblich wiedergekehrte Jedi, dass meine Anwesenheit notwendig ist?“

Die Königinmutter sah sich verunsichert um. „Ich ... verstehe diese Frage nicht?“

Vader beschloss, ihr auf die Sprünge zu helfen. „Stört diese Person den Schiffsverkehr? Begeht Akte der Piraterie? Überfällt abgelegene Siedlungen?“

„Nun, eh, nein, nicht, dass wir davon wüssten.“

„Weigert er sich wenigstens, Zölle und Steuern zu entrichten?“

„Ich ... ich ...“, stotterte die Königinmutter, von Vader völlig aus dem Konzept gebracht.

Vader war sehr ungehalten. „Dann stehen Sie mir nicht die Zeit!“

Während Vader mit der hapanischen Regierung konferierte, schlenderte ich mit Kommandant Praji und Kommandant Jir durch die Straßen Ta'a Chume'Dans, wie die Stadt eigentlich hieß.

Trotzdem und weil sich viele Nicht-Hapaner mit der Aussprache schwer taten, war die Stadt hauptsächlich unter dem Namen Hapan-City bekannt.

Das unauffällige Sammeln von Lage- und Stimmungsbildern sowie ungefilterten Informationen hatte sich bewährt. Wir trugen Zivilkleidung und gaben die staunenden Hinterwäldler – solchen Leuten beantwortete man doch gerne ihre naiven Fragen ...

Eine schönere, sauberere und gepflegtere Stadt als Hapan-City hatte ich meiner Lebtag nicht gesehen und gab es nach allgemeinem Dafürhalten in der gesamten Galaxis auch kein zweites Mal.

Das Zentrum bestand aus eleganten, bunt beleuchteten Wolkenkratzern aus Transpariastahl, die Außenfassaden der Gebäude der historische Altstadt waren reich mit Perlen, Perlmutter oder Aurodium verziert, die Straßen und Gehwege bestanden aus bunten Mosaiken oder waren mit matt schimmernden Platten aus Buntmetall oder fein strukturiertem Stein ausgelegt.

Und die Stadt war sauber. Es gab keine Graffiti, keinen Vandalismus und keinen Dreck.

Natürlich auch keine Bettler, Straßenkinder oder streunende Haustiere.

Schließlich setzten wir uns in eine gut besuchte Kaffeebar und bekamen erwartungsgemäß bald Gesellschaft.

„Setzen Sie sich doch zu uns“, bot ich an, „Wir werden nicht mehr lange bleiben.“

„Sie haben ja ordentlich was feiern“, vermutete Praji nach einem Blick auf die bestellten Getränke der Neuankömmlinge.

Die vier Hapaner waren gut gelaunt und gaben bereitwillig Auskunft über ihr Gewerbe und den guten Geschäftsabschluss, den sie gerade getätigt hatten.

„Ich war bisher der Meinung, dass das Konsortium ein überaus sicherer Sektor ist“, begann ich das Gespräch umzulenken. „Aber im Orbit haben wir mehr als ein halbes Dutzend imperiale Sternenerstörer gesehen.“

„Dann kriegen sie ja endlich mal den Hintern hoch, diese faulen Säcke“, sagte einer.

„Habt ihr dieses Monsterschiff gesehen, das sie dabei haben? Soll ein Vermögen gekostet haben ...“

„Ja, im Ausgeben unserer Steuergelder sind sie großartig!“

„Wobei kriegen sie denn endlich mal den Hintern hoch?“, fragte Praji und mimte dabei äußerst glaubwürdig das unbedarfte Landei.

„Revans Rückkehr“, sagte einer der anderen Männer.

„Revan? Wie der aus der HoloNet-Serie?“, fragte Praji. „Ihr verarscht uns doch, oder?“

„Eine semi-mythologische Gestalt, von der keiner weiß, ob sie wirklich existiert hat“, urteilte Jir.

„Das ist wenig glaubhaft.“

Praji und Jir waren typische Opfer imperialer Propaganda. Die meisten Menschen hatten die machtbegabten Zauberer inzwischen fast vollständig vergessen, selbst dann, wenn sie sie persönlich noch erlebt hatten.

Anderen war der Orden der Jedi nur vom Hörensagen oder auch gar nicht bekannt und sie verwiesen alles Übernatürliche deshalb per se ins Reich der Legende.

Woher kam eigentlich das plötzliche Interesse an einer historischen Gestalt wie Revan? Eines der wenigen Dinge, die man sicher über Revan zu wissen glaubte war, dass er in den Unbekannten Regionen verschollen war. Eine Steilvorlage für seine angebliche Widerkehr ...

Vader war in den letzten Tagen nicht wirklich gut drauf. Genauer gesagt, seit er eine Unterredung mit dem Imperator gehabt hatte. Er war mäkelig und reizbar und machte seiner Umgebung, vor allem aber Admiral Ozzel, das Leben schwer.

Schließlich redete er.

„Der Imperator will sich die Machtfähigkeiten Revans dienstbar machen, sollte er tatsächlich wiedergekehrt sein.“

„Ist das ein Problem? Palpatine hält sich doch auch Mara Jade und die Inquisitoren.“

„Deren Machtfähigkeiten sind begrenzt. Im Grunde zählen sie nicht, da der Orden nach wie vor immer noch aus jeweils zwei Mitgliedern besteht.“

Einem Meister, der die Macht hält und einem Schüler, der sie begehrt.

Andererseits war Vader kein Schüler mehr.

Und ob er wirklich die Macht begehrte?

Vader war zu Palpatine übergelaufen, weil er Ordnung und Sicherheit wollte, etwas, das der Orden der Jedi trotz aller Bemühungen nie hatte sicherstellen können ...

Die Regel der zwei war von Darth Bane vor mehr als tausend Jahren eingeführt worden.

Palpatine als Meister könnte das natürlich jederzeit wieder ändern und sich z.B. weitere Schüler nehmen und Vader gleichzeitig als seinen Vollstrecker behalten.

„Der Imperator könnte das ändern“, schlug ich vor.

„Das wird er nicht.“

So wie Vader das sagte, klang es sehr endgültig.

„Ihr glaubt, dass der Imperator Euch ersetzen will?“

„Kanzler Palpatine war mein Freund“, sagte Vader. „Auch noch der Imperator, in den ersten Jahren.“

Dann hatte Vader herausgefunden, dass Palpatine ihn benutzt und absichtlich seine Kräfte geschwächt hatte. Gleichzeitig wusste Vader, dass ihm damals noch die politischen Fähigkeiten fehlten, das Imperium zu regieren, Palpatine hingegen war ein Meister des Intrigierens und Taktierens.

Deshalb, und nur deshalb, war alles so geblieben, wie es war. Revan hingegen würde dieses fragile Gleichgewicht empfindlich stören.

„Würde sich ein Mann wie Revan überhaupt Palpatine unterordnen?“

Revan war ein Jedi, der den Orden verraten und die Seiten gewechselt hatte.

Mehrmals.

Er hatte Schlachten geschlagen und ein Imperium begründet. Dann war er in den Unbekannten Regionen verschollen. Auch wenn sich Parallelen mit Vaders Leben aufdrängten – Revan würde mit seinem (biologischen) Alter und Kenntnissen keine Position als Schüler akzeptieren.

Vader hingegen hatte sich Palpatines Lehre unterworfen, weil er die Macht haben wollte, die stetigen Kriege zu beenden, die die Galaxis regelmäßig heimsuchten.

Revan hingegen war, sollte er tatsächlich wiedergekehrt sein, eine Variable mit mehreren Unbekannten.

Und deshalb würde Vader die Befehle des Imperators ignorieren und Revan in jedem Fall töten, sollte er seiner jemals habhaft werden.

„Sie sind hier, um das Hapes-Konsortium zu schützen. Stattdessen halten die Bewohner dieser Welt Sie für indolent.“

Vader hatte die Kapitäne der drei Sternenerstörer antreten lassen, die im Hapes-Konsortium stationiert waren, und rüffelte sie.

„Kilian, was genau waren die Worte, die die Hapaner verwendet haben?“

„Sie halten die Imperiale Sternenflotte für eine Bande fauler Säcke.“

Man sah den dreien an, dass sie lieber überall, nur nicht hier sein und Vader Rede und Antwort stehen wollten.

„Das ist nicht wahr“, beehrte ein jüngerer Captain auf. „Wir gehen regelmäßig auf Patrouille. Auch in die nicht kartographierten Systeme, in denen man jederzeit von umhertreibenden Asteroiden getroffen werden kann und ...“

Vader trat vor. Der noch verhältnismäßig junge Offizier schluckte schwer, schaffte es aber, nicht vor Vader zurückzuweichen.

„Das will ich hoffen. In Ihrem Interesse.“

„Sir, darf ich offen sprechen?“, fragte einer der älteren Kapitäne.

Vader machte eine zustimmende Geste.

„Es gab keinerlei Überfälle im gesamten Konsortium. Wir haben uns umgehört. Recherchen angestellt. Belohnungen ausgelobt. Aber niemand wollte diesen ominösen Revan und sein Schiff tatsächlich gesehen haben. Sir, wir jagen ein Phantom.“

„Der Imperator glaubt, dass es ihn gibt. Wollen Sie ihm das persönlich mitteilen?“

Bei diesen Worten trat Vader näher an den Captain heran und dieser wich vor Vaders hoch aufragender Gestalt zurück.

So intensiv, wie Vader die Offiziere piesackte, war er mehr als nur schlechter Laune ...

Die Todesschwadron und die drei hier stationierten Sternenerstörer schwärmten aus und suchten nach Revan. Ein weiteres Mal. Ein Unterfangen, das letztendlich zum Scheitern verurteilt schien, denn auch ein verhältnismäßig kleiner, gut kartographierter Bereich der Galaxis wie das Hapes-Konsortium bot immer noch viel zu viele Verstecke für jemanden, der nicht gefunden werden wollte.

An sich operierte ein Sternenerstörer alleine, nur in Ausnahmefällen sah man sie zu zweit oder zu dritt.

Eine schnelle Eingreiftruppe wie die Todesschwadron, die buchstäblich mit allem fertig wurde, was diese Galaxis an Gefahren bot, war die absolute Ausnahme.

Zuerst hatte ich ja angenommen, dass man bei einem Sternenerstörer ein ähnliches Konzept verfolgte wie bei einem Flugzeugträger, was bis zu einem gewissen Grad auch stimmte.

Aber ein Sternenerstörer brauchte keine Begleitflotte, die ihn schützte, nicht einmal einen Einsatzgruppenversorger, jedes dieser Schiffe hatte Vorräte für die nächsten Jahre an Bord.

Nur die Executor war über Hapan-City zurückgeblieben, um weiter Druck auf die planetare Regierung auszuüben ...

„Ortung“, schrie einer der Männer an den Stationen, die unablässig die Umgebung der Avenger scannten. „Antiker Kreuzer der Interdictor-Klasse voraus.“

„Wir haben sie“, frohlockte Needa. „Informieren Sie Lord Vader.“

„Sir, er springt in den Hyperraum“, meldete ein anderer Brückenoffizier.

Needa verfluchte sich selbst für den voreiligen Befehl, Lord Vader zu informieren.

„Folgen Sie ihm!“

Sowohl Needa als auch seine Männer wussten, dass das möglich, wenn auch gefährlich war.

Trotzdem widersprach niemand, das Jagdfieber hatte sie gepackt, sie wollten unbedingt ihrem finsternen Herrn den Interdictor zu Füßen legen.

„Informieren Sie Lord Vader ständig.“

Der alte Kreuzer schenkte der Avenger nichts, aber Needa ließ sich nicht abschütteln, die Brückencrew gab alles.

Ein weiterer Grund für diesen engagierten Einsatz war die Furcht vor dem dunklen Lord.

Der Interdictor versuchte mit allen Mitteln, den Sternenerstörer loszuwerden, was ihm aber immer schwerer fiel, da die Avenger die besser geschulte, routiniertere Crew hatte.

Nach dem vierten Blindsprung durch den Hyperraum hatte die Avenger soweit aufgeholt, dass sie das antike Kriegsschiff noch in Normalraum stellen konnte.

„Feuern Sie auf seine Antriebssektion“, befahl Needa.

„Mehrere große Asteroiden voraus“, brüllte gleichzeitig einer der Männer von der Ortung.

„Ausweichmanöver“, rief Needa.

Hatte sich heute alles gegen ihn verschworen?

Das wiederum führte dazu, dass die Kanoniere nachjustieren mussten und sie den entscheidenden Sekundenbruchteil zu spät feuerten, während die Avenger durch das Ausweichmanöver so viel Zeit verlor, dass sich das Sprungfenster buchstäblich vor ihrer Nase schloss ...

„Die Avenger meldet, dass sie ihn verloren haben“, berichtete KomScan. „Sie konnten seine Antriebssektion beschädigen und glauben, dass er nicht weit kommt.“

„Setzen Sie Kurs auf den vermuteten Aufenthaltsort des Interdictors“, befahl Vader und Pielt beeilte sich, dem nachzukommen.

„Der Imperator hatte recht“, sagte Vader leise zu mir. „Es gibt ihn also doch.“

Dann schwieg er länger.

„Trotzdem habe ich das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt.“

Als die Executor schließlich aus dem Hyperraum fiel, leitete Pielt sofort Suchmaßnahmen ein, wenig später gesellte sich die Avenger zu uns. Vader befahl den anderen Schiffen der Todesschwadron, sich uns anzuschließen und wir führten ein umfangreiches Suchmanöver durch. Während sie das taten, dachte ich nach.

„Selbst wenn Revan Jahrtausende in Stasis oder im Kryoschlaf verbracht hat – sein Schiff war in dieser Zeit doch den Bedingungen des Weltraums ausgesetzt, oder?“

Vader wandte den Kopf in einer bestätigenden Geste.

„Und?“

„Die Strahlung, größere oder kleinere Beschädigungen der Außenhülle durch Asteroiden und so weiter ... wäre ein Schiff unter solchen Bedingungen überhaupt sofort einsatzbereit?“

Es stellte sich heraus, dass es in der gesamten bekannten Galaxis nur einige wenige Werften gab, die sich auf das Herrichten und Aufrüsten antiker Schiffe auf moderne Standards spezialisiert hatten, und eine davon befand sich im Hapes-Konsortium.

Der Rest war denkbar einfach: Wir begannen sinnigerweise mit der Werft vor Ort, übermittelten alle technischen Daten und man war nur zu gerne bereit, uns vollumfänglich Auskunft zu geben – aber ja, dieses Schiff hatten sie hier vor nicht allzu langer Zeit in einem ihrer Docks gehabt. Sehr schönes Schiff übrigens. Und so gut erhalten ...

Piett wurde angesichts des ausufernden Redeflusses des Werftleiters zunehmend ungeduldig – nun sagen Sie schon, wer der Eigner dieses Schiffes ist ...

Wenig später sammelte sich die Todesschwadron wieder über Hapes. Und dort warteten wir.

Schließlich tauchte das persönliche Schiff Prinz Isolders auf und Vader ließ die Yacht mit Traktorstrahlen erfassen und an Bord der Executor ziehen.

Das war im Rahmen der diplomatischen Gepflogenheiten zwar etwas grob, der Prinz wurde jedoch mit allen ihm als Mitglied der königlichen Familie zustehenden Ehren empfangen und sofort in den Besprechungsraum geleitet, der intern nur „der kleine Thronsaal“ hieß.

Hier standen mehrere Stühle im Oval, auf einem davon saß Vader und ich daneben, außerdem waren noch ein paar Offiziere und Sturmtruppler anwesend.

„Prinz Isolder“, sagte Vader. „Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?“

Der Prinz war ein junger, hochgewachsener Mann mit blonden Haaren und blauen Augen. Jetzt schluckte er schwer.

„Bei was genau, mein Lord?“

Er hatte die Gerüchte gehört, dass Lord Vader Gedanken lesen konnte ...

„Vorzugeben, dass Revan widergekehrt ist“, sagte Vader streng.

„Das, also nein, das ist nicht wahr“, widersprach Isolder.

„Das ist nicht wahr?“, warf ich ein. „Wir haben die Werft ausfindig gemacht, in der man den antiken Interdictor restauriert und neu ausgerüstet hat. Man war dort sehr kooperativ und hat uns den Namen des Eigners bereitwillig mitgeteilt.“ Ich machte eine Pause. „Die Avenger hat das Schiff angeschossen. Wie haben Sie es eigentlich zurückgeschafft?“

„Aber ich habe doch gar nicht vorgegeben, der wiedergekehrte Revan zu sein“, klagte der Prinz.

„Wir, ein Freund und ich, haben das Schiff entdeckt. Es war so gut erhalten und so ließ ich es bergen und herrichten. Wir haben eine Brückencrew und ein paar Techniker und Ingenieure angeheuert und fanden es interessant, es zu fahren. Ich habe nie vorgegeben, etwas anderes zu sein als ich selbst. Bis wir von den Gerüchten hörten, hatten sie sich schon längst verselbständigt. Und mit dem beschädigten Antrieb haben wir es nur mit viel Glück zurückgeschafft.“

Vader gab ein undefinierbares Geräusch von sich. „So etwas wie Glück gibt es meiner Erfahrung nach nicht.“

Es war nicht zu fassen: Die ganze Aufregung rund um Revans Rückkehr hatten wir vermutlich einen Raumpiloten mit zu viel Phantasie zu verdanken, der zufällig gesehen hatte, wie Isolder mit seiner neu hergerichteten Antiquität ein paar Manöver flog ...

Verderben auf Tuwihry1 - Teil 3

Ein Roman aus dem 2. Universum des Oki Stanwer Mythos

AUS DEN ANNALEN DER EWIGKEIT

von Uwe Lammers

19.

Die Situation in der Halle selbst hatte sich verändert.

Vier gedrungene, breite Gestalten, die von hier oben aussahen wie Maschinenkolosse aus rotschwarzem Metall, über und über von geometrischen Auswüchsen überkrustet wie lange versunkene Schiffe von Korallen bedeckt werden, standen unten inmitten der Leichen und Verletzten, inmitten der Trümmer ... und während ich noch hinschaute, bewegten sich seitlich angebrachte, schwarze und klobige Tentakelarme, die offenbar vollständig gepanzert waren, und aus ihren Enden zischten grüne Energieschleier.

Diese ungeheuerlichen Kreaturen, was auch immer sie sein mochten, wanderten kaltblütig, ohne auch nur die geringste Emotion zu zeigen, durch das Meer aus Schutt, Leichen und verstümmelten Shassluur, und sie lösten ohne Unterschied alles auf, was ihnen in den Weg kam. Das nämlich war die Wirkung dieser Energieschleier. Die grüne Energieform – zweifelsohne Desintegratorenergie – vernichtete alles rings um sie: Glastrümmer, Gesteinsreste, zerborstenes Mobiliar, Tote ... und Verwundete, die qualvoll aufschrien, während sie bei lebendigem Leibe in kaltes, molekulares Gas aufgelöst wurden.

Ich stierte ungläubig, mit offenem Mund keuchend, weil ich nicht glauben mochte, was ich sah. So etwas ... also ... so etwas TAT man doch nicht! Es gab doch ein Völkerrecht ... diese Kreaturen DURFTEN so etwas nicht machen! Das war ... also, das war MORD! Das war ein Kriegsverbrechen ... das ... das ...

„Ich glaube nicht, dass diese Wesen das interessiert, Träger Coshtuur“, wisperte die KI in meine Ohren und ließ mich schreckhaft zusammenzucken und laut aufschreien. „Ich habe übrigens die Sprechverbindung in eine einseitige verwandelt. Wir können noch angesprochen werden, aber selbst nicht mehr senden. Das erscheint mir nicht vernünftig zu sein. Wir könnten entdeckt werden, und meine höchste Priorität hat Euer Überleben.“

Offensichtlich hatte ich meine Worte fassungslos laut ausgerufen. Da war es schon ganz gut, dass meine Anzug-KI die Lautsprecherverbindung ausgeschaltet hatte. Ich legte keinen Wert darauf, ebenfalls in grünliches Gas verwandelt zu werden. Und so würde es geschehen, wenn diese Monster auf mich aufmerksam wurden. Dazu bedurfte es keiner Phantasie ...

Die schwarzen Gestalten, die etwa so hoch sein mochten wie ich – nur eben dreimal so breit und von Kopf bis Fuß in schwarzes Metall geschmiedet –, vollendeten ihr grauenhaftes Werk. Sie waren dabei so geschickt, dass sie das Mosaik des Bodens beinahe unbeschädigt ließen. Diese monströsen, ungeheuerlichen Kreaturen, gegen die vermutlich selbst Artillerie machtlos gewesen wäre, „reinigten“ auf diese Weise einen Platz von rund zehn Taay Distanz rings um Kleines´

leuchtende Sphäre, die sie allerdings selbst nicht antasteten. Der Bote selbst bewegte sich und seinen Schwebesessel nicht. Er sagte auch nichts.

Kleines sah diesem Morden ungerührt zu.

Ich konnte es einfach nicht fassen.

Als die vier Ungeheuer – viel später erst erfuhr ich, dass ich leibhaftige Xesroy jenseits ihrer Kampfschiffe gesehen hatte – schließlich mit ihrer furchtbaren Aufgabe fertig waren, bildeten sie einen Kordon um Kleines, so eng, dass er nicht entkommen konnte. Mir war aus Gesprächen mit meinen Kollegen vom Diplomaten team, das mich und Kleines nach Tuwihry begleitet hatte, bekannt, dass sein Schwebesessel nicht genügend Kraftfeldenergie besaß, um einen Senkrechtstart zu versuchen. Und nur so wäre er dem Kordon entronnen. Er schien es aber darauf gar nicht anzulegen.

Von meiner erhöhten Position wirkten die schwarzgepanzerten Vollstrecker nun wie ein kurzarmiges Kreuz mit Kleines im Zentrum. Die Situation schien im Patt erstarrt zu sein, aber das war leider wieder mal eine meiner typischen trügerischen Hoffnungen.

Dann nämlich ... dann ... erklangen diese schweren Schritte von neuem.

Mein Mund trocknete aus, als der Anführer dieser Ungeheuer in Sicht kam.

Es handelte sich um ein humanoides Wesen, jedenfalls vom physiologischen Grundaufbau. Zwei lange, kräftige Beine, schmale Hüften, nach oben breiter werdender Rücken mit breitem Kreuz. Von den Schultern gingen – wie bei uns Allis – zwei lange, starke Arme aus, die in ganz normalen Händen endeten. Der Kopf sah eigentümlich kantig aus ...

Komischerweise war ich außerstande, die Grenzen seiner Kleidung zu erkennen. Oder der Kleidung generell. Erst beim zweiten Blick, als sich der Widerschein von Kleines' Sphäre auf dem Wesen spiegelte, begriff ich, was das bedeutete: es war vollständig in schwarzes Metall gepanzert, genau wie die plumpen, bedrohlichen Xesroy, die über keinerlei sichtbare Wahrnehmungsorgane verfügten und in ihrer Position mehr denn je wie klobige, tentakelbewehrte Metallschränke wirkten. Jeder Zoll Körperoberfläche des Neuankömmlings war in Metall gehüllt, es gab keine Öffnungen. Vielleicht im Gesicht, das ich gerade nicht erkennen konnte, aber sonst ni...

In dem Moment drehte sich das Wesen um und schaute durch den Saal.

Ich konnte nur mühsam einen erschrockenen Aufschrei unterdrücken.

Sechs grüne, dreieckige Augen glühten emotionslos auf wie Leuchtdioden. Sie waren in Form einer umgekehrten Pyramide im schwarzen, spitz nach unten zulaufenden Gesichtspanzer geometrisch exakt angeordnet, der eine vage gesichtsähnliche Form besaß. Es gab so etwas wie einen Mund, der aber mehr wie ein Sprechgitter wirkte, und eine flache Erhöhung, die vielleicht eine Nase andeuten sollte.

Ansonsten aber war auch hier allein das schwarze, polierte Metall vorherrschend.

Dieses Antlitz war so entsetzlich allfremd, dass ich kaum zu atmen wagte. Es wirkte ... konstruiert. Ja, wirklich konstruiert. Denn diese Anordnung der Augen konnte nicht von der Natur herrühren, und in der Form der grün glühenden Blickfunken kehrte die Struktur der auf der Spitze stehenden Pyramide wieder. So etwas war nicht auf natürliche Weise entstanden, da war ich mir völlig sicher.

Einen Moment lang hatte ich darüber hinaus die beklemmende Empfindung von etwas unsagbar Bösem, das in dieser Panzerung steckte, und ich begriff, dass ich wahrscheinlich sterben würde, wenn diese Maske gelüftet würde, wenn das, was in der Panzerung steckte, in Kontakt mit der Umwelt kam. Scheinbar war es weniger ein Panzer, der das Innere vor der Umwelt schützte, sondern es verhielt sich umgekehrt: die Umwelt wurde vor dem geschützt, was das Wesen und die Essenz dieser monströsen Kreatur darstellte.

Ich war daher heilfroh, dass dieses Wesen nicht nach oben schaute. Es jagte mir eine ungeheuerliche Angst ein, und ich verstand eigentlich augenblicklich, dass das kein Roboter sein konnte. Dass das alles keine Roboter waren.

Wen ich hier direkt vor mir hatte, und diese Erkenntnis reichte aus, mich vollkommen zu paralysieren und in die Inaktivität zu verbannen, das konnte stattdessen nur eins sein: einer der legendären Feinde selbst, die sonst niemals in Erscheinung traten.

Ein Troohn!

Einer der geheimnisumwitterten HERREN DES IMPERIUMS.1

Ein Todfeind Oki Stanwers, des Lichts, ein Todfeind von Klivies Kleines und mir.

Und Kleines war ihm ausgeliefert.

Spätestens jetzt konnte ich keinen Muskel mehr rühren vor Grauen.

20.

Was dann geschah, erscheint mir auch heute noch wie ein unglaublicher Fiebertraum. Aber ich kann wirklich nur wiedergeben, was ich gehört und gefühlt habe, und selbst wenn ich freimütig zugebe, dass ich vieles nicht begriffen habe, was passierte ..., doch ich schwöre bei Oki Stanwer, den Sieben Lichtmächten und allen Doktrinen des OKI-STANWER-GESETZES, dass alles der Wahrheit entspricht.

Die schwarze, ganz in Metall geschmiedete Gestalt wandte sich wieder um und trat langsam, selbstsicher und absolut ruhig vor Kleines' Energiesphäre hin. Die Art der Bewegung schuf den Eindruck, als ob dieses Wesen nicht in einer Art von Panzerung steckte, sondern als wenn diese Panzerung auf obskure Weise ihre Haut sei. Sie erwies sich auf beunruhigende Weise als geschmeidig, blieb aber doch so kantig an vielen Stellen, dass es sich zweifelsohne um eine Form von Panzerung handeln musste.

Während sich der Troohn umdrehte, fielen mir weitere Einzelheiten in seiner Erscheinung auf. In einem Hüftgurt befanden sich – schrecklich ähnlich wie bei uns Allis – zwei Schusswaffen, und zwischen den Schultern wölbte sich ein kleiner, eckiger Tornister, der aber nicht so aussah, als

diente er der Luftversorgung. Es war vermutlich mehr ein drahtloser Energietransfer-Generator für die Waffen. Eine Art von Lebenserhaltungssystem erkannte ich bei dem Troohn nicht.

Klivies Kleines drehte den Schwebesessel selbsttätig so, dass er direkt das unheimliche Gesicht des Troohns ansehen konnte.

So maßen die beiden so ungleichen Wesen einander eine kleine Ewigkeit – der hochgewachsene Troohn, der vielleicht anderthalb Köpfe größer war als ich, und Kleines, der feiste, aufgeschwemmte BOTE des Lichts. Meine bange Hoffnung, der Bote würde nun gegen den Troohn zu kämpfen versuchen, sich zu befreien suchen ... das alles wurde hinfällig. Er tat es nicht.

Und dann begann das, weswegen ich dies alles als Fiebertraum bezeichne.

Sie redeten miteinander.

Und ich verstand alles.

Ich weiß, das hört sich verrückt an, weil ich ja die Troohn-Sprache noch niemals gehört hatte, aber es verhielt sich tatsächlich so: ich verstand akustisch, was sie redeten. Vom Inhalt her kann ich das nicht beschwören, da blieb mir einiges dunkel. Aber was ich eigentlich sagen möchte – meine Anzug-KI konnte nichts davon begreifen. Sie hat nur eine Diskussion im troohnschen Dialekt aufgezeichnet, eine Diskussion, die BEIDE SEITEN in diesem Dialekt führten. Woher Kleines ihn kannte, ist mir bis heute ein Rätsel. Zumindest dann, wenn die Worte des Troohns Lügen waren, worauf ich bis jetzt immer noch hoffe. Und warum ich das alles verstehen konnte, weiß ich auch nicht.

Das jedenfalls, was der Troohn mit seinen Worten andeutete, KANN ich einfach nicht glauben. Das ist schlicht unmöglich. Er muss einfach gelogen haben. Er muss einfach. Denn wenn das stimmt, was er sagte, dann ... dann ... verliere ich meinen Glauben.

Oder meinen Verstand.

„So also ist der Moment gekommen, auf den ich so lange gewartet habe“, erklärte der Troohn langsam, und er klang weder triumphierend noch hasserfüllt, sondern vielmehr, als ob ... er einen lange gehegten Traum realisierte. Wie ein Bürokrat, der das Sollziel erreicht hat, dankbar nickt und sich wieder von neuem in die Arbeit stürzt.

Ich begriff das nicht, erst recht nicht, warum ich seine Worte überhaupt verstehen konnte.

Für Kleines waren diese Worte offensichtlich ebenso kryptisch. Dennoch hielt er sich gut und bewahrte, wie es sich für einen hochrangigen Diener des Lichts gehört, selbst in dieser krisenhaften Situation seine kühle Gelassenheit. Zu dem Zeitpunkt bewunderte ich ihn dafür noch.

„Du bist offenkundig ein Troohn.“

Der Troohn nickte andeutungsweise, mit der generösen Ruhe des selbstsicheren Siegers. Er war von einer schrecklichen Gelassenheit erfüllt, die mich verstörte. „Oh ja, SPLITTER, ich bin ein Troohn. Teil des Ewigen Reiches, Teil der Ewigen Ordnung. Wie auch du ein Teil davon bist.“

„Hier liegt offensichtlich ein Irrtum vor“, korrigierte das feiste Botenwesen langsam, ohne auf die seltsame Namengebung durch den Troohn auch nur im Mindesten einzugehen. Der kluge Diplomat geht nicht gleich in die Defensive, sondern bleibt stets in der Offensive. „Du sprichst mit Klivies Kleines, dem Boten der Sieben Lichtmächte und der direkten diplomatischen Kontaktperson der Baumeister ...“

Der Troohn fuhr etwas zusammen, und als er Kleines unterbrach, klang seine Stimme schneidender als zuvor, beinahe konnte man sagen: empört. „Sprich mir nicht von den Baumeistern, diesen Verbrechern!“

Kleines kam dem Wunsch nach, ließ sich aber nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Moralisch, das sah ich ganz genauso, befand er sich in der besseren Lage. „Dann erkläre mir, weshalb ihr hier erschienen seid und solch ein Blutbad unter den Shassluur und meinen Begleitern angerichtet habt. Dies ist ein amoralisches Verhalten, für das ihr zur Rechenschaft gezogen werdet ...“

„Es ist nichts Unmoralisches daran, DEGENERATION zu zerstören“, lehnte der Troohn rundherum ab und schüttelte damit die Verantwortung für das Massaker, das er und seine Xesroy-Schergen angerichtet hatten, kaltschnäuzig ab. Es war wirklich unglaublich.

Der schwarzgepanzerte Krieger trat näher an Kleines' Energiesphäre heran. Selbstsicher verkündete er: „Außerdem vergisst du, SPLITTER, dass du bald kein Sklave mehr sein wirst. Alles, wovon du sprichst, ist gegenstandslos oder wird es bald sein. Dies alles hier wird in Bälde von unseren MINEUREN in absolute Ordnung transformiert werden.“²

Er trat einen halb aufgelösten Shassluur-Leichnam, von dem nur mehr Hüfte und Beine existierten, beiläufig mit seinem gepanzerten Fuß, stieß ihn zur Seite. Ich konnte nicht umhin, bei dieser zur Schau gestellten Gefühlskälte zusammenzuzucken, aber von unten war das nicht zu bemerken. Alle Blicke konzentrierten sich auf Kleines.

Der Troohn bemerkte kryptisch: „Das hier alles ... das ist nichts. Nichts gegen die Ewigkeit der Absoluten Ordnung. Wir befinden uns im Bereich der Entartung, doch dies hat bald ein Ende. In Kürze werden wir die Reise in den Ursprung antreten, und du wirst mit mir kommen.“

Der Troohn drehte sich wieder zurück zu Kleines' Leuchtsphäre. „Du sollst erfahren, wer dich von deinem kläglichen Los erlöst hat, SPLITTER, das du hier in der Sklaverei zu erdulden hattest. Du wirst mir dafür danken, wenn du deine gegenwärtige Lage später recht bedenkst und verstehst. Mein Name ist Shrektarr. Vor über zweihundert Jahren haben mich die REGENTEN von Vrungortan dazu ernannt, der JÄGER zu sein, der dereinst den SPLITTER heimbringt.“³

Er fixierte Kleines offenbar mit seinen sechs Höllenaugen und fügte an: „Dich.“

Ruhig schritt er um die Leuchtsphäre herum, und Kleines' Schwebesessel folgte der Bewegung so, dass die so unterschiedlichen Wesen einander immer im Blick hatten. Währenddessen fuhr der Troohn, den ich aus unbegreiflichen Gründen heraus problemlos verstehen konnte, fort mit seiner Rede:

„Du bist Teil der Absoluten Ordnung, bist es immer gewesen, bis dich die Verräter stahlen, die du Baumeister nennst. Diese Verbrecher und Häretiker, die wir alle transformieren werden. Keiner von

ihnen wird seinem gerechten Schicksal entgehen. Sie haben sich lange genug gegen den Ursprung und die Absolute Ordnung versündigt.“

„Mir scheint“, wandte Kleines ein, und fast erschien es mir, als spreche er ironisch, obwohl das völlig unreal gewesen wäre, weil man in dieser Lage eine derartige Emotion einfach nicht mehr zeigen konnte, „mir scheint, dieses Ziel kannst du nur über meine Leiche erreichen. Ich habe nämlich nicht die geringste Absicht, dir zu Willen zu sein. Und mein Tod kann kaum deine Absicht sein.“

Der Troohn namens Shrektarr lachte ein böses, rostiges Lachen, das mir durch Mark und Bein fuhr und meine Angst wieder explodieren ließ. Es hörte sich so ... so ... schrecklich selbstsicher an. Hätte ich das gekonnt, wäre ich vermutlich aufgesprungen und schreiend davongerannt. Aber ich konnte mich überhaupt nicht bewegen, was auch ganz gut so war – solch ein kopfloses Verhalten hätte mich binnen Sekunden vom Leben zu Tode befördert, da machte ich mir gar keine Illusionen.

„Du machst dir keine Vorstellung davon, wie sehr entartet du bist, SPLITTER“, meinte der Troohn dann mit einer herablassenden Hochmütigkeit, die an Beleidigung grenzte. „Deshalb erzählst du solch närrische Dinge, anderenfalls wäre dir die Paradoxie deiner Worte sofort evident. Natürlich könnte ich dich töten ... aber ich denke, dies ist nicht der Weg, wie du heimkehren sollst. Heimkehren würdest du dann auf jeden Fall, aber verunreinigt ... und du sollst in Reinheit und strahlender Glorie heimkehren in deine Heimat namens TOTAM!“

Ich dachte, man zieht mir den Boden unter den Füßen weg.

Wäre es so gewesen, hätte ich nicht überraschter, verstörter und ungläubiger sein können. Ich lag stocksteif auf der Empore zwischen dem Schutt und den Trümmern ausgestreckt und schnappte nach Luft, weil ich nicht mehr denken konnte, weil mich diese Offenbarung völlig im innersten Kern meiner Überzeugungen traf.

TOTAM ... TOTAM war das Böse schlechthin!

TOTAM war jene finstere, verborgene Macht, von der die Baumeister annahmen, dass sie hinter der Expansion der Troohns stand, damit war sie automatisch verantwortlich für milliardenfachen Genozid an wehrlosen Völkern. TOTAM war für uns Allis der Inbegriff des Grauens schlechthin, das absolut Böse.

TOTAM war der FEIND!

Und Kleines ... Kleines konnte ... konnte wirklich unmöglich ... UNMÖGLICH! ... von dort stammen. Es GING nicht. Der bloße Gedanke an so etwas war ... absurd. Ja, absurd.

Ich wollte das nicht glauben.

Es musste einfach eine monströse Lüge sein.

Der Troohn phantasierte. Er KONNTE nicht die Wahrheit sagen. Er konnte nicht! Kleines würde ihm gleich widersprechen, ihn auslachen, ihn einen Wirrkopf nennen ... und mochte es auch seinen Tod bedeuten ...

„Ich bezweifle, dass du das vermagst“, sagte er stattdessen nur.

Ich stierte hilflos in die Tiefe.

Was war denn DAS für eine Antwort? WAS WAR DAS FÜR EINE ANTWORT?

Das hatte ich jetzt nicht wirklich gehört, oder? Das konnte ich nicht gehört haben! Warum ... warum dementierte er nicht, was der Troohn da faselte? Warum nicht? An diesen Worten konnte doch kein einziges Wort, kein Buchstabe wahr sein ...!

„Nein. Kleines! Bitte ... sag mir, dass er Unrecht hat ... sag mir, dass er gelogen hat! Bitte! Sag mir das!“, schrien meine Gedanken voller Verzweiflung. Mein Weltbild zerbarst gerade in Scherben, und ich konnte nichts dagegen tun, außer nutzlose Gedanken vor mich hin zu stammeln. „Ich will nicht glauben, was er gesagt hat ... ich will nicht ... ich will das nicht ...“

Kleines sagte jedoch nichts weiter. Er ließ mich mit meiner Glaubenskrisen allein. Ich schluchzte hilflos und hatte Mühe, dem weiteren Gespräch zu folgen, dessen Verlauf ich zu hassen begonnen hatte.

Nun sprach wieder der Troohn. Erneut mit dieser fast aufreizenden Gelassenheit. Fast schien es, als habe er diesen Antwort erwartet. Das war noch unaushaltbarer.

„Mir war klar, dass du nicht glauben kannst. Du bist entartet, SPLITTER, wie ich schon sagte. Nun, ich bin ein Jäger geworden, weil ich dafür prädestiniert war, und selbstverständlich haben wir die Mittel und Wege, deine von den Häretikern herbeigeführte Entartung aufzulösen. Ich wiederhole mich gern: Du wirst uns dankbar sein für die Reinigung von der DEGENERATION.“

Er blickte kurz die Xesroy an. „Emittoren ausfahren!“

Mit schreckgeweiteten Augen sah ich, wie die schwarzen, gepanzerten Brustkörbe der Xesroy sich öffneten und breite, runde Emissionspole aus lamellenblendenartigen Schutzhüllen spiralg aus den Panzerbrüsten herausschraubten und hervorwölbten. Der Eindruck, diese gepanzerten Gestalten bestünden nur aus solchen Lamellen und technischen Innereien, war überwältigend. Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich auch noch, es handele sich bei den Xesroy irgendwie im Kampfroboter. Damit lag ich natürlich völlig falsch.

„Du begehst einen Fehler“, sagte Kleines, aber Nervosität lag in seiner etwas zitternden Stimme. War das Angst in seinen kleinen schwarzen Augen? Ich konnte es auf die Distanz nicht erkennen, wollte das aber nicht glauben. Wenn KLEINES Angst empfand, dann waren wir wirklich verloren.

Der Troohn bewegte leicht seinen Kopf, spöttisch, wie mir schien. „Nein, SPLITTER, du bist es, der einen Fehler begeht.“

Im nächsten Moment erlosch Kleines' Energieschirm – und seine Aura wurde voll wirksam.

21.

Ich habe schon eingangs gesagt, was für eine Wirkung Klivies Kleines' Aura auf mich gehabt hatte, als ich noch an Bord des Flaggschiffs gewesen war. Aber das war wirklich überhaupt nichts im

Vergleich zu dem, was mich jetzt erwartete. Kleines schaltete nicht nur die Generatoren für den Schutzschild ab, sondern er entfesselte offensichtlich auch die ganze Energie seiner primärenergetischen Aufladung.

Der optische Effekt, der dabei wirksam wurde, war etwa der, als würde im Thronsaal des Shassluurschen Palastes eine Nova explodieren. Statt Kleines befand sich auf einmal ein gleißender, goldener und blendend weißer Feuerball im Zentrum des Raumes. Ich konnte gar nicht anders als zu kreischen, und ich war später froh, dass die KI meine Wahrnehmungskanäle auf Einseitig geschaltet hatte. Alle Blendfilter wurden aktiviert, und die ganze Umwelt löste sich in Schwärze auf.

Gleichzeitig jedoch wurde ich von einer Woge purer Lust durchlodert, die mich in absolute Ekstase badete. Dass ich mich sexuell in meinem Raumanzug entlud, wieder und immer wieder, das konnte ich überhaupt nicht verhindern. Einen unendlich langen Moment war ich so vollkommen selig, dass ich in diesem Augenblick auch bereitwillig gestorben wäre.

Leider passierte das nicht.

Leider nicht.

Das Erwachen aus diesem Moment der vollkommenen Wonne hätte grausamer nicht sein können. Es war wirklich nur ein winziger, kurzer Bruchteil einer Sekunde, die Kleines' Aura voll wirksam wurde.

Der Goldglanz wurde von ... ja, von ETWAS binnen Sekundenbruchteilen überschattet ... doch, das trifft es sehr gut ... überschattet und dann geradewegs verschlungen.

Die Ekstase verschwand schlagartig, und die normale Welt kehrte wieder zurück. Das oder das, was davon noch übrig war. Die Blendfilter wurden durch die KI deaktiviert, und als ich, halb ohnmächtig, endlich wieder klar blicken konnte, hatte sich die Szene unten im Saal grundlegend verändert.

Grundlegend.

Und zwar zum Negativen hin.

Ich sah hinab und versuchte zu begreifen, was eigentlich geschehen war ... aber es fiel mir wirklich schwer. Nach wie vor war ich ganz benebelt, auf erniedrigende Weise lusttrunken und ermattet. Erst eine Injektion meines Kreislaufstabilisators brachte mich wieder halbwegs zu mir.

Der Troohn hielt etwas ... jemanden in seinen Händen, ein schuppenloses, ausgemergelt wirkendes Wesen, das aus dem Nichts erschienen sein musste. Ich konnte mir seine Existenz momentan nicht anders erklären. Ein bisschen kam es mir vor wie ein gehäuteter Shassluur, aber nein ... dafür war es erkennbar zu groß. Und Haut besaß es durchaus noch ...

Ich suchte stattdessen Kleines. Kleines, dem dieser Gegenangriff einer fremden, unendlich finsternen Energieform gegolten hatte, deren Natur ich nicht zu verstehen imstande war.

Meine entsetzten Blicke erfassten Kleines' ausgeglühten Schwebesessel, der am Boden lag. Der BOTE selbst war verschwunden. Breite schwarze Schmelzspuren, teilweise noch rot glühend in den Mosaikboden gebrannt, gingen von dem Wrack des Schwebesessels aus, hin zu den vier Positionen, wo die Xesroy standen ... nein, gestanden HATTEN.

Alles, was von den schwarzen Kolossen noch übrig war, waren vier unregelmäßige Schmelzlöcher im Bodenmosaik des Saales, umgeben von roter, langsam knackend erkaltender Glut und schwarzer Schlacke. Graue Rauchfäden kräuselten sich hier empor.

Der mächtige Kuppelraum selbst war erfüllt von schwarzem und grauem Rauch, der sich überall nach oben ringelte. Überhaupt, das fiel mir erst jetzt auf den zweiten Blick auf: der Thronsaal wirkte, als sei ein hier Feuersturm durchgetobt. Alles, was aus Holz bestand, brannte, schmorte oder war zu Asche verkohlt. Selbst die Außenseiten der Balustradensäulen, hinter denen ich Deckung gesucht hatte, waren derart verunstaltet. Glühende Gesteinstropfen rannen langsam daran herab und erstarrten, noch während ich hinschaute. Von den Vorhängen und Teppichen war nichts mehr übrig außer Asche.

Ich fragte mich allen Ernstes, welche Energien das gewesen waren, die so zerstörerisch gewütet hatten – die des Boten Klivies Kleines oder die des Troohns. Und ich fürchtete fast, dass es die Primärenergieladung von Kleines gewesen sein musste, und dass uns wohl noch viel Schrecklicheres gedroht hätte, wenn der Troohn seine Xesroy-Geschütze nicht eingesetzt hätte. Schließlich befanden wir uns im neunten Stockwerk des Palastes, das durfte man nicht vergessen.

Dennoch lehnte ich diesen Gedanken konsequent ab.

Kleines war ein Kämpfer des Lichts! Nicht ein Werkzeug des Bösen! Die Zerstörungen MUSSTEN also einfach von dem Troohn herrühren.

Sie mussten einfach.

Warum nur besaß dieser Gedanke keinerlei Kraft? Ich schluchzte wieder.

Hatten wir den Kampf gewonnen?, fragte ich mich dann einen wirren, völlig unlogischen Moment lang. Woher der absurde Gedanke kam, konnte ich im Nachhinein nicht sagen. Es sprach rein gar nichts dafür, schließlich stand der Troohn noch da und Kleines war offensichtlich verdampft, den Worten des Feindes zum Trotz. Wer gewonnen hatte, war also recht eindeutig ...

Dennoch, ich kam von diesem bizarren Gedanken nicht los. Bedauerte Kleines ... den Boten, der so heroisch gekämpft hatte und im Dienst des Lichts gestorben war, atomisiert durch die vernichtenden Kräfte des Troohns ...

„Hast du jemals daran gezweifelt, SPLITTER, dass es so kommen würde?“, sagte der Troohn in diesem Moment und erschreckte mich fast zu Tode. Im ersten Augenblick fühlte ich mich ernsthaft angesprochen.

Wie ein gehetztes Tier huschten meine Blicke wieder zu ihm zurück und zu jenem klagenden, wimmernden Wesen, das er in seinen schwarzen Klauen hielt.

Es war nackt, mager und schuppenlos. Ja.

Doch als es nun matt die Augen aufschlug, hatte ich das Gefühl, mich trete ein Roboter.

„Nein“, flüsterte ich erstickt, scharrte nutzlos über das heiße Gestein der Balustrade. „Nein!“

Es war Kleines.

Dieses schrecklich veränderte, ... dieses abgemagerte, halb verhungert wirkende humanoide Wesen ... das war der Bote Klivies Kleines. Wie auch immer.

Dieses Wesen hatte der Troohn angeredet.

Mit SPLITTER angeredet, der Anrede, die er allein für Kleines verwendete.

Es gab keine andere Möglichkeit, und jede instinktive Gegenwehr gegen diese Erkenntnis erwies sich als nutzlos.

Ich fühlte zudem nun auf die Distanz noch eine schwache Welle jener euphorisierenden Primärenergie, mit der Kleines aufgeladen gewesen war, aber sie wurde immer schwächer.

Starb Kleines? Die Vorstellung jagte mir Angst ein.

Ich war im Herzen völlig verzweifelt und wünschte mir mehr als alles andere, ich hätte irgendetwas tun können, um ihm zu helfen. Aber weder konnte ich aufspringen und die Treppe hinunterstürmen, um mit dem Troohn zu kämpfen – das hätte ohnehin nur meinen Tod bedeutet – noch war ich imstande, überhaupt irgendetwas zu tun. Ich lag einfach nur da, halb betäubt von der Entfesselung der verheerenden, antagonistischen Energien, und lauschte den Worten des Feindes. Diesem grässlichen Sirengesang der Finsternis.

„Ich habe diese Falle jahrhundertlang ersonnen, SPLITTER“, sagte der Troohn Shrektarr kühl und gelassen, unerträglich selbstsicher, „und ich ging dabei sicherheitshalber soweit, dass ich nicht warten würde, bis du in unserem Herrschaftsraum deine entartete Energieaufladung entfesseln würdest. Selbstverständlich hatten die Häretiker das so geplant. Sie sind Narren und begreifen überhaupt nicht, dass sie gegen die Schöpfung selbst antreten.“

Jetzt erst bemerkte ich, dass auch von Shrektarrs Körper Rauchfäden aufstiegen. Er musste an der Vorderseite, wo ihn die Energiefülle getroffen hatte, fast rotglühend sein. Dennoch schien er in keiner Weise gehandicapt, beeinträchtigt zu sein.

Mein Grauen vor dieser Art von Kreatur stieg ins Unermessliche.

Gab es überhaupt irgendetwas, was diese Wesen umzubringen vermochte? Ganz offensichtlich jedenfalls nichts von dem, was unser Diplomaten- und Wachtrupp bei sich gehabt hatte. Soweit hatte Kleines auf beklemmende Weise Recht behalten. Unsere Flucht wäre weit zweckmäßiger gewesen als die verzweifelte Gegenwehr, die Ashbaar initiiert hatte.

Er hatte uns alle in den Tod geschickt.

Dann erst ging mir auf, was meine Beobachtung bedeutete. Der Troohn glühte!

Und er hielt Kleines fest und verbrannte jetzt zweifellos seine Arme.

Die Qual auf Kleines' furchtbar ausgemergelten Gesichtszügen musste von dieser Empfindung herrühren.

Der BOTE sagte irgendetwas Leises, das ich nicht verstehen konnte.

Der Troohn aber lachte darüber nur. „Nein, du bildest dir ein, wir hätten einen hohen Preis gezahlt für deine Festsetzung, SPLITTER. Das ist falsch. Die Xesroy sind zwar tot, aber das wussten sie vorher. Beim nächsten Mal sind sie umso mehr gewappnet. Sie werden zu Scharführern befördert werden für ihre Verdienste.“

Kleines sah ihn gequält an, ratlos, verstört, schmerzerfüllt.

Über die Zoomfunktion sah ich das magere, ausgemergelt wirkende Gesicht, unter dessen angespannter Gesichtshaut ich nun deutlich die Knochen erkennen konnte. Er sah KRANK aus, einfach nur krank. Seine vorher unnatürlich aufgeschwemmte Gestalt war nun, da der Beschuss der Xesroy – so bildete ich mir das jedenfalls ein – alle Körperschichten weggebrannt hatte, die den eigentlichen Hauptkörper bedeckten, nicht gesünder geworden. Er war wirklich kaum mehr als Haut und Knochen. Und dass er nackt war ... ja, wie sollte er sonst sein? Der Anzug, den er in seiner aufgedunsenen Erscheinung getragen hatte, war nun erkennbar nutzlos.

Aber was, um alles in der Welt, meinte der Troohn, dieser ... dieser ... Verbrecher ... damit, dass die toten Xesroy BEFÖRDERT würden?

Das war doch absurd ...! Tote konnte man nicht mehr befördern!

Ich musste mich da einfach verhöhrt haben.

„Denke über meine Worte vom Ewigen Reich nach, SPLITTER“, sagte Shrektarr gelassen zu Kleines. „Du wirst noch die wahre Unsterblichkeit erfahren, der wir Troohns und Xesroy längst teilhaftig sind. Dann enden all deine Schmerzen. Ich bringe dich jetzt in deine Heimat – nach TOTAM.“

Damit packte er Kleines', legte seine gepanzerten und heißen Pranken um seine schwächliche Brust und kümmerte sich nicht um den qualvollen Aufschrei seines Gefangenen. Ruhig schritt er, als wiege Klivies Kleines gar nichts, aus dem Trümmerfeld des finalen Kampfes.

So verloren wir Klivies Kleines, den BOTEN Oki Stanwers.

Und so verlor ich zugleich meinen Glauben.

22.

Ich weiß so vieles nicht mehr über das, was direkt im Anschluss geschah. Vermutlich ist das völlig normal. Da sind nur ... wirre Blitzlichter, Bilder ohne rechten Zusammenhang ... ich kann wahrscheinlich von Glück sagen, dass meine Anzug-KI weiter funktionsfähig blieb, als Kleines' Energieüberladung stattfand.

Irgendwie brachte sie mich dazu, aufzustehen und die Empore zu verlassen. Vorbei an zahllosen toten Shassluur, die wie Stoffpuppen durcheinandergewirbelt auf den Gängen und Treppen lagen, teilweise von dem ersten Angriff getötet, teilweise den Verletzungen danach erlegen oder von den Energiewellen, die bei Kleines´ Eruption und der nachfolgenden schwarzen Energiefront der aktivierten Xesroy freigeworden waren, liquidiert. Hier war wirklich niemand mehr am Leben geblieben ... einzig und allein ich befand mich noch in diesem gigantischen Leichenhaus, und ich musste darum fürchten, dass diese tödlichen Wellen das gesamte Palastareal durchströmt hatten.

Frage mich bitte niemand, warum allein ich überlebt habe. Ich kann diese Frage nicht beantworten. Ich kann so vieles nicht beantworten.

Ich bekenne mich aber schuldig im Sinne der Anklage, wenn mir vorgehalten werden sollte, dass ich mich um die Shassluur hätte kümmern sollen. Das tat ich nicht. Ich war nicht mal imstande, für mich selbst zu sorgen, und meine Reaktionen wenig mehr als die eines umnebelten Tagträumers.

Die letzten Taay die Treppe von der Empore hinab auf das Bodenniveau des Saales stolperte ich und fiel dann in ein breites Loch, das vorhin wohl die Xesroy in ihrem Bestreben gerissen hatten, diese Treppe zu erklimmen. Was mir natürlich das Leben gerettet hatte. Für solche Gewichte waren die Stufen tatsächlich nicht gemacht.

Vermutlich aktivierte die KI kurzfristig meinen Antigrav und rettete mich so, anderenfalls hätte ich mich beim Sturz gewiss ernsthaft verletzt.

Ich entsinne mich vage, dass ich Ashbaar und die anderen suchen wollte. Tränenüberströmt, verzweifelt nach meinen Kameraden jammernd ..., ich meine mich zu entsinnen, dass ich aussichtslos an den schiefen, zertrümmerten Türen zerrte und jaulte, weil ich sicher war, meine Kameraden lägen darunter ..., so bedauernswert sicher ...

Die KI brachte mich schon nach kurzer Zeit davon ab, indem sie schlicht die Automatenkontrolle über meine Anzugmotorik übernahm und mich gewissermaßen zum Gefangenen des Anzugs machte.

Ich wütete zwar im Innern weiter, aber die KI war so klug, zu merken, dass ich beim besten Willen nicht zurechnungsfähig war. Wäre ich im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte gewesen, hätte ich sicherlich leicht die KI überreden können, die Automatenkontrolle wieder rückgängig zu machen, aber so benommen, wie mein Zustand war, sah ich mich dazu gänzlich außerstande.

Die KI brachte mich also in Sicherheit. Oder in ein Trümmerfeld, das nur vorgeblich Sicherheit war.

Wir kamen in das Treppenhaus ... ich habe mir nachher, als ich den Palast verlassen hatte, Bilder davon angesehen, die die Aufnahmeoptiken des Anzugs machten, und ich erkannte fast nichts mehr wieder. Daran erinnern, dass ich dort entlang gekommen war, konnte ich mich nachher nicht.

Das Treppenhaus entpuppte sich als ein einziges Schlachthaus. Die Wände bespritzt von Shassluur-Blut und noch unangenehmeren Dingen, die Treppen grässlich bedeckt von Leichenteilen der silaari-ähnlichen Palastgarde, denen weder prächtig geschmückte Uniformen noch hochgezüchtete, für diesen Fall allerdings fast possierlich anmutende Feststoffgeschosswaffen geholfen hatten.

Die Xesroy hatten sie einfach niedergemäht wie Panzer, die über automatische Maschinengewehre verfügten.

Was auch immer sie für ein Waffensystem verwendet hatten – eine Salve hatte stets genügt, jeden Widerstand auszuschalten. Überall.

Und sie hatten reichlich davon Gebrauch gemacht ...

Der grässliche Anblick dehnte sich über das gesamte Treppenhaus und etliche purpurn gefleckte Hallen und Gänge aus. Überall nur Chaos, Tod und Leichen. Trümmer, herausgerissene Türen, zerborstene Pracht, die nun überhaupt keinen Nutzen mehr erfüllte. An manchen Stellen züngelten Brände. Fenster waren von Druckwellen zerschmettert, von Trümmerteilen aufgespießte Shassluur lagen reglos da wie Stoffpuppen, unter sich dunkelrot glitzernde Seen, die über Treppenabsätze tropften und Teppiche mit neuen Mustern versahen.

Ich ertrug das alles selbst aus der Distanz nicht, als ich diese grauenhaften Aufzeichnungen anschaute. Ich schluchzte, wimmerte, benahm mich so alli-unähnlich wie nur irgend möglich. Aber das hätte jeder an meiner Stelle getan. Wenigstens jeder Alli, der noch halbwegs bei Verstand war. Die nächsten Stockwerke, durch die mich die Anzug-KI mit dem automatisch geführten Anzug lenkte, war ich außerstande gewesen, die Umgebung zu beobachten, weil meine Nerven schlicht versagten. So erklärte sich wohl – in Ergänzung mit den beiden Energieschocks, die über mich hinweggeflutet waren – , weshalb ich erst wieder eine klare Erinnerung besaß, nachdem ich aus dem Eingang heraustrat.

Als wir (also die Anzug-KI und ich, will ich damit sagen) dann das Schlossportal passierten, das ebenfalls durch brachiale physische Gewalt nach innen eingedrückt worden war, stürzte weit hinter und über uns der Thronsaal in einer mächtigen Kaskade von Donner, Rauch und aufwirbelnden Trümmermassen in sich zusammen. Die Wucht des Einsturzes drückte die Mauern des Palastes nach außen, die ohnehin schon durch die Erschütterungen und Attacken gelitten hatten.

Ich hastete, so schnell es möglich war (optimiert von der Anzug-KI, natürlich) über einen Innenhof, während rings um mich herum Trümmer einschlugen, und ich schaffte es gerade noch in ein offenstehendes Gebäude, bevor Säulenreste den ganzen Platz hinter mir aufwühlten. Glastrümmer, Teile der Dachkonstruktion, Stoffbahnen und Leichen folgten und verwandelten den Hof in ein weiteres Trümmerfeld, das sich beinahe hüfthoch mit Schutt füllte. Atemlos und vor hysterischer Angst wild hechelnd drückte ich mich an die zitternden Mauern hinter mir und wünschte nichts sehnlicher, als dass diese Wand nicht auch noch einstürzte.

Ich hatte Glück, sie hielt stand.

Dennoch war das kein Grund zur Erleichterung – wenn ich geglaubt hatte, hier draußen würde ich irgendwie Hilfe finden, die Shassluur zur Zusammenarbeit bewegen können, so sah ich mich furchtbar getäuscht. Die Wahrheit sah so aus, dass ich nächste Stunde weitgehend orientierungslos durch ein apokalyptisches Schlachtfeld wandelte.

Die Xesroy, musste ich rasch verstehen, hatten hier draußen auf ihrem Weg zum BOTEN keinerlei Rücksicht gekannt, sondern sich rigoros den Weg freigekämpft. Und alles, was sie zurückgelassen hatten, waren Leichen und Ruinen gewesen. Vieles schien einfach nur zerstört worden zu sein, weil es suspekt aussah oder weil Xesroy und Troohns generell shassluurische Architektur hassten. Ob es

sich um Dienst- oder Verwaltungsbauten handelte, um Küchen, Wäschereien, Handwerksbetriebe, Reparaturwerkstätten, Mannschaftsquartiere ... einerlei – alles war beinahe dem Erdboden gleichgemacht und in eine monotone Schuttwüste mit nur wenigen „markanten“ Punkten verwandelt worden.

Viele Gebäude, die meine Alli-Kameraden und ich in den vergangenen Stunden und am gestrigen Tag noch amüsiert passiert hatten, standen lichterloh in Flammen. Niemand war da, der die Glut löschte, und es war absehbar, dass der gesamte Palast abfackeln würde, nur hier und da entdeckte ich, gleich grauenerfüllt wegschauend, verdorrte Shassluur-Glieder, die aus dem Schutt ragten und noch schwelten.

Nein, hier lebte niemand mehr.

Und wer immer dies halbwegs unversehrt überstanden hatte, war zweifellos geflüchtet, erfüllt von Hysterie und Entsetzen. Mitzuerleben, wie die eigene militärische Streitmacht so gänzlich chancenlos gegen das Grauen von den Sternen war, desillusionierte mehr als alles andere. Also ließen die überlebenden Shassluur ihren Herzog im Stich und retteten ihr eigenes Fell.

Mir war es seltsam gleichgültig. Ich war vom Schock vollkommen betäubt und wurde ohnehin von meinem Anzug ferngelenkt, der in dem Chaos den schnellsten Weg zum Landeplatz des Bodenkommandos suchte.

Als wir ihn fanden, begriffen wir freilich, dass die Probleme erst begonnen hatten.

Der Landeplatz erwies sich nämlich als Hauptangriffsziel Nummer eins der Troohns und Xesroy: von ihm war nur ein Trümmermeer aus glasierten Kratern übrig, von denen noch immer Rauch aufstieg. Alle Gebäude ringsum waren durch rücksichtslosen Xesroy-Beschuss eingeäschert und nur noch glühende, hohle Ruinenfassaden. Das Landeboot und die Begleiteskorte hatten sich in zerborstene Metallfetzen aufgelöst, hier und da lagen verstümmelte, verkohlte Leichen der zurückgelassenen Allis.

Keine Überlebenden.

Keine Fluchtmöglichkeit.

Die KI löste für einen Moment die Kontrolle der Anzugmotorik, und ich fiel einfach auf die Knie, umklammerte nutzlos meinen Helm mit den Händen, jaulte wie ein getretenes Tier. Ich schluchzte und heulte mir die Seele aus dem Leib, ohne dass das auch nur im Mindesten etwas nützte.

Dies war kein Alptraum, begriff ich jetzt, ein für allemal.

Ein für allemal.

Nein, dies war kein Alptraum.

Es war die Wirklichkeit.

Und ich war der einzige, der hier noch am Leben war.

Noch.

23.

Sehr schnell musste ich verstehen, dass die Gefahr nicht vorbei war.

Sicherlich – der Troohn Shrektarr hatte sich mit seinem Gefangenen, mit Klivies Kleines (ob er tatsächlich von TOTAM stammte?, fragte ich mich später. Aber wie um alles in der Welt war er in die Hände der Baumeister gelangt, WENN das stimmte? Und wann? Wieso hatten sie das nie erzählt? Warum war dann gerade er, ein früherer Feind, zum BOTEN gemacht worden? War Kleines einst ein Troohn gewesen? Lauter so verrückte Gedanken, und nichts davon ließ sich klären), auf den Weg zurück ins furchtbare Terrorimperium gemacht ... aber er hatte sich so aufreizend viel Zeit gelassen. Niemand, der in Eile war, handelte auf diese Weise, ganz gleich, ob er eine fremdartige Mentalität besaß oder nicht. Es gab elementare Standards des Verhaltens, und an die waren auch sicherlich die Troohns gebunden.

Das ließ also schlimmste Befürchtungen zu.

Als sich mein Schock langsam löste, wisperte ich kaum verständlich, ganz heiser von dem Gejammer und Geschluchze, meiner KI zu, sie solle Funkkontakt mit der Flotte aufnehmen. Irgendwie. Denn es musste doch mit den Mächten der Finsternis zugehen, wenn nicht irgend jemand einen Versuch unternahm, mich hier wegzuholen.

So dachte ich in dem Moment. Ich war eben naiv.

Himmel, ging es mir durch den Kopf: wir hatten neben der SULVAASCH mehr als ein Dutzend Kampfschiffe als Begleiteskorte. Wie ich sagte: über zehntausend Elite-Allis, die da oben auf solche Zwischenfälle vorbereitet waren. Außerdem gab es rings um das Herzogtum von Voy-Xenn schließlich zwölf Sonnensysteme, die einen stellaren Fächer um Tuwihry bildeten. In jedem System waren schon seit geraumer Zeit jeweils 44 Kampfschiffe des BOTEN-Trosses verborgen, die sofort eingreifen konnten, wenn wir hier in Gefahr geraten würden. Zudem, falls das fehlschlagen würde, gab es in jedem dieser unbesiedelten Systeme noch in Stellung gebrachte Installationstruppen und Wachkommandos, die über Transmitterverbindungen von nahen ZYNEEGHAREN verstärkt werden konnten.4 Allein das waren schon zusammen mehr als eine Million Allis, die auf alle Eventualitäten vorbereitet waren.

Die Troohns konnten doch nicht einfach ALLES vernichtet oder unterlaufen haben! Das konnte ich mir nicht vorstellen! Es war einfach ... unvorstellbar! Niemand konnte solche Macht besitzen. Niemand.

Ich wollte das nicht! Ich glaubte es nicht!

Seien wir realistisch: ich WOLLTE es mir nicht vorstellen, klammerte mich wie ein kleines Kind, das nichts von der Welt versteht, an die geringsten, aberwitzigsten Hoffnungen. Doch je mehr Zeit verging, desto schlimmer wurde die Erkenntnis, desto drückender und unausweichlicher das Wissen, dass die Troohns diesen Überfall mit absoluter Präzision geplant und durchgeführt hatten. Die KI bekam keine Verbindung. Nicht zur SULVAASCH, nicht zu den Begleitkreuzern, nicht zu den Sondennetzen im System. Zu nichts und niemandem.

So, wie es aussah, würde uns vom BOTEN-Konvoi niemand helfen.

Weil niemand mehr da war, der noch lebte.

Es mag egoistisch klingen, wenn ich das erwähne, kleinlich vielleicht ... aber vielleicht kann man das verstehen: ich hatte Angst um Thashii. Schreckliche, quälende Angst, und sie wurde mit jeder verstreichenden Sekunde, die wir keinen Funkkontakt bekamen, immer stärker, drängender, unerträglicher.

Ich ertappte mich, wie ich ruhelos über den schuttbedeckten Landeplatz wanderte, weil ich einfach nicht ruhig dastehen oder herumsitzen konnte. Dabei bemühte ich mich allerdings, in einem Teil des weitläufigen Areals zu bleiben, wo keine Leichenteile meiner Kameraden herumlagen. Deren Anblick hätte ich nicht ertragen. Die bloße Vorstellung, dass meine süße, warme, erotische Thashii vielleicht in diesem Moment nichts anderes mehr war, außer vielleicht, dass ihre Überreste vakuumgefroren waren, war so unerträglich, dass mich das bloße Antippen dieser Vorstellung zurückzucken ließ.

Besser gar nicht dran denken!

Thashii war auf der SULVAASCH, natürlich, das war ja ihre Dienststelle in der allischen Flotte ... und zweifelsohne musste das Kommandoschiff des BOTEN das erste, direkteste Angriffsziel für unsere Feinde sein.

Der Gedanke indes, sie könne ebenso schlagartig überfallen worden sein wie die Metropole Noolidan oder der Palast ..., und sie könne dieser Attacke ähnlich zum Opfer gefallen sein wie die Wesen ringsum ... diese Überlegung war und blieb für mich unerträglich.

„Thashii kann nichts passiert sein“, versuchte ich mir energisch einzureden. „Sie ist eine kluge, kampfbereite Frau. Sie ist nicht dumm ... sie wird natürlich erkennen, wenn Kampf zwecklos ist und ...“

Meine Gedanken brachen entsetzt ab und flackerten zu Ashbaar zurück.

Nein.

Nein, das war eine ganz üble Erkenntnis.

Ich blendete sie gleich wieder aus, aber hartnäckig kehrte sie wieder, als ob sie mit einem elastischen Seil an meine Oberflächengedanken gebunden war und sich nicht im Sumpf meiner wirren Vorstellungen dauerhaft versenken ließ. Schreckliche Gedanken, die schlimmste Folgerungen zuließen. Meine Blicke wurden glasig, während ich durch die Trümmer und Rauchfäden rings um mich herum gleichsam hindurchsah und mich schockartig erinnerte:

Auch Ashbaar war unbestreitbar ein intelligenter Allisoldat gewesen, pflichtbewusst, loyal, kampferprobt. Aber er war jetzt auch ein toter Allisoldat. Kampferprobt und für den Kampf mit den Xesroy dennoch völlig unterbewaffnet. Jemand, der Dummheit mit Ehre verwechselte. Für einen Waffengang mit einem derartig gnadenlosen Gegner, der keinerlei Respekt vor Leben irgendwelcher Art besaß, war er nicht gerüstet gewesen, nicht einmal näherungsweise, weder waffentechnisch noch mental.

Würde Thashii denselben Fehler begehen?

Kämpfen, obgleich es sinnlos war, nur weil sie meinte, es seien damit Ehre und eine Gehaltserhöhung verbunden? Eine lächerliche Vorstellung, über die ich in diesem Augenblick nicht im Mindesten lachen konnte.

Ich wollte, ich KONNTE das nicht glauben!

Ich KONNTE ES EINFACH NICHT!

Doch nicht jemand, dessen wunderbaren Körper, dessen hinreißende Liebeskünste ich noch wenige Stunden zuvor so herrlich genossen hatte ... nein ... nein ... und nochmals nein ... ich wollte nicht glauben, konnte nicht glauben ... sie DURFTE nicht so borniert und kurzsichtig sein ...

Allerdings musste ich eingestehen, dass ich meine eigene Handlungsweise nicht hätte prognostizieren wollen – vor den Erlebnissen und apokalyptischen Anblicken, mit denen ich jetzt konfrontiert war. Vermutlich hätte ich mich selbst ebenfalls in den Kampf gestürzt, hätte man mir die Möglichkeit dazu gegeben. Vielleicht.

Die bloße Vorstellung war bestürzend.

Als ich mich ein wenig von dem allseitigen Schrecken erholt hatte (soweit das unter diesen Umständen überhaupt möglich war!) und die KI mir erschreckenderweise noch immer lapidar erzählte, sie bekäme keinen Kontakt zur SULVAASCH, da folgte ich ihrem wenig nützlichen Ratschlag, einen anderen Standort zu suchen, und wanderte aus dem brennenden Palastareal heraus.

Es war in der Tat sinnvoller, zwischen mich und diesen ausglühenden und zerberstenden Trümmerhaufen, der mehr und mehr in sich zusammenstürzte, ein wenig Abstand zu legen. Das Donnern, Tosen und Prasseln ringsum hielt unvermindert an. Immer wieder stürzten hochgereckte, schlanke Türme, die das Inferno bislang überstanden hatten, wie untergehende Schiffe in sich zusammen und erzeugten jedesmal mächtige Eruptionen von Schutt, Staub und fauchenden Flammenzungen. Das Prasseln zerplatzender Fensterscheiben drang immer öfter an die Anzugmembranen, mit denen ich die Geräusche der Umgebung hörte.

Es war wirklich besser, mich von dieser Stätte des Todes zu entfernen. Ich brauchte einen ruhigen, abgeschiedenen Ort, wo ich mich wenigstens ein bisschen regenerieren konnte. Vielleicht gab es eine solche Örtlichkeit hier noch irgendwo.

Ich brauchte trotz schnellen Trabs fast zwei Stunden, bis ich die Eingangspforten des Palastes erreicht hatte. Das lag hauptsächlich an der verheerenden Veränderung der Gebäude und daran, dass ich notgedrungen weite Umwege laufen musste.

Die Umgebung glich auch weiterhin einem permanenten Alptraum: diese bizarren violetten Blitze, die ich gesehen hatte – offensichtlich Kampfstrahlen der Xesroy und Troohns – waren hier unglaublich wirkungsvoll eingeschlagen, und hier stand buchstäblich kein Stein mehr auf dem anderen. Die ganzen äußeren Festungswälle waren eine einzige amorphe Masse aus Ziegeln und brennenden Holzteilen. Die Glut bildete eine regelrechte Feuerwand, die jeden

Annäherungsversuch erfolgreich abwehrte und Shassluur gleichsam geröstet hätte. Ich konnte sie allein deshalb durchqueren, weil ich meinen Energieschirm anschaltete und durchschwebte.

Als ich die Ruine des Palastes hinter mir gelassen hatte, riet mir die Anzug-KI, den Energieschirm aktiviert zu lassen.

„Warum?“, erkundigte ich mich irritiert und erschöpft zugleich. Ringsumher war der Rauch des Brandes unglaublich dicht. Er schien sich aus zahllosen, nicht erkennbaren Quellen zu speisen, und der Palast war wohl nur einer gewesen ...

„Die Stadt brennt.“

„Was?“ Ich mochte nicht glauben, was ich da hörte.

Musste denn jeder Schrecken, den ich erlebte, noch übertroffen werden?

„Die Metropole Noolidan brennt“, wiederholte die KI lakonisch, aber etwas eindringlicher. Sie war nun seltsam vertraulich, aber irgendwie fiel mir das kaum auf. „Ich empfehle, dass du dich zu den Talrändern hin orientierst. Der Brand wird noch Stunden wüten, und es gibt für dich nichts, was du tun kannst, um das zu ändern. Höchstens sterben.“

Ich war wieder wie vor den Kopf geschlagen.

Matt entsinne ich mich noch, an diesem Punkt meiner Flucht darüber nachgedacht zu haben, dass dieses Vorgehen der Troohns und Xesroy eindeutig dem galaktischen Völkerrecht widersprach, dass man unbewaffnete Zivilisten nicht beschießen durfte und Flüchtlinge und zivile Ansiedlungen im Falle von Kampfhandlungen ausdrücklich zu verschonen seien ... aber ich nahm dann an, dass den Troohns solche Unterschiede gar nicht zu Bewusstsein kamen.

Sie „ernteten“ ganze Völker, hatte ich gehört, und was sie zurückließen, war im günstigsten Falle eine planetare Schuttwüste.⁵ Meist ließen sie nicht einmal das zurück, sondern rissen die Sonnensystem gleich ganz ein.⁶

Völlig benommen stimmte ich daher dem Vorschlag der KI zu, ließ die Anzug-Automatsteuerung wieder anspringen und schwebte wenig später quer über das Tal hinüber zu den halb entwaldeten Höhenzügen, von wo aus ich einen furchtbar aufschlussreichen Blick auf die Verwüstungen hatte, die die Troohns angerichtet hatten.

Die gewaltige Metropole, die wir gestern beim Anflug beobachtet hatten, war in der Tat schrecklich verändert. Sie brannte nahezu vollständig lichterloh, und nur an wenigen Stellen sah ich kleine „Rinnsale“ von Shassluur-Flüchtlingen, die in heller Panik das Tal verließen. Es waren geradezu erschreckend wenige. Ich hoffte, dass die meisten der Silaari, wie ich sie liebevoll bei mir nannte, die Flucht geschafft hatten, aber es war nicht sehr wahrscheinlich.

Die beiden Flüsse waren irgendwie aus der Bahn geraten. Weite Teile der Randgebiete Noolidans glitzerten quecksilbern durch die Wasser, die sich ihren neuen Weg durch Straßen und Viertel suchten und alles auf ihrem Weg ertränkten. Möglicherweise war diese Flussbettveränderung ursächlich durch die Erdstöße zustande gekommen, die die Aktivierung der troohnschen Waffensysteme ausgelöst hatten.

Ich entsann mich unbehaglich meiner vollkommenen Überraschung, als ich den violetten Blitz des Angriffs gesehen hatte, ohne zu realisieren, worum es sich dabei eigentlich handelte. Die Luftdruckwelle hatte die meisten Shassluur im Thronsaal umgebracht, entweder direkt oder durch die Glastrümmer, die sie mit sich führte, die tektonische Gewalt hingegen zeichnete sich verantwortlich für die vielen Narben im Tal, eingestürzte Gebäude und eben – wahrscheinlich – für die Überflutung weiter Teile der Metropole.

Überall in der Stadt konnte ich zudem, wenn Windböen die dichte graue Rauchglocke auffächerten, glasierte, noch immer mächtige, glühende Krater erkennen. Manche von ihnen emittierten durch das Einströmen von Wasser grauweiße Türme aus Dampf, die Zeugnis davon ablegten, wie gewaltig die Hitze in den so eingebrannten Kesseln noch war.

Die Dimensionen der Verwüstung erwiesen sich als atemberaubend, unerträglich.

„Sie haben die Stadt bombardiert“, flüsterte ich entsetzt. Völlig fassungslos blieb ich stehen und stierte einfach nur, auf eine Weise, die mir im Nachhinein völlig dumm vorkommt. Angesichts dessen, was ich schon erlebt hatte, wirkte sowohl diese Bemerkung wie mein ganzes Verhalten so gänzlich absurd. Vielleicht sprach ich diese Worte nur, um irgendetwas sagen zu können. „Völlig wehrlose Wesen ... das sind Ungeheuer ...!“

„Ja“, stimmte die KI bereitwillig zu. „Das haben wir immer gewusst. Die Baumeister und die Führung der Allis waren sich über die Natur der Troohns immer im Klaren und ...“

„Ach, sei still!“, fauchte ich. „Ich habe mit mir geredet!“

Bekommen und von ziellosem Zorn erfüllt, zugleich von einem aktionistischen Handlungsdrang, der kein rechtes Ventil fand, stapfte ich zwischen rauchenden Baumstümpfen hangaufwärts. Selbst hier hatte die Vernichtungsenergie der Troohn-Schergen gewirkt und gewütet.

Energiestrahlen mussten die Hänge des weiten Talkessels förmlich geröstet haben. Aber das Feuer hatte hier im Laufe der letzten Stunden alle Vegetation verzehrt und war dann als Wand der Vernichtung unaufhaltsam weitergewandert, von keinerlei Löschtrupp gestoppt. Wahrscheinlich hätte nichts, was vor Ort war, solch eine Flammenwalze anhalten können.

Ich stapfte, knöcheltief in Asche und pulverisiertem Boden gleichsam watend, zwischen den kargen, schmorenden Resten der Pflanzungen entlang und wunderte mich überhaupt nicht, gelegentlich die ausgeglühten Gerüste shassluurischer Fahrzeuge zu entdecken, mit denen wahrscheinlich die Schösslinge transportiert worden waren. Von den Pflanzkolonnen, die sicherlich auch politischen Sträflingen bestanden hatten, konnte ich nichts mehr entdecken. Der Feuersturm musste sie buchstäblich eingeäschert haben.

Grauenhaft.

Als ich endlich den Kamm des Hügels erreichte, verschnaufte und mich umschaute, sah ich erwartungsgemäß, dass die Flammenwände in den Nachbartälern wüteten und hier neue Rauchwolken entfesselten. Die Front der Verwüstung raste gleich einem glühenden Todesboten über die Hügelkämme und Talauen, und selbst grüne Vegetation setzte der Hitze nur kurzfristig Widerstand entgegen. Ich war wirklich froh über die Sauerstoffversorgung meines Anzuges.

Anderenfalls hätte ich gewiss wenigstens eine Rauchvergiftung erlitten. Ohne die Anzugkühlung wäre es hier oben ebenfalls unaushaltbar gewesen, wie die rauchende Asche schlagend bewies.

Hinter mir verwandelte sich die große, überfüllte Metropole Noolidan restlos in ein Flammenmeer, in dem immer wieder funkenstiebend größere Gebäude in sich zusammenfielen, sofern sie durch die Erschütterungen, die der Beschuss erzeugt hatte, nicht ohnehin schon eingestürzt waren. Es war ein Anblick der Apokalypse, auf den ich mit stieren Augen minutenlang starrte, ohne mir dessen recht bewusst zu sein. Ich brauchte lange, um mich mit dieser grässlichen Verwandlung der Welt, der Schonungslosigkeit der allgegenwärtigen Verwüstung auch nur halbwegs anzufreunden.

Es war ein Alptraum, der Realität gewonnen hatte und sich weigerte, ins Reich der Schrecken und Nachtmahre zurückzukehren. Dies war jetzt die Welt, in der ich zu leben hatte. Oder zu sterben.

„Sag mir“, verlangte ich schließlich zu wissen, als ich erschöpft auf einen Felsen niedersank, an einer Position, von wo aus ich gut die weitere Umgebung überblicken und nicht überrascht werden konnte, „sag mir, KI, warum war der Troohn so gelassen? Wie konnte er das Unternehmen durchführen ...? Wir sind 96 Lichtjahre von der FRONT entfernt! Hatte er keine Angst, dass ihm der Rückweg abgeschnitten wird?“

Diese erstaunlich überlegten Worte zeigten deutlich an, dass meine zerrütteten Nerven sich etwas beruhigten und ich wieder realistischen Einschätzungen zugänglich wurde. Es war auch höchste Zeit dafür, das begriff ich zu diesem Zeitpunkt indes noch nicht. Die Erkenntnis brauchte aber nicht lange.

Die KI überlegte eine Weile und antwortete dann, meine schlimmsten Ahnungen bestätigend: „Ich fürchte, nein, Träger Coshtuur. Er hatte keine Angst vor einem Abschneiden des Rückweges. Ihr müsst euch wohl damit abfinden, dass dies nur der Anfang einer neuen Expansion des Terrorimperiums ist. Sicherlich ist dieser Troohn mit einer bestimmten Mission hierher gekommen ... aber er ist nur die Vorhut. Die Front wird brodeln, wie die Baumeister dies sagen, und dann dehnt sie sich hierher aus.“

„Nach TUWIHRY?“, schrie ich ungläubig aus.

Mein maßloses Entsetzen kehrte so schnell zurück, als sei es niemals verschwunden gewesen. Voller Grauen sprang ich auf und starrte von Furcht gepackt um mich, als hätten die Troohns schon die nächsten Höhenzüge umzingelt. Die eben noch halb unter Kontrolle gebrachte Panik war sofort wieder da, sprang mich wie ein wildes Raubtier an. Atemlos hakte ich nach: „Schlagartig? Sie dehnt sich SCHLAGARTIG hierher aus?“

„Alle Indizien sprechen dafür. Wir sollten schnell von hier verschwinden.“

Nun, das war wirklich ein eminent hilfreicher Vorschlag, fand ich in diesem Moment. Wenn mir jemand erzählte, wie ich das anstellen sollte, von hier zu verschwinden, dann würde ich das auch sofort tun. Nur leider blieb mir die Anzug-KI auf die drängende Frage, wie ich das denn machen sollte, notwendig die Antwort schuldig. Sie bekam noch immer keinen Kontakt, weder zum Flaggschiff noch zu irgendeinem der Konvoischiffe, und unser einziges Hilfsmittel, den Planeten zu verlassen – die Fähre, mit der wir gelandet waren – , war zerstört worden.

In dem Feuerkessel von Noolidan ging derzeit auch alles zugrunde, was an shassluurischer Technik vielleicht hilfreich gewesen wäre. Nicht, dass ich diese Möglichkeit ernsthaft in Erwägung gezogen hätte – allein die Körpergröße der Shassluur vereitelte derlei Fluchhilfe.

Mir wurde dadurch auf grauenerregende Weise eins klar: wenn wir nicht bald eine Chance bekamen, diese Welt zu verlassen, dann würde Ashbaars Schicksal und das der zahllosen Shassluur im Palast sowie in der von Kriegsschrecken heimgesuchten Stadt Noolidan und vermutlich aller Shassluur dieses ganzen Herzogtums von Voy-Xenn auch das meine sein: der grässliche, unaufhaltsame Tod durch die Hand der unerbittlichen Schergen des Terrorimperiums der Troohns.

Und niemand, absolut niemand würde von Klivies Kleines´ Schicksal erfahren.

24.

Die Meteore erschienen eine gute Stunde später am Himmel, als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Leider flößte mir diese furchterregende, überraschende Himmelserscheinung keine neue ein.

Es handelte sich um fahle Funken am bewölkten Firmament, die von blassem Gelb zu strahlendem Rot und dann gleißendem Weiß übergingen, immer tiefer durch die dunstige Himmelsphäre sanken, wobei sie ein hohes Pfeifen und bald ein schrilles Heulen von sich gaben, bevor sie dann mit Wucht in die ausgebrannten Höhenzüge im Umland von Noolidan einschlugen.

Ich warf mich zu Boden, sobald ich begriff, was da vor sich ging.

Die Erschütterungen waren, verglichen mit dem Inferno, das hinter mir lag und die Metropole Noolidan wie den Palast immer noch in ausgebrannte Ruinenfelder verwandelte, beinahe vernachlässigbar. Dennoch löste der Aufprall der himmlischen Geschosse natürlich Lawinen aus Geröll, Asche und Glut aus. Ich war auch ganz froh, so weit oben auf den Hügeln zu sein und nicht tiefer. Hinter mir versanken ganze Hänge taaredweit in hoch aufstiehbenden Aschewolken. Es wirkte, als verwandelten sie sich selbst in Vulkane, aber diese Täuschung war begreiflich.

„Was genau geschieht da oben?“, schrie ich gegen das Getöse an, das sich rings um mich erhob.

Der rollende Donner der Lawinen und das Explosionsgeräusch der Einschläge, viele Taared weit rings um Noolidan und meinen Standort grollte wie der Zorn der Götter. Die heidnischen Shassluur, die davon hörten, würden vor Angst wahrscheinlich halb verrückt werden. Ich machte mir hingegen Sorgen, die Meteore – oder was immer das genau war – würden mich treffen können. Statistisch hatte das aber nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit für sich.

„Tuwihry wird einem kosmischen Bombardement aus Trümmern ausgesetzt, würde ich sagen“, erklärte der neunmalkluger Rechner. Er fügte allerdings an: „Wenn ich die Resistenz der Trümmer bedenke, dürfte es sich dabei um Metall handeln, also vermutlich um Wrackteile von zerstörten Raumschiffen.“

Ich wollte das nicht hören. Nicht das.

Die einzigen Schiffe, die hier in der Gegend waren, waren unsere eigenen. Es schien sehr unwahrscheinlich zu sein, dass Troohn- oder Xesroy-Kampfschiffe dort oben geschlagen worden

waren. Nicht nach dem, was ich hier unten erlebt hatte. Diese Kerle waren, was den direkten Kampf anging, fast unschlagbar.

Die Vorstellung indes, dass alles, was von der SULVAASCH und ihrem Konvoi geblieben war, gerade als zerfetzte Metalltrümmer vom Himmel auf diese verwüstete Welt niederprasselte, war unerträglich für mich.

Thashii!

Gütiges Licht, ich dachte so sehr an Thashii, dass ich kaum mehr berechenbar war. Ja, vermutlich bin ich ein egozentrischer Narr, aber ich kann nichts behaupten, was ich nicht auch wirklich gedacht habe. Das wäre närrisch.

Und meine Gedanken waren bei Thashii, meine Tränen galten ausschließlich ihr. Ich glaube, in diesem Moment, wirklich erst in diesem Moment, da schloss ich dieses warme, wunderbare, erotische Kapitel meines Lebens für immer ab, begriff den persönlichen Verlust, den ich erlitten hatte.

Aber die Wunde werde ich immer in meinem Herzen mit mir tragen. Immer.

Thashii, du wirst unvergessen bleiben, ich schwöre es dir ...

Das Bombardement ... dauerte mehr als eine Stunde an, und wahrscheinlich war es einfach nur einer Form der morbiden Neugierde zuzuschreiben, dass ich dann schließlich jene Entscheidung traf, die mich letztlich überleben ließ.

Als endlich wieder Ruhe eingekehrt war – wenn man in diesem glutgeschändeten Inferno auf den rauchenden, aschebedeckten Hängen rings um den weiten Talkessel von Noolidan von Ruhe reden konnte –, rappelte ich mich in meinem ganz aschegrauen Raumanzug auf und ließ mir von der KI den Weg zur nächsten Absturzstelle beschreiben.

Verrückt, nicht wahr?

Aber wie schon im Thronsaal dachte ich – das, was ich SEHEN konnte, würde nicht so schrecklich sein wie das, was sich meine Phantasie AUSMALTE. Vielleicht stimmte das, vielleicht nicht, in jedem Fall brauchte ich Gewissheit. Vielleicht suchte ich Thashii ... ich kann es nicht mehr sagen. Ich war da etwas wirr und nicht mehr ganz beisammen.

Zu viele Schocks in zu kurzer Zeitspanne nacheinander ...

Ich wanderte durch eine ausgebrannte, infernalische Landschaft von entsetzlicher Monotonie, eine Wüstenei der vollkommenen Zerstörung, bar jeden Lebens. Dabei hielt ich mich stets auf den Hügelkämmen und achtete sowohl auf die unübersichtliche Bodenstruktur vor mir als auch ein wenig auf den Himmel, wo sich immer finstere Wolken zusammenballten. Am Horizont zuckten bereits weiße Blitze, und rollender Donner hallte mit deutlicher Verzögerung über das Tal.

Bald würde es hier sturzbachartig regnen, das war ganz klar zu sehen. Der entfesselte Hitzesturm hatte die Atmosphäre in Turbulenzen versetzt und das natürliche Klima gestört. Sobald die Glutwolke sich verteilte und die hochgewirbelte Asche die hohe Stratosphäre erreichte, musste

sich Feuchtigkeit daran kondensieren, zu den Wolkentürmen ballen und schlagartig entladen. Das konnte nur noch Minuten entfernt sein. Wenn ich mich dann nicht auf den Hügelkämmen befand, würden mich die entstehenden Schlammlawinen zu Tal zerren und umbringen.

Wir erreichten die erste Absturzstelle gerade, als die ersten Tropfen fielen.

Das noch immer glühende Metall des Wrackteils, das hier einen Hang Dutzende von Taay lang aufgewühlt hatte, zischte und umgab sich mit einer Dunstwolke, als die Regentropfen es trafen. Wenn ich das richtig identifizieren konnte – schwer genug wegen der Brandschäden und Verformungen durch jene Explosionen, die den natürlichen Zusammenhalt der Maschine zerfetzt hatten – , dann handelte es sich bei diesem Wrackteil um den Überrest eines Triebwerks.

Eindeutig eines allischen Triebwerks.

Benommen und ratlos erteilte ich das Kommando, weitere Trümmer zu suchen. Der Himmel mag wissen, was ich mir davon versprach. Die KI legte allerdings keinen Widerspruch ein, vielleicht deshalb nicht, weil sie dies als eine Form von „Arbeitstherapie“ verstand, mit der mein Geist vor dem drohenden Wahnsinn geschützt wurde.

Ein Wahnsinn, der unweigerlich über mich kommen würde, wenn ich die Ausweglosigkeit der Situation in voller Stärke begriff. Und da eine Anzug-KI unter anderem die Aufgabe hat, die Sicherheit ihres Trägers zu gewährleisten, gehört die Aufrechterhaltung der mentalen Stabilität nach Möglichkeit auch dazu – hier musste sie freilich improvisieren. Für solche Extremsituationen war die KI nicht programmiert worden.

Als wir das fünfte Wrackteil erreichten, prasselte der Regen in voller Stärke auf uns nieder, eine harte, kalte, mit Hagel durchmischte Naturgewalt, die auf mich einprügelte und mich in meinem Anzug zu verbissenen, wütenden Protestschreien animierte. Der erbarmungslose Regen verwandelte die Welt ringsum in eine reine, graue Gespensterkulisse aus Dampf, Schmiere und Nässe, und obwohl ich von der KI auf dem Pfad des geringsten Widerstandes und der minimalsten Gefahren geführt wurde, kam es doch des öfteren vor, dass ich dennoch ausrutschte und lang hinschlug. Ich klammerte mich an verkohlten Baumresten fest, um nicht hangabwärts gespült zu werden, kämpfte mich wieder hoch und rappelte mich immer wieder auf, immer wieder, wie eine Marionette, und ähnlich gefühllos kam ich mir auch inzwischen vor.

Der Weg zu dem nächsten Wrackteil schien in diesem neuerlichen Inferno ewig zu dauern, ich konnte kaum die Hand vor Augen sehen ...

Und dann fand ich statt eines Wrackteils an Position 5 die Kapsel.

25.

Im Nachhinein kommt es mir auch vor wie ein Traum, unwahrscheinlich, unglaublich. Aber so ist das oft im Leben, dass das, was uns unreal oder gänzlich unplausibel erscheint, Gestalt annimmt und Wirklichkeit wird. Politische Mandatsträger werden gewählt, denen man keine Chance ausgerechnet hätte, Revolutionen, die normalerweise mit Blutvergießen ohne Maß einhergehen, verlaufen unblutig, Gesetze werden beschlossen, die absoluter Unsinn sind ... solche Dinge passieren ständig.

Und manchmal werden auch Wunder Realität.

Einem solchen Wunder verdanke ich mein Leben.

Ich muss dazu noch etwas mehr sagen, zu den Kapseln, damit man versteht, wie viel Glück ich hier eigentlich hatte ...

Also, ein Alli-Kampfschiff besitzt traditionell Rettungskapseln. Zwar sind sie im Grunde genommen pro forma vorhanden, denn in den meisten akuten Gefechtssituationen, insbesondere im Zusammenhang mit Kämpfen gegen das Terrorimperium der Troohns, gibt es für die Besatzung schlicht keine Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

Wir Allis sind eben Krieger und ziehen es im Angesicht der Gefahr wirklich nicht vor, zu flüchten, obwohl es manchmal intelligenter wäre. Die meisten Allis – ich rechne auch meine Geschwister dazu – begreifen sich als potentielle Helden. Helden wie Ashbaar. Das habe ich aber erst auf Tuwihry gelernt.

Dennoch: diese Kapseln sind natürlich für den Fall der Fälle vorhanden. Sie dienen dazu oder sollen dazu dienen, Besatzungsmitglieder eines havarierten Schiffes in Sicherheit zu bringen und sind in bescheidenem Maße flugfähig. Natürlich besitzen sie keinen Matrixantrieb, dafür sind sie zu klein.

Diese Rettungskapseln, ellipsoide Gefährte aus hochverdichtetem Spezialkunststoff, die Platz für einen oder zwei Allis bieten, extrem hitzeresistent und mit einem autonomen Lebenserhaltungssystem ausgerüstet, sind dafür gedacht, auf Planeten zu landen und im Notfall auch wieder in den Weltraum zu starten und dort auf Rettung zu warten. In ihnen kann man bis zu 14 Tagen in einer Quasi-Stasis ausharren, bis Rettung erfolgt.

Wenn ein Schiff der allischen Streitkräfte havariert, trifft der SENSORKERN des Schiffes automatisch die Entscheidung, die Kapseln auszustoßen. Denn wenn man damit vielleicht auch nicht mehr den eigenen Besatzungsmitgliedern helfen kann, so ist es durchaus möglich, anderen Havaristen der eigenen Flotte Unterstützung zukommen zu lassen. Meist überspielt der SENSORKERN auch einen Teil seiner eigenen Daten in die autonomen KI-Kerne der Kapseln und rettet auf diese Weise einen Teil seines Ego vor der Vernichtung.

Sollte ein Schiff in der Nähe eines Planeten havarieren, so ist in der Regel die erste Reaktion einer Rettungskapsel, diese Welt anzusteuern und sich so dem direkten Zugriff des Feindes zu entziehen. Im Weltraum ist man immer sehr angreifbar, auf dem Planeten gibt es Tarnmöglichkeiten und vielleicht Überlebenschancen für die Insassen.

Diesen automatischen Reaktionen verdanke ich es, dass zahlreiche Trümmer, die den Planeten Tuwihry getroffen hatten, im Grunde genommen keine waren, sondern vielmehr Rettungskapseln. Ich schätzte, dass es ein paar hundert sein mochten, die hier planetenweit niedergegangen waren. Viele würden die verängstigten Shassluur in Angst und Schrecken versetzt haben.

Hier jedoch gab es keine Shassluur mehr.

Hier befanden sich nur meine Anzug-KI und mich, und wir standen im strömenden Regen und knietiefen Morast an dem Hang, in den sich die ursprünglich weiße, jetzt von schwarzen Riefen überzogene und versengte Rettungskapsel eingegraben hatte. Sie war etwa zur Hälfte im Boden

versunken, glühte aber nicht mehr. Der Regen musste sie schon gut abgekühlt haben. Das erleichterte natürlich, was ich zu tun beabsichtigte.

Ich begann ganz automatisch, das mehr als vier Taay lange Gefährt aus dem Schlamm zu graben, wie besessen und doch zugleich vorsichtig, weil ich nicht wollte, dass die sehr aerodynamische Kapsel den Hang hinunterrutschte, der hier immerhin eine Neigung von fast dreißig Grad aufwies. Der Boden des Tales war fast hundertdreißig Taay entfernt. Wenn die Kapsel da hinunterstürzte, würde sie vermutlich in den lehmbräunen Fluten des dahinströmenden Wildbaches verschwinden. Und wenn sie mich mitriss, konnte ich leicht erschlagen werden. So viel sollte mich meine Rettungsmöglichkeit dann doch nicht kosten ...

Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis ich den Einstieg freigelegt hatte. Dann überspielte meine Anzug-KI unseren Identifikationscode, und mit einem begeisterten Auflachen sah ich, wie die Lichter der Rettungskapsel auffunkelten und der Einstieg sich zischend öffnete.

Immer noch vor Erleichterung lachend, wahrscheinlich etwas hysterisch, rutschte ich in den Sitz hinein, einen leeren Sitz ... keine Ahnung, was ich getan hätte, wenn ich einen toten Kameraden hier vorgefunden hätte, wirklich, keine Ahnung ...

Ja, ich kam mir schmutzig vor, und es drangen Regen und etwas Schlamm mit in das Kapselinnere, aber das war mir wirklich vollkommen gleichgültig. Das Luk schloss sich über uns, und ich lag bäuchlings in der Rettungskapsel, glücklich und zufrieden.

Als ich schließlich nach dem Check des Bordstatus und der Prüfung der inneren Atmosphäre den Helm abschraubte, erfüllte ein schrecklicher Gestank das Innere – ein beißender, scharfer Gestank nach Asche, Schlamm und Rauch, der natürlich an mir und meinem Anzug haftete. Aber man konnte sich daran gewöhnen, ich musste mich daran gewöhnen. Es gab keinen Platz zum Umziehen und auch keine Möglichkeit der Reinigung an Bord.

„Ich bin ... Diplomatenaspirant Coshtuur“, sagte ich mit schrecklich heiserer Stimme. „Mitglied des BOTEN-Korps zur Kontaktaufnahme mit dem Regenten des Herzogtums von Voy-Xenn ... melde mich zurück. Bring mich in Sicherheit!“

„Willkommen, Diplomatenaspirant Coshtuur“, sagte die Kapsel-KI mit einer Sanftheit, bei der ich fast wieder hysterisch aufgelacht hätte, weil sie so völlig unreal klang. Wie eine Stimme, die man in einem Traum hört, während man als lebenslang Gefangener in einem Kerker hockt, täglich der Folter unterworfen. Sie hatte so gar nichts mit dem Chaos, Grauen und Tod ringsum zu tun. „Die Rettungseinheit SULVAASCH-111 kann den Planeten wieder verlassen, allerdings empfangen ich keine Transpondersignale vom Flaggschiff oder weiteren Flotteneinheiten. Vielleicht ist es deshalb sinnvoller, auf dem Planeten ...“

„Ich sagte: bring mich in Sicherheit!“, schrie ich auf. Ich gebe zu, hier gingen die Nerven mit mir durch. Ich ertrug keine Verzögerungen mehr, alles, was ich wollte, war: Weg von hier. Weg! „Hier unten sind wir nicht sicher. Bring mich hoch in den Orbit! Sofort!“

„Es gibt keinen Grund, erregt zu sein, Diplomatenaspirant Coshtuur. Ich gehorche natürlich Eurem Befehl, aber ich gebe nur zu bedenken, dass ich keine Transpon ...“

„Tu einfach, was ich gesagt habe! Sofort!“

„Wie Ihr wünscht, ehrenwerter Coshtuur.“

Ich sank erschöpft in die Polster zurück, registrierte kaum das Zischen der Gurte, die mich festschnallten. Stattdessen verlor ich das Bewusstsein.

26.

Man sagte mir, als ich hier in der Medostation erwachte, ich hätte fast 48 Stunden durchgeschlafen und, wie mir der Alli-Arzt Sraitoor erzählte, „das Aufregendste“ verschlafen. Dieser Idiot – Entschuldigung – hat wirklich keine Ahnung. Er mag ja fachlich in Ordnung sein, aber von dem, was ich hinter mir habe, weiß er überhaupt nichts ...

Die Rettungseinheit SULVAASCH-111 brachte mich wie befohlen in den Orbit von Tuwihry und wenig später auf halben Weg zu einem der Monde des Planeten. Das war deshalb wichtig, weil weitere Myriaden von Trümmern sonst unseren Weg gekreuzt hätten und Kollisionsgefahr bestand. Da ich bewusstlos war, reagierte meine Anzug-KI für mich und interagierte mit der Kapsel-KI.

Dutzende von Stunden driftete die Kapsel durch den Raum, und die Ortungsinstrumente registrierten zunehmend starke Gefügeerschütterungen in den benachbarten Sonnensystemen, ohne sie „begreifen“ zu können. Heute weiß ich, dass es sich um ganze Konvois von MINEUREN handelte, die die umliegenden Sternsysteme für die Okkupation durch das Terrorimperium vorbereiteten. Tuwihry ließen sie Zeit, da hier aller Widerstand sichtbar gebrochen worden war und es kein weiteres Ziel mehr gab. Die Shassluur stellten, da sie die systemüberschreitende Raumfahrt nicht kannten, kein Problem – sie konnten nicht flüchten.

Ja, sie konnten nicht flüchten ... dazu muss ich gleich noch etwas sagen ...

Dieser Aufschub an Zeit für Tuwihry war jedenfalls mein Vorteil.

Fast 48 Stunden nach dem Terrorangriff der Troohns auf Tuwihry, der die ganze Welt ins Verderben gestürzt hatte, erschien ein Suchschiff der Baumeister im Sonnensystem und belegte es mit einem intensiven Ortungsscan. Dabei stieß es automatisch auf das Rettungssignal meiner Kapsel und fischte vierundzwanzig weitere Allis in Rettungskapseln aus dem All.

Während ich mit der SULVAASCH-111 an Bord genommen wurde, erbebte der Weltraum, und ein MINEUR der Troohns brach aus dem Hyperraum, wobei er gleich eine ganze Heerschar von Xesroy-Angriffsschiffen mitbrachte. Das Suchschiff der Baumeister nahm mich an Bord, brach die Mission ab – verurteilte dabei einundvierzig weitere signalgebende Rettungskapseln und ihre Insassen zu Vernichtung und Tod – und brachte sich in Sicherheit.

Nur deshalb bin ich hier und heute imstande gewesen, diesen Bericht zu geben.

Ohne die Unterstützung durch die Medikamente und die Mentalscanner hätte ich natürlich nicht so ausführlich berichten können. Ich bin jetzt sehr erschöpft ... ich hoffe, ihr könnt die ganzen Stockungen und Wiederholungen aus dem Bericht löschen, damit er ... na ja ... eine vernünftige, lesbare und verständliche Version ergibt.

Ja, ich weiß natürlich auch, der Bericht ist an vielen Stellen egoistisch ..., vielleicht habe ich mich nicht stets so verhalten, wie sich ein vorbildlicher Diplomaten-Aspirant verhalten sollte, und wahrscheinlich ... also, wahrscheinlich bekomme ich auch einen negativen Eintrag in meine Akte, weil ich Ashbaar nicht geholfen habe ..., schließlich habe ich ja seinem Befehl zuwider gehandelt ..., und auch Kleines ... also, ich meine, dem BOTEN ... konnte ich nicht helfen ...

Aber ihr müsst das so sehen: hätte ich anders gehandelt, eben wie Ashbaar oder vielleicht meine Kameradinnen und Kameraden an Bord der SULVAASCH ..., dann hättet ihr hiervon gar keine Kenntnis bekommen. Außerdem hat es mir Kleines ja ausdrücklich befohlen, zu überleben und zu berichten ...

...wie? Ihr macht mir gar keine Vorwürfe?

Danke. Danke.

Aber ..., wenn ich noch eine bescheidene Bitte äußern darf ... könnt ihr nicht was für die Shassluur tun? Ich meine. .. auf Tuwihry sitzen Hunderttausende, MILLIONEN von ihnen fest und haben eben nicht die Chance, die ich besaß.

Die allischen Rettungskapseln kann man nur mit unserem Armeecode öffnen, und den haben sie nicht. Sie können mit ihren primitiven Raumschiffen nicht mal das System verlassen ... die Xesroy werden ihre schleichenden, lahmen Kisten einfach so abschießen, wie ... ja, wie taktische Ziele in unseren Simulatoren ... sie haben keine Chance gegen die Xesroy ... und wenn viele von ihnen auch wenig vorbildhaft sind, ich meine ... man kann sie doch nicht alle zum Tode verurteilen, nicht wahr? Sie sind doch lernfähig. Ihr korrupter Herzog ist tot, vielleicht sind die anderen imstande, ein demokratischeres Leben zu führen? Das muss doch möglich sein. Man muss ihnen doch eine Chance geben ...

Kann die Front nicht noch zurückgedrängt werden? Nur da? Für ein paar Tage?

...

Warum nicht? Bitte, warum denn nicht? Ich verstehe das nicht! Ihr könnt doch dieses Volk nicht einfach zum Tode verurteilen, nur weil es keine vernünftige Technik ... das geht doch nicht ... ich will das nicht glauben ...!

...

Ich will diesen Gedanken, den ich jetzt habe, eigentlich nicht denken, aber ... aber bei euren Worten muss ich unwillkürlich an die Bemerkung dieses Troohns denken ... daran, dass er die Baumeister Verräter genannt hat. Ich stehe loyal zum Oki-Stanwer-Gesetz, alles, was ich getan habe, meine ganze Laufbahn bestätigt das ... aber dieses Handeln, das ihr jetzt an den Tag legt, das lässt mich doch daran zweifeln, dass hier alles gesagt wird, was gesagt werden sollte ... und dann ist da auch immer noch die Frage von Kleines' Ursprung.

Wenn ihr schon nicht den armen Shassluur helfen wollt, könnt ihr mir dann wenigstens diese Frage beantworten?

Sagt mir – stammt Klivies Kleines tatsächlich von TOTAM? Und wie kam es, dass ich diesen Troohn hören und verstehen konnte? Das begreife ich nicht. Was verschweigt ihr mir? Was?

Was tust du da, SENSOR? LASS DAS ...! Nein ...

Epilog:

Als der Bericht des Alli Coshtuur abgeschlossen und die notwendige Betäubung ausgeführt worden war, notwendig deshalb, weil er anfang, wirklich gefährliche Fragen zu stellen und Loyalitätszweifel zu entwickeln, da stellte der SENSOR, jener glimmende Formenergiewurm, der den Bericht aufgenommen hatte, sicher, dass Coshtuurs Erinnerung entsprechend modifiziert werden würde, um diese problematischen Erinnerungen auszulöschen. Danach entfernte er sich behutsam über seine glitzernden Matrixpunkte wieder aus dem Raum. Es sah aus, als würde die lange, weißschimmernde Schlange aus Formenergie sich scheibchenweise in der Luft des Medozimmers entmaterialisieren und wie durch einen Zaubertrick von selbst auflösen.

Das hatte natürlich nichts mit Zauberei zu tun. Es war angewandte Technik.

Nahezu gleichzeitig materialisierte er im Zentrumsbereich des ZYNEEGHAR 9018, der bereits in den Matrixflug übergegangen war. Hierhin war das Scoutschiff der Baumeister geflogen, und man hatte, nachdem die Identität Coshtuurs unzweifelhaft feststand, sofort die Befragung in die Wege geleitet.

Die Ergebnisse der Befragung, teilweise unterstützt durch psychische Tiefensondierung, so dass zahlreiche Bilder aus dem Kortex in das Speichergedächtnis des SENSORS übergegangen waren, rechtfertigten die Handlungsweise vollkommen. Die Daten waren außerordentlich bedeutsam. Und sie warfen interessante Fragen auf, nicht nur für Coshtuur, sondern auch für den SENSOR selbst.

Der Baumeister Garas erwartete den SENSOR. Der Baumeister war ein bläulich glänzender Metallquader, wie es eben jeder Baumeister war. Er schwebte etwa einen Taay über dem Boden und vollführte auf mehreren Denkebenen zahllose Auswertungsprozesse gleichzeitig. Dennoch wandte er nach dem Erscheinen des SENSORS einen wesentlichen Teil seiner Aufmerksamkeit ausschließlich ihm zu.

Was ist deine Meinung?, erklang die lautlose Stimme des Baumeisters direkt in den Dateneingangskanälen des SENSORS. Außenstehende hätten von der Unterhaltung akustisch nichts mitbekommen.

#ist meine meinung gefragt oder eher eine risikoeinschätzung?#, konterte der Formenergie-Roboter nüchtern.

Der Baumeister bewegte sich ein paar Zentimeter lautlos. Er machte einen etwas ungehaltenen Eindruck. Deine Meinung.

#coshtuur ist traumatisiert. die ereignisse im tuwihry-system haben ihn schwer in seiner entwicklung zurückgeworfen. ich halte seine ursprüngliche einteilung für diese mission nach wie vor für einen fehler. was konkret sollen wir daraus gelernt haben, außer dass es möglich ist, dass allis den angriff der troohns überleben können?#

Die Bemerkung schien den Baumeister fast zu amüsieren, wiewohl das kaum spürbar war. Allein SENSOREN, die zum Teil seit Jahrtausenden mit dem minimalistischen Gestus der Baumeister vertraut waren, konnten solche geringfügigen Stimmungsnuancen verstehen. Andere Wesen, hauptsächlich Lebewesen von anderen Intelligenzvölkern, mussten Baumeister für überaus gefühlskalte Kreaturen halten. Was natürlich falsch war.

Oh, weitaus mehr, als dir bewusst ist, sagte Garas. Vielleicht sollte ich dir ein paar vertrauliche Informationen darüber zukommen lassen, was im Tuwihry-System WIRKLICH passiert ist.

Der SENSOR fühlte eine synthetisierte Emotion, die er sonst selten spürte: Neugierde.

Die Worte des Baumeisters Garas ließen schon jetzt erkennen, dass Tuwihry und damit auch der Verlust des BOTEN weitaus mehr gewesen war als nur ein schreckliches Massaker. Die Pläne der Baumeister, das musste er sich immer wieder vergegenwärtigen, umspannten mitunter Millionen und Milliarden von Jahren, und kaum ein Lebewesen lebte lange genug, um diese Verknüpfungen zu realisieren.

#es war ein plan?#, artikulierte er eine Frage.

Ja, es war ein Plan.

#er hat uns mehr als eine million allisoldaten gekostet. vor jedem gericht der alliierten streitkräfte würde man die verantwortlichen zum tode ...#

Man würde, bei Kenntnis der genauen Hintergründe, die Verantwortlichen für alle Zeiten zu Helden ernennen, widersprach der Baumeister ruhig.

Als das überraschte Schweigen des SENSORS eine Weile anhielt, ergänzte er freundlich: Wenn man den Plan kennt. Aber dieser Plan wird noch eine ganze Zeitlang ein Geheimnis sein.

#darf ich den grund dafür erfahren?#

Wir wollen TOTAM aufhalten.

#nun ... das ist unser ansinnen schon seit mehr als dreitausend ...#

Garas unterbrach ihn auf der Stelle, und diesmal klang er deutlich ungehalten. Halt mich nicht für dumm. Dies ist kein solcher Allgemeinposten, wie du vielleicht annimmst. Folge mir ein wenig, während ich dir die Hintergründe entwickle. Du wirst sehen, dass dies alles seinen Sinn hatte, all die Leiden, all die Massaker, all die Tragödien.

Die beiden so ungleichen Wesen begaben sich auf einen gemächlichen Wanderkurs entlang einer mehr als zehntausend Taared langen Ringbalustrade um den Kern des ZYNEE-GHARS, in dem die schwarzrote Glut eines manipulierten, teilnormierten Neutronensterns brannte. Helle Lichtblitze zeigten arbeitende Schöpfungshelfer an, die geduldig ultrakomprimierte Quasi-Neutronensternmaterie abschöpften und in Formreservoirs transmittierten, wo ultraverdichtete Verbundstoffe geschaffen wurden.

Der SENSOR wurde entgegen der Erwartung nicht etwa immer länger, vielmehr verlagerte er einfach seine Matrixpunkte. Es sah für Uneingeweihte so aus, als tauche die glitzernde Formenergieschlange, waagrecht in der Luft schwebend, immer wieder mit dem hinteren Teil ins Nichts ein und erscheine funkenstiebend etwas weiter vorne. Diese ruckartige Bewegung war natürlich eine optische Täuschung. Weniger intelligente Wesen hielten so etwas für schiere Zauberei. Auch das hatte damit natürlich nichts zu tun.

Garas erzählte ruhig. Die Geschichte begann eigentlich vor mehr als zwei Millionen Jahren, zu einer Zeit, als die Lichtmächte einen Plan ersannen, in diesem Universum frühzeitig TOTAM zu lokalisieren. Wie wir heute wissen, schlug dieser Plan fehl, denn wie schon einmal drang TOTAM auf unbegreifliche Weise irgendwo in das Schöpfungsraster des zweiten Universums ein und nistete sich hier wie ein Virus parasitisch ein.

#ja, irgendwo im reich der troohns#, ergänzte der SENSOR.

Richtig, stimmte Garas bereitwillig zu. Und da allein die Kampfgränze über siebenhundert Millionen Lichtjahre groß ist, ist es natürlich eine ganz einfache Sache, eine einzelne Welt zu finden, die offensichtlich gravitationsneutral ist ... ja, das ist eine Form von Sarkasmus, ich weiß.

Wir sind heute kaum schlauer als damals nach unserem ersten Kontakt mit den Troohns. Eine unangenehme Wahrheit, die wir gerne vor unseren Bediensteten verschweigen. Allerdings wissen wir heute mit Gewissheit, dass TOTAM dahinter steckt.

Garas gab einen seltsamen Laut von sich, der fast wie ein Seufzen wirkte. Er war ungewöhnlich emotional.

Der SENSOR registrierte das mit Besorgnis. Der jahrhundertelange Kampf gegen die Troohns schien bei den Baumeistern enorme psychische Schwierigkeiten zu induzieren – plausibel, denn diese Wesen waren es einfach nicht gewohnt, dass es irgendetwas gab, das ihnen mehr als ein paar Jahre oder vielleicht Jahrzehnte Widerstand bieten konnte. Aber gegen die Troohns kämpften sie nicht nur bereits Jahrhunderte – sie verloren gegen sie seit Jahrhunderten! Und es schien keine Wende in Sicht zu sein.

Kein Wunder, dass sich unter Baumeistern Stresssyndrome und Erschöpfungsmuster ausbreiteten. Es gab Theorien unter den korrespondierenden ZYNEEGHAREN, dass TOTAM womöglich auf einen Ermüdungskrieg hinarbeitete und die Troohns deshalb weiter expandieren ließ. Leider war die Wahrscheinlichkeit dafür sehr hoch.

Der SENSOR lauschte Garas' Worten weiter.

Als allmählich klar wurde, dass die Troohns auf traditionelle Weise nicht mehr aufzuhalten sein würden, setzten die Lichtmächte einen Plan um, den man verschlagen nennen könnte. Sie ersannen eine Falle. Vor ziemlich genau 1288 Standardjahren Alli-Zeitrechnung zitierten sie Klivies Kleines in den ZYNEEGHAR NULL, um ihn, wie es genannt wurde, „auf Herz und Nieren zu prüfen“.

#aber das war nicht alles#, erkannte der SENSOR klug.

Richtig, gab Garas freimütig zu. Er wirkte beinahe erleichtert, darüber reden zu können, und sei es auch nur zu einer energetischen Maschine. Der SENSOR machte sich noch einen besorgten Eintrag.

Kleines wurde manipuliert. Die speziell konfigurierten SENSOREN, die danach sofort annulliert wurden, veränderten die Schwingungsfrequenz von Kleines' Primärenergieüberladung minimal. Er selbst merkte davon nichts, und auch niemand sonst. Oberflächlich blieb alles beim alten.

Garas seufzte wieder. Aber von da an war unser braver BOTE eine Bombe.

Das stellte, gelinde gesagt, eine Überraschung dar, mit der der SENSOR nicht gerechnet hatte. Er fragte noch einmal nach: #eine bombe?#

Oh ja. Nicht eine von der Art, die explodieren würde. Er ist für das Licht definitiv ein zu kostbares Wesen dafür, einzigartig wie auch Oki Stanwer. Aber wir wussten, dass TOTAM danach streben würde, das Ungleichgewicht auszutariieren.

#dass TOTAM Kleines zurückholen würde? das war allgemein bekannt?#

Offensichtlich war Coshtuurs Bericht zumindest in diesem Punkt zutreffend gewesen: Klivies Kleines stammte von TOTAM, war einst Teil TOTAMS gewesen.⁷ Das, was der Troohn „SPLITTER“ genannt hatte.

Die Implikationen waren äußerst beunruhigend.

Sie befanden sich jetzt in Höhe eines mächtigen Eingangsportals in den Kernbereich. Ein mehr als hundertfüßig Taay hohes Dreiecksschott, das mit der Spitze nach unten wies – der Grund lag in der Weltanschauung der Baumeister verborgen und die Bauweise rief, da dieser Grundsatz unbekannt war, stets Unverständnis hervor – wies zum schmal wirkenden umlaufenden Steg, auf dem der Baumeister und sein energetischer Begleiter unterwegs waren.

Aus dem schwarzen, rotlichtern und gleißend weiß umloderten Singularitäts-Kern des ZYNEEGHARS stieg ein Schwarm energetischer Schöpfungshelfer⁸ empor, die die Baumeister auch bei der Realisierung von Raumquadranten unterstützten. Bis sie mit ihrer Fracht, teilgenormter Materie aus dem Kern der Singularität, das aufgleitende Schott passiert hatten, schwieg Garas. Danach erst setzte er die Unterhaltung fort.

Der Baumeister bestätigte sehr gelassen die Vermutung des SENSORS. In Baumeisterkreisen konnte Kleines' Herkunft offenbar schon lange kein Geheimnis mehr sein. Dass der BOTE selbst davon wusste, musste man indes eher anzweifeln. Vermutlich hatten die Lichtmächte Kleines' diesbezügliche Erinnerung gelöscht.

Ja, es wurde erwartet. Die Troohns ließen sich damit mehr Zeit, als wir dachten, und sie waren äußerst gründlich. Aber schließlich kam Tuwihry, und sie MUSSTEN zuschlagen. Der Plan ging auf.

Die bloße Vorstellung, dass die Baumeister Klivies Kleines' Entführung GEPLANT hatten, dass sie die Millionen Toten von Tuwihry billigend in Kauf genommen hatten, grenzte dessen ungeachtet an ein Verbrechen. Es war schlicht ungeheuerlich.

Allein der Tatsache, dass der SENSOR kein gut ausgeprägtes moralisches Bewusstsein besaß, war es zu verdanken, dass er keine Vorhaltungen machte. Es hätte wahrscheinlich auch seine sofortige Auslöschung bedeutet. Baumeister reagierten in dieser Beziehung sehr sensibel auf Kritik.

#ich verstehe, dass es euer bestreben war, kleines in die gewalt des feindes gelangen zu lassen#, gab der Formenergiewurm zu. #aber mir geht der sinn dieser maßnahme noch ab. bekanntlich ist nie eine expeditiionsgruppe aus dem feindbereich zurückgekehrt. Insgesamt 292 ZYNEEGHARE und mehr als eine halbe million schiffe ...#

Garas unterbrach ihn, bevor der SENSOR die Liste der Verluste der alliierten Streitkräfte Oki Stanwers gegen das Terrorimperium aus den zurückliegenden Jahrhunderten vervollständigen konnte. Du brauchst keine Allgemeinplätze zu wiederholen, ich kenne die Zahlen der Verluste. Die Verluste der letzten Tage hingegen waren wohl kalkuliert. Und natürlich sind die Troohns und TOTAM derselben Ansicht wie du. Dass wir eine strategische, enorme Niederlage erlitten haben und einen unglaublichen Blutzoll.

Das ist Absicht.

Siehst du, fuhr der Baumeister nach einer Weile des nachdenklichen Schweigens fort, der größte Trumpf TOTAMs ist natürlich seine Verborgenheit. Niemand von uns kann auf Distanzen von Millionen Lichtjahren TOTAM lokalisieren ... aber was wäre wohl, wenn wir nur noch eine fragliche Distanz von einigen Dutzend Lichtjahren zu durchsuchen hätten? Meinst du nicht, dass wir dann erfolgreich sein könnten? Sehr schnell erfolgreich?

#wahrscheinlich schon#, gestand der SENSOR ein.

Eine Ahnung erwachte in seinen energetischen Neuronen.

Dies also ist der finale Plan, gab Garas nun bekannt: Kleines wird, davon gehen alle Hochrechnungen aus, nicht nur zu einer zentralen Welt der Troohns gebracht werden, sondern nach TOTAM selbst. Dort oder in der direkten Umgebung wird unausweichlich eine Überladung mit TOTAM-Energie stattfinden, damit Kleines von den letzten Resten der Primärenergieüberladung gereinigt werden kann. Dies jedoch wird eine deutlich messbare Schwingung von Primärenergie auslösen, die durchs gesamte Universum spürbar ist.

Wider Willen war der SENSOR von der Weitläufigkeit und Präzision dieses Planes beeindruckt. Jetzt war das Verständnis vollständig. #und ihr lokalisiert auf diese weise TOTAM!#

Exakt. Was bedeutet, dass wir endlich das ultimative ZIEL vor Augen haben. Dann kann der PLAN FINALE starten, für den wir schon seit Jahrhunderten Streitkräfte zusammenziehen.

Sage mir selbst: wenn Tuwihry ein Ende des ewigen Krieges gegen die Troohns möglich machte und in unmittelbare Nähe rückte, wäre dies dann den Preis nicht wert, den wir gezahlt haben? Ich denke doch. Jede Familie wäre stolz darauf, dass ihre Söhne und Töchter Teil jenes ultimatzen Opfers wurden, mit deren Hilfe der Krieg beendet wurde. Sie werden uns nicht verfluchen, sondern uns danken.

Und da die Troohns exakt so gehandelt haben, wie wir ausrechneten – und sie zweifelsohne der Ansicht sind, dass wir sie nicht verfolgen können, weil wir das nie erfolgreich getan haben ... deshalb wird dieser Plan von Erfolg gekrönt sein.

#und coshtuur?#

Was soll mit ihm sein?

Der SENSOR konkretisierte seine Bemerkung. Dieser Punkt schien ihm noch ungeklärt zu sein.
#nun, es ist doch auffällig, dass er als einziges Mitglied des alli-korps sowohl eine primärenergetische entladung in nächster nähe als auch eine offensichtlich entropische schockwellenfront überlebt hat, die durch die sich selbst atomisierenden xesroy ausgelöst wurde ... die wahrscheinlichkeit, dass zufällig ein alli solche gewalten übersteht ...#

Garas lachte. Ja, wahrlich, er lachte!

#was ist daran so komisch?#

Ich bin froh, dass du kein Alli bist, SENSOR, gab der Baumeister freimütig zu. Sehr froh. Ein Alli hätte mich sicherlich zu töten versucht angesichts der von dir angestellten Vermutungen, denn sie sind zutreffend.

#coshtuurs einsatz war ebenfalls teil des plans?# Das kam jetzt überraschend.

Natürlich. Wir haben seit Jahrhunderten geplant, TOTAM mit Hilfe dieses Langzeitplanes zu lokalisieren, und natürlich brauchten wir dafür Zeugenaussagen. Es ist meinem Kollegen, dem Baumeister Nogon zu verdanken⁹, dass er auf die Idee kam, ein allisches Gen mutieren zu lassen, und zwar so mutieren zu lassen, dass die Ausprägung später zu einer Stoffwechsellinstabilität führen würde. Diese Mutation ist sehr selten, und da sie in verschiedenen Habitaten bei Fruchtbarkeitskontrollen zum Einsatz kam, ist es später schwierig, die Träger dieses mutierten Gens aufzufinden.

Die Ausprägung, die wir brauchen, ist aber unweigerlich so auffällig, dass wir die Träger früher oder später bei den Rekrutentests finden und aussortieren. Sie empfinden das selbstverständlich mehrheitlich als dramatische Einschränkung ihrer patriotischen Pflicht. Wir klären sie nie darüber auf, dass gerade SIE mit ihrer Stoffwechselproblematik dem Licht mehr helfen als eine ganze Legion motivierter Soldaten.

Coshtuur ist einer von etwa zwei Millionen Allis, die im Laufe der letzten zweihundert Jahre gezielt so geschaffen wurden, wie sie für diesen Zweck benötigt wurden – als Berichterstatter für den Fall von Klivies Kleines' Raub durch die Troohns. Die Stoffwechselkrankheit ist eine Nebenwirkung der weitgehenden Immunisierung gegen entropische Schockwellen, wie wir sie immer erwartet haben.

#hat kleines nie verdacht geschöpft?#

Garas lachte erneut. Bedenke, was du verlangst, SENSOR. Kleines ist ohne Frage ein höchst intelligentes und gefährliches Wesen, ein sehr hilfreiches Werkzeug. Aber was sollte er sehen? Er sah immer nur junge Diplomatenaspiranten, die seinen Dunstkreis bald wieder verließen. Und natürlich blieb ihm die Stoffwechselanomalie verborgen.

Von sich aus redeten die Aspiranten darüber nie, dafür hatten sie viel zu viel Ehrfurcht vor Kleines ... und sie befürchteten außerdem wohl, er würde sie als „nicht belastbar genug“ abweisen, wenn sie ihm davon erzählten. Eine realistische Befürchtung, wie mir scheint.

Kleines´ gezielt herbeigeführte Primärenergieüberladung und seine dadurch hervorgerufene Aura hat solche Wünsche in den Aspiranten stets unterdrückt. Auch in Coshtuur. Sie wollten nur in der Nähe dieser euphorisierenden Aura bleiben, und dafür mussten sie ihre genetische Schwachstelle notwendig verschweigen.

Jeder dieser Aspiranten hätte derjenige sein können, der diesen Bericht überbrachte ... dass es Coshtuur war, ist ein schlichter Zufall. Entscheidend ist allein, dass der Plan funktionierte. Das ist alles, was du wissen musst. Und ich brauche nicht zu betonen, dass von dieser Unterhaltung nie ein Wort diesen ZYNEEGHAR verlassen wird.

Das war Garas´ letztes Wort in dieser Angelegenheit.

Auf diese Weise wurde das ungeheuerliche Blutopfer von Tuwihry gerechtfertigt, jedenfalls intern. Nach außen hin galt diese Schlacht als ein furchtbares Gemetzel und als eine der grässlichsten Niederlagen des Lichts.

Als bald darauf die massiven Feindattacken gegen die Galaxis Twennar begannen und die Troohn-Kolonnen gegen die bekannten Reiche der Sterneninsel marschierten, da endlich erklang, mit deutlicher Verspätung indes, jener legendäre Impuls von Klivies Kleines´ Umpolung im Reich der Finsternis, klar akzentuiert und in all seinen Streuwellen von mehr als tausendvierhundert ZYNEEGHARE rings um die FRONT angemessen, die diesen Punkt eindeutig ausfindig machten.

Dieser Impuls machte, ganz wie geplant, das finale Angriffsunternehmen endlich möglich, das sich zu einem Wettlauf mit der Generaloffensive der Troohns entwickelte. Aber diese Geschehnisse sind wieder eine andere Geschichte, die eine eigene Darstellung erfordert ...

ENDE

© 2005 – 2007 by Uwe Lammers

Für WORLD OF COSMOS formatiert in 3 Teilen am 2. März 2025

Nachformatiert am 6. Oktober 2025

1 Vgl. hierzu auch die Shonta-Abenteuer in der Serie „Oki Stanwer und das Terrorimperium“, begonnen 2003.

2 Wie das aussieht, kann man in der Serie „Oki Stanwer und das Terrorimperium“, begonnen 2003, nachvollziehen, wo MINEURE in Aktion beobachtet werden können.

3 Vgl. TI-Bd. 40: „Schergen des Terrorimperiums“, 2006 (noch nicht als E-Book veröffentlicht).

4 Vgl. TI-Bd. 40: „Schergen des Terrorimperiums“, 2006.

5 Vgl. dazu die TI-Bde. 2: „Das ausgeplünderte System“ und 3: „Vhentars Schicksal“, beide 2003.

6 Vgl. dazu die TI-Bde. 32: „Krisenherd Xoor´con“ und 33: „Sturz ins Stahlherz“, beide 2005.

7 Vgl. zu Klivies Kleines´ Vorgeschichte den Roman „DER ZATHURAY-KONFLIKT“, 1991.

8 Diese Helfer kann man beispielsweise in Aktion erleben in OSM-Ebene 16 „Oki Stanwer – Der Mann aus dem Nichts“ (1983-1998), Bd. 85: „Pfadfinder in der Urzeit“, 1996 (OSM-Band 1054).

9 Mehr über den Baumeister Nogon ist in der OSM-Serie 2 „Oki Stanwer und das Terrorimperium“ (TI), begonnen 2003, zu erfahren.

Impressum

World of Cosmos 124 – Das phantastische Magazin erscheint im November 2025.

Verantwortlicher Redakteur: Alexander Kaiser, Cöllnkampstraße 2, 31028 Gronau, Telefon:
+49(0)1512345826, E-Mail: tiff26[at]gmx.de

redaktion@world-of-cosmos.de
www.world-of-cosmos.de

Das Copyright von Beiträgen verbleibt bei ihren Herstellern. Alle Beiträge sind auf Hobby-Basis. Es wird kein Honorar gezahlt.

Das Copyright von verwendeten Eigennamen wie z.B. „Perry Rhodan“, „Star Wars“ usw. liegen bei ihren jeweiligen Besitzern und / oder Rechteinhabern.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Rechte für namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben beim jeweiligen Autor. Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Texte, Illustrationen und Fotos.